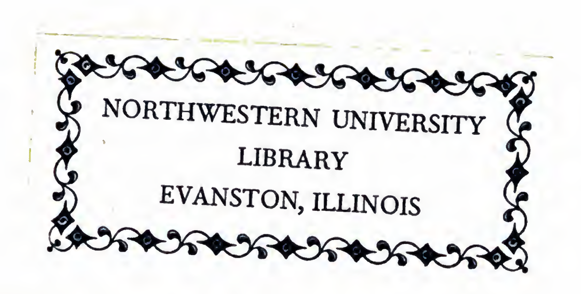



EX-LIBRIS
Immer höher muß ich steigen
Immer weiter muß ich schaun
GOETHE
GEORG
EDWARD





Georg Christoph Lichtenberg's

Vermischte Schriften.

Neue vermehrte,

von dessen Söhnen veranstaltete

Original-Ausgabe.

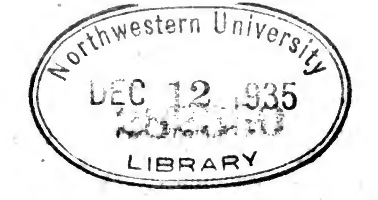
Mit dem Portrait, Facsimile und einer Ansicht des Geburtshauses des Verfassers.

Fünfter Band.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1844.



Inhalt

des fünften Bandes.

Vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

Über
die Weissagungen
des verstorbenen
Herrn Superintendenten Ziehen *)
zu
Zellerfeld.

Dieser Aufsatz wurde von dem Verfasser unter dem 26. Sept. 1780 zuerst in die göttingischen Anzeigen von gemeinnützigen Sachen — ein städtisches Wochenblatt, — Nro. 40 d. 30. Sept. 1780 S. 165 ff. eingerückt, steht auch im hannov. Magazin von 1780 Stück 85.

Bereits vor acht Wochen wurden die Weissagungen des Hrn. Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld von einer bevorstehenden großen Veränderung auf der Erde an einen meiner

*) Conrad Siegmund Ziehen, geb. 1727. gest. 1780. Anfangs Lehrer an einer Schule in Hannover, Feldprediger im hannoverschen Garderegimente, Caplan an der Hofkirche, Superintendent in Münden, zuletzt des Communion-Harzes und Hauptprediger zu Zellerfeld.

hiesigen Freunde im Manuscript geschickt, mit dem Auftrage, sie mir mitzutheilen, und meine Meinung darüber zu vernehmen. Ich gab dieselbe in wenigen Worten, wenn ich mich recht erinnere, dahin: Die Weissagungen wären zwar in einer für einen Schwärmer ziemlich simpeln und ordentlichen Schreibart abgefaßt, enthielten aber wahren Unsinn, wie alle andern neueren Weissagungen, nur mit astronomischen Kunstwörtern und vermeintlichen Beweisen aufgestutzt, wodurch aber Hr. Ziehen eine Unwissenheit in astronomischen Dingen verriethe, die mir bei einem Geistlichen und Gelehrten fast unbegreiflich wäre. Dabei erbot ich mich, meine Behauptungen, wenn es verlangt würde, geometrisch zu beweisen. Indessen breiteten sich diese Weissagungen immer mehr durch schriftliche davon gemachte Copien aus, und machten (nicht nur) eine Menge nicht gemeiner Leute, sondern selbst Männer von Einsicht in andern Dingen, aufmerksam und wohl gar unruhig, weil ein Theil von Hrn. Ziehens Weissagung bereits in Erfüllung gegangen sein sollte. Ein unvollkommener Auszug davon, der nicht viel mehr, als die bloßen Resultate enthielt, ging bis nach Obersachsen, und ich habe einen Brief von einem Gelehrten von dorther gesehen, der dieses Werk als eins der wichtigsten der neuern Zeit, und als voll von den tiefsten Einsichten in die Astronomie und das Innere der Natur ansieht. Ich wurde mehrmals ersucht, meine Meinung darüber öffentlich bekannt zu machen, ich schlug es aber immer aus, weil ich einem bloßen Manuscripte, das ich nicht einmal mehr in Händen hatte, nicht gern eine gedruckte

Widerlegung entgegensetzen wollte. Allein da nunmehr ein Auszug davon wirklich gedruckt ist *), und sogar zum Verkauf den Leuten in die Häuser gebracht wird; da die Herausgeber dieses Aufsatzes in der Vorrede sagen: es errege noch jetzt in den braunschweigischen und benachbarten sächsischen und rheinischen Landen allgemeine Aufmerksamkeit, und sie selbst wären überzeugt, er sei einer ernsthaften Beurtheilung und Überlegung würdig: so ist es wohl der Mühe werth, ein Mal ganz in der Kürze zu zeigen, daß das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheulicher Fehlschluß ist, daß ich mich nicht erinnere, je etwas Ähnliches gedruckt gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse des Astronomen Kindermann **) sein,

*) Unter dem Titel: Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa, und einen Theil Deutschlands treffen, und mit dem Ende des Septembermonats anfangen wird. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla. Frankfurt und Leipzig 1780. 48 Seiten. Später wiederholt aufgelegt. — Das eigentliche Werk selbst ist nach des Verfassers Tode (von einem Kaufmann Gotthard in Zellerfeld) herausgegeben, als: Anzeige eines bevorstehenden außerordentlichen Erdfalls und erklärende Theorie desselben. Nebst einem Anhange. Frankfurt und Leipzig 1786. 8. auch unter dem Titel: Ziehens Schriften, 1ster Band; wovon mehr nicht erschienen.

**) Eberhard Christian Kindermann — Enkel des Magisters, Predigers und Seniors, Balthasar Kindermann, in Magdeburg, geb. 1616, gest. 1706, — der sich Mathes. et Astro-

der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem stillen Meere sehen könnte.

---

nomiae Cultorem nennt, und als Secretarius zu Dresden bezeichnet wird, schrieb: „Reise in Gedanken durch die eröffneten allgemeinen Himmelskugeln, auf welchen alle von Gott erschaffenen Weltkörper, sowohl deren Namen, Natur und Eigenschaften nach, ganz genau betrachtet, als auch, wie alle diese Körper in Kometen, und endlich in ein Nichts verwandelt werden, imgleichen auf was vor Art eines jeden, und besonders unser jüngster Tag dereinsten erfolget, gründlich gehandelt wird ɪc." von Einem Christlichen Künstler, Kinder! man nennt sich zu Vermeidung eitler Ehre nicht gerne. Rudolstadt 1739. 8. mit Kupfern. In einer neuen, 1744 ebendaselbst unter dem Titel: Vollständige Astronomie ɪc. ebenfalls mit Kupfern erschienenen Ausgabe dieses Werks führt das Capitel XVIII folgende Überschrift, die wir glauben hier folgen lassen zu dürfen: „Von denen Fix-Sternen gegen Norden; wie es komme, daß die in denen Nordlichen Creyssen befindlichen Fix-Gestirne mehr funkeln als andere? — imgleichen, ob man kein Instrument durch die Kunst anfertigen könne, wodurch man alle diese so weit entlegenen Fix-Gestirne, so uns gar nicht aufgehen, dennoch unsern Augen sichtbar machen kann, und ob man durch ein solches Instrument alles auf der andern Seite der Kugel befindliche sehen und wahrnehmen könne? wie ein solches Instrument wohl aussiehet und beschaffen sein müsse? wie auch, worinnen der Nutzen desselben bestehe, und was man vor Wunderdinge dadurch eröffnen kann? Ferner, ob es möglich ist, daß man mit einem solchen Wunderinstrumente auch die See besehen könne? wobei endlich die Möglichkeit, wie ein sol-

Man höre nun den Verfasser: „Die Erdfläche von Europa, sagt er S. 12, senkt sich bald gegen Norden, bald gegen Süden, doch so, daß sie sich immer mehr gegen Süden senkt.“ Also etwa so wie ein zinnerner Teller, den man auf einer Gabelspitze schlecht balancirt, einige Mal schwankt, und dann herabstürzt. Dieser Hauptsatz, von dem er ausgeht, muß nothwendig bewiesen werden. Wird er erwiesen, so sinkt Europa südwärts, und Herr Ziehens Weissagungen stehen fest, wird er hingegen nicht erwiesen, so steht Europa fest, und Hr. Ziehens Weissagungen fangen an zu schwanken, und stürzen zusammen. Hr. Ziehen hat dieses gefühlt, er holt also seinen Beweis aus den Tiefen der Astronomie, und dem Buch Chevilla, her. Die Capella, sagt er (ein Stern der ersten Größe im Fuhrmann), steigt immer mehr nach Norden herauf, ihre Mittagshöhe wird größer, und die Polhöhe kleiner. Dieses läßt sich (S. 32. 33.) schlechterdings nicht anders erklären, als daß der Horizont sich gegen Süden zu senkt, und vertieft. Da steht nun Hr. Ziehens Beweis, und das südliche Europa sinkt. Diese tiefe Weisheit hat er aus einem gewissen Buche Chevilla oder Chevila genommen, das ich nicht kenne, auch nicht zu kennen verlange, wenn mehr dergleichen Absurditäten darin vorkommen sollten, oder auch schon dieser einzigen wegen nicht. Die ersten Anfänger in der prakti-

---

ches mathematisches und optisches Seh-Rohr verfertigt werden kann, und wie es von außen und innen figurirt und beschaffen sein muß, deutlich gewiesen wird.“

schen Astronomie wissen, daß die Astronomen auf dem festen Lande die Sternenhöhen nicht von den Gränzen der Aussicht (dem bürgerlichen Horizont) an rechnen. Uns Göttingern könnte also der Weißner *) und alle die südlichen Gebirge einstürzen, ohne daß dadurch die Höhe der Sterne nur um eine Secunde vermehrt würde. Auf der See bedient man sich zwar der Grenze der Aussicht, aber nicht ohne Verbesserung, deren dieses Hülfsmittel unter gewissen Umständen bedarf. Man sagt, ein Stern befinde sich am Horizont, wenn eine gerade Linie von ihm nach dem Auge gezogen einen rechten Winkel mit der durch das Auge gehenden Verticallinie macht, er befinde sich nun in der Grenze der Aussicht oder nicht. Dieses war Eine Absurdität. Ferner hat zwar Hr. Ziehen Recht, wenn er sagt, die Capella nähere sich dem Scheitelpunkte (jetzt ungefähr 5 Secunden des Jahrs); allein dieses ist nicht bloß eine Eigenschaft der Capella, sondern unzähliger andern Sterne, und bei einer unzähligen Menge findet gerade das Gegentheil Statt, sie nähern sich dem Horizonte, Alles nach so längst Schülern bekannten Gesetzen, daß man auf 1000 Jahre voraus bestimmen kann, wo sie stehen werden. Hätte Hr. Ziehen statt seiner Capella, die, der Himmel weiß warum, im Buche Chevilla steht (vielleicht der großen Ähnlichkeit zwischen Capella, Chevilla, Sibylla und Cabbala wegen), den weit schönern Sirius betrachtet, so würde er gefun-

*) Oder Meißner, der 2000 Fuß hohe Gipfel im churhessischen Werragebirge.

den haben, daß der sich dem südlichen Horizonte nähert, so wie sich seine Capella davon entfernt; also eben so, wie Hr. Ziehen aus der Capella beweist, daß das südliche Deutschland gesunken sei, eben so läßt sich aus dem prächtigen Sirius und unzähligen Andern beweisen, daß es sich gehoben habe. Dieses ist die zweite Absurdität. Ferner sagt er, die Capella erhöbe sich im Meridian des Niederrheins. Hierin ist gar kein Menschenverstand mehr. Die Erhebung der Capella besteht in ihrer vergrößerten nördlichen Abweichung, und alle Örter in der ganzen Welt, denen sie südlich von ihrem Zenith culminirt, sehen sie dadurch höher. Dieses ist die dritte. Nähert sich endlich die Capella dem Pol, so wird sie sich bei ihrem untern Durchgange durch den Meridian auch vom nördlichen Horizonte entfernen, das heißt, nach Herr Ziehen müßte auch der nördliche Horizont, so wie der südliche, gesunken sein. Dieses ist die vierte. Er sagt, auf der südlichen Halbkugel sei es deßwegen kälter, weil die Sonne auf die eingesunkene Erde schiefer aufscheine. Allein versteht man denn die Sache nicht so: in Gegenden, die im Sommer hier und im Sommer dort die Sonne gleich hoch am Mittage sehen, ist es auf der nördlichen Halbkugel wärmer, als auf der südlichen? Sehen sie aber die Sonne gleich hoch, so scheint sie auch gleich schief auf. Das ist die fünfte.

Die magnetische Materie, sagt er, strömt sonst auf unserer Halbkugel von Mittag nach Norden, bekommt aber daselbst (bei Vulkanen), eine veränderte Richtung, sie strömt von oben nach unten. Dieses ist die sechste und siebente. Denn

strömt die magnetische Materie auf unserer Halbkugel von Süden nach Norden, so strömt sie auch auf der andern Halbkugel so. Oder gibt Hr. Ziehen der Erde zwei Nordpole, und heißt die Gegenden um die Linie Süden? Auch bei uns strömt diese Materie, wenn sie überhaupt strömt, von oben nach unten, etwa unter einem Winkel von 73 Graden, und mehr als beim Vesuv.

Doch ich werde müde, solche Abgeschmacktheiten zu widerlegen, und schäme mich, indem ich dieses schreibe, wenn ich bedenke, daß vernünftige Leute glauben möchten, ich habe sie aus eigener Überzeugung einer ernstlichen Widerlegung werth geachtet. Ich folgte aber bloß dem Bitten einiger Bekannten. Ich setze nur noch hinzu, daß es mir nicht schwer fallen sollte, die Zahl der Abgeschmacktheiten dieser in aller Rücksicht elenden Broschüre, bis auf 20 und 30 zu vermehren, wenn ich es der Mühe werth achtete, sie genauer durchzugehen. Also, da stürzen nun die Weissagungen des Hrn. Ziehen dahin, und Europa steht fest.

Allein seine Weissagungen sind doch zum Theil eingetroffen, sagt man. Eingetroffen? Was ist denn eingetroffen? Er weissagte einen Erdbruch, durch welchen Mähren von Österreich und Tyrol, Böhmen von Baiern, die Alpen von Deutschland, Frankreich und die Niederlande von Deutschland u. s. w. getrennt werden sollten; daß das Wasser im Canal so vertrocknen würde, daß die Flotten auf den Grund würden zu sitzen kommen. Und nun ereignet sich eine kleine Erderschütterung am Rhein. Was? der Mann weissagt einen allgemeinen Krieg, und

nun glaubt man, seine Weissagung sei in Erfüllung gegangen, wenn sich ein paar Bauern klopfen. Er setzt auf eine Quaterne nach bestimmten Auszügen, und denkt, er sei ein Prophet, wenn eine einzige Nummer davon aus dem Glücksrad kommt? Am Rhein sind die Erdbeben nichts weniger als selten, und mit einem gewissen Spielraume von Zeit lassen sie sich wohl vorhersagen. Jeder, der eine Ambe im Lotto gewinnt, ist ein größerer Prophet als Hr. Ziehen.

Auffallend ist es den Herren Herausgebern, daß Hr. Ziehen seine Aussage mit einem Eide habe erhärten wollen. Fürwahr, dieses Urtheil der Hrn. Herausgeber ist sehr auffallend. Herr Ziehen war ein redlicher Schwärmer, kein Betrüger, wie Schröpfer *), er wollte also nur mit dem Eide erhärten, was ihm jeder, der sein Buch liest, und sich auf Physiognomik des Styls versteht, gern ohne Eid glauben wird, nämlich, daß er Alles selbst glaube, was er da sage, und mehr konnte er nichts damit erhärten, wollte er durch einen Eid erhärten, daß das südliche Deutschland allmälig sinke, weil die Capella sich erhebe, so hätte er wider Vernunft und Geometrie geschworen.

Nun genug hiervon. Meine Leser werden mir vergeben, daß ich eines bereits verstorbenen Mannes Buch so hart ange-

*) Johann Georg Schröpfer, berüchtigter Betrüger, bankerotter Kaffeewirth in Leipzig, nannte sich Baron von Steinbach und franz. Obristen, erschoß sich im Rosenthale bei Leipzig 8. October 1774.

gangen habe, da er sich nicht mehr vertheidigen kann. Allein seine Sätze lassen sich nicht vertheidigen. Ich würde, wenn er noch lebte, eben so geschrieben haben, nur hätte ich vielleicht alsdann noch hinzugesetzt: Wie konnten Sie, als ein rechtschaffener Seelsorger, ohne einen einzigen der Sache kundigen Mann zu befragen, eine solche Schrift ins Publikum gehen lassen, die den Untergang von 7000 Ortschaften verkündigt, die also Tausende desto unruhiger machen wird, je gelehrter und je rechtschaffener Sie sind, der sie schrieb? Wie konnten Sie, der über die Gemüther Ihrer Gemeinde wachen, und wider den Aberglauben derselben streiten soll, sich auf diese Weise in Gefahr setzen, der Schutzpatron alles Aberglaubens zu werden? Denn der Unwissende, der glaubt, Sie haben hier demonstrirt, wird glauben, ein Anderer könnte vielleicht Andern abergläubischen Unsinn demonstriren. Sie haben freilich geglaubt, Sie hätten Alles demonstrirt, und Ihr Satz sei eine physikalische Entdeckung; allein eine so wichtige, schwere und gefährliche Entdeckung muß kein vernünftiger Mann bekannt machen, ehe er Leute, die der Sache auch gewachsen sind, darüber befragt hat. So ungefähr würde ich ihn angeredet haben, jetzt mögen diese Worte seiner Nachahmer wegen hier stehen. Herr Ziehen hat auch geweissaget, daß mancher bei seinem Buche lächeln würde. Diese Weissagung ist richtig eingetroffen, und gewiß befindet er sich jetzt vor Gott mit unter der Zahl *).

---

*) Wir dürfen hier wohl noch bemerken, als einen Beweis,

welche Wichtigkeit und welchen Glauben Hr. Ziehen seiner Weissagung beilegte, daß er dieselben den Regierungen in Hannover und Braunschweig, mittelst eines Pro-Memoria, gleichsam als Warnungsanzeige, im Januar 1780, zur Kenntniß brachte. — Wie verbreitet der Glaube an dieselben im Volke zum Theil war, geht auch daraus hervor, daß einzelne Gemeinden, in Erwartung der Ereignisse, ihre Felder nicht mehr bestellen wollten. Nach einer Neujahrspredigt des Generalsuperintendenten Dahme zu Clausthal vom Jahre 1786, soll Ziehen auch geweissagt haben, daß an einem bestimmten Tage im Sommer 1785 der Brocken Feuer speien, und die Lava bis Böhmen hin das Land überströmen werde. Sogar über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete sich der Ruf der Weissagung, wie eine am 15. Januar 1780 (soll wohl heißen 1786) von Lavater, wider die Furcht vor Erderschütterungen, über Psalm 46. v. 2—4, in Zürich gehaltene Predigt zeigt.

Noch ein Wort
über
Herrn Ziehens
Weissagungen.

Aus dem göttingischen Magazin, 2tem Jahrg. 5tem Stücke 1782. S. 309 ff.

Ein Ungenannter hat in dem 8ten Bande der Chronologen des Hrn. Wekherlin S. 14. sich Herrn Ziehens wider mich angenommen. Der Verfasser des Aufsatzes scheint ein sehr rechtschaffener Mann zu sein, und seine Art sich auszudrücken, verräth sicherlich keinen angehenden Schriftsteller. Es ist auf diesen wenigen Blättern in einer bündigen Kürze auch Alles gesagt, was sich für einen redlichen Propheten des 18ten Jahrhunderts sagen läßt. Allein der Verfasser geht in seiner Defensionsschrift doch, wie mich dünkt, hier und da zu weit. Er sucht nicht bloß begreiflich zu machen, wie ein wohlmeinender und in vielen Dingen auch einsichtsvoller Mann in solche Fehler habe gerathen können; sondern er findet auch die Fehler selbst noch sehr

erträglich, und Ziehens fieberhaftes Faseln nicht sehr von Büffons *) süßen Träumen, oder gar von den Schlüssen der wachenden Vernunft im Astronomen verschieden, der die Bahn eines Kometen berechnet. Das ist viel zu viel. Würden freilich diese und andere Sätze des Verfassers überall mit dem Sinn gelesen, mit dem sie von ihm geschrieben sind, so wollte ich kein Wort darüber verlieren. Allein dieses ist selten der Fall, und jetzt vielleicht weniger als jemals. Man hat zu allen Zeiten Weissagungen Gehör gegeben, zumal den unangenehmen, wenn sie mit etwas mystischer Physik aufgestutzt, sich an irgend ein wahres, aber nicht in seinem ganzen Umfange erkanntes Sätzchen im Kopfe des Lesers anzuschließen schienen; allein ich weiß nicht, ob sie immer einen so großen Schutz von einer allzudemüthigen Philosophie erhalten haben, als jetzt. Daß unser Wissen Nichts ist, haben einige in dem geschäftigen Dienste der Wahrheit grau gewordene Männer erkannt, aber gewiß nicht mit dem Geiste ausgesprochen, mit dem es ihnen jetzt skeptische Indolenz hier und da nachspricht. Die Zahl derer, die sich, anstatt den Weg der Beobachtung und der Mathematik einzuschlagen, lieber durch irgend ein spagyrisches oder theosophisches Schlupfloch in das Heiligthum der Natur einzuschleichen suchen, nimmt daher täglich zu. Vielleicht wissen es die wenigsten unserer Leser, daß es in Deutschland und in Frankreich, und

*) Georges Louis Leclerc, Graf von Büffon, geb. 1707, gest. 1788.

warum nicht auch in andern Ländern, eine unglaubliche Menge von Menschen gibt, und darunter auch Gelehrte, ja sogar Naturforscher, die in den Stunden, die sie von ihrem Dienste abmüssigen können, und zuweilen auch mitunter in denen, worin sie etwas Besseres thun sollten, das Bächlein von Erkenntniß suchen, welches ehemals als ein unerschöpflicher Rio de la Plata im Paradiese, voll und gemeinschaftlich strömte. Sie glauben nämlich, Adam habe beim Sündenfalle nicht alle physikalischen und metaphysischen Kenntnisse eingebüßet, sondern noch einige zerstreute Sätze daraus auf seine Kinder gebracht, diese hätten sie wiederum den ihrigen mitgetheilt; und so erstrecke sich nun, den Lehren des Euklides und Aristoteles parallel, aber unendlich erhabener und feiner, eine Kette von Kenntnissen über den Köpfen von Tausenden weg, von denen man aber doch die Spuren in den göttlichen Werken weniger Auserwählten, als des Raymundus Lullius*), Jacob Böhms**), Herrmann Fictulds***),

*) Raymundus Lullius, geb. 1253 auf Majorka, berühmter Alchemist, wurde vom Abt Cramer, dem Könige Eduard III. von England vorgestellt, dem er 1330 das Gold zu seinen Rosenobeln gemacht haben soll.

**) Jacob Böhm, Theosoph und Mystiker, geb. 1575, gest. 1624.

***) Herrmann Fictuld, ein angenommener Name, schrieb: Der längst gewünschte und versprochene chemisch-philosophische Probierstein, auf welchem sowohl die Schriften der wahren Adepten, als auch der betrüglichen Sophisten geprüft werden. Dresden 1740. u. m. a.

des Johann de Monte Snyders*), des Albaro Alonso Barba**), in der *Catena aurea Homeri****), im doppelten Schlangenstab, oder dem kurzen und langen Weg zur Universaltinctur†), worin besonders die dun-

---

*) Johannes de Monte Snyders, soll Mondschneider geheißen haben. In Gegenwart Kaiser Leopolds I. verwandelte er 1660 in Wien mit einem einzigen Gran Tinctur ein ganzes Pfund Blei in Gold; that Ähnliches 1667 in Aachen. Schrieb: Tractatus de Medicina universali, ex tribus generibus extracta per universale menstruum. Deutsch von A. G. Berlig, Frankfurt und Leipzig, 1678.

**) Albaro Alonso Barba, Kunstmeister, Priester der Gemeinde der St. Bernhardskirche in der königl. Stadt Potosi im Königreiche Peru, schrieb ein Werk: Arte de los metales etc. Madrid 1640. 4. das als: Bergbüchlein ins Deutsche übersetzt 1676 in Hamburg erschien, und hochgeschätzt war.

***) *Catena aurea Homeri.* — Die goldene Kette, woran, nach der homerischen Mythologie (Ilias VIII. 19), Jupiter das Universum zu sich herauf zu des Olympus Höhen, alle Macht der Götter aber ihn nicht herunter zu ziehen vermochte, hat bekanntlich schon den ältesten Erklärern zu den mannichfaltigsten Auslegungen Veranlassung gegeben. Hiernach scheint sehr erklärlich, daß Mystiker und Alchemisten unter der „goldenen Kette Homers" ein passendes Bild ihrer geheimen Wissenschaft finden konnten.

†) Dorothea Juliane Wallich, eine sächsische Alchemistin, der Sage nach die Tochter eines Adepten, schrieb oder gab nach des Vaters Handschrift unter Anderm heraus:

kele Lehre vom trocknen Wasser in ein eigenes Licht gesetzt wird, anzutreffen seien. Hierher gehört nun hauptsächlich das Buch Chevilla, aus dem Hr. Ziehen seine Weissagungen geschöpft hat. Dieses Buch Chevilla ist nicht allein ein äußerst schwer geschriebenes Werk, dieses hat es mit allen den tiefsinnigen Werken eben genannter Weisen gemein; sondern es unterscheidet sich von allen schwergeschriebenen Büchern hauptsächlich noch dadurch, daß es schon sehr schwer ist anzugeben, was es eigentlich ist, und wo es ist. Das ist alles Mögliche. Einige glauben, es stehe in der Bibel, ob es gleich noch niemand darin gesehen hat, und ob es gleich selbst die nicht darin gesehen haben, die glauben, es stände darin. Nach diesen wäre es also eine Art von Bibelseele, oder eine Naturlehre und Metaphysik in jene seligmachende Lehren aufgelöset, die dereinst entweder durch eine neue Offenbarung oder durch beständiges Studium zur Präcipitation werden gebracht werden. Die Vortrefflichkeit der biblischen Moral leuchte ohne Commentar ein, weil die Menschen ohne Tugend nicht bestehen können, hingegen seien die übrigen darin liegenden Kenntnisse nicht so nöthig und werden daher später offenbaret. So habe man lange mineralische Wasser getrunken, und ihre stärkende Kraft gefühlt, ohne zu wissen, daß

„Das mineralische Gluten, doppelter Schlangenstab, Mercurius philosophorum, langer und kurzer Weg zur Universaltinctur. Durch D. J. W. von Weimar in Thüringen.“ Leipzig 1705. 8. Neue Ausgabe: Frankfurt 1722. 8.

eine Luft darin stecke, welche die Thiere tödtet, und etwas von der Materie, woraus wir unsere Degenklingen und das kleine Schießgewehr verfertigen. So viel vom Buch Chevilla *). Es verhalte sich nun damit wie es wolle, so ist so viel gewiß, was Hr. Ziehen zur Präcipitation gebracht hat, ist nichts werth, und völlig dem gemeinen Niederschlag ähnlich, der sich in den Werken der ersten Anfänger zeigt, die sich in Sachen mischen, wovon sie nicht einmal die Anfangsgründe verstehen. Und doch hat neulich jemand für das Buch Chevilla 50 Ducaten geboten. Ja Bücher, wie die oben angeführten, von denen man kaum erwarten sollte, daß sie diesseits der Thüre des Tollhauses geschrieben sein könnten, werden noch täglich gedruckt und aufgelegt, also auch mit Beifall gelesen. Hr. Kraus in Wien **) weiß sehr wohl, was das für ein Handel ist. Und in solchen Zeiten wollen noch Männer von Geist, deren Philosophie zu fest gegründet ist, um selbst etwas fürchten zu dürfen, aufstehen und ihre vielleicht durch tiefes Studium erlangte Einsicht von der Unvollkommenheit menschlicher Theorien anwenden, den Untersuchungsgeist in andern zu lähmen, und sie glauben zu

*) Mehr von diesem Buche enthält der Anhang zu dem oben angeführten ziehenschen Aufsatze, so wie des Pastor Emerit. M. Chrn Fr. Götse, Schrift: Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes. Sorau und Leipzig 1786.

**) Chef einer damaligen Verlagsbuchhandlung? deren etwaige Nachfolgerin wir zu ermitteln nicht vermocht haben.

machen, jede freiwillig eingestandene Unwissenheit sei eine gelehrte — und das Alles bloß um einen rechtschaffenen Mann zu entschuldigen, dessen Rechtschaffenheit gar hierbei nicht bezweifelt wird? Ich bin so sehr überzeugt, als es der Verfasser nur immer sein kann, daß Hr. Ziehen ein redlicher Mann war; allein ich glaube nur noch dabei, und mit eben der Überzeugung, daß seine Weissagungen abscheulich sind, und nicht im geringsten mehr Aufmerksamkeit verdienen, als jede andere, die auf Jahrmärkten herumgetragen wird, und vielleicht noch weniger. Wir wollen einmal sehen. Warum sollen wir Hrn. Z. Weissagungen nicht schlechtweg verwerfen? „Etwa, weil unsere Physik ein Faden ist, der in der Luft schwebt, und unsere angenommenen Grundsätze nicht der Rede werth sind *)?“ Das will sagen, unser Wissen ist Stückwerk, aber sind es unsere Weissagungen nicht auch, zumal wenn, wie bei den ziehenschen, unser Stückwerk von Wissen hinreicht zu zeigen, daß sie gar nichts sind? „Oder weil er ein redlicher verschlossener Mann war, der viele und tiefe Untersuchungen angestellt hat?“ Antwort. Für seine Redlichkeit hat er die Achtung vieler vortrefflicher Männer erhalten, und selbst, daß man gegen seine Irrthümer noch schreibt, hat er zum Theil dieser Redlichkeit zu danken. Was seine tiefen Einsichten betrifft, so finden sich in der Schrift, auf die hier Alles ankommt, nicht die mindesten Spuren, keine eigene Beobachtung, keine kritische Benutzung

*) S. 21. Anm. des Verfassers.

der Beobachtungen Anderer, kein zusammenhängendes Raisonnement, nicht einmal ein zusammenhängender Traum; gar Nichts. Hingegen von Allem der bloße Schein, falsch verstandene Beobachtung mit ungeheuren und wiederum falschen Folgerungen daraus; Anwendungen der Astronomie, die über alle Maßen elend sind ꝛc. Das südliche Europa sinke allmälig, weil sich die Capella erhebe, und sie erhebe sich im Meridian des Niederrheins, sind zwei Sätze, wozu sich vollkommen ähnliche nur im Fieber finden lassen, und gehören in eben die Physik, aus welcher jemand vor 10 Jahren die nassen Sommer dadurch zu erklären glaubte, daß die Welt näher an die See gerückt sei. Und doch sind dieses gerade die Grundsäulen der ganzen ziehenschen Prophezeihung, und worauf sich vermuthlich bei ihm die ganze Überzeugung gründete. Er dachte, wenn das südliche Europa sinke, wie denn dieses mathematisch erwiesen wäre, und das nördliche stehe fest, so müsse es nothwendig über kurz oder lang irgendwo brechen, es geschehe nun wo oder wann es wolle. Und solche Irrthümer setzt der Verfasser den Epochen der Natur des großen Büffons entgegen, und heißt es Kometenbahnen berechnen? wie will er dieses vor Newton's, Halley's *) und Dörfel's **) Schatten verantworten?

---

*) Edmond Halley, geb. 1656, gest. 1742. Professor zu Oxford, königl. Astronom zu Greenwich.

**) Georg Samuel Dörfel, Prediger in Plauen, Superintendent in Weida, starb 1688. Erfinder der nachmals Newton zugeschriebenen, neuern Theorie der Kometen (1681).

„Aber von Z. Schrift haben wir das Ganze nicht, und ohne das sollte man nicht urtheilen.“ Ums Himmels willen was mag das für ein Ganzes sein, zu dem solche Glieder gehören, und die noch dazu der Künstler, um seinen Freunden einen Vorschmack vom Übrigen zu geben, vorzeigt und Copien davon machen läßt. Ist dieses Aufsteigen der Capella (in Spanien, Portugal, Italien rc. sinkt sie), ein unerhebliches Stück der ziehenschen Theorie, warum gibt er sie als eine Probe? Und ist es ein erhebliches, so wird die ganze Theorie nicht bloß unerheblich, sondern sie wird gar Nichts. Ich sehe überhaupt nicht, warum man um die ziehenschen Weissagungen mit so viel skeptischer Zurückhaltung herumgeht. Man muß Herz haben, solches unzusammenhängendes Zeug für Possen zu halten, sie kommen von wem sie wollen. Ob der Mann tiefsinnig gewesen sei, muß seine Schrift ausweisen, und nicht durch Aussagen von Freunden erwiesen werden wollen. Mancher hält für Tiefsinn, was dem Kenner gar Nichts ist, und für ein großes Unternehmen, was viele Zeit und Sitzen kostet, es ist aber gewiß, daß in der Welt sehr viel Schlechtes mit Schweiß und Mühe geschieht. Mir ist ein Mann bekannt, der viele Jahre über dem Pe mobile (so nannte er das perpetuum mobile) zubrachte, große Bogen Papier zusammenklebte, und sie auf dem Boden des Zimmers voll multiplicirte, und das so lange, bis über der allzuheftigen Anstrengung die rechnende Maschine still stand, noch ehe die berechnete zu gehen anfing, und er dahin starb, nicht ohne den Ruhm, ein guter, arbeitsamer und dabei nicht unwis-

sender Mann gewesen zu sein. Und ich weiß noch wirklich von mehreren Personen, die mit weitläuftigen Untersuchungen beschäftigt sind, die sich vermuthlich eben so endigen werden. Eine schwärmerische Vorüberzeugung von der Möglichkeit der Ausführung erhält einerseits ihren Fleiß, während Mangel an genugsamen Kenntnissen in den Hülfswissenschaften immer den Weg von der andern verlängert. Wie glücklich wären nicht solche, oft sehr rechtschaffene Männer, wenn sie einen vertrauten Freund hätten, nicht ihren Tiefsinn zu bewundern, oder ihre Einbildungskraft mit herzoglichmichelschen*) Ideen noch mehr zu verwirren, sondern ihr ganzes Unternehmen freimüthig zu prüfen. Allein man hat mir gesagt, solche Erfinder sollen sogar vor der Überzeugung vom Gegentheil fliehen, und die Leute vermeiden, von denen sie sie erwarten können. Es ist dieses ein Trieb, der gemeiniglich bei der zärtlichsten Liebe steht, der Gegenstand derselben sei nun ein geliebtes Kind oder ein geliebtes Project. Und es mag freilich eine schmerzhafte Empfindung sein, den Liebling unsers Herzens, mehrere Jahre durch

*) Johann Christian Krüger, geb. 1722, gest. 1750, Schauspieler und Schauspieldichter, schrieb unter andern, — nach Joh. Adolfs Schlegels Erzählung: das ausgerechnete Glück, in den bremer Beiträgen, 4ter Band, S. 32 ff. 1747 — ein Lustspiel von einer Handlung, unter dem Titel: „Herzog-Michel," welches der Verfasser hier im Sinne hatte. S. Johann Chr. Krügers poetische und theatralische Schriften, von Joh. Friedr. Löwen. Leipzig 1763. S. 447 ff.

den Vertrauten unserer besten Stunden und die erwählte Stütze in unserm Alter, auf einmal, und auf Lebenszeit dem Zuchthaus übergeben zu sehen.

Über das Eintreffen der Weissagungen des Hrn. Z. habe ich schon meine Meinung in der kleinen Schrift gesagt. Solche Dinge können schlechterdings nicht eintreffen, und, wenn es so scheint, so ist die beste Erklärung: wenn man den Wolf nennt rc. Zum Beschluß muß ich noch ein Paar Worte über eine Stelle der Schrift sagen, die von Vielen falsch verstanden werden könnte: der Verfasser sagt nämlich S. 21: „Ein profunder Gelehrter zu **Göttingen** (und zwar ist Göttingen auch da mit Schwabacher gedruckt), schrieb im vorigen Herbst: In diesen stürmischen Nächten habe ich an Ziehen gedacht. Der Mann ist doch wohl nicht simpler Visionär gewesen. Er hat etwa nur den Ort verfehlt, an dem er Revolutionen der Natur voraus sah. In Westindien ist ja viel davon vorgegangen, und zwar fast um die bestimmte Zeit. Vielleicht sah er auch nur zu viel.“ Mich dünkt, dieses hätte der rechtschaffene Verfasser weglassen müssen. Er gewinnt sicherlich bei den Gelehrten, die ich ihm nennen könnte, und die für eigentliche Richter hierüber, wenigstens nach dem jetzigen Grad menschlicher Einsichten in diese Dinge, eben so gut erkannt werden können als irgend ein Ungenannter, nichts; mir hingegen hätte er bei Leuten, die nichts von der Sache verstehen, und das sind eben nicht immer die ohnmächtigsten und bescheidensten, schaden können. Daß sich übrigens ein profunder Gelehrter vor der Erfüllung einer Weis-

sagung zumal in einer stürmischen Nacht fürchtet, würde mich nicht wundern, selbst wenn er ein profunder Physiker oder Philosoph wäre. Fürchtete sich doch Hobbes*) des Nachts vor Gespenstern, und solcher Hobbesianer gibt es noch sehr viele. Die Freundschaft gegen Grundsätze hält so wenig, wie die gegen Nebenmenschen, immer die Probe aus. Auch besteht diese gewiß wohlgemeinte, und außerdem nur in einem Privatschreiben, wie ich verstehe, geäußerte Entschuldigung sehr gut mit dem, was ich gesagt habe. Die Entschuldigung sagt: Hr. Ziehen hat sich im Orte geirrt: (und zwar nicht wenig, er sprach vom Canal und Baiern, und der Sturm war in Westindien). Er hat sich in Absicht auf die Größe geirrt; (und wiederum nicht wenig, die Schiffe im Canal sollten auf den Grund gerathen, und Baiern sich von Böhmen trennen rc., und was ereignete sich? Einer von den Stürmen,

— — durch die der Herr der Erden
Die Krämer beugt, daß sie nicht Fürsten werden.

Und wo ereignete sich dieser Sturm? Antwort: im rechten Vaterlande der Wirbelwinde, der Donnerwetter und Orkane; wo den 1. Aug. 1781 schon wieder 20 große Schiffe ganz verunglückten und mehrere beschädigt wurden; wo, wie man schon aus der Karte sehen kann, lange vor unserer Zeit und unsern

---

*) Thomas Hobbes, geb. 1588, gest. 1679. Unter andern Verfasser der Werke «de Cive» und des «Leviathan.» Stand in Verbindung mit Baco, des Cartes, Gassendi, Galilei rc.

Weissagungen sich alles dieses schon viele tausend Mal in sehr viel höherem Grade ereignet haben muß (und das aus Ursachen, die nicht sehr tief liegen, und die vermuthlich das Band, welches sowohl das südliche Amerika an das nördliche, als Perus Reichthümer an die madriter Schatzkammer anknüpft, schon so dünne genagt haben:) dieses sagt die Entschuldigung. Und was sagte ich? Alles dieses auch; nur ohne Entschuldigung, weil es mir unmöglich war, im frankfurter Ristretto von den letzten Jahren irgend etwas von einer Krämerzüchtigung (Revolution heißt es in der Entschuldigung) aufzutreiben, aus der sich das Fortrücken der Nachtgleichen hätte erklären lassen.

Unsere Leser muß ich um Vergebung bitten, daß ich eine solche Sache hierher bringe. Es ist nicht meine Schuld. Nachdem Hrn. Ziehens Schrift viele Personen von einer gewissen Classe erschreckt hatte, wurde ich gebeten, etwas dagegen bekannt zu machen, und dieses that ich im hiesigen Wochenblatt 40sten St. 1780. Es ist nicht Jedermanns Sache, und am allerwenigsten die meinige, wie Möser *), Wochenblät-

*) Justus Möser, geheimer Justizrath in Osnabrück, geb. 1720, gest. 1794. Die vortrefflichen Aufsätze, welche er von dem Jahre 1767 an, größtentheils in die Beilagen zu den stadtosnabrückschen Intelligenzblättern lieferte, sind von seiner Tochter J. W. J. von Voigts, unter dem Titel: Patriotische Phantasien, gesammelt und herausgegeben (1774) und später öfters aufgelegt. Seine sämmtlichen Werke, neu geordnet und aus

ter für eine Stadt zu schreiben, die zugleich Blätter für die Welt sind. Die Schrift wurde aber an zwei Orten nachgedruckt, und nun in einer Schrift angefochten, in die ich die meinige nicht hätte einrücken, und auf eine zu bescheidene Weise, als daß ich hätte schweigen können.

---

seinem Nachlasse gemehrt, gab B. K. Abeken, 1842 und 1843 in 10 Theilen in Berlin heraus.

Bemerkungen
über
ein Paar Stellen
in der
berliner Monatsschrift
für den December 1783.

Aus dem göttingischen Magazine, 3ten Jahrgangs 6tem Stücke, 1783. S. 953 ff.

Die Stellen, von denen hier die Rede ist, stehen S. 533 und 534 des erwähnten Stücks. Herr Bibliothekar Biester*) muthmaßet, daß der vortreffliche Verfasser des Briefs**) über

*) Johann Erich Briester, geb. 1749, gest. 1816. Mit Friedrich Gedike (geb. 1754, gest. 1803) von 1783 an Herausgeber der ältern berliner Monatsschrift.

**) Dieser Brief (Aufsatz): Über den seeligen Ziehen. Von einem Zellerfelder (H. G. Rettberg), steht in der berl. Monatsschrift a. a. O. S. 517—532.

Hr. Ziehen unter dem Spott, meine Schrift verstanden habe. Ich bin dieses gern zufrieden, da Hr. B. auf dergleichen Beschuldigungen so passend und meisterhaft antwortet, und setze nur noch hinzu, daß manche Dinge, ohne den mindesten Zusatz von Lachen erregender Materie, sogleich lächerlich werden, wenn man nur den Nimbus wegwischt, hinter dem sie versteckt lagen, und unter diese Dinge gehört, nach dem Zeugniß aller Vernünftigen, die ziehensche Behauptung, von der die Rede ist. Auf der 534 Seite wird gesagt: „ich und andere hätten bewiesen, daß Ziehens Gedanke eine erbärmliche Grille sei, und daß eben dieses der gleich darauf folgende Aufsatz des Hrn. Prevost*) noch deutlicher zeige.“ Hierüber will ich nun ein Paar Anmerkungen machen, die, wie ich überzeugt bin, diese beiden vortrefflichen Männer eben so freundschaftlich aufnehmen werden, als ich sie wohlmeinend niedergeschrieben habe. Ich glaube nämlich:

1) daß Hrn. Prevost's Aufsatz die Sache nicht allein nicht deutlicher darstellt, sondern daß der Aufsatz, seiner sonst übrigen Vortrefflichkeit unbeschadet, gar nichts gegen Hr. Z. beweiset, und 2) daß Hr. P. bei manchen Personen einen seiner

*) Isaac Benedict Prevost, geb. 1755, gest. 1819. Professor zu Montauban. Verfasser mehrerer geschätzten physikalischen Aufsätze in wissenschaftlichen Sammlungen. Der angeführte Aufsatz steht a. a. O. S. 537 ff. unter der Überschrift: Über den angeblichen Einfluß des Sternes Capella. Ein Brief an die Herausgeber.

Absicht gerade entgegengesetzten Eindruck könne gemacht haben. Hr. Z. sagt: die Capella entferne sich vom südlichen Horizont, nun aber seien ja die Fixsterne fix, folglich müsse der Horizont und das südliche Deutschland sinken. Hierauf antwortet Hr. P., die Capella entferne sich nicht vom südlichen Horizont, sondern nähere sich ihm. Allein offenbar redet Z. gar nicht von einer eigenen Bewegung der Capella, wo sollte er von der gehört haben? Und hätte er davon gehört oder gelesen, so hätte er auch wohl behalten, daß sie südlich sei. Nein! Ziehen meinte wohl, die scheinbare Bewegung der Capella, wodurch sie sich wirklich alle Jahr um 5 Secunden von dem südlichen Horizont entfernt, die in vielen Fixsternenverzeichnissen unter dem Namen Variation angegeben wird, und die ihm beim flüchtigsten Durchblättern der astronomischen Bücher bekannt werden mußten. Gesetzt aber, auch jene erstere Bewegung, von der Hr. P. redet, wäre ihm bekannt gewesen, so hätte er nicht die geringste Ursache gehabt, deßwegen seinen Gedanken fahren zu lassen. Er hätte sagen können: Gut! die Capella hat eine eigene Bewegung nach Süden, aber wie groß ist denn die? Antwort: $1/5$ Secunde in einem Jahre; die andere aber, die vom Sinken des Horizonts herrührt, ist 25 Mal größer, es bleiben mir also noch $24/5$ Sekunden übrig, um welche das südliche Deutschland sinkt; und, hätte er fortfahren können: ihr werdet mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich aus der eigenen Bewegung eines einzigen Sterns eine Bewegung des Horizonts herleiten will, während alle andere benachbarte Sterne stehen bleiben, aber

seht nun hin, nicht allein Capella entfernt sich jährlich vom Horizont, sondern auch die Hoedi *). Also gesetzt auch, was aber nicht ist, H. P. Widerlegung hätte den Hrn. Z. ganz um seine liebe Capella gebracht, so hätte er nur sagen dürfen, ich habe mich bloß im Stern geirrt, ich habe nicht gewußt, daß die Capella eine eigene Bewegung hat, womit sie dem südlichen Horizont nachgeht, aber seht die andern an, die entfernen sich doch, und deßwegen sinkt der Horizont. So viel zum Beweis meiner ersten Behauptung, und nun ein paar Worte zum Beweis der zweiten. Daß die Sonne mit ihren Planeten als Trabanten, sich selbst fortbewegt, ist zwar schon oft gemuthmaßet, aber erst in diesen Tagen so zu reden, durch Beobachtungen wahrscheinlich gemacht worden. Die Entdeckung, woran Hr. Prevost so rühmlichen Antheil hat, gehört mit unter die größten in der Astronomie. Sagt man also, daß Hr. Z. Behauptung erst recht deutlich durch diese neue Lehre widerlegt werde, so gewinnt dadurch unstreitig Ziehens Satz bei vielen Menschen sehr viel, zumal, wenn diese Menschen hören sollten, daß doch Manches in dieser neuen Lehre noch nicht so ganz ausgemacht sei, und Z. wird wohl gar entschuldigt, weil zu seiner Zeit die Säze, die ihn eigentlich widerlegen konnten, noch nicht ausgefunden oder wenigstens noch nicht zu einer Widerlegung geordnet waren. Wenn jemand behauptete, das Nordlicht wäre

---

*) Zwei Sterne vierter Größe, auf der Schulter des Fuhrmanns.

der Widerschein von den Häringen in der See (und gerade ein solcher Satz ist der ziehensche), und ich wollte dagegen sagen: In den neuesten Zeiten habe Volta*) eine merkwürdige Eigenschaft der halbleitenden Körper entdeckt, und darauf ein elektrisches Mikrometer gegründet; durch dieses habe man gefunden, daß die Luft beim Nordlicht immer elektrischer sei als sonst, daher sei es wahrscheinlich, daß das Nordlicht elektrischen Ursprungs sei; so geschähe doch wirklich dem Häringssystem zu viel Ehre, auch wenn es dadurch widerlegt würde. Hier aber kommt noch dieses hinzu, daß Hr. Ziehens Capellensystem gar nicht einmal durch den Angriff erschüttert wird, wenn er sich nur in die Winkel zurückzieht, die ich angezeigt habe.

---

*) Alexander Volta, geb. 1745. gest. 1826.

Nachricht
von
Pope's Leben und Schriften,
aus
Johnson's Prefaces biographical and critical to the works of the english poets. London, 1781 *).

Wenig Werke sind in den neuesten Zeiten in England mit dem Beifall aufgenommen worden, womit man Johnson's Leben von englischen Dichtern durchaus aufgenommen hat. Dieses Glück werden sie überall haben, wo man gesunde Kritik, in bündigem, präcisem, wohlklingendem, also fast vollkommenem Ausdruck vorgetragen zu schätzen weiß. Unstreitig ist dieses das herrlichste Product dieses außerordentlichen Mannes. Zuerst folgen die vornehmsten Lebensumstände des Dichters und

*) Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs, 1stem Stücke 1782. S. 62 ff. unter der Überschrift: „Über einige englische Dichter und ihre Werke, aus ꝛc.“ Die Absicht, einige andere engl. Dichter folgen zu lassen, ist nicht ausgeführt.

dann eine Beurtheilung seiner vorzüglichsten Werke, nicht nach den windigen Regeln einer Experimentalkritik, die so lächerlich ist, als eine Experimentalgeometrie, und worauf sich doch bei uns der Credit vieler gerühmten Dichter gründet, sondern Alles ist raisonnirt und auf Regeln zurückgebracht, die so lange dauern werden, als Menschengefühl dauert. Wie würden nicht die Luftblasen von Oden, die man uns als Werke für die Ewigkeit anpreist, bloß weil ein paar Knaben, die unter die größten Lappenmäuler der Nation gehören, Ihr Herr Jeh wie schön! dabei ausrufen, vor der Prüfung dieses Mannes schwinden!

Ich denke unsern Lesern in diesen Blättern Einiges aus diesem Werke mitzutheilen — Anekdoten von den Dichtern, und Kritik über ihre vorzüglichsten Werke, oder wo nicht immer die letztere, doch das Urtheil eines Mannes von dem feinsten Gefühl, das als Surrogat für sie dienen kann. Den Sinn seiner Urtheile hoffe ich zu treffen, allein ich verzweifle gänzlich daran, sie mit der Stärke und dem Wohlklang auszudrücken, mit dem es im Original geschehen ist, wo Beides, Sinn und Ausdruck zugleich zeigen, daß die Verleger nicht sowohl das Werk veranlaßt, als vielmehr einen Mann, der einen großen Theil seines Lebens über den Werken jener Dichter zugebracht hat, aufgemuntert haben, seine Gedanken über sie, die eben so sehr die Frucht eines tiefen Studiums, als die unnachahmliche Darstellung derselben oft das Werk eines glücklichen Zufalls, zu sein scheint, an das Licht zu geben. Ich mache mit dem Manne den Anfang, der in unsern Tagen auch noch den Zusatz zu sei-

nem unsterblichen Ruhm erhalten hat, von unsern bewunderten und nirgends gelesenen Teutonen ein Klatscher genannt zu werden *).

---

*) Dieß bezieht sich auf die oben, Th. 4. S. 265 in dem Aufsatze: „über die Pronunciation der Schöpse ꝛc.“ vorgekommene Äußerung. Vielleicht interessirt es manchen Leser zu erfahren, wo Pope so qualificirt worden, und lassen wir daher das desfallsige Sinngedicht, zumal es kurz ist, aus dem deutschen Museum, Th. 1. S. 239 hier folgen:

Der englische Homer.

Mit sicherm Zügel, still und hehr,
Lenkt auf der Himmelsbahn der Göttersohn Homer
Die Sonnenross' Apolls, und überstralet milde
Mit Lebenskraft und Reiz elysische Gefilde.
Da hüpft, neumodisch angethan,
Herr Pope leicht daher, ersucht den Wundermann,
Ihm seine Staatskaross' ein wenig abzutreten,
Und lächelnd weicht Homer dem schmächtigen Poeten.
Er hängt den Rossen Schellen an,
Setzt breit sich auf den Sonnenwagen,
Dem reichen Brittenvolk eins vorzujagen,
Und knallt galant: mit Ungestüm
Entkollern dem schmächtigen Mann
Die stolzen unsterblichen Rappen,
Hoch über den Sirius hin; und tief, tief unter ihm
Herrscht Grönlands Winternacht, Geheul und Zähneklappen.

In des Herrn Voß, an den Herausgeber des deutschen Mu-

Alexander Pope.

Pope ward am 22sten Mai 1688 geboren, und starb den 30sten Mai 1744. Sein Körper war schwächlich, und in seiner ersten Jugend seine Gemüthsart sanft und gefällig. Sein Körper blieb, was er anfangs war, bis an sein Ende, allein sein Gemüth wich von dieser ersten Richtung ab. Pope blieb immer schwächlich, allein er wurde endlich bitter und hartnäckig. In seiner Kindheit hatte seine Stimme etwas so Reizendes, daß man ihn die kleine Nachtigall nannte. Er lernte von seiner Tante lesen, und liebte Lectüre von seinem 8ten Jahre an, seine Hand bildete er nach gedruckter Schrift, und brachte es in dieser Art von Fractur zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, und schrieb sie sein ganzes Leben hindurch schön, übrigens war seine Hand schlecht. Ogilby's *) Übersetzung des Homer, und Sandys **) vom Ovid erweckten in ihm den Dichter.

---

seums, gerichteten „Vertheidigung gegen Hrn. Prof. Lichtenberg" (1782. Th. 1. S. 219), ist dieser Angriff, als von einem der Seinigen („von uns") herrührend, von ihm anerkannt.

*) John Ogilby, geb. 1600, gest. 1667. Zuerst Tanzmeister, dann Master of the King's revels in Ireland, Schauspieldirector und Buchdrucker. Unter Anderm Übersetzer des Virgils und Homers.

**) George Sandys, geb. 1578, gest. 1643. Sohn des Erzbischofs von York; machte große Reisen, paraphrasirte Theile der Bibel, übersetzte Ovids Metamorphosen (1627. 1632).

Sandys hat er es öffentlich gedankt, dem Ogilby nicht. Von sich selbst sagte er, er habe schon in Versen gelallt, und wisse sich der Zeit nicht zu erinnern, da er keine Verse gemacht habe. Sein erster und Hauptvorsatz war, ein Dichter zu werden, und zufälliger Weise ging seines Vaters Absicht mit ihm eben dahin, er schlug ihm sogar Gegenstände vor, und munterte ihn zum Feilen auf, und sagte dann, wenn er glaubte, es wäre Alles richtig: das sind brave Reime!

Bei seinem Studiren der englischen Dichter reizte ihn sehr bald Dryden's Versification, die er als das Modell betrachtete, das studirt werden müsse, und faßte eine solche Ehrfurcht für diesen Lehrer, daß er einige Freunde bat, ihn mit sich nach dem Kaffeehause*) zu nehmen, welches Dryden besuchte, und fand sich schon damit beruhigt, daß er ihn gesehen hatte. Dryden starb den 1sten Mai 1700, einige Tage eher als Pope 12 Jahr alt war. Also so früh fühlte er die Macht der Harmonie und den Drang des Genies. Seine erste poetische Frucht war seine Ode auf die Einsamkeit, die er vor seinem 11. Jahre schrieb, und in der nichts ist, was nicht andere frühzeitige Knaben auch geleistet haben; die überhaupt Cowley's**) Versuchen in diesem Alter nicht beikommt. In seinem 14ten

---

*) Will's Coffee-house.

**) Abraham Cowley, geb. 1618, gest. 1667. Dr. med. Wegen seiner Oden wohl Pindarus Anglorum genannt. Schrieb lateinische und englische Gedichte.

Jahre übersetzte er die Thebais des Statius, und gab einigen Erzählungen des alten Chaucer ein mehr gefälliges Kleid. Seine Versification hatte nun ihre Form angenommen, und er übertraf (in seinem 14ten Jahre) an Geschmeidigkeit derselben sein großes Muster selbst: allein, dieses ist das Wenigste, was man für jene Zeit zu seinem Lobe sagen kann: Er zeigt eine solche Bekanntschaft mit dem menschlichen Leben, sowohl überhaupt, als mit den Vorfällen der großen Welt, daß es kaum begreiflich ist, wie ein Knabe von vierzehn Jahren zu Binfield, mitten im Forst von Windsor, zu solchen Kenntnissen habe gelangen können.

Um italienisch und französisch zu lernen, ging er auf eine kurze Zeit nach London, wo er bald damit, so weit es seine Absicht erforderte, fertig war. Vom Italienischen findet man eben nicht, daß er sonderlich viel Gebrauch im Künftigen gemacht habe. Nach seiner Rückkehr nach Binfield, waren seine eigenen Verse sein größter Zeitvertreib. Er versuchte alle Arten derselben, und schrieb über eine Menge Gegenstände. Er schrieb eine Komödie, ein Trauerspiel, ein episches Gedicht Alcander, und ein Lobgedicht auf alle Potentaten von Europa, und glaubte, wie er selbst sagt, er wäre nunmehr das größte Genie, das je gelebt hätte. Indessen, so wie seine Urtheilskraft reifer wurde, so schmolzen jene Werke der Kindheit weg. Alcander wandelte auf Hrn. Atterbury's *) Rath ins Feuer. Vom

*) Atterbury, geb. 1662, gest. 1731. Bischof von Roche-

Trauerspiel weiß man nur noch, daß es sich auf eine Legende von der heil. Genoveva gründete. Was aus der Komödie geworden ist, ist gänzlich unbekannt. Er übersetzte den Cicero de Senectute, studirte Tempels Versuche und Locke vom menschlichen Verstande. Alles dieses geschah, ehe er 16 Jahr alt war; um diese Zeit wurde er Sir William Trumbal, ehemaligem Gesandten zu Constantinopel und Staatssecretair *), vorgestellt, da er sich von öffentlichen Geschäften in die Gegend von Binfield zurückzog. Der funfzehnjährige Knabe bezeigte sich bei der ersten Zusammenkunft so, daß er und der Staatsmann Freunde wurden und nachher Briefe wechselten. Mit seinem 16ten Jahr hebt sich sein eigentliches Schriftstellerleben an. In diesem schrieb er seine Hirtengedichte. Sie wurden, wie sie es wohl verdienten, den Dichtern und Kritikern der damaligen Zeit vorgelegt, und mit Bewunderung gelesen. Nun wurde er mit den Dichtern bekannt, besuchte das Kaffeehaus der schönen Geister, wo Dryden präsidirt hatte, und erschien als declarirter Dichter. Sein Fleiß, diese ganze Zeit über, war unermüdet und seine Neugierde unersättlich, er bereicherte seinen

---

ster, König Wilhelms III. und der Königin Caplan. Des Hochverraths angeklagt, starb er in seinem Exil zu Paris.

*) Unter Wilhelm III. Sir William war damals einige 60 Jahre alt. Er starb 1716 zu East-Hamstead in Berkshire (bei Binfield). Unter andern Eigenheiten dieses Mannes wird erzählt, daß, als er im Jahre 1687 zum Gesandten in Constantinopel ernannt worden, er den Weg dahin zu Fuße gemacht habe!

Geist mit Thatsachen und Bildern, und verschlang Alles, was ihm seine Bücher hierzu darboten, mit wenig unterscheidender Gierigkeit. In seinem 21sten Jahre schrieb er seinen Versuch über die Kritik, ein Werk, so voll von alter und neuer Gelehrsamkeit, und von solcher Kenntniß des Menschen, solchem unerschöpflichen Witz, und das Alles in der leichtesten Versification vorgetragen, daß es dem reifsten Alter und dem Mann von der ausgebreitetsten Erfahrung Ehre machen könnte. In seinem 23sten Jahre folgte sein Lockenraub, der in den Annalen der Dichtkunst ewig als eines der ersten Muster der scherzhaften Poesie aufgestellt werden wird. In dem erstern Gedicht, hatte er sich als einen scharfsichtigen Kritiker und eleganten Schriftsteller gezeigt, und die richtigsten Vorschriften dem eigentlichen, schaffenden Dichter gegeben; in letzterem zeigte er durch die unendliche Fruchtbarkeit seiner Erfindung, daß er sie auch ausüben könne. Er selbst hielt die Einflechtung der Maschinerie in die Handlung dieses Gedichts für sein Meisterstück. Auch den Tempel des Rufs schrieb er in seinem 21sten Jahre, ob er gleich erst jetzt erschien, ebenfalls voll von Beobachtungsgeist und Gelehrsamkeit, die man von diesem Alter kaum erwarten kann. Von seiner Epistel der Heloise an Abelard weiß Johnson das eigentliche Datum nicht; sehr weit von dieser Zeit fällt es aber nicht ab. Prior's *) Nutbrown maid war die Veran-

*) Matthew Prior, geb. 1664, gest. 1721. Staatsmann und Dichter, namentlich beliebter songs und Liebesgedichte.

lassung dazu. Wie weit er sein Original zurückließ, sagt Johnson, ist unnöthig anzuführen, da man vielleicht, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, sagen kann, daß er Alles übertroffen, was je von dieser Art geschrieben worden. Indessen war dieses in reifern Jahren sein Favoritgedicht nicht; warum, kann man nicht sagen.

Bisher hatte er reichlich Ruhm, aber auch wenig mehr als diesen eingeerntet, er dachte also in seinem 25sten Jahre auf ein Werk, das Brot und Ruhm zugleich einbrächte, und dieses war die Übersetzung der Iliade mit Noten. Es wurde eine Subscription eröffnet, die nicht anders als mit dem besten Successe begleitet sein konnte. Pope stand in der Blüthe seines verdienten Ruhms; Alles was sich in England nur irgend durch Glanz der Würde oder des Ruhms auszeichnete, kannte ihn persönlich. Er ging mit allen Parteien gleich freundlich um, und beleidigte keine derselben durch Äußerung politischer Gesinnungen, es war also natürlich, beide vereinigten sich, das Werk zu unterstützen, und Alle wetteiferten, einen Dichter zu heben, der Niemanden beleidigt und Alle ergötzt hatte.

Mit diesen Aussichten kündigte er eine Iliade in 6 Bänden in Quart, für 6 Guineen an, eine Summe, die, nach dem damaligen Werth des Geldes, nichts weniger als unbeträchtlich war, und Alles überstieg, was man bisher bei ähnlichen Gelegenheiten gefordert hatte. Indessen es ging gut, und Jedermann war geschäftig, das Unternehmen zu empfehlen. Der

bekannte Lord Oxford *) bedauerte indessen, daß ein Genie, wie Pope's, seine Zeit mit einer Übersetzung verdürbe, schlug aber kein Mittel vor, wie er ohne so etwas hätte bestehen können.

Popen, der nun fand, daß er nicht allein seine eigene Ehre, sondern auch die von seinen Freunden, die ihn in seinen Schutz genommen hatten, gleichsam verpfändet hatte, wurde bange bei seiner Unternehmung, er war ängstlich und bekümmert, seine Nächte wurden unruhig, er träumte von Reisen durch ihm unbekannte Wege, und wünschte im Ernst: Jemand möchte ihn vor den Kopf schießen. Indessen das gab sich. Er machte oft funfzig Verse in einem Tage, und so sah er endlich das Ende aller dieser Mühseligkeit.

An Feinden konnte es ihm nicht fehlen. Es gab welche, die seine Kenntniß des Griechischen in Zweifel zogen, und in der That, wenn man bedenkt, wie er, als ein Mensch von nunmehr 25 Jahr, gelebt hatte, so läßt sich leicht begreifen, daß das Griechische nicht sonderlich dick bei ihm sitzen konnte. Allein er fragte, und wer in aller Welt würde einem solchen Manne seinen Beistand versagen? Überdieß ist Homer nichts weniger als schwer, wenig hängt bei ihm von besondern Umständen der Zeit und des Orts ab, Alles ist bei ihm allgemeine menschliche Natur. Keine conventionelle Ideen und Bilder, die sich mit

---

*) Robert Harley, Lord Oxford. Geb. 1661, gest. 1724. Staatssecretair; bewirkte die Union von England und Schottland. Ließ den Gelehrten großen Schutz angedeihen.

der Convention wieder verlieren, bringen bei ihm Vieldeutigkeit und Dunkelheit hervor, die oft den Sinn bei neuern Dichtern vor uns verhüllt. Eine ganz wörtliche Übersetzung des Homer ist daher immer die beste, und die gemeine lateinische Übersetzung desselben hat aus der Ursache oft mehr Eindruck auf Leute von Gefühl gemacht, und ihnen die simple Majestät desselben fühlbarer dargestellt, als der mühsame Prunk einer fein abgeschliffenen Übersetzung. Aber Übersetzungen hatte Pope genug. Im Lateinischen den Eobanus Hessus*), im Französischen den La Valterie**) und Dacier***), im Englischen den Chapman†), Hobbes und Ogilby. Des Chapman's bediente er sich fleißig, man sagt sogar, er habe nie eine Stelle übersetzt, ohne dessen Übersetzung erst zu Rathe gezogen zu haben, ja man argwohnte sogar, er habe sie öfters statt des Originals gebraucht.

---

*) Eobanus Hessus, geb. 1488, gest. 1540. Professor der Dichtkunst und Geschichte zu Erfurt und Marburg.

**) La Valterie. Dichter und Hellenist. Man verdankt ihm eine Übersetzung der Iliade (1681) und schreibt ihm eine Nachahmung der Batrachomyomachie zu (1709).

***) Dacier, Anna, Tochter des bekannten Tannaguy Le Fevre, (Tanaquil Faber), geb. 1651, gest. 1720. Mitglied mehrerer Akademien; Gattin von André Dacier, beständiger Secretair der franz. Akademie ꝛc., geb. 1651, gest. 1722.

†) Geo. Chapman, geb. 1557, gest. 1634 oder 1635. Dramatischer Dichter.

Durch diese Übersetzung kam nun Pope in glücklichere Umstände, denn außer den Subscriptionsgeldern bezahlte ihm Lintot noch 200 Pfund für jeden Band, so daß er also am Ende 5320 Pfund 4 Schilling herauskriegte, das ist, das Pfund zu 5⅔ Thaler gerechnet, über 30146 Reichsthaler. Es kann, setzt Johnson hinzu, der litterarischen Neugierde nicht ganz unwillkommen sein, daß ich bei der Geschichte der englischen Iliade so umständlich gewesen bin. Es ist unstreitig die edelste Übersetzung eines Dichters, die die Welt je gesehen hat, und ihre Bekanntmachung muß als eine der großen Begebenheiten in den Annalen der Literatur betrachtet werden.

Nun gibt Johnson aus dem Originalmspt. dieser Übersetzung, die sich im britischen Museum befindet, einen Auszug von Versen mit den dabei geschriebenen Veränderungen, der äußerst lehrreich für Dichter, und zumal für englische sein muß. Die meisten Veränderungen scheinen freilich mehr Veränderungen des polirenden, als des feilenden Verfassers zu sein. Allein was für ein Unterricht müßte es nicht sein, die Werke eines großen Schriftstellers mit allen Veränderungen zu sehen, durch die sie endlich das geworden sind, was sie sind, wie jede Strophe erzeugt und gepflegt worden ist, und allerlei Züchtigungen erleiden mußte, ehe sie der Vater in die Welt schickte; wie hundert Zeilen wegstarben, ehe sie reif wurden &c. Ich kann nicht leugnen, ich würde bei manchem Schriftsteller, das, was er weggestrichen hat, so gern lesen, als was jetzt gedruckt da steht, und das theils zur Lehre, und theils zum Trost. Denn wenn man das

vollkommene Werk eines großen Mannes nicht erreichen kann, so ist es immer keine geringe Aufmunterung, wenigstens zuweilen zu sehen, daß er mit uns einerlei Fehler begangen, und auf ähnliche Weise lange um das Ziel herumgeirrt hat, das er suchte. Boileau*) soll an einem Gedicht, es ist mir entfallen, was für einem, 11 Monate gearbeitet und 3 Jahre ausgebessert haben, und doch hatte es nicht völlig 400 Verse.

Popes Übersetzung kam nach und nach heraus; sie machte erstaunliches Aufsehen, und Alles was Geschmack hatte oder doch haben wollte, bemühete sich, irgend etwas zu erfahren, was es in den Stand setzte, über einen so allgemeinen Gegenstand von Unterredung mitsprechen zu können. Der berühmte Lord Halifax**), der erst selbst ein Dichter und dann ein Patron der Dichtkunst war, folglich ein Recht hatte, den Kenner zu machen, wollte gern einige Gesänge davon hören, noch ehe sie öffentlich erschienen. Die ganze Geschichte erzählt Pope mit folgenden Worten: der berühmte Lord Halifax machte eigentlich mehr Anspruch auf Geschmack, als daß er wirklich welchen besaß. Als ich mit den drei ersten Gesängen meiner Iliade fertig war, bat er mich, ich möchte ihm das Vergnügen machen, sie ihm

---

*) Boileau, Nicolaus, zubenannt Despreaux, Mitglied der franz. Akademie rc., geb. 1636, gest. 1711.

**) Carl Montague, Lord Halifax, geb. 1661, gest. 1715. Newtons Freund. Staatsmann, Dichter und Mäcen schöner Geister.

in seinem Hause vorzulesen. Addison, Congreve*) und Garth**) waren von der Gesellschaft. An vier oder fünf Stellen unterbrach mich der Lord sehr höflich, und sagte immer ungefähr mit denselben Ausdrücken: „Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Hr. Pope; mich dünkt, da ist was in dieser Stelle, was mir nicht so ganz recht gefällt. — Haben Sie die Güte und merken Sie sich sie einmal, und überlegen Sie es, wenn Sie Zeit haben. Ich bin versichert, Sie können ihr noch eine kleine Wendung geben.“ Ich fuhr hierauf mit Dr. Garth nach Hause, und klagte ihm unterwegs, daß mich der Lord in eine nicht geringe Verlegenheit, durch seine sogar unbestimmten, und allgemeinen Anmerkungen gesetzt hätte; ich hätte fast die ganze Zeit schon an die Stellen gedacht, und könnte schlechterdings nicht ausmachen, was dem Lord eigentlich in denselben anstößig gewesen wäre. Der Doctor lachte recht herzlich über meine Verlegenheit, und sagte, ich wäre nicht lange genug mit dem Lord bekannt, um seine Art zu kennen, und sollte mir ja den Kopf nicht mit Ausbesserung jener Stellen zerbrechen. Alles was Sie thun, ist, sie gerade so zu lassen, wie sie sind, nach zwei oder

---

*) William Congreve, geb. 1672, gest. 1729. Unter Andern Verfasser des von Dryden durchgesehenen und gelobten Lustspiels: the old Batchelor (1693).

**) Sir Samuel Garth, gest. 1719 etwa 46 Jahre alt. Thätiger Arzt und Dichter. Verfasser eines geistvollen Spottgedichts: the Dispensary (1699) auf Ärzte rc.

drei Monaten sprechen Sie wieder einmal beim Lord an, danken ihm für die gütigen Bemerkungen über jene Stellen, und lesen sie ihm, als wären sie verändert, vor. Ich habe ihn viel länger gekannt, als Sie, und stehe Ihnen für den Ausgang. Ich folgte seinem Rath, und wartete dem Lord einige Zeit nachher auf, sagte, ich hoffte, er würde nun seine Bedenklichkeiten bei jenen Stellen gehoben finden; las sie ihm, gerade so wie sie damals waren, vor: und Seine Excellenz waren außerordentlich vergnügt mit den Veränderungen und riefen: Ja nun, nun ist Alles vollkommen richtig: Nichts in der Welt kann besser sein.

Zu gleicher Zeit mit den ersten Gesängen von Pope's Übersetzung erschien eine vom ersten Gesang von Tickell*), die Addison, der wohl nicht ganz frei von Eifersucht über Pope's Ruhm freigesprochen werden kann, jener beliebten vorzog. Sie sei homerischer, sagte er. Sie fiel aber ohne einen einzigen Streich, den Pope dagegen gethan hätte, von selbst. Man muthmaßet mit Grund, daß Addison selbst der Verfasser derselben gewesen sei; wäre dieses, so hätte Pope an seinem erhabenen Gegner die empfindlichste Rache erlebt, nämlich die, ihn mit dem peinigenden Bewußtsein gestraft zu sehen, eine Niederträchtigkeit gegen einen Freund begangen zu haben, ohne den Endzweck zu erreichen, für den sie unternommen worden war.

*) Thomas Tickell, Addison's und Cragg's Unterstaatssecretair, gest. 1740. Schrieb, außer der Übersetzung des ersten Gesangs der Iliade, The prospect of Peace, the Royal Progress etc.

Im Jahr 1720 wurde endlich seine Iliade fertig, und bald darauf erschien sein Shakespeare. Pope's Name war groß, und Tonson der Verleger dachte, er könnte auf einen Shakespeare, mit dem Namen Pope voran, in vier Quartbänden auch wohl mit 6 Guineen subscribiren lassen. Sehr irrte er sich auch nicht, denn von 750 Exemplaren, die er druckte, wurde eine große Menge für diesen Preis abgesetzt; allein der Credit dieser Ausgabe fiel bald so sehr, daß 140 Exemplare das Stück zu 16 Schillingen (ungefähr 1/8 des ersten Preises) verkauft wurden. Pope, der sich zu diesem Unternehmen durch eine Belohnung von 217 Pfund (etwa 1230 Thaler) hatte verleiten lassen, konnte nie ohne Kränkung daran denken. Denn Theobald *), ein Mann von handfestem Fleiß, aber sehr magern Talenten, schrieb nicht allein erst seinen Shakespeare restored, sondern gab auch endlich selbst einen Shakespeare heraus, worin er ihm seine Fehler mit aller Insolenz eines Siegers aufdeckte. Pope stand nun hoch genug, um gefürchtet und gehaßt zu werden, und Theobald genoß von Andern alle die Unterstützung, die die Begierde, einen stolzen Charakter zu demüthigen, nur einflößen konnte. Von dieser Zeit an haßte Pope alles Ediren, Compiliren, Commentiren und alle Wörterkritik, und hoffte,

---

*) Lewis Theobald, gest. 1744. Seinen Shakespeare restored gab er 1726 heraus. Pope machte ihn anfangs, unter dem Namen Tibbald, zum Helden seiner Dunciade, welche Stelle später Cibber einnahm.

die Welt zu überreden, sein Unternehmen sei bloß deßwegen verunglückt, weil sein Geist für solchen diminutiven Kram viel zu erhaben sei. Allein, setzt Johnson hinzu, Pope that freilich Vieles falsch, und Manches ließ er ganz ungethan, aber man bringe ihn auch nicht um das Lob, das ihm gebührt. Er war der Erste, der sagte, durch was für Hülfsmittel der Text verbessert werden könne. Wenn er selbst die ältern Ausgaben zu nachläßig nützte, so lehrte er Andere Genauigkeit. In seiner Vorrede hat er mit großer Kunst und Eleganz den Charakter des Dichters entwickelt, den Dryden von ihm gegeben hat, und zog außerdem die Aufmerksamkeit des Publikums auf Shakespeare's Werke, die man öfters genannt, aber wenig gelesen hatte.

Die warme Unterstützung, die Pope bei seiner Iliade genossen hatte, wollte er nun nicht erkalten lassen; er machte daher bekannt, daß er die Odyssee übersetzen wolle, und zwar in fünf Bänden zu fünf Guineen. Hier aber nahm er Gehülfen, entweder, weil er müde war, über fremden Werken zu schwitzen, oder, wie Ruffhead glaubt, weil er gehört hatte, daß Fenton*) und Broome**) schon eine Übersetzung angefangen hätten, und also lieber in solchen Leuten Mithelfer, als Nebenbuhler

---

*) Elijah Fenton, Unterlehrer in Headley, Surrey. Gest. 1730. Außer einem Bande Gedichte, schrieb er auch ein Trauerspiel Mariamne. Er erhielt von Pope 300 Pf. Sterl. für seine Arbeit.

**) Wilh. Broome, gest. 1745 bekam 600 Pf. Sterl.

sah. Jetzt ist es bekannt, daß er von der Odyssee nicht mehr als zwölf Gesänge übersetzt hat, das Übrige ist Alles von Fenton und Broome, und die Noten von dem Letztern ganz allein. Auch mit diesem Werke machte er einen außerordentlichen Profit; es wurde 1723 fertig, und von nun an entschloß er sich schlechterdings Nichts mehr zu übersetzen. Hierbei scheint es indessen, als wenn er nicht ganz aufrichtig mit dem Verleger zu Werke gegangen wäre, und Lintot, so hieß jener, drohete ihn sogar zu verklagen; so viel ist gewiß, es wurde dem Publikum verhehlt, welchen und wie viel Antheil jeder dieser Übersetzer an dem Werke hatte, und von der Nachricht, die man hierüber dem Werke beifügte, weiß man nunmehr so viel, daß sie unwahr ist.

Hierbei ereignete sich ein seltener Fall. Spence*), ein Mann von weder tiefer Gelehrsamkeit, noch sehr mächtigen Geistesgaben, schrieb eine Kritik über diese Übersetzung. Was er indessen wider das Werk vorbrachte, war nicht selten wahr, und was er dachte, gemeiniglich richtig gedacht, und seine Bemerkungen empfahlen sich durch kaltes Blut und Aufrichtigkeit. Pope wurde durch die Kritiken dieses Mannes so wenig aufgebracht, daß er vielmehr von Stund an mit Spence eine Freundschaft errichtete, die bis an sein Ende dauerte. Spence war bei ihm in seinen letzten Stunden, und sammelte hernach allerlei Nachrichten von Pope, die er aus dessen Umgang geschöpft hatte.

---

*) Joseph Spence, Professor zu Oxford, geb. 1698, gest. 1768. Die Kritik erschien 1727.

Im Jahr 1727 schrieb er mit Swift zugleich die bekannten Memoirs of a Parish Clerk, worin unter mehreren satyrischen Ausfällen auf allerlei Schriftsteller, unter andern den berühmten Burnet*), endlich auch die Art of Sinking in poetry erschien, aus welcher endlich die Dunciade entsprang. Die Absicht dieses berühmten Gedichts, welches eines von Pope's größten und am meisten ausgearbeiteten ist, war, alle die Schriftsteller, die ihn angefallen hatten, und einige andere, die er für wehrlos hielt, der Vergessenheit und Verachtung zu übergeben. An die Spitze aller Dunse stellte er den armen Theobald, den er der Undankbarkeit beschuldigte, dessen eigentliches Verbrechen aber wahrscheinlich doch bloß war, daß er einen bessern Shakespeare geliefert hatte. Diese Satyre hatte überhaupt den von Pope gesuchten Effect; jeder Name, der darin angetastet wurde, wurde wie verpestet. Ralph, der sich ohne Noth in den obigen Streit mischte, erhielt ein Plätzchen in der zweiten Ausgabe, und klagte, daß er einige Zeit wirklich in Gefahr gewesen wäre, zu verhungern, die Buchhändler hatten kein Zutrauen länger zu seinen Fähigkeiten. Das Gedicht kam nur allmälig in Aufnahme, wäre auch vielleicht nie in welche gekommen, wenn die Dunse hätten schweigen können, denn wen in aller Welt kann es interessiren, zu wissen, daß hier und da ein unbekannter Schmierer ein Duns ist? Allein jeder Mensch

*) Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury, geb. 1643, gest. 1715.

ist für sich selbst ein wichtiges Geschöpf, und also in seinen eigenen Augen für Andere, vertheidigt sich daher als ein solches, und macht eben dadurch die Welt mit den Umständen bekannt, die man erst wissen mußte, um über ihn lachen zu können, mit den Leiden des gekränkten Hochmuths sympathisirt kein Mensch.

Die drollige Geschichte des Krieges, den dieses Gedicht zwischen ihm und den Dunsen erregte, gibt Pope selbst in der Zuschrift an den Lord Middlesex, unter dem Namen Savage. Sie läßt sich nicht gut abkürzen, deßwegen übergehe ich sie ganz; wer sich irgend einmal in der Nothwendigkeit befunden hat, ein Wespennest ausschwefeln zu müssen, wird sich ohnehin eine Vorstellung davon machen können.

Die vielen Artigkeiten, die nunmehr Pope'n von allen Ecken und Enden her gesagt wurden, machten ihn eitel, er hielt sich für nichts Geringeres als eine der Ur-Kräfte in dem System des Lebens. Es ist aber nicht bekannt, daß ihn seine Eitelkeit je zu größeren Schwachheiten verleitet hätte, als der, daß er Alles glaubte, was ihm vorgeschmeichelt wurde, und daß er zuweilen, wenn er sich für gekränkt, und seine Absicht für verkannt hielt, sagte, er wolle auch nun keine Zeile mehr drucken lassen. Wenn er nun so sprach, so baten und fleheten die, die neben ihm saßen, es doch nicht zu thun, und seine Eigenliebe erlaubte ihm nicht, nur einmal zu argwöhnen, daß diese Leute hernach weggingen und lachten.

Um das Jahr 1735 erschien sein Briefwechsel mit vielen seiner Freunde in Druck. So übel Pope es auch zu neh-

men schien, daß der berüchtigte Curll *), der ihn von einer unbekannten Person gekauft, denselben ohne sein Vorwissen gedruckt hätte, und diesen Curll sogar beim Oberhause verklagte, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Sache nicht ohne des Verfassers Vorwissen, und vielleicht gar mit dessen Betrieb geschehen ist. Pope hatte nun Gelegenheit, selbst eine Ausgabe der Welt mit Anstand vorzulegen, warum es ihm wohl einzig und allein zu thun gewesen sein mag. Diese Briefe erfüllten nun die ganze Nation mit dem Lob seiner Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit, seines freundschaftlichen Herzens und seines Wohlwollens. Allein weder sein Ruhm noch der Neid gegen ihn wurden dadurch sonderlich vergrößert, man las sie als Beiträge zur Privatgeschichte der Zeit, oder als Muster des Briefstyls in der Stille, ohne viel davon zu sprechen. Pope erscheint hier in dieser Sammlung mitten unter den übrigen schönen Geistern

---

*) Edmund Curll, ursprünglich Bedienter, widmete sich dem Buchhandel, den er durch seinen unmoralischen Charakter und schlechte Streiche herabwürdigte. Aus seiner Bude bei Covent-Garden ließ er obscöne Bücher hervorgehen oder geschätzte Werke Anderer, denen er durch seine schlechten Noten und Kupferstiche mehr Interesse zu geben glaubte. Als er: the Nun in her smock, und ein anderes gleich scandaleuses Buch hatte erscheinen lassen, wurde er an den Schandpfahl gestellt und ihm die Ohren abgeschnitten. Er starb 1748. Hätte ihm Pope nicht einen Platz in der Dunciade gegeben, würde sein Name ewiger Vergessenheit verfallen sein.

seiner Zeit; allein er verliert sicherlich nicht durch die Vergleichung. Man muß aber auch bedenken, daß er es in seiner Gewalt hatte, sich zu begnügen; vielleicht hatte er lange schon eine solche Bekanntmachung im Sinn, und schrieb also mit Sorgfalt, oder suchte nachher nur solche Briefe aus, die ihm am glücklichsten entworfen und am fleißigsten geschrieben schienen. Man kann, sagt Johnson, hier von Pope sagen, daß er seine Briefe immer mit seinem Ruhm vor Augen schrieb; Swift die seinigen, als ein Mann, der dachte, daß er an Popen schrieb, allein Arbuthnot *) die seinigen gerade so wie ihm die Gedanken jedesmal aufstiegen.

Noch vor der Erscheinung dieser Briefe, gab er den ersten Theil seines Versuchs vom Menschen heraus. Sein Name sowohl als der Name seines Freundes **), dem das Werk zugeeignet ist, wurden in den ersten Ausgaben weggelassen, und so kam es, sagt Warburton ***), daß man es allen Menschen

*) Siehe unten Seite 59.

**) Henry St. John, Lord, Viscount Bolingbroke, geb. 1672, gest. 1751. Kriegs- und Marinesecretair (1704), Staatssecretair, Gesandter in Paris (1712); Hochverraths angeklagt (1715). Floh nach Paris, die Rückkehr wurde ihm erlaubt (1723). Verfasser unter Andern der: Letters on the study and use of history.

***) William Warburton, geb. 1698. gest. 1779. Capellan des Königs, Canonicus von Durham, Bischof von Glocester. Pope vermachte ihm das Eigenthum seiner Schriften, die er auch herausgab.

zuschrieb, den Mann ausgenommen, der allein ein solches Gedicht schreiben konnte. Diejenigen von Pope's Freunden, die von der Sache wußten, gingen umher und überschütteten den neugebornen Dichter mit Lob, und gaben zu verstehen, Pope hätte nie von einem Nebenbuhler so viel zu fürchten gehabt als von diesem. Solchen Schriftstellern, die Pope persönlich beleidigt hatte, oder deren Urtheil die Welt für entscheidend hielt, und von denen er Neid oder böse Absichten vermuthete, schickte er das Gedicht selbst noch vor der Bekanntmachung zu, damit sie durch ein Lob, das sie nachher, wenn er als der Verfasser bekannt würde, nicht gut wieder zurücknehmen konnten, ihre eigene Feindschaft außer Wirksamkeit setzen möchten. Unter dieser Vorsicht erschien die erste Epistel dieses Gedichts im Jahr 1733. Die Aufnahme derselben hatte eben nichts Ungewöhnliches, sie war nichts weniger, als gleichförmig; doch konnten selbst die, die das Werk für unvollkommen hielten, einigen Stellen ihr Lob nicht versagen. Der Absatz desselben nahm zu, und die Ausgaben vermehrten sich. In einer der folgenden fand sich gleich in den ersten Zeilen eine merkwürdige Veränderung, die ich aus Ursachen hersetze, die ich schon oben angezeigt habe. Die Zeile:

A migthy maze *but not without a plan*

hieß vorher: A migthy maze *of walks without a plan.*

Die letzte Zeile ist offenbar widersinnig, denn wenn in den Gängen des Labyrinths gar kein Plan war, so ist es unnütz, einen suchen zu wollen, und das wollte doch eigentlich der Dichter thun. Die andere betraf die Zeile:

In spite of pride *in erring reasons spite*
One truth is clear whatever is is right.

Davon hieß die erstere:

— — *and in thy reasons spite*

vermuthlich hat der Verfasser nach der Hand gefunden, daß Wahrheiten, die troß der Widersprüche, die ihnen die Vernunft entgegensetzt, dennoch bestehen, wenigstens nicht von der Gattung der sehr verständlichen sein können. Als die zweite und dritte Epistel erschien, so rieth man immer mehr auf Popen, der sich endlich im Jahr 1734, da er die vierte herausgab, sich öffentlich zu derselben bekannte.

Von dem, was Johnson über die moralische Tendenz dieses Gedichts, den Streit mit Crousaz*) und Warburton's Vertheidigung sagt, erwähne ich nichts; eben so wenig auch von der gemeinen Sage, daß Bolingbroke, das Silbenmaaß ausgenommen, Alles dazu hergegeben habe. Große Dichter sind selten große Philosophen, Alles, was man für die Philosophie von ihnen erwarten kann, ist, daß sie dem bereits Bekannten ihr Feuer einhauchen, und ihm noch Reiz für denjenigen Theil des menschlichen Geschlechts mitzutheilen, den entweder Schwäche oder Beruf verhindert, jene Wahrheiten in ihrer minder gefälligen Nacktheit in den Werken der Weltweisen selbst anzuschauen.

---

*) Jean Pierre de Crousaz, geb. 1663. gest. 1750. Königl. schwedischer Legationsrath. Schrieb unter Andern: Examen de l'Essai (de Pope) sur l'homme (traduction de De Resnel) Lausanne 1737.

Ihr Verdienst ist deßwegen nicht minder groß. Selbst die Unbestimmtheit, welche ihre bildlichen Vorstellungen begleitet, öffnet den Geist, und so denkt Mancher, der liest, dabei mehr, als der Dichter, der die Veranlassung war, oder auch als er bei dem deutlich ausgedrückten Satze gedacht haben würde; ja sie können selbst dem Philosophen nützen, der die überraschende Klarheit ihrer Begriffe wieder zur Deutlichkeit heraufzustimmen, und was ihm das Glück, welches sehr oft die wildesten Sprünge der Begeisterung am meisten begünstigt, zufließen ließ, gehörig zu nützen weiß. Pope und Bolingbroke waren Freunde, der erstere ein Dichter, der andere ein Mann vom größten Genie, das freilich mit großen Leidenschaften zu kämpfen hatte, deren Sieg leider oft darin bestand, daß er so tief sank, daß ein paar sonst impotente Schlucker, nach aller Anspannung, sagen konnten, sie seien ihm gleich. Pope hat wohl sicherlich einzelne Ideen von Bolingbroke geborgt; daß aber die Anordnung, Verbindung und Erläuterung von Bolingbroke herrühre, ist nie erwiesen worden, und wer nur etwas Gefühl für diese Dinge hat, wird sehen, daß es ein Dichter war, der hier angeordnet, verbunden und erläutert hat, und ein Dichter wenigstens war Bolingbroke nicht.

Nach dem Moralsystem, das in diesem Gedichte enthalten sein sollte, nahm er sich vor, noch über verschiedene Pflichten des Menschen besonders zu schreiben. Eines von diesen Stücken ist seine Epistel an den Lord Bathurst*), über den Gebrauch

*) Allen Lord Bathurst, geb. 1684, gest. 1775. Staats-

der Reichthümer. Hierauf folgten seine Charaktere von Männern, die er dem Lord Cobham dedicirte, worin er seine Favorittheorie von der herrschenden Leidenschaft weiter ausführte, eine Lehre, die gefährlich sein würde, wenn sie wahr wäre; Pope hat aber sicherlich die Sache nicht übersehen. Diesen folgten Charaktere von Frauenzimmern, die troz dem Fleiß, den er darauf verwendet, nicht eher Beifall fanden, bis man Ursache hatte zu glauben, daß sie nach dem Leben gezeichnet wären. Atossa ist die damalige Herzogin von Malborough. Es macht seinem Herzen von Seiten der Dankbarkeit nicht viel Ehre, den Charakter dieser Dame hier aufgestellt zu haben, und zwar alsdann erst, da er nichts mehr von ihr zu fürchten hatte.

Zwischen 1730 und 1740 gab er seine Nachahmungen des Horaz*) heraus. Diese Nachahmungen sind ein Mittelding zwischen Übersetzung und Originalcomposition. Horaz sagt da vom Shakespeare, was er eigentlich vom Ennius**) gesagt hatte, und von neuern Schmeichlern und Verschwendern,

---

mann. Geist und Kenntnisse brachten ihn mit Pope, Swift, Addison ꝛc. in Verbindung.

*) Quintus Horatius Flaccus, geb. 67, gest. 9 vor Christi Geburt. Einer der größten lyrischen und satirischen römischen Dichter.

**) Quintus Ennius, geb. 239 vor Christi Geburt. Einer der berühmtesten römischen Dichter. Von seinen zahlreichen Werken sind nur Fragmente auf uns gekommen.

was eigentlich für den Pantolabus*) und Nomentan**) gemünzt war. Diese Art von Gedichten, wenn die Gedanken dem modernen Gegenstand ganz unverhofft gut anpassen, und die Parallele glücklich fortläuft, hat etwas sehr Gefälliges. Sie scheinen ein Favoritzeitvertreib unsers Dichters gewesen zu sein, denn er hat es hierin weiter gebracht, als irgend Jemand vor ihm.

Die Denkwürdigkeiten des Martinus Scriblerus, die um eben diese Zeit erschienen, enthalten eigentlich nur das erste Buch von einem Werke, welches Pope, Swift und Arbuthnot***), die sich unter der Regierung der Königin Anna zu versammeln pflegten und sich den Scriblerus-Clubb nannten, in Gemeinschaft entworfen hatten. Ihre Absicht war, den Mißbrauch der Gelehrsamkeit in dem erdichteten Leben eines Pedanten durchzuziehen. Allein die Gesellschaft ging auseinander, und es wurde nichts aus der Sache.

Wenn man von dieser Probe, die wahrscheinlich von Ar-

---

*) Der Name eines damaligen Schmeichlers und Schmarotzers. Horat. Sat. I, 8, 11. II, 1, 22.

**) Desgleichen. Horat. Sat. I, 1, 101. I, 8, 11. II, 1, 22.

***) Johann Arbuthnot, wurde 1710 Mitglied der Societät der Ärzte in London, und trat in ein genaues Verhältniß zu Swift, Pope und Gay. Im Jahre 1714 faßte er mit den beiden ersteren die Idee einer Satyre auf die Gelehrsamkeit. Was davon fertig geworden, ist unter dem Titel: Denkwürdigkeiten von Martinus Scriblerus mit in Pope's Werken gedruckt. Er starb 1735.

buthnot herrührt, einige Züge von Pope abgerechnet, auf das Ganze schließen darf, so ist der Verlust desselben nicht sonderlich zu beklagen; denn die Thorheiten, die die Verfasser lächerlich machen, werden so selten verübt, daß man sie nicht kennt: auch ist die Satyre bloß Gelehrten verständlich. Er schafft sich erst Phantome von Abgeschmacktheit, und dann verscheucht er sie, er heilt Krankheiten, die nie jemand hatte. Aus diesem Grunde hat auch das gemeinschaftliche Werk dreier großen Schriftsteller nie die Aufmerksamkeit der Welt sonderlich auf sich gezogen; es wurde wenig gelesen, oder vergessen, wenn es gelesen wurde, weil die Erinnerung an dasselbe Niemanden um ein Haar klüger, besser oder fröhlicher machte. Viel Originelles hatte der Entwurf auch nicht; im Ganzen hat es etwas vom Don Quixote und in einzelnen Theilen ist Vieles aus der Geschichte des Mr. Oufle*) nachgeahmt.

Pope hatte nach Gedanken und Bildern in einer Region gehascht, die noch von wenigen englischen Schriftstellern bereist worden war, nämlich die neuern lateinischen Dichter benutzt, die Boileau so sehr herabzuwürdigen suchte, und die auch leider nur allzusehr vernachlässigt werden; Pope schämte sich

*) Abbé L. Bordeloa, geb. 1663, gest. 1730 schrieb: Histoire des Imaginations extravagantes de Monsieur Oufle, causées par la lecture des livres qui traitent de la Magie, du grimoire, des demoniaques etc. Paris 1710. 2 Voll. in 12. Eine deutsche Übersetzung davon erschien zu Danzig 1712. Der Name Oufle ist das Anagramm von Le fou.

indessen ihrer Bekanntschaft nicht, auch war er nicht undankbar gegen sie. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschien in London eine kleine Sammlung von Italienern, die lateinisch gedichtet hatten. Der Herausgeber verschwieg seinen Namen, allein die Vorrede wies, daß er der Sache gewachsen war. Diese Sammlung vermehrte Pope um mehr als die Hälfte und gab sie 1740 in zwei Bänden heraus, ließ aber höchst ungerechter Weise die Vorrede seines Vorgängers weg. So geriethen diese Bände, die weiter nichts als den bloßen Text enthalten, wieder von Neuem in Vergessenheit.

An einem größern Werke, das als eine Folge des Versuchs über den Menschen angesehen werden konnte und eben so wie dieser aus vier Episteln bestehen sollte, verhinderte ihn nun sein immer zunehmendes Asthma; es unterblieb also; doch setzte er aus einigen Materialien dazu noch ein neues Buch der Dunciade zusammen, worin er mit Recht solche Studien lächerlich macht, deren Zweck entweder unerreichbar, oder wenn er erreichbar, unnütz ist. Hierin fiel er wieder über Cibbern *) her, und gerieth dadurch in einen Streit, den man aus seinem Leben wegwünschen möchte. Er war offenbar der Angreifer, und seine nachherigen heftigen Bitterkeiten gegen Cibbern waren nicht in Verhältniß mit des Letztern nothgedrungenen Ausfällen auf ihn.

*) Colley Cibber, berühmter Schauspieler und Schauspieldichter. Geb. 1671, gest. 1757. Verfasser von Love's last Shift; Woman's Wit; the Careless husband etc.

Der Streit war übrigens ganz von der Art, in welcher gemeiniglich der Nichts verliert, der Nichts zu verlieren hat. Bald nach dieser Zeit fingen seine kränklichen Umstände an immer heftiger zu werden, er gab also alle Gedanken an neue Composition auf, und beschäftigte sich bloß mit Ausbesserung seiner bereits vorhandenen Werke. Er legte sein episches Gedicht bei Seite, vielleicht ohne sonderlichen Verlust für die Welt; denn sein Held war Brutus der Trojaner, der nach einer lächerlichen Fiction eine Colonie in Britannien anlegte. Der Gegenstand war also aus den fabelhaften Zeiten, und die handelnden Personen ein Geschlecht, über welchem sich die Einbildungskraft erschöpft hat, und bei welchem der Geist leicht ermüdet, zumal, wenn er bloß durch Blankverse unterhalten wird, eine Versart, die Pope ganz ohne alle Überlegung und ohne gehörige Rücksicht auf die Natur der englischen Sprache gewählt hatte. Den ersten Entwurf, wenigstens einen Theil desselben, hat uns Ruffhead *) aufbehalten, woraus man sieht, daß Pope die Unüberlegtheit hatte, den Namen seiner Helden Endungen zu geben, die nicht in einerlei Zeitalter vorkommen.

Im Mai 1744 näherte sich sein Ende merklich. Den sechsten redete er den ganzen Tag irre, einige Tage erwähnte er dieses Umstands, als einer der größten Demüthigungen für die

---

*) Owen Ruffhead, the Life of Alexander Pope, compiled from original manuscripts, with a critical Essay on his writings and genius. London 1769. S. 409 ff.

menschliche Eitelkeit; er klagte nach der Hand, daß er alle Gegenstände mit falschen Farben und wie durch einen Vorhang sähe, und sagte, was ihm am lästigsten fiele, wäre die Unfähigkeit zu denken; ein Zustand, der manchen gesunden Dichtern sonst ganz wohl behagt. Er gab diese Zeit über ein zweifelloses Vertrauen auf ein künftiges Leben zu erkennen. Als ihn sein Freund Hooke, ein Katholik, befragte, ob er nicht auf eben die Weise sterben wolle, wie sein Vater und seine Mutter gestorben wären, und nicht einen Geistlichen verlange, so sagte er: Ich halte es eben nicht für nothwendig, aber es wird doch sehr gut sein, daß ich es thue, und ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben *). Den Morgen, nachdem der Priester ihm das letzte Sa-

---

*) Pope war ein Katholik, allein unter seinen Werken findet sich nur ein einziges Gedicht, worin er sich es hat merken lassen; dieses ist der oben erwähnte Brief an den Lord Bathurst, wo er sich mit Recht über die thörichte Ceremonie den Pabst in Effigie zu verbrennen, und über die Aufschrift, auf dem sogenannten Monument †), aufhält, worin den Katholiken der große Brand von 1666 zur Last gelegt wird. Anm. d. Verf.

†) Diese 202 Fuß hohe Säule ionischer Ordnung, wurde nach einer Zeichnung von Sir Christopher Wren und unter seiner Leitung in den Jahren 1671 bis 1677 aufgeführt. Die fragliche, an ihrer Basis befindliche Inschrift, die einzige englische, während die übrigen lateinisch sind, war: This Pillar was set up in perpetual remembrance of the most dread-

crament ertheilt hatte, sagte er: Es ist doch nichts in der Welt verdienstlich, als Tugend und Freundschaft, und Freundschaft selbst ist nur ein Theil der Tugend. Er starb am Abend des 30sten Mai 1744 so sanft, daß die Umstehenden die eigentliche Zeit seiner Hinfahrt nicht angeben konnten. Er liegt zu Twickenham*) an der Seite seiner Eltern begraben, wo ihm sein berühmter Commentator Warburton, Bischof von Gloucester, ein Grabmal errichtete. Die Sorge für seine hinterlassenen Papiere überließ er dem Grafen von Marchmont und dem Lord Bolingbroke, dessen Stolz er sicherlich durch einen solchen Auftrag zu schmeicheln hoffte. Aber keine Seele traue ihrem Einfluß mehr nach dem Tode. Nach einer dem Wohlstande angemessenen Zeit meldete sich der Buchhändler Dodsley bei einem dieser Herren,

---

ful burning of this ancient City begun and carried on by the treachery and malice of the Popish faction in the beginning of September, in the year of our Lord 1666, in order to the carrying on their horrid plot for extirpating the Protestant religion and old English Liberty, and introducing Popery and Slavery. Die Inschrift wurde unter Carl II. gesetzt, unter Jacob II. verwischt, unter Wilhelm III. wieder hergestellt, und endlich 1830, auf Befehl des Gemeinderaths ganz vernichtet. An act of tardy justice, sagte man uns in England.

*) Ein am Ufer der Themse schön gelegenes Dorf 10½ englische Meilen von London. Berühmt war seine Villa daselbst, die, an Baroneß Howe übergegangen, 1807 abgebrochen ist.

und bat, man möchte ihm vergönnen, Verleger zu sein; allein man antwortete, daß man das Paquet noch nicht durchgesehen hätte, und — — was auch immer die Ursache sein mag, die Welt hat noch nicht erblickt, was eigentlich für die Nachwelt bestimmt war. Eine Anzeige der Ursachen von einem solchen Verfahren der Executoren kann hier nicht Statt finden; Johnson gibt einige Umstände an, die es begreiflich machen.

Es ist bekannt, daß Pope's Figur nicht nach dem besten Modell geformt war. In seiner Nachricht von dem kleinen Clubb (vielleicht dem Clubb der Kleinen) vergleicht er sich selbst mit einer Kreuzspinne, und wird als hinten und vorn ausgewachsen beschrieben. In seiner Kindheit, sagt man, sei er sehr schön gewesen, allein sein ganzer Bau war schwach und zart, und wie solche Körper alle Mal leicht verdreht werden können, so war bei ihm die allzustarke Application Ursache an der Entstellung. Seine Statur war so klein, daß man, um ihn einigermaßen mit gewöhnlichen Tischen ins Gleiche zu bringen, seinen Sitz erhöhen mußte. Allein sein Gesicht war nicht unangenehm und seine Augen feurig und lebhaft. Durch seine natürliche Ungestaltheit, oder die zufällige Verdrehung seines Körpers, wurden alle Lebensfunctionen desselben so sehr gestört, daß sein ganzes Dasein eine anhaltende Krankheit war. Was ihn am häufigsten plagte, war das Kopfweh, welches er dadurch zu lindern suchte, daß er den Dunst von Kaffee einschnupfte, den er deßwegen sehr nöthig hatte.

Das Meiste, was man von seinen kleinen Sonderbarkeiten

weiß, hat man einem weiblichen Bedienten des Grafen von Orford zu danken, die ihn vielleicht im mittlern Alter gekannt hat. Er war um diese Zeit so schwach, daß er beständig einer Wärterin bedurfte; und so empfindlich gegen Kälte, daß er eine Art von Pelzwamms unter einem Hemd von grobem Linnen mit feinen Ärmeln trug. Wenn er aufstand, so wurde ihm sogleich ein Schnürleib von steifem Zeug angelegt, denn er war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, ehe dieser zugeschnürt war. Eine seiner Seiten war zusammengezogen. Seine Beine waren so dünn, daß er ihnen mit drei Paar Strümpfen, die ihm jedesmal das Mädchen aus- und anziehen mußte, ein dickeres Ansehen zu geben suchte; er konnte ohne Beihülfe weder zu Bette gehen, noch aufstehen. Seine Schwäche machte es ihm auch sehr schwer, sich rein zu halten. Sein Haar war ihm fast gänzlich ausgefallen, und er speiste zuweilen mit dem Lord Orford, wenn keine Gesellschaft da war, in einer sammetnen Mütze. Seine Gallatracht war schwarz, eine Knotenperücke und ein kleiner Degen.

Der Ruf, den der Umgang mit ihm gewährte, verschaffte ihm viele Einladungen, allein er war ein sehr beschwerlicher Gast. Er brachte keinen Bedienten mit, und hatte dabei so viele Bedürfnisse, daß kaum eine ziemlich zahlreiche Aufwartung hinreichte, sie zu befriedigen. Wo er hin kam, da war kaum Platz für sonst Jemanden, er forderte die Aufmerksamkeit und beschäftigte die Thätigkeit des ganzen Hauses. Lord Orford jagte einige Bedienten fort, weil sie schlechterdings seine nichts

bedeutenden und oft läppischen Commissionen nicht ausrichten wollten. Wenn die Dienstmädchen im Hause sonst nachlässig gewesen waren, so entschuldigten sie sich gemeiniglich damit: sie hätten für Hrn. Pope zu thun gehabt. Eine seiner beständigen Forderungen an die Leute war Kaffee des Nachts, und er war der Frauensperson, die dann Aufwartung bei ihm hatte, äußerst lästig, allein er ließ es sich auch angelegen sein, sie für die schlaflosen Nächte zu belohnen. Eine Magd beim Lord Orford versicherte, daß sie weiter keinen Lohn verlange, wenn es ihr einziges Geschäft wäre, Hrn. Pope aufzuwarten.

Bei Tisch übernahm er sich zuweilen mit Essen und liebte hauptsächlich stark gewürztes Fleisch. Wenn er sich den Magen überladen hatte, und man bot ihm ein Gläschen Liqueur an, so schien er anfangs über die Zumuthung aufgebracht, trank es aber am Ende doch. Seine Freunde schrieben seinen Tod einem Gericht stark gewürzter, in einem starken Aufguß von Butter gebackner und so zum Gebrauch aufbewahrter Lampreten (potted lampreys) zu, die er sich selbst mit einem ganz eigenen Vergnügen in einem silbernen Saucennapfe aufzuwärmen pflegte. Daß er das Essen nur allzusehr liebte, ist wohl ausgemacht, allein es ist wohl übereilt zu schließen, daß er sich damit das Leben verkürzt habe, wenn man bedenkt, daß eine so elend gebauete Maschine, wie sein Körper war, unter der hartnäckigsten Anstrengung zu ununterbrochenem Studiren und Nachdenken, dennoch 56 Jahr ausgehalten hat.

In Gesellschaft war er eben nicht sehr glänzend und leb-

haft. Ob man gleich weiß, was er geschrieben hat, so ist doch sonderbar, daß man, so nahe bei seiner Zeit, wenig oder nichts weiß, was er gesagt hat. Eine einzige besondere Anmerkung von ihm hat man aufgezeichnet: als man eine Einwendung gegen seine Inschrift für den Shakespeare mit dem Ansehen des Patrick *) unterstützen wollte, sagte er (horresco referens! ruft der Lexikographe Johnson dabei aus): Ich räume ein, daß ein Lexikographe wohl die Bedeutung eines Worts einzeln wissen mag, aber nicht von zweien in Verbindung.

Er war eigensinnig und leicht böse zu machen, und dann erlaubte er sich manchmal eine kleine Rache. Zum Beispiel: er verließ zuweilen Lord Orford's Landhaus, ohne Abschied zu nehmen, und ohne daß ein Mensch wußte warum. Freilich am Tisch befand sich eine kleine Plage für ihn, in der Person der Lady Mary Wortley, einer Freundin von Lady Orford; diese kannte seinen Eigensinn, und konnte durch kein Bitten bewogen werden, ihm nicht so lange zu widersprechen, bis der Dispüt endlich zu dem Grad von Bitterkeit stieg, daß eins von beiden darüber aus dem Hause ging.

In seinem häuslichen Charakter war Frugalität ein sehr hervorstechender Zug. Er haßte alle Abhängigkeit, und vermied also weislich Alles, was zu Ausgaben verleiten konnte, denen sein

*) Dr. Samuel Patrick, gest. 1748. Beamter an der Charter House Schule. Er besorgte einige Ausgaben von Hederich's Lexikon und Ainsworth's Dictionary.

Vermögen nicht gewachsen war. Zuweilen aber artete doch diese löbliche Vorsicht in kleine Knickereien aus. Z. E. die, daß er seine Verse auf die Hinterseite von Briefen schrieb, wie man noch an dem Mspt. der Iliade sieht *), wodurch er etwa in 5 Jahren 5 Schillinge ersparte, und die, daß er seine Freunde oft sehr knauserisch tractirte. Wenn er z. E. zwei Freunde bei sich auf seinem Landhause hatte, so pflegte er ihnen des Abends bei Tisch nur etwa ein halbes Quartier Wein vorzusetzen, davon trank er zwei kleine Gläser selbst und ging dann weg und sagte: Meine Herren, ich lasse Sie bei Ihrem Wein, und doch pflegte er seinen Freunden öfters zu sagen: er hätte ein Herz für Alle, ein Haus für Alle, und was sie auch davon denken möchten, ein Vermögen für Alle. Seine Einkünfte, gewisse und zufällige, zusammen, beliefen etwa sich auf 800 Pfund des Jahrs, wovon er, wie er sagte, Einhundert auf Mildthätigkeit verwenden könne.

Weil Pope unter zwei Regierungen lebte, worin die Dichtkunst wenig geachtet wurde, so hegte er in seinem Herzen eine thörichte Verachtung gegen die Könige. Indessen erweichte sein Stolz bei einer geringen Achtung, die ihm der Prinz von Wal=

---

*) Ruffhead in Pope's Life S. 181. 182. bemerkt: «the «first manuscript copy is yet in being, and is designed «for some public library, as of singular curiosity, being «written in the envelopes of letters; which occasioned Swift's «calling him — *Paper-sparing Pope.*»

lis bezeigte, und er wußte nichts Rechts zu antworten, als ihn dieser fragte: wie es käme, daß er einen Prinzen hochschätzen könne, da ihm die Könige zuwider wären. Seine Verachtung der Großen kommt auch etwas zu oft in seinen Schriften vor, um reel zu sein; man denkt nicht viel an das, was man wirklich verachtet.

So viel für dieses Mal von der Geschichte dieses Mannes und seiner Schriften überhaupt. Besondere Bemerkungen über seinen schriftstellerischen Charakter sollen in einem der nächsten Stücke des Magazins folgen *).

---

*) Dies ist unterblieben.

Über
die Schwärmerei unserer Zeiten:
ein Schreiben
an
den Herausgeber (des göttingischen Magazins).

Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs 2tem Stücke 1782. S. 237 ff. wegen Lichtenberg's darauf erfolgter Antwort aufgenommen.

Daß Sie, ein Mann, der sich genug mit echter Wahrheit beschäftigen kann, genöthigt worden sind, abermals etwas wegen Ziehen's Weissagung zu schreiben *), um den Eindruck zu unterbrechen, den eine solche Fiebergrille bei Leuten von allerlei Stande gemacht hatte, mußte Ihren gerechten Unwillen erregen, und es bewegt auch mich, folgende oft veranlaßte, mehr und mehr dringende Gedanken auszuschütten.

Von Gothen, Vandalen, Longobarden, Sarazenen und

*) Bezieht sich auf den vorstehend S. 14 abgedruckten Aufsatz.

allen wilden Völkern haben wir nicht mehr zu befürchten, daß sie das Licht der Vernunft und der Wissenschaften wieder auslöschen, und Finsterniß über Europa verbreiten möchten. Aber ein innerer Feind, des man sich nicht versiehet, den wir hegen und pflegen, der im Nebel wandelt, und dicken Nebel um sich verbreitet, scheint uns mit dieser Gefahr zu beschleichen. Es ist die überhand nehmende Seuche der Schwärmerei: denn, wer noch Augen hat zu sehen, der schaue um sich, wie diese Träumereien sich jetzt ausbreiten und dem hellen Lichte der Vernunft Trotz bieten.

Besonders ist noch dabei zu beklagen, daß theils sehr gute Köpfe, die mit der lebhaftesten Einbildungskraft begabt sind, theils sehr gute Gemüther, mit dem besten Willen und den sanftesten Neigungen, leicht dadurch hingerissen werden.

Theologen, und zwar nicht von den geringsten, schwindeln in der Mystik, forschen in der Cabala, horchen nach Erscheinungen und Wundergeschichten. — Zinzendorf's *) schwärmerische Secte, die alles Wissen gering schätzet, hat zu unsern Zeiten ihre Lehrer fast in alle bekannte Länder ausgesandt, und zahlreiche Gemeinden errichtet. — Moralisten predigen Triebe der Empfindung und Drang des Gefühls. Die Wirkung zeigt sich auf mancherlei Weise, wie eines jeden besondere Gemüthsbeschaffenheit ihn lenkt: bei dem einen in brausendem Enthusias-

*) Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, Stifter der Herrenhuter, geb. zu Dresden 1700, gest. zu Herrenhut 1760.

mus, beim andern in ängstlich stiller Entzückung, so wie der Zauberstab der Circe allerlei Gestalten hervorbringt. — Der kleinen Schwärmerei wollte ich nicht einmal erwähnen, die man Empfindsamkeit oder vielmehr Empfindelei nennt, wenn sie sich nur auf das Frauenzimmer, und bei diesem etwa nur auf das Todesurtheil einer Mücke erstreckte, da man sich doch glücklicherweise kein Bedenken macht, Hühnern, Tauben, Fischen, Krebsen das Leben zu nehmen. Aber das, meine ich, verdient doch wohl einer Erwägung, daß sich eine solche Empfindelei auch auf unsere Rechtsgelehrte ausbreitet, da es wichtigern Einfluß hat. Mit großem Eifer sucht man ja jetzt alle Wege, um das theure Leben eines Spitzbuben dem Staate zu erhalten, und da man sonst aus natürlichen Grundsätzen den Räuber, der die wesentliche Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft gebrochen, eben sowohl des Todes schuldig erachtet hatte, als den erklärten Feind, der von außen unsere Äcker angreift, ja noch wohl mehr, weil jener gefährlicher ist und weil er sich selbst diesem Urtheile der Gesellschaft unterworfen hat, so will man nun lieber die unschuldigen und beleidigten Mitglieder des Staates verurtheilen, den Bösewicht, wenn er nicht die Freiheit haben soll, ferner zu schaden, auf ihre Kosten zeitlebens zu ernähren. Hierher rechne ich auch, wenn man, um die Hurerei zu begünstigen, nicht allein alle bürgerliche, sondern auch die sittliche Ahndung dieses Lasters aufheben will u. s. w. — Auch Philosophen hat, wie mich dünkt, ihre große Kunst schwärmen gemacht, da sie nicht allein alle Wesen außer sich, sondern sogar ihr eigenes

Wesen, aus der Wirklichkeit ins leere Reich der Einbildungen hinein raisonniren wollen. — Ist es nicht auch der herrschende Hang zur Schwärmerei, wenn Dichter sich vorzüglich an Feenmärchen, Romanzen und Rittergeschichten, oder abenteuerlicher Erregung der Leidenschaften vergnügen? — Jedoch, die Dichter können sich rechtfertigen, daß ihnen besonders das Reich der Phantasie zu bearbeiten zukomme: aber die Naturkunde sollte doch wenigstens auf reine Erfahrung gebauet werden. Nun verlassen hingegen vorgebliche Naturforscher diese sichere Bahn gründlicher und deutlicher Erkenntniß, grübeln statt dessen im Schwall des unsinnigsten Geschwätzes, und gefallen darin sich und Andern. — Ein vorzüglicher Gegenstand der Schwärmerei ist endlich die Geisterwelt. Die Geschichten eines Swedenborgs*) werden achtungswerth gehalten! Schröpfer, ein elender Gaukler, hat mit der Einbildung von Geisterbeschwörungen viele, auch vornehme Anhänger gewinnen, ja noch nach seinem elenden Tode erhalten können. — Dunkele Forschungen erhalten einen Grad von Wichtigkeit, da hohe Personen in dergleichen Geheimniß versprechende Gesellschaften angelocket und mit solchem Dunste umnebelt werden. — Wie weit könnte nicht dieser Schwindel noch gehen! denn, was Fanatismus, der Vernunft verachtet, vermögend sei, haben ja die Wiedertäufer-

---

*) Emanuel von Swedenborg, geb. zu Stockholm 1689, gest. zu London, 1772. Bis 1747 beim schwedischen Bergwerkscollegio angestellt. Als Theosoph bekannt.

geschichten *) und die Schwärmereien aller Zeiten und Völker gezeiget. Das ist aber eben das Gefährlichste, daß er sich unter dem Eifer für Tugend und Religion versteckt, und dadurch viele, auch wohlmeinende Gemüther berücket.

Werden nicht schon wirkliche Kenntnisse und Wissenschaften öffentlich verachtet? Auch die, welche die Fähigkeiten unsers Geistes entwickeln: auch die, welche die Bedürfnisse und Verhältnisse dieses Lebens betreffen, dadurch sich, unserer Bestimmung nach, jene Fähigkeiten entwickeln sollten: auch die, welche die offenbare Weisheit des Schöpfers in der abhängigen Einrichtung aller uns vor Augen liegenden Wesen betrachten lehren? Dagegen verspricht man, den Geist von dem Niedrigen, Sinnlichen, Sichtbaren, Nichtigen abzuführen, und versenkt ihn in Grillen, die man als unkörperlich anpreiset, und die in der That unsinnlich und undinglich sind. Die Finsterniß voriger Jahrhunderte wird wieder zurückgerufen: der Chiromantie sind wir bereits ziemlich nahe: es fehlt nur, daß auch die Astrologie wieder statt der Mathematik in Flor gebracht werde, welches vermuthlich die Nachfolger unsers Ziehen's, wenn sie das theure Buch Chevila gefunden haben, bestens befördern werden. Mit Recht bemerken Sie, Lehrer der Wahrheit, „daß Bücher, von denen man kaum erwarten sollte, daß sie jenseit der Thür

---

*) Es darf hier nur an die Gräuel der Wiedertäufer Bernhard Knipperdolling und Johann Bockholt zu Münster, 1534—1536, erinnert werden.

des Tollhauses geschrieben sein können, jetzt täglich gedruckt und aufgelegt, und mit Beifall gelesen werden." Ja, die Meßverzeichnisse und gelehrten Zeitungen oder Monatsschriften zeigen, daß diese Bezauberung sich mehret, und theils das schon verworfene Zeug wieder hervorgesucht, gesammelt und aufgelegt wird, theils neue Mißgeburten gleicher Art aus verworrenem Gehirne ausgeheckt werden. Dieß geschieht auch nicht allein bei uns Deutschen, wo unter andern neulich wieder ein Annulus Platonis, oder physicalisch-chemische Erklärung der Natur, von einer Gesellschaft echter Naturforscher aufs neue verbessert und mit vielen wichtigen Anmerkungen herausgegeben ist (Berlin u. Leipz. 1781. Octav.), sondern auch in Frankreich, wie das wahnsinnige Buch Des Erreurs et de la Verité bezeuget, und in mehrern Ländern.

Merkwürdig ist immer die besondere Verwandtschaft des chemischen Unsinns mit dem theosophischen und moralischen, die man überall in den Schriften der Goldsucher (Philochrysen: κατ᾽ἀντίφρασιν Philosophen genannt) antrifft. Man sollte vernünftigerweise gedenken: wenn einer auch aus Blei Gold hervorzubringen erfände, was könnte er sich einbilden, dadurch klüger oder besser zu werden, als wir andern, die aus Mennige und Mehl Blei hervorzubringen wissen? Aber: fürs erste sind die Schriften das sicherste Recept, den Verstand zu verwirren, denn sie führen von aller ordentlichen und deutlichen Erkenntniß, und von dem Wege, dieselbe zu erlangen, ab.

Der Lehrer gafft umher, da er in diesen düstern Grillen, ja sogar in phantastischen Zahlen und Figuren Sinn und Verstand suchen will, der nie darin gesteckt hat; und durch solches blinde Tappen gewöhnt er sich dann überall zu dergleichen taumelndem Gange der Gedanken. Aus einmal gefaßtem Vorurtheile macht man den trefflichen Schluß: Weil diese Schrift unverständlich ist, so muß eine höhere Weisheit dahinter stecken, und weil das, was der Verfasser schreibt, eigentlich genommen, Unsinn ist, so muß er etwas anderes Tiefsinniges dabei gedacht haben. Man zerbricht sich also den Kopf, um zu verstehen, was ein Narr geschrieben hat, der nicht verstanden sein wollte, und der sich meistens selbst nicht verstand. Dazu kommt noch die emsige Begierde, das Gesuchte in der Wirklichkeit zu erlangen, welche schon durch die beständige Anstrengung auf diesen einen Punkt die Denkkraft zerstöret. Und dann fliehet dieser Punkt immer vor den Augen weg: die süße Hoffnung, zum Ziele zu gelangen, bleibt immer gleich weit entfernt, und verschwindet im Rauche: nun wendet man alle Kräfte an, und bemüht sich, was nicht durch natürliche Mittel gelingen will, durch übernatürliche zu gewinnen: und so wird aus Hoffnung und Verzweifelung vollkommener Wahnsinn erzeugt. Eine Schande ist es doch für unsere Zeiten, da in der echten Chemie, diesem edlen Zweige der Naturkunde, durch zuverlässige Untersuchungen, so Vieles geleistet worden, und noch so Vieles zur Befriedigung wahrer Wißbegierde darin zu erforschen, übrig wäre, daß nun noch die alte Leier jener leeren Grillenfänger wieder gerührt

wird. Man werfe nun einen Blick auf ihre gesammte Weisheit. Alle die Erfahrungen und Auflösungen wahrer Chemiker und Naturforscher sind ihnen fremd, und nicht nur die neuern, feinern, sondern sogar die bekanntern. Von den erprobten Eigenschaften der Metalle, Halbmetalle, Erden, Salze, brennbaren Körper, imgleichen des Feuers und der Luft, wissen sie nichts, und eben so wenig vom Pflanzen- und Thierreiche. Die verschiedenen Grade der chemischen Anziehung, welche doch den Hauptschlüssel zu den Erscheinungen geben müssen, haben sie nie betrachtet. So irren sie denn bei den meisten längst schon entwickelten Dingen, dem Schwefel, den Salzen u. s. f. noch in unbestimmten und ungegründeten Ausdrücken herum: ihren Mercurius und Arsenik, dessen wahre Beschaffenheit sie nie untersucht hatten, dichten sie nur allenthalben hinein, wo kein Wachender je eine Spur davon beobachtet hat *). Wenn sie bei ihrem Kohlengewühl je etwas gefunden haben, so war es gewiß blindlings, ohne zu wissen, wie sie dazu kamen, oder was sie

---

*) Zur Probe nur ein paar Stellen, die mir eben beim flüchtigen Durchblättern in die Augen fallen: denn ausdrücklich diese Schriften durchzulesen, wäre wohl meine Sache nicht. Annul. Platon. p. 500. „Der Schwefel ist ein trocknes Öl — ein coagulirtes Steinöl." — p. 525. „Spiritus salis ist ein geistiges alcali —" p. 532. „Daß der ☉ ☿, ♁ und ☉ hat ist allen Artisten bekannt: daß er aber mehr sulphurisch ist als mercurialisch, kann nichts hindern, und ist oben erwiesen, daß der ☿ und alle Arsenikalsubjecte aus dem Schwefel werden" u. s. f.

Anm. des Verfassers.

hatten: denn sie bekümmern sich nie zu untersuchen was sie verbinden oder scheiden, oder was nachbleibt; sondern nehmen ein Ding an, wie sichs am ersten ihrer Einbildungskraft schmeichelnd darstellt *). Ihre Vernunftschlüsse sind ihnen eigen: z. B. das Gold ist mit dem Zeichen eines Zirkels ☉ bezeichnet worden: nun findet sich auch ein Zirkel in dem Zeichen des Quecksilbers ☿, oder des Spießglases ♁; folglich muß in dem Quecksilber oder Spießglase Gold stecken — durch bündige Gründe zu untersuchen, was Wahrheit, oder nur Wahrscheinlichkeit sei, ist gar ihre Weise nicht; sondern je sattsamer widersinnigere Dinge das Spiel der Einbildung verspricht, desto begieriger werden sie ergriffen **). — Auf solchem Wege nun, und bei

*) Nur den einzigen Antimonialprozeß anzuführen: nannte man nicht mercurius vitae, was calx antimonii oder antimonium corrosum war, und spiritus vitrioli philosophicus, was spiritus salis war? Anm. des Verfassers.

**) Wie wenig Wahrheitsliebe, oder Wahrheitsforschung und gesunde Beurtheilung man sich von diesen Schriften versprechen könne, und was sich ihre Verfasser von dem Verstande oder Glauben der Leser versprechen, will ich nur aus einem Beispiele zeigen. — In dem angeführten Annulo Platonis wird p. 100 in der Anmerk. einem ihrer alten Orakel, dem Porta †),

†) Jo. Baptista de la Porta, Neapolitaner, Astrolog ꝛc. starb 1615, 70 Jahre alt. Schrieb unter andern: Magia naturalis sive de miraculis rerum naturalium Libri IV; de furtivis literarum notis vulgo de ziferis Libri V; auch Komödien und Tragödien. Anm. d. H. H.

solchen Führern, sollen wir noch verborgene Wahrheiten zu erlangen hoffen! Ja ihre Vernunftlehre schränkt sich nicht bloß bei ihrem Tiegel ein, wo man noch wohl die wahren Producte von dem Rauche scheiden könnte; sondern, was das Schlimmste ist, es soll alle Wissenschaft, alle höhere Erkenntniß, selbst von göttlichen Dingen, aus diesem Nebel hervorbrechen, oder doch in diesem Nebel stecken. — Den Buchhändlern, welche sehen, daß sie mit der Ausgabe solcher Schriften jetzt ihr Glück machen

---

Folgendes ohne Bedenken nachgeschrieben. „Die Asche von Krebsen an einem feuchten Orte, oder mit Regenwasser befeuchtet, gibt innerhalb 20 Tagen unzählig kleine Würmer, und wenn man Rindsblut darauf spritzt, so werden hernach Krebse daraus.“ — Ja, diese echten Naturforscher setzen noch hinzu: „Diese Erfahrung ist zuverlässig. Digby hat einem Freunde in Paris eine ganze Schüssel voll solcher von ihm selbst gemachter wohlschmeckender Krebse vorgesetzt, und Paracelsus †) lehrt ein ähnliches, einen verbrannten Vogel wieder herzustellen.“ — Ich wünsche doch, daß Alle, die ihr Zutrauen auf diese Schrift setzen, ehe sie die großen darin angerathenen dunkeln Arbeiten vornehmen, erst mit diesem klaren Prozesse der Krebs- und Vögelaufweckung anfangen mögen. Sie können versichert sein, daß, wenn sie damit zu Stande kommen, es ihnen auch nicht fehlen wird, aus einem verreckten Pferde einen schönen Zelter wieder herzustellen, und dann — so viel Gold zu machen, als ihnen beliebt. Anm. d. Verf.

†) Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, geb. 1493 bei Zürich, gest. 1541 zu Salzburg. Alchemist, Astrolog, Theosoph ꝛc. Anm. der H. H.

können, und deßhalb alles dahin Gehörige wieder hervorsuchen, wollte ich einen leichten Rath geben, um noch mehr zu liefern. Sie dürfen nur einen Laboranten dingen, dem durch das mißlungene Goldsuchen, nebst verschwendetem Vermögen, der Verstand verrückt worden. Dieser muß ihnen denn allerlei theologische Redensarten mit chemischen Ausdrücken und Zeichen unter einander mischen: so haben sie eine Schrift, mittelst welcher sie als Verleger wirklich Gold machen können. Daß kein Verstand darin ist, schadet gar nicht: je toller desto besser, weil man desto mehr Tiefsinn darin zu wittern glauben wird.

Aber nun im Ernst: was für Rath, um noch die gesunde Vernunft unter uns zu erhalten? — Wahrheitsforscher haben aus Beobachtung der menschlichen Seelenkräfte gelernt, wie die Neigung zum Wunderbaren hinreissen kann *) — wie Leidenschaften, und besonders geschmeichelte oder betrogene Hoffnung, den Verstand bezaubern — welche Stärke die gehäuften undeutlichen Vorstellungen oder lebhaften Empfindungen haben, bei beständiger Richtung der Einbildungskraft auf dergleichen Ge-

*) Leibnitz sagt sehr treffend: «C'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parce qu'elles ont quelque chose de merveilleux. Il arrive dans le païs philosophique ce qui est arrivé dans le païs poëtique: On s'est lassé des Romans raisonnables et on est revenu depuis quelque tems aux contes des Fées.»

Anm. des Verfassers.

genstände, alles Vermögen des gesunden Denkens zu ersticken, sich die lächerlichsten Dinge vorzustellen und seine Einbildungen für wahres Gefühl zu halten, so daß keine Vernuftschlüsse dagegen wirken können — wie man sich ferner zu den verworrenen Vorstellungen und der schiefen Denkungsart, gleich einem Kinde, welches durch Nahahmen schielen lernt, mehr und mehr gewöhnen kann, und wie sich der Schwärmer auch in seinen Empfindungen so einwieget, daß er keinesweges herausgerissen sein will, sondern alle andere Vorstellungen mit Fleiß verdunkelt — endlich, wie ansteckend die Seuche der Phantasie sich äußere, welches man bei den Zitterern (trembleurs) und andern Fanatikern erfahren hat.

Es wäre also, wie mich dünkt, sehr zu wünschen, daß Männer, die noch mit wachenden Augen Wahrheit von Einbildung unterscheiden und dem menschlichen Geschlechte Einsicht der Wahrheit erhalten wollen, sich bei Zeiten mit vereinten Kräften bemühen möchten, die sich verbreitende Träumerei zu zerstreuen. Sie müßten der guten Sache halber freilich gewärtig sein, allerlei Verdruß zu erdulden: denn der Eifer geht weit, und man siehet schon, wie diejenigen, welche sich gegen die Herrschaft der Phantasie haben auflehnen wollen, von jenen Anhängern in Schriften geschmähet oder sonst übel begegnet worden, oder wie man ihnen wenigstens, nach dem Beispiele jenes sanftmüthigen Schwärmers, einen bösen Namen zu machen suche. Ich wollte also wohl Ihr Magazin zu solchen Bemühungen vorschlagen: aber die Namen der Vertheidiger der Ver-

nunft müssen, als bei den gefährlichen Unternehmungen, äußerst verschwiegen bleiben. Und wie soll die Sache angegriffen werden? — Bei denen, die schon berauscht sind, ist, wie gesagt, doch alle Mühe umsonst angewandt. Wie können wir dem die Empfindung des innern Lichts abstreiten, der sich immer die Augen drücket? Und wer die Harmonie der Sphären zu hören glaubt, wird uns auch übel aufnehmen, wenn wir ihm aus dem Traume helfen wollen. Nur ein Mittel weiß ich, welches zuweilen der Zufall darbietet. Es ist die Ablenkung des Gemüths auf Gegenstände der wirklichen Welt, die stark reizen und beschäftigen. Diese, besonders wenn sie unvermuthet überraschen, können noch den Entzückten wieder zur Besinnung bringen, eben wie man einen Nachtwanderer durch Aufrufung seines Namens erwecket. — Ein aufrichtiger Mann erzählte mir selbst, daß er auch ehedem das innere Licht brünstig gesucht, und nachdem er es Tag und Nacht auf seinen Knien erfleht, endlich erhalten zu haben geglaubt hätte. — Das läßt sich begreifen, antwortete ich ihm: aber wie kamen Sie wieder los davon? — Es starb mein Bruder, sagte er, da hatte ich eine Zeit lang viele dringende und zum Theil verdrießliche Geschäfte zu besorgen, und als ich nachmals wieder in mich selbst zurückkehren wollte, da war das Licht verschwunden.

Die Schwierigkeit ist jedoch hierbei, daß wir dieses Mittel nicht, wo wir wollen, anbringen können. Aber das bleibt doch in unserer Macht, daß wir die noch unberauschte Jugend von dem Taumeltrunke abhalten. Der Verstand unbefangener Ju-

gend steht schon an sich Ungereimtheiten leicht ein, wenn sie ihm nur nicht mit einer gewissen Wichtigkeit vorgestellt werden, dadurch er in seiner Untersuchung scheu werden muß. Dieß habe ich bei den Gespenstergeschichten und andern Aberglauben selbst erfahren, da mir in meiner Jugend die Rockenphilosophie, Gespenster- und Beschwörungsgeschichten bloß als Träume und Kinderzeitvertreib zu lesen gegeben wurden. Ich las sie, lachte darüber, und es ist mir immer Tand geblieben. Eben das habe ich bei mehrern Kindern wahrgenommen, da man sonst weiß, daß wenn in der Jugend dergleichen Grillen mit einer Achtung eingeprägt werden, nachmals auch denkende Männer sich kaum ganz davon los machen können. — Noch mehr muß es wirken, wenn man bei Zeiten darauf eigentlich geleitet wird, das wirklich Lächerliche zu bemerken. — Ein Schwärmer in London hatte durch seine Reden, Ausrufungen und Gebärden sich großen Zulauf erworben. Die Vorstellung gründlicher Theologen machte dagegen keinen Eindruck. Aber: was geschah? Der berühmte Schauspieler Foote, welcher ein Meister in der Nachahmungskunst war, stellte nur diesen Begeisterten einen Winter hindurch oftmals treffend vor. Alsbald verschwand der ehrwürdige Glanz, und man sah den Mann wie er war, einen Thoren! — So lasse man also nur die noch unbelebten Sinne der Fanatiker betrachten, der in den finstern Goldsucherschriften Erleuchtung spähet: der in die Possen der kabalistischen Zahlen, oder in die albernsten Figuren, welche nur der Unsinn dunkler Zeiten hinkratzen konnte, Geheimnisse hineindenken will; der, den Blick

in sich gekehrt, immer seinen Kohlenrauch vor Augen hat, und aus diesem Rauche alle Geister hervorsteigen siehet: der mit einer lächelnden Selbstzufriedenheit, die dem Wahnsinne gemein ist, auf uns nüchterne Sterbliche herabschauet, die wir so hoher Offenbarungen nicht gewürdigt sind. — Wird nicht unser Jüngling ihm sein Mitleiden erwiedern, und den Thoren mit seiner Thorheit laufen lassen? — Nur einer Überschauung aller Wissenschaften und Kenntnisse bedarf es, um ihn bemerken zu lassen, daß die Nothwendigkeit einer gründlichen Untersuchung physischer sowohl als historischer Wahrheit, ja die ganze Art und Weise, wie dieß anzufangen sei, in den vorigen Jahrhunderten noch gar nicht auf die Bahn gebracht war: daher dann allerlei Schriften diesem oder jenem Verfasser auf gut Glück untergeschoben und ohne Bedenken angenommen worden: daher die nach dem Urtheile damaliger Zeiten unbezweifelten Wahrnehmungen von Hexereien, Erscheinungen und Abenteuern, wie auch von Drachen, Greifen und Basilisken, welche alle jetzt nur in solchen Gegenden zu Hause sind, wo noch keine Aufklärung Statt gefunden hat, daher dann auch die mit einfältigem Glauben hingeschriebenen und nachgeschriebenen Prozesse vom Goldmachen oder Krebsmachen u. s. f., welches genugsam zeiget, was wir aus der Einsicht jener Zeiten und Schriftsteller für Aufklärung und Zurechtweisung im Erkenntnisse der Wahrheit uns zu versprechen haben. — Es braucht nur einen Fingerzeig auf Völker und Geschichte aller Zeiten, um zu lernen, daß die Einhüllung in Dunkelheit und vorgeschützte Geheimnisse

immer dem Unverstande oder dem Betruge eigen gewesen sind: daß die reine Wahrheit in keinem Bilde verehrt oder vorgestellt sein will *): daß die Vorhänge der hieroglyphischen Symbole und mystischen Ceremonien nie den Verstand aufzuklären, sondern immer zu verfinstern gedient haben, und daß sie eigentlich nur in das kindische Alter des menschlichen Witzes hin gehörten, so daß sich jetzt fast unsere gemeinen Handwerker schon solcher Gaukeleien und possenhaften Aufzüge zu schämen anfangen.

Doch, ich lasse mich zu weit ein, da ich keine Ausführung, sondern nur einen Wink geben wollte, auf dieses Bedürfniß unserer Zeit zu achten, und geschicktere Männer, besonders aber Vorgesetzte und Lehrer aufzumuntern, jede Gelegenheit zu nutzen, um der Jugend die Augen zu öffnen, und dadurch dem menschlichen Geschlechte, dem man doch den Fortgang in Erkenntniß der Wahrheit wünschen sollte, einen wichtigen Dienst zu leisten. — Auch scheint es mir am Ende, ich möchte wohl die Gefahr zu groß vorgestellt haben, da ich bedenken sollte, daß dergleichen Verstandesnebel schon mehrmals von Zeit zu Zeit aufgestiegen und auch bald von den Strahlen der Wahrheit wieder zerstreuet worden, oder etwa nur auf Sümpfen hängen geblieben sind.

*) Man möchte gedenken: das feine Wesen des Feuers hätte noch wohl zum unschuldigen Bilde der Gottheit, als belebender wohlthätiger Kraft, dienen können. Aber, auch diese Vorstellung hat doch nur die reine Betrachtung verhindert, und die alberne Secte der Feueranbeter hervorgebracht. Anm. d. Verf.

Antwort
auf das
vorstehende Sendschreiben.

Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs 4tem Stücke 1783. S. 589 ff.

Ich habe Ihnen, würdiger Ungenannter, eine Antwort versprochen, die im 3ten Stücke dieses Magazins erscheinen sollte; sie erscheint aber, bloß aus einem Versehen von mir, erst in dem gegenwärtigen, weil die 10 Bogen des vorigen, und darüber, ganz wider meine Erwartung, zu der Zeit schon voll wurden, da ich glaubte, noch Raum für diesen Brief zu haben. Indessen gibt mir dieser kurze Aufschub Gelegenheit, Ihnen außer dem, was ich damals sagen konnte, auch etwas von dem Eindruck zu sagen, den Ihr Sendschreiben überall gemacht hat. Ich habe darüber Briefe von Orten erhalten, die über 150,000 Semidiameter von Göttingen aus einander liegen, und alle erklären es für ein kräftiges Wort, geredet zu seiner Zeit, und geben dadurch den überzeugendsten Beweis ab, wie ausge-

breitet diese Seuche ist. Nur denke ich von dem Buch des Erreurs et de la Verité, so wie von der Fortsetzung desselben unter dem Titel Tableau des Rapports entre Dieu et l'homme, etwas von Ihnen verschieden. Allein, wenn auch meiner Meinung nach, Ihr Tadel dieses Buch nicht trifft, so sind tausend andere, die er trifft, und sich an die Stelle desselben setzen lassen. Ich bat einmal Hrn. Dieterich, mir doch seinen Vorrath von den neuesten alchymischen Schriften sehen zu lassen, und er schickte mir fürwahr einen Ballen. Ich habe in meinem Leben noch nicht so viel Nonsense beisammen gesehen; schon die Titel und die einigen beigefügten Kupferstiche sind wirklich betrübt, und ich habe endlich den Pack mit einer Empfindung weggelegt, die ich mich nur ein einziges Mal gehabt zu haben erinnere, und das war, als ich nach einem Besuche, den ich den Kranken in Bedlam abgestattet hatte, mich in die Straße stellte, und aus einiger Entfernung meinen Blick auf jenes Jammerhaus warf. Ich glaube auch, Bedlam wäre keine unschickliche Benennung für das Zimmer einer Bibliothek, worin man solche Bücher aufbewahrt. Nun kehre ich wieder zu den oben angeführten französischen Werken zurück. Ich weiß es von einem Manne, der einer der aufgeklärtesten Köpfe ist, und so wenig ein Theosophe oder an der Spagirie kranker als Sie, mein Werthester, oder ich: von diesem, sage ich, weiß ich, daß jene Bücher nichts weniger als Wahnsinn enthalten; sie haben nur einen allzusehr zusammenhängenden Verstand, den aber nur wenig Leute einsehen. Allein wohlverstanden, tiefe Weisheit ist

gar nicht darin, so wenig als in manchem andern mit Chiffern geschriebenen. Sie enthalten weder Metaphysik, noch Theosophie, sondern sind geschrieben, die sehr weit aussehenden Absichten gewisser Leute*) zu befördern, deren Endzweck es auch ganz und gar nicht entgegen ist, wenn eine Anzahl von Menschen, welche die eigentliche Bedeutung nicht verstehen, im Suchen nach hoher und tiefer Weisheit in diesen Büchern sich den Verstand schief drehen. Wieder auf die Alchymisten zu kommen. Wäre es nicht der Mühe werth, dieses Volk einmal wieder auf die Bühne zu bringen? Es ist freilich schon oft geschehen, aber doch noch nicht so wie es sein müßte. In den Stücken, die ich gesehen habe, waren die Züge nicht gedrängt genug, dafür habe ich aber in meiner Jugend ein Paar Leute gekannt, bei denen waren sie desto gedrängter. Sie waren beide herzensgute Leute, dienstfertig, in ihrem Amte thätig und getreu, und der größten Freundschaft fähig. Nur auf die Geistlichkeit hielten sie nichts, das war ein Fehler, aber dafür desto mehr auf den rothen Löwen, und die Zahl 7, und das war der andere. Auch unterschieden sie sich dadurch von andern (denn diese Geisteskrankheit wird immer etwas vom Temperament modificirt), daß sie ihrem Hauswesen gut vorstanden. Sie glaubten; aber ihr Glaube war nicht thätig, etwa das Lesen solcher Bücher ausgenommen; oder wenn etwas gethan

---

*) Of a set of designing men steht im Original.

Anm. des Verfassers.

wurde, so war der ganze Apparat ein Arzneigläschen, das nicht jeder zu sehen bekam. Der eine hatte sich zum Tabacksstopfer das Zeichen des Mars und der Sonne gewählt, nämlich Mars war der Stiel und mit der Sonne wurde gestopft. Der andere bekam eine Blase auf der Zunge, die er aus dem heimlichen Gläschen heilen wollte, und zog sich einen Krebs zu. Anstatt nun einen Arzt zu befragen, setzte er sich ruhig vor einem Spiegel nieder, als wenn er sich rasiren wollte, und schnitt sich mit dem kaltesten Blute ein Stück nach dem andern von der Zunge ab. Er mußte unvermeidlich daran sterben. Ich erinnere mich noch mit dem größten Vergnügen an einen Abend, da sie sich mit Freudenthränen (wenigstens dem Letzten wurden gleich die Augenlieder roth, wenn er vom Stein der Weisen oder der Universalmedicin sprach) und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von methodistischer Salbung in den Mienen, die abgeschmacktesten Historien erzählten und sich ihre Hoffnungen wechselseitig stärkten. Z. E. von geringen, schlecht dahergehenden Männchen, die Gold und Silber Centnerweis an die Münzmeister von Deutschland lieferten; von der Wichtigkeit der siebenten Stunde des siebenten Tages im siebenten Monat, und hundert Dinge, so einfältig, daß man sich schämt, sie auch nur im Scherz zu erzählen. Ich glaube, der Eine (der mit dem Tabacksstopfer), wäre morgendes Tages gestorben, wenn er Hoffnung gehabt hätte, dafür sein Leben im Jahr 7777 ausleben zu können. Das Angenehmste aber war, sie differirten zuweilen doch in Meinungen, und widerlegten einander; falsche Sätze

mit falschen Sätzen und Träumereien mit Träumereien. Für einen, der über Beide lacht, kann nicht leicht etwas Unterhaltendes gedacht werden, und müßte sich auf dem Theater vortrefflich ausnehmen, wenn es nicht allzusubtil angelegt und mit Handlung verbunden würde. Man müßte aber ja keine eifrigen Disputirer nehmen, keine hitzigen Köpfe (und das waren auch diese nicht), sondern zwei langsam und leise redende stille, wo jeder mit einer Segensmiene, ganz ruhig, aber mit kaum zu verbergender innern Freude, dem Andern bei jeder Replik den Gnadenstoß zu geben glaubt.

Übrigens waren sie selbst nicht zu bekehren, und ich glaube wirklich, es läßt sich einem, dem beide Augen ausgestochen sind, das Gesicht eher wiedergeben, als einem solchen Menschen die Vernunft. Jedem Einwurf, den man ihnen machte, lächelten sie mit der Miene des mitleidigen Triumphs entgegen, als wollten sie sagen: werden Sie nur erst älter, so wird sich das schon geben. Wenn Alles bei ihnen aus einem einzigen falschen Grundsatze, übrigens durch vernünftige Ableitung geflossen wäre, so wäre vielleicht noch Hoffnung gewesen, einmal die Nessel auszureißen, aber so hatte jeder Satz von den hunderten, die sie bei der Hand hatten, für sich, wie die Glieder eines Bandwurms, angesogen, und zehrte an ihrer Vernunft. Allein das glaube ich, daß vielleicht da, wo sie dissentirten, einer den andern hätte auf seine Seite ziehen können. Ob ihnen nicht vielleicht durch Inoculation der Krätze, die Herr von Haller gegen die dumme Schläfrigkeit empfiehlt, eine bessere Beschäftigung

hätte verschafft, und sie auf diese Weise durch Schabung ihrer Selbst zur Selbstbesserung hätten gebracht werden können, lasse ich dahin gestellt sein. Gerechter Gott, was der Mensch ist! Noch muß ich anzeigen, daß sie sehr viel auf Magnete hielten. Als ich den Don Quixote zum ersten Mal las, fielen mir diese beiden Männer ein, und ich dachte wirklich damals (1765) auf einen Roman, worin der Held ein solcher Mann wäre. Denn gewiß ist jetzt der wichtige Dienst, den die Bücher zuweilen leisten, Köpfe zu verrücken, von den Ritterbüchern auf die spagirischen gefallen. Es müßte sehr leicht sein, den Charakter durch einen Pajazzo wie Sancho zu unterstützen, und ihm durch eine ganz an klingender Münze, Küchenfeuer und culinarischen Versuchen klebende Seele den höchsten Relief zu geben. An Liebe könnte es nicht fehlen, denn durch die geheimen Fläschchen werden auch Herzen geschmolzen. Ein solcher Roman würde zugleich ein Roman für Europa werden. Allein ich fand es doch schwer, dem Ganzen hinlängliches Interesse zu geben, und ich habe mich also auf einen so ungewissen Erfolg hin, nicht überwinden können, die fürchterliche Sprache zu studiren, die gemeiniglich diese Leute sprechen. Ein herrlicher Zug ist folgender: in England hat neulich einer bewiesen, der König von Frankreich sei das gehörnte Thier in der Offenbarung Johannis Cap. 13 v. 18, weil seine Zahl 666 sei, und in der That gibt LVDoVICVs 666. Wenn ich ein paar hundert solcher Züge hätte, so machte ich mich noch daran. Aber wo erhält man die? Man müßte sich unter sie mischen,

und in einer solchen Luft, glaube ich, erlebte die gesundeste Vernunft nicht den Lohn ihrer Arbeit.

Da Sie von diesen schleichenden Gothen und Vandalen reden, so muß ich Sie noch mit einer andern Art näher bekannt machen, die öffentlich, und immer mehr und mehr Deutschland überziehen, und das sind die schönen Geister; die Leute, die wissen, was in jedem Journalwinkel versteckt liegt, jedes Stück kennen, was bei dieser oder jener Bühne gegeben worden ist; wo und wenn und worin eine Schauspielerin debutirt, wer neuerlich gekämmt worden ist, wen man gebürstet, wem man das Fell gegerbt hat, wen man gestriegelt, wen man durch- und mitgenommen, und wem man eine unangenehme Stunde gemacht hat. (Sehen sie, es hat Alles seine Kunstwörter). Jene großen Durchblätterer kleiner Bücher, bei denen immer der Mund übergeht, wovon das Herz nicht voll ist. Die von poetischem Eifer für die Tugend, für das Vaterland und für die Nothleidenden glühen, ohne tugendhaft, ohne Patrioten, und ohne wohlthätig zu sein. Denn in der That kann jener Eifer eben so leicht ohne die eigentliche Kraft bestehen, wovon er den Schein hat, als poetische Liebe mit Impotenz. Betrachten Sie einmal den allgemeinen Hang der Jugend, für poetische Blumenlesen, für das Theater zu arbeiten und Romane zu schreiben. Die Verblendung dieser guten Leute geht gewiß sehr weit, sonst würden sie gewiß nicht ihr Lieblingsgeschäft aus Bemühungen machen, worin es nicht allein sehr schwer ist, groß zu werden, sondern auch schimpf-

lich mittelmäßig zu sein. Gewiß ist unter allen mittelmäßigen Dingen der mittelmäßige Dichter das elendeste. Ich kann mich irren, allein ich glaube, daß Erzieher nicht genug auf die Erstickung dieses Hangs, der meistens eine gänzliche Impotenz des Geistes in spätern Jahren nach sich zieht, Rücksicht nehmen können. Ist er unwiderstehlich, alsdann los damit. Ovid, Wieland, Voltaire und Pope würden Dichter geworden sein, und wenn der Staupbesen darauf gestanden hätte. Allein man sehe auch hin, was sie gemacht haben. Welche Nation und welches Zeitalter, möchte man fragen, haben etwas den Stanzen im Oberon Ähnliches aufzuweisen, zumal den Schilderungen weiblicher Schönheit in demselben?

Sehen Sie hingegen, wie alle ernsthafteren Studien vernachläßigt werden. Sonst hörte Alles praktische Geometrie, eine der angenehmsten Wissenschaften, dem Leibe so heilsam als der Seele. Jetzt wird sie nur von Wenigen getrieben, und darunter hauptsächlich noch von Officieren. Mancher, dem es in der Welt zu nichts nützt, lernt reiten der Motion wegen, warum verschafft er sich nicht auch nützliche Kenntnisse, und übt er nicht auch seinen Verstand der Motion wegen? Plato*) sagt: wer nicht weiß, daß die Seite und Diagonale eines Quadrats incommensurabel sind, ist eine Bestie. Heutzutage wimmelt es von alten Bestien, die nicht einmal wissen, was ein Quadrat ist, wenigstens nicht das Quadrat einer Zahl. Bedenkt man

*) In seinem *Meno*, §. 18.

dabei, wie Alles über Physiognomik herfiel, wie Alles silhouettirte, daß man fürchten mußte, die Portraitmalerei, die zu Korinth mit einer Silhouette anfing *), würde in Deutschland mit einer aufhören; wie durch ein unnützes Orthographeln es endlich dahin kommen wird, daß wir gar keine Orthographie mehr haben; wie noch immer von Empfindung plaudern verwechselt wird mit sprechen aus Empfindung; wenn man die Leute sieht, denen so recht wohl wird, wenn sie sich so unter guten Menschen befinden, denen es so leicht, so weit um die Brust wird, wenn sie über sich rollen sehen den Jupiter und alle Planeten; so sollte einem wohl die Geduld ausgehen. Ein gefühlvolles, freundschaftliches Herz ist das größte Geschenk, womit der Himmel einen Menschen beglücken, hingegen der Kitzel immer davon zu scribbeln, und sich in diesem Gescribbel groß zu dünken, eine der größten Strafen, die er über ein schreibendes Wesen verhängen kann. Das Mehl her und nicht die Mühle, sagt Möser. Bedenkt man außerdem unsere Messiasgeschichtchen; daß wir neben Rosenkreuzer **) auch Rosenfelder ***) haben; daß Jacob Böhm neu aufgelegt worden; daß der

*) S. Plinii N. H. XXXV. 5.

**) Rosenkreuzer, bekannter geheimer Orden, über dessen Stifter (Chr. Rosenkreuz, oder Valentin Andreä, oder Agrippa von Nettesheim) wie die Zeit seiner Stiftung, man verschiedener Meinung ist. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erwachte er wieder und ging mit Schröpfer unter.

***) S. die berlin. Monatsschr. 1783. 1stes St. Anm. d. Vf.
„Der vorgebliche neue Messias in Berlin“ von J. E. Bie-

verstorbene Bischof zu Paderborn den Knochen des heil. Liborius 1400, einem Gnadenbildchen zu Verne 1700 und den Armen an baarem Gelde 000 Thaler vermacht; wie Hr. Jost, Pater und Schurke*) in Baiern, die Inquisition eingeführt wissen will; wie Alles für Kinder schreibt, ***phien für Kinder, ***gien für Kinder und ***icken für Kinder, und darüber die Männer vergißt**): so sieht man wohl, die Stunde ist gekommen, und Alles ist reif für einen Mann, der Juvenal's Geißel ergreift,

---

ster. Ein gewisser Joh. Paul Philipp Rosenfeld, geb. 1731 bei Eisenach, gab sich für den neuen Messias aus; erhielt in Folge richterlichen Urtheils in Berlin am 8. Novbr. 1782 öffentlichen Staupenschlag und wurde zur lebenslänglichen Festungsstrafe nach Spandau abgeführt.

*) Der Lector theologiae im Dominicanerkloster zu Landshut in Baiern, Thomas Aquinas Jost, Verfasser einer Schmähschrift auf Walch's Symbolik, 1773, und einer auf die Freigeister, 1777, ließ 1779 unter dem Titel: Bildnisse der Freiheit und Inquisition, einen Vorschlag durch den Druck öffentlich ausgehen, worin er die Errichtung eines bairischen Inquisitionsgerichts empfahl. Den von der Büchercensur in München untersagten Druck genehmigte der Fürstbischof zu Freisingen, Ludwig Joseph Freiherr von Welden. Doch wurde die ganze Auflage confiscirt und Pater Jost von seinem Lectoramte abgesetzt. S. Wekhrlin Chronologen. B. 5. S. 105. Frkft. und Leipzig 1780.

**) Ich habe im Ernst gehört, daß Jemand vor hat, eine Hebammenkunst für Kinder zu schreiben. Anm. d. Verf.

und darunter haut, damit Joseph Platz findet, wenn er dahin kommt.

Ein Freund von mir, viel zu bescheiden, um auch nur den entferntesten Anspruch auf ein solches Verdienst zu machen, arbeitet wirklich an einem Gedicht, das wenigstens einen ähnlichen Zweck hat, und Nutzen stiften kann. Ich habe Erlaubniß, Einiges daraus bekannt zu machen, und ich kann es nicht schicklicher thun, als am Ende dieses Briefes. Er wünscht zu erfahren, ob man ihm Stärke genug zutraut, und dazu mögen folgende Proben hinlänglich sein. So viel muß ich Ihnen sagen: die besten Stellen im Gedicht sind die Charaktere gewisser Personen, die ich noch nicht bekannt machen darf. Hier ist der Anfang, und einige einzelne Stellen.

Si natura negat, facit indignatio versum *).

Nein! länger schweig ich nicht, fürwahr, das geht zu toll,
Mein Mitleidsquell versiegt, und euer Maß ist voll.
Dieß wär' Germanien? — Das mit noch starker Hand
Vernunft zum Thron erhob und Rom in Fesseln band?
Wo einst, nach langer Nacht, die die Natur verhüllte,
Von ihrem Thron verdrängt, den Aberglaube füllte,
Als Gott dem Licht befahl und: Kepler **) werde, sprach,

*) Jun. Juvenalis Sat. I. 79.

**) Joh. Kepler, geb. 1571, gest. 1630.

Der Lehrer Newton's ward, und so durch Keplern Tag?
Wo Leibnitz*)=Ödipus Verwandtschaftsräthsel löste
Von Seele und von Leib von Braunschweig und von Este?
Das, wenns bei Spiel und Wein auch Zeit und Licht vergaß,
Die Flucht von Licht und Zeit auch wieder nüchtern maß**)?
Dafür, daß Flasch' und Faß es oft geleert mit Schwelgen,
Auf Fässer Donner zog und Blitze auf Bouteillen***)?
Es, wo einst Faust zuerst des Teufels Schreibkunst fand?
Es, Luther's†), Guericke'ns††) und Dürer's†††) Vaterland?

---

*) Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, geb. 1646, gest. 1716. Die Äußerung des Verfassers bezieht sich auf die Geschichte des mit Este verwandten Hauses Braunschweig, dessen Geschichte zu beschreiben Leibnitz vom Herzoge den Auftrag erhalten hatte.

**) Der Verfasser zielt hier auf Römer's Entdeckung von der allmäligen Fortpflanzung des Lichts, und auf die Erfindung der Taschenuhren. Anm. des Verfassers.

***) Die Erfindung des Schießpulvers, und der fälschlich sogenannten Leidenschen Flasche, die bekanntlich einem Deutschen, dem Hrn. v. Kleist (Prälat von Kleist, Decan des Domcapitels zu Camin in Pommern, im Jahre 1745) zugehört. Anm. des Verfassers.

†) Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546.

††) Otto von Guericke, geb. 1602, gest. 1686.

†††) Albrecht Dürer, geb. 1471, gest. 1528.

Das glaub ich nimmermehr, die Sphäre ist verdreht,
Da stand Moropien *), wo jetzo Deutschland steht.
Verlorn auf ewig weg, blieb nicht zu seinem Heil,
Noch hier und da verkannt, ein Weiser **) ihm zu Theil,
Der wie ein Pharus Licht durch dunkeln Sturm verbreitet,
Und es vielleicht dereinst zur alten Stelle leitet.

O seht nur, wie der Hauf von Candidaten schwärmt
Und Alles im Gedräng verfehlten Endzwecks lärmt:
Den Teufel trieb und bannt' zu deutscher Christen Übel
Elwangen ***) aus dem Leib und Halle †) aus der Bibel:

---

*) Moropien. *Μωρός* heißt dumm, närrisch, stumpf. Meropia war der alte Name der Insel Kos. Meropes sind bei Homer Menschen, im Gegensatz zu Thieren. — In Rücksicht auf diese Wörter, und mit Beziehung auf des Thomas Morus (geb. 1480, enthauptet 1535) *Utopia* mag *Moropia* ein Narrenland bezeichnen.

**) Im Original steht hier ein zweisylbiges nomen proprium, das aber vor der Bekanntmachung des ganzen Gedichts nicht eingerückt werden konnte. Anm. des Verfassers.

***) Der Wunderdoctor, Pater J. J. Gaßner (S. Th. 4. S. 17), trieb sein Gaukelspiel 1774—76 vorzugsweise im Frauenkloster Söflingen bei Ulm und in Elwangen.

†) Der Verfasser hat hier die berühmten Theologen Jacob Sigismund Baumgarten, geb. 1706, gest. 1757, und Joh. Salomo Semmler, geb. 1725, gest. 1791, Professoren zu Halle, im Auge.

Schön, wärs nur aus der Welt, allein durch dünn und dick,
Gings in ein grunzend Heer von Säuen der Kritik,
Die nun mit Rüsseldrang durch unsre Saaten streifen,
Und eh'r Vernunft und Witz als wie sich selbst ersäufen.
Wo sonst im frischen Grün Weisheit und Tugend stand,
Ums Himmelswillen seht, da welket jetzt ein Land,
Wo vor der Hörnerzeit sich kritsche Böckchen stutzen
Und jeder Bub' die Nas' eh'r rümpfen lernt als putzen.
Seht, von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und Drang,
Gedanken Zolle groß in Wörtern Ruthen lang;
Die Zeitung ist Pasquill, Journale sind Timore *),
Und jedes Dintenfaß ist Büchse der Pandore **),

---

*) Timorus. Berlin 1773. (S. oben Th. 3. S. 79 ff.) Eine Satyre, deren Verfasser, nach dem Urtheile eines gewissen Recensenten ins Tollhaus gehörte. Indessen war es merkwürdig, daß der Verfasser herausblieb, hingegen der Recensent, sichern Nachrichten zufolge, bald nach gefälltem Urtheile hineinging. Anm. des Verfassers.

**) Eine Dame von himmlischer Schönheit, denn wirklich hatten sich auch Götter und Göttinnen bemüht, sie mit Allem auszusteuern, was schön und reizend war. Jupiter aber, der mit ihr dem Feuerdieb Prometheus einen Streich spielen wollte, gab ihr eine Büchse an ihn, worin alles menschliche Übel eingeschlossen war, als sie nun hinkam, und die Büchse aufmachte, so flogen, so geschwind sie auch dieselbe wieder zumachen wollte, dennoch alle die Plagen und Übel heraus, die man hier und

Und Alles, Alles zwickt und sticht und beißt und brennt,
Von Viper Hofmann*) an zur Mücke Recensent.
Ein Volk, bei dem noch sonst Wort und Gedanken zweckten,
Bölkt jetzt ein Kauderwelsch in zwanzig Dialekten.
Und spricht nicht jedermann, was kaum der Zehnte lernt?
Und wird nicht jeder Jung be Schäkspeart und be Sternt?
Und übt nicht jeder sich am Schwächern in Satyren,
So wie Barbierer sich an Bettlern im Rasiren?
Vom Thron zur Hütte hin, vom Wallfisch bis zum Frosch,
Vom Donnerer Homer's, zu Eichsfelds**) Dieux de poche,
Goldmacher, Henkerknecht, Poeten, Thier und Götter,
Und Alles findt bei uns Bewunderer oder Spötter.
Das Laster wird mit Reiz, Tugend mit Trotz gelehrt,
Und so führt man ein Volk, mehr lenksam als bethört,
Zur Höll am Gängelband, zum Himmel bei den Haaren,
Ein füchsisch, wespisch, wölfisch, teuflisches Verfahren. —
Ein Buch, das manchen Kopf vielleicht noch fegen könnte,
Sinkt degradirt herab zum Wisch fürs andre Ende;

---

in der Nachbarschaft und überhaupt in der ganzen Welt täglich sehen kann. Anm. des Verfassers.

*) Leopold Aloys Hofmann (?) Professor der deutschen Sprache und Litteratur auf der Universität zu Wien, gest. 1806. Ein berüchtigter Schriftsteller seiner Zeit.

**) Das an Göttingen fast unmittelbar grenzende Eichsfeld, dem katholischen Glauben zugethan, war bis 1803 churmainzisch.

Wenn dorten Fidibus, mit ihren Siegwarts Sünden
Den Varinas verschmähn und Mädchenherzen zünden.

Nun geht er zu den Dichtern über:

Mischt Centnerignoranz und Stolz mit etwas Ohr
In einem Bettelsack, gleich kriecht ein Bard' hervor.
So wohlfeil ward ein Duns der Vorwelt nicht geboren,
Duns Midas hatte doch noch Gold bei seinen Ohren.

Das Volk, das Plato einst aus seinem Staat verbannt *),
Scheint ganz zu uns geflücht't und überströmt das Land.
Was kaum noch Prose lallt', will schon in Reimen schwatzen,
Und Alles piept und tschirpt wie Finken und wie Spatzen,
Glaubt, Ehr' und Name sei bloß Dichtereigenthum,
Ja mancher Sechziger hälts noch für Heldenruhm,
Im rauhen Rabenton Orakelzeug zu krächzen,
Und gar in Liederchen Flickseufzerchen zu ächzen.

Der Schöpfung Meisterstück entzieht die weiche Hand
Dem Kind und dem Filet, der Küche und dem Band;
Von Dichterfeuer warm, mehr als vom Küchenfeuer,
Kneipt sie ein Saitenspiel, Maultrommel mehr als Leier.
Da liegen um sie her ein halbes Epigramm,
Ein Musenalmanach, ein Kochbuch und ein Kamm;
Bei Nahrung für das Herz liegt Pulver für die Zähne,
Beim Plan zum nächsten Ball ein Plan zur ersten Scene
Von einem Trauerspiel. Werg, Puder, Nadeln, Flor,

---

*) Die Dichter. Anm. des Verfassers.

Lock, Yorick, Filibor*), Demantenblitz für Ohr
Und Haar und Hals, Bons Mots auf Freunde und Freundinnen:
Zum Putz für ihren Kopf von außen und von innen. —

Von einem Dichter, der sehr brausend anfängt, aber bald nachläßt, sagt er:

Gleich Pindars Genius seh ich auf Purpurschwingen
Jetzt den berauschten Bard der Sonne entgegen dringen;
Da tobt Horaz in ihm; erstimulirte Kraft
Zwängt glühendes Gefühl aus kalter Wissenschaft.
Noch braußt sein kühner Flug! Horch! noch — noch immer fliegt er,
Nun steht er still — ruht — sinkt — stürzt, wahrlich plumps! da liegt er.

Von den häufigen, oft ungeschickten, Elisionen in selbst ernsthaften Gedichten: Der ꝛc.

---

*) Filidor der Dörferer. Diesen Beinamen hatte, in der v. zehenschen Rosenzunft (Philipp v. Zehen, geb. 1619. Purist, Verfasser einer großen Menge Gedichte) der Poet Jacob Schwieger aus Altona, der ums Jahr 1665 am rudolstädtischen Hofe lebte. Er schrieb unter Andern: Liebesgrillen oder Lust- und Liebesscherz. — Ehr- und Sittenlieder. — Verlachte Venus aus Liebe der Tugend. — Geharnischte Venus. — Die verführte Cynthia durch listiges Nachstellen des Floridans. Filidors entflammte Jugend. — Im ristschen Schwanen-Orden (Joh. Rist, geb. 1607, gest. 1667. Dichter geistlicher Lieder ꝛc.) hieß Schwieger der Flüchtige.

Zischt schweres st'ts aus stets und näselt n'tt aus nett —
So bleibt am Ende gar vom Witz das bloße — Z.
O wählt ein besseres Feld, wollt ihr auch Lorbern holen,
Sagt nur, was nützt euch denn ein solches Stück von — Polen?

Der, stolz auf Sylbenbrand und ein Vocalenmorden
Vermählt castrirten Sinn mit — anglisirten Worten;
Dünkt sich erleuchteter, jemehr sein Leser tappt,
Sein Wort verständlicher, je stumpfer er es kappt:
So wird manch träger Gaul von deutschem Schweif und Sitten,
Durch schöpferischen Schnitt zum Stumpfschwanz und zum Britten.

Bei Gelegenheit eines Mannes, der im Gedicht Don Zebra heißt, castilianisch geht auf der Straße und in Schriften, sagt er:

Im Steckbrief, beim Avis, in Acten und Mandaten,
Im langen Sin — te — mal und Wir — von — Got-
tes — Gnaden,
Im Landrecht, Protocoll, und Haus- und Kirchenbuch,
Da ist natürlich gehn noch freilich gut genug.
Doch willst du, daß dein Gang Germanien entzücke,
So wähl' dir, lieber Mann, die Stelze oder Krücke.

Ja jedes Wort fein hübsch gestiefelt und gestelzt
Und jedes Hirsenkorn wie eine Welt gewälzt,
Um das Gedankchen her pflanz' Corybantenchöre *)

---

*) Eine Truppe von Menschen, Priestern oder Halbgöttern, es ist gleich viel, die um Jupiters Wiege eine Art von Ja-

Von Wörtern, daß Kritik den Gott nicht — quieken höre.
Stopf aus wo's fehlt mit Bom und jeden Riß mit Bast,
Und stecke Bombast hin, wo sonst nichts anders paßt.
Servire Zoten selbst mit Pracht und Alpenprose,
Und deinen St. Omer ja aus der goldnen Dose.
Zeig alles was du willst, nur nicht Castratenzwang;
Was dir an Mannkraft fehlt, ersetz stracks durch Gesang.

Er gibt die Geschichte eines verzärtelten Dichterlings. Dieser wird zwar schon als Kind in Geometrie unterrichtet, aber wie? Hier ist das Examen in Gegenwart der Eltern. Der Lehrer und das Kind sprechen:

So komm und sag einmal, mein allerliebstes Heinzchen,
Wie viel ist einmal eins? Sprich! „Ein bloßes, kleines Einschen."
Wie witzig und wie wahr! Nun sage mir, mein Kind,
Wie viel nach dem Euklid im Dreieck Winkel sind?
„Sechs." Gut, mein Schätzchen, gut, drei Winkel und drei Seiten,
Das sind zusammen sechs, wir sprachen ja von beiden.
Nun noch von Winkeln was, komm, sag mir einmal an,
Wie viel ein Dreieck wohl nun rechte haben kann?
„Zwei." Recht, mein Lämmchen, recht! Wenn ich die drei addire,

---

nitscharenmusik machten, damit Saturn dessen Weinen nicht hören konnte, weil er Neigung hatte, das Kind zu schmausen, wenn er es fände. Anm. des Verfassers.

So hat das Dreieck zwei, so wie das Viereck viere.
O das ist brav gelernt! Nun weißt du noch, mein Kind,
Wir hattens gestern erst, was Parallelen sind?
„O Parallelen sind — sind Linien, die sich schneiden."
Recht — im Unendlichen und zwar zu beiden Seiten.

Nun folgt ein Examen in der Geographie, worin sich die Französelchen und die Portugieschen nicht übel ausnehmen; aber wie gehts auch auf Universitäten?

Des Geistes Feuer erlischt, stockt, oder schießt in Lieder,
Und Impotenz befällt der Seele Zeugungsglieder;
Dem Venusübel folgt das Phöbusübel*) nach
Und bricht der Mannheit Rest, den jenes noch nicht brach.
Oft hat, was dort entging, noch hier den Tod erlitten,
Franzosen wich es aus, allein starb an den — Britten.

Hierauf äußert der Verfasser einige freilich etwas eigene Grundsätze. Er denkt nicht, daß man den Kindern Alles so sehr spielend beibringen müsse, weil in ihrem folgenden Leben das Schicksal ihnen allerlei Wahrheit nichts weniger als spielend beibringt und überhaupt eine Abneigung gegen alle schwere Arbeit daraus entsteht. Sie müssen gehorchen lernen.

Meintwegen krönet sie bei Pauken und Trompeten,
Lehrt Stereometrie an Torten und Pasteten,

---

*) Der Verfasser hat hier vielleicht den schwülstigen, dunkeln Styl im Sinne gehabt, den die Franzosen Phébus nennen. S. Th. 4. S. 235, so wie die Nachahmung der Engländer.

Was Strahlenbrechung sei, an Wein und Kraftgelee,
Hydraulik an Liqueur, Orgeade und Kaffee;
Was Finsternisse sind, lehrt sie an Apfelsinen,
Und Sternenbilder-Form mit Mandeln und Rosinen;
Der Kegelschnitte Schnitt an einem Zuckerhut,
Und Hemisphärik gar an Lilien, Milch und Blut.
Das Streicheln, Schmeicheln, Thun und Tätscheln hilft euch nichts.
Bei Mädchen gehts noch wohl — auf Backen des Gesichts;
Bei Buben lob ich mir den Brauch der weisen Insel *),
Die malt das andere Paar, swistch! mit dem Birkenpinsel.

Jemand spricht von Wiederherstellung des guten Geschmacks durch die Lesung und Nachahmung der Griechen überhaupt.

„Die ehemals schaffende und lehrende Natur
„Ist längst zu alt für uns, ein Mittel gibt es nur.“
Was? Nieswurz? „Nein!“ Pasquill? „Nein!“ Pädagogsche Besen?
„Nein!“ Blitz! so sagt es denn! „die Griechen müßt ihr lesen.“
O Jammer! jämmerlich! O Deutschland! O Genie!
Nachahmen? Griechen? Was? die Knasterbärte die?
Wen meint ihr denn? vielleicht Homer, den blinden Schwätzer,

---

*) Ob hier der Verfasser die Insel der Weisen oder bloß Albion gemeint habe, weiß ich nicht. L.

Dem-Dem-most-mosthenes*) und Epikur**) den Ketzer?
Die Flenn-Els Heraklit***), den Lachnarr Demokrit****);
Rothgießer Phidias*****), Myron †) den Kupferschmidt?
Die Stumpfnas Sokrates ††), den schiefen Alexander †††)
Und den Odeumskopf Perikles ††††) mit einander?

---

*) Es wird auf dieses Redners stammelnde Zunge angespielt. Anm. des Verfassers.
Geb. 375, gest. 313 vor Christo.

**) Wegen seiner angeblichen Grundsätze so bezeichnet. Geb. 342, gest. 270. v. Chr.

***) Heraklit, ein finsterer melancholischer Philosoph aus Ephesus. Daher die Bezeichnung „die Flenn-Els", welche ihm der Verfasser gibt. Lebte um die 69te Olympiade.

****) Demokrit, geb. 494 vor Christo, gewöhnlich als Gegensatz des Heraklit, wie auch hier, bezeichnet.

*****) Phidias blühte um 444 vor Christo, die kolossale Bildsäule der Pallas und der Akropolis in Athen goß er aus Bronze; andere seiner Statuen waren aus Elfenbein ꝛc.

†) Myron, Schüler des Ageladas, Bildhauer, berühmt durch eine von ihm verfertigte eherne Kuh.

††) Sokrates geb. 470, gest. 400 vor Christo.

†††) Alexander der Große, geb. 334, gest. 302 v. Chr. Sein Hals war nach der linken Seiten hin schief.

††††) Perikles, geb. 472, gest. 429 v. Chr. Erbauer des ersten Odeums zu Athen, des Parthenons ꝛc. Das Odeum

Über den jetzigen Ruhm in Deutschland redet er einen seiner Freunde so an:

Freund, deine Wissenschaft, dein Tiefsinn, Fleiß und Müh
Kommt 50 Jahr zu spät, und um ein Schock zu früh.
Du suchst Ruhm durch Verdienst? da kannst du lange laufen,
Mein Gott, den kannst du ja mit Postgeld leichter kaufen.
Wenn einer dicht' und kriecht und Briefe schreibt, so ist er
Horaz und Pop' so leicht als Doctor und Magister.
Drum beuge nur dein Haupt in unterthän'ger Tiefe,
Vor dem, der ihn schon hat, und schreib — frankirte Briefe.
Willst du wohl wetten? — Top! — für hundert Thaler Banko,
Liefr' ich dir deutschen Ruhm bis 1800 franco.
Und billig, zehne nur für einen Monat Kost,
Und noch zehn fürs Papier und achtzig für die Post.
Steigt man denn bloß zum Ruhm, kann man nicht in ihn sinken?
Läßt sich's zur Ewigkeit bloß gehn und nicht auch hinken?

---

hatte eine zeltförmige Gestalt, Perikles aber wird σχινοκέφαλος (meerzwiebelköpfig) genannt. Kratinus brachte in einem Lustspiele, — nach Plutarch, Vit. parall. Pericles XIII ed. Hutten — diese Gestalt des Odeums, wie des Schädels von Perikles, in Verbindung. Dieß mag dem Verfasser hier vorgeschwebt haben.

Hinauf, hinab, gleichviel, die Nachwelt sieht es doch,
Preist Cäsarn auf dem Thron, wie Curtius im Loch.

Ich wünschte, daß ich Ihnen noch einige Schilderungen von Modethorheiten abschreiben könnte, allein ich muß hier schließen, um dem in der Vorrede erwähnten Gedicht auf die Belagerung von Gibraltar Platz zu machen, dessen Verfasser ich mir fast zu errathen getrauete, aber nicht nennen darf, weil er sich mir nicht genannt hat. Nur hat er gemeldet, daß es die Frucht einiger wenigen Nachmitternachtsstunden sei.

Note der Herausgeber.

Die Herausgeber glauben dem folgenden Gedichte auf die Belagerung von Gibraltar den dasselbe betreffenden Theil der Vorrede (vom 23sten März 1783) des göttingischen Magazins (3ten Jahrgangs 4ten Stücks), worin es zuerst für das Publikum gedruckt erschien, hier vorausschicken zu müssen:

„Das Gedicht auf Gibraltar verdient einige Anmerkungen. Daß ein Deutscher, und ein Engländer die letzten Versuche auf Gibraltar lächerlich findet, ist ihm gewiß zu verzeihen, da man sie, so viel wir wissen, noch nirgends lächerlicher gefunden hat, als in Paris selbst. Es war auch in der That unmöglich, ohne Unwillen den Contrast zwischen der Sprache der Belagerten und der Belagerer anzuhören. Paris: Gibraltar wird ein artiges Namenstagsangebinde für diese oder

jene Person sein. Sobald wir Gibraltar weggenommen haben, so werden wir Jamaica nehmen. Das Feuer des Feindes ist heftig, thut aber wenig Schaden; es ist an Allem Mangel in der Festung; täglich sehen wir den Feind Todte begraben. — London: Die Garnison zu Gibraltar befindet sich recht munter; Elliot wird von der Garnison allgemein geliebt; Er liebt die Hannoveraner sehr; es sind wieder ein Paar Schiffe aus der Barbarei mit frischem Proviant angekommen, die Garnison fängt nun an, sich Gärtchen anzulegen; Sir Ashton Lever hat eine Subscription eröffnet, um den braven Soldaten ein tüchtiges Schiff mit Kartoffeln zu schicken, weil sie dieselben gern essen. Und nun der Ausgang! — Zu der tapfern Besatzung Gibraltars gehörte übrigens, während der ganzen Belagerung, vom Juni 1779 an, eine hannoversche Brigade, bestehend aus drei Bataillons (18 Compagnien) im englischen Solde — von Hardenberg, nachher von Sydow; von Reden und de la Motte, — unter dem Commando des damaligen Generalmajors, nachherigen Generallieutenants, de la Motte. Sie hatte eine Stärke von überhaupt 1378 Mann*).

*) Briefe über die Belagerung von Gibraltar, an einen Freund in Hannover geschrieben. 11ter Brief im hannöv. Magazin vom 15. Juli 1785. 56. Stück. S. 883 f.

Elliot war bei der ganzen Garnison, besonders bei den Deutschen, deren Sprache er fertig redete*), außerordentlich beliebt. Namentlich wird auch angeführt, daß er dafür sorgte, daß die Hannoveraner immer mit Taback versehen seien, während ihnen früher dessen Gebrauch untersagt war.

---

*) Schlözer's Staatsanzeigen. B. 2. (1782) S. 518. 519.

Simple,

jedoch authentische Relation

von den curieusen

schwimmenden Batterien,

wie solche

anno 1782 am 13. und 14. Septembris unvermuthet
zu schwimmen aufgehört,

nebst dem,

was sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben, sowohl in der Luft als auf dem Wasser zugetragen.

Durch

Emanuelem Candidum,

Candidat en Poësie allemande, à Gibraltar.

Vorbericht,

den man vorher lesen muß.

Der Verfasser erzählt nicht die ganze Geschichte der Belagerung, sondern wirft sich, wie man sagt, gleich an das Ende der Begebenheiten, indem er voraussetzt, daß das Meiste seinen Lesern eben so gut bekannt ist als ihm. Calpe heißt bei ihm immer entweder der Fels, an dessen Fuß Gibraltar liegt, oder Gibraltar selbst, welches diejenigen wohl merken müssen, denen unbekannt ist, daß dieser Fels wirklich ehemals Calpe geheißen. Dieser und ein ähnlicher Fels*) in Afrika, ihm gerade gegenüber, heißen die Säulen des Hercules, und auch diese Benennung kommt im Gedicht vor. Den Namen Elliot**) hat er zuweilen drei- zuweilen zweisylbig gebraucht. Diese Frei-

---

*) Sein Name ist Abyla.

**) Elliot, Georg August, Lord Heathfield, in Sussex, geb. 1712, gest. 6. Juli 1790. Diente lange in Deutschland — wurde bei Dettingen 27. Juni 1743 verwundet, — 1776 Gouverneur von Gibraltar.

heit wird den Leser nicht hindern, den Vers fließend wegzulesen. Ersteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort wirklich dreisylbig ist, Letzteres hingegen entschuldigt wiederum die geschwinde Aussprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue historische Richtigkeit, zumal im Detail, wird man von einem solchen Gedicht nicht verlangen, da man sie heutzutage kaum einmal von einem Geschichtschreiber verlangt.

Candidus.

1.

Don Alvarez *) lag jämmerlich,
Bloß der Belagrung wegen,
So lang vor Calpe, daß er sich
Fast hinten durchgelegen:
Das macht, der Felsen ist fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

2.

Er grub und zeichnete und schoß,
Und macht' viel Zubereitung.
Doch gabs am Ende nichts als bloß
Artikel in die Zeitung.
Denn er verstand 's Belagern schlecht
Und Elliot 's Cap'tulirn nicht recht:
So ward nichts aus der Sache.

---

*) Don Martin Alvarez von Sotomayor, führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöset wurde.

Anm. des Verfassers.

Und in ganz Andalusia *)
  Wollt' keine Mausfall' stehen.
Die Schornstein' selbst sahn rund herum,
Sich schon nach Menschenköpfen um,
  Um sich darauf zu stürzen.

6.

„Elliot du und dein Felsendamm
  „Sollt morgen unterliegen,
„Der jüngst, sprach er, Minorca nahm **)
  „Wird hier auch können siegen.
„Darauf hol' ich mir Jamaica,
„Dann's Königreich Hibernia,
  „Und dann — dann gehts — nach London.

7.

Doch ward durch Pulver, und durch Stoß
  Kein Quartblatt Land erhalten.
Tagtäglich ändert der Franzos,
  Der Britte ließ's beim Alten,
Da fuhr er fort: „So geht es nicht,
„Wir müssen ihm im Angesicht
  „Uns auch ein Calpe bauen ***).“

---

*) Namen der Provinz, in welcher Gibraltar liegt. A. d. Vf.

**) Im Anfange des Jahrs 1782 wurde Minorca von spanischen und französischen Truppen, unter dem Herzoge von Crillon, für Spanien erobert.

***) Hier wird auf ein sehr hohes Werk angespielt, das, den

8.

Und prahlt: „Hört Britten, trotz Natur,
„Und euers Rodney's *) Siege,
„Zerschmettr' ich euch, sobald ich nur
„Mein Calpe fertig kriege.“
Da schaufelte — da scharrete —
Da hackete — da karrete —
Ein Cälpchen man zusammen.

9.

Allein kaum sah der große Calp'
Das Cälpchen sich erheben,
Bumm! Bauz! da lag das Cälpchen halb,
Sein Restchen stand daneben.
Wie roch's da nach Lavendelduft!
Wie sumsten da in hoher Luft
Französch' und spanische Flüche!

10.

Drauf kam, im Projectiren stark,
Ein Mann, d'Arçon mit Namen:

Zeitungen nach, Crillon errichten ließ, um die Stadt bequemer beschießen zu können.

Anm. des Verfassers.

*) George Brydges Rodney, geb. 1718, gest. 1792. Am 16. Januar 1780 schlug er die spanische Flotte unter Don Juan Langara auf der Höhe von St. Vincent, machte sie gefangen und verproviantirte Gibraltar.

Stracks ab von Jungfer Jeanne d'Arc *)
Soll die Familie stammen.
Nur flickt die Demuth an ein on;
Die Mode setzte çon statt con,
So wurde aus d'Arc, d'Arçon.

11.

Der steckte seine Habichtsnas
Nun in den Handel tiefer;
Er sah, man schoß ohn Unterlaß,
Und täglich schoß man schiefer;
Da dacht' er, weil's nun so nicht geht,
Wie wär's, wenn man grad umgedreht
Zur See Laufgräben machte?

12.

Auch dreht in seinem Kopf sich um,
Was Batteux ihn gelehret;
Er hatte den Virgilium
Französch bei ihm gehöret:
Da dacht er ans trojansche Pferd,
Es wäre wohl der Mühe werth,
Hier so was zu versuchen.

13.

Ein Kriegsrath war sogleich bereit,
Und alle sagten: O! ja!

*) Sonst Pucelle d'Orléans genannt. Anm. d. Verf.

Die Sache hat viel Ähnlichkeit
Mit der vorm lieben Troja.
Wir sitzen hier ins vierte Jahr,
Und Gott weiß, ob nicht zwölfe gar
Am Ende auch draus werden.

14.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß sie sich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verschrieben,
Bemalt mit Tulpen roth und weiß,
Nur, statt des Pfeifchens in dem Steiß,
Mit einem Bombenmörser.

15.

Der dacht', mit Pferden möcht's nicht gehn,
Zumal auf britt'scher Erde,
Denn Britten, wußt' er, die verstehn
Den Maro und die Pferde.
Jedoch wenn man dem Elliot
'nen Wallfisch oder Caschelot
Könnt' in den Hafen spielen?

16.

Allein der Wallfisch hat 'nen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen,
Der Oper Mensch' und Göttertanz
Sind Kinderspiel dagegen.

Für dieß und jen's und das und dieß
Müßt' man die Opfer von Paris,
Zum wenigsten verschreiben.

17.

Das geht nicht, nein, der Wallfischschwanz
Käm Carl'n *) wohl viel zu theuer;
Drum such ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Wißt ihr, wie ich es mach'? ich kapp'
Dem Wallfisch Schwanz und Vorkopf ab,
So hab ich eine Arche.

18.

Kommt! Crillon's Arbeit führt zum Grab,
Die meinige zum Leben;
Zu! Was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Erob'rung geben.
Dann steigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat,
Vom Sieg gekrönt hernieder.

19.

Nun flogs, nun rennts, nun liefs, nun gings,
Der sagts, der jauchzts, der prahlets.
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutets ab, der malets.

---

*) Carl III. Damals König von Spanien.

Da sägts und zimmerts Tag und Nacht,
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für d'Arçon und die Archen.

20.

Battrien, und schwimmend oben drein,
Warn's nach der Herrn Gedanken.
Ja! schwimmend so wie Mühlenstein,
Sie kamen, sahn und sanken.
Doch dieß ist schon zu früh geklagt,
Ich will dafür, wie Lessing sagt*),
Fortfahrn um fortzufahren.

21.

Zehn Archen kamen nun sonach,
Gleich Noahs, angeschwommen**),
Man hatte aus Herrn Silberschlag***)
Die Maße genau genommen:
Doch guckten keine Affen raus,
Kein Pfauenschwanz, kein Vogel Strauß,
Kein Elephantenrüssel.

---

*) S. dessen Eremiten. Anm. des Verfassers.

**) Am 13. September 1782 Morgens, unter dem Viceadmiral Moreno; während Elliot von der Königsbastion herab seine Befehle ertheilte.

***) S. dessen Geogonie, aber auch Hrn. Ritter Michälis Recension davon in der orient. Bibliothek.

Anm. des Verfassers.

22.

Nein! Nein! mit diesen war's kein Spaß,
So wie wohl mit der andern.
An jeder Vorderseite saß
Ein Schießloch an dem andern;
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch.

23.

Die ersten Löcher war'n von Holz,
Von Messing war'n die zweiten;
So groß, ein Zwerg, der Teufel hol's,
Konnt' euch in eines reiten.
Ja eine Dame konnt' sonach
Hinein an einem Galatag
Den Kopf bequemlich stecken.

24.

Mit Ofenplatten war das Dach,
Mit Kuchenblech die Wände
Gedeckt, damit ein Bombenschlag
Das Eisen nicht verbrennte.
Umher ging eine Doppelwand
Voll Erd', die man vom festen Land
Expreß dazu verschrieben.

25.

Nun pflanzten sie beinander sich

In einem schönen Bogen,
Den man mit einem Kreidenstrich
Erst auf der See gezogen.
Auch hatte jede Archenschanz
Die eigentliche Zünddistanz
Für Elliot genommen.

26.

Da zeigt sich (in Parenthesi)
Ein Echo voller Wunder
An dieser Archenbatterie
(Gebt Acht, sie gehet unter!)
Wenn man hinein schrie: Elliot, Howe*)!
So schrie die Nymph heraus: Au! Au!
Recht ominös und deutlich.

27.

„Seht, Kinder, welch ein Schauspiel hier!"
Sprach Elliot zu den Seinen,
„Der halbe Mond zu Bath**) könnt' schier

*) Richard Graf Howe, geb. 1722, gest. 1799. Berühmter engl. Admiral, verproviantirte Gibraltar 1782 mit großem Glücke und Geschicke. Seine Flotte von 34 Linienschiffen wurde denselben Tag signalisirt, als die schwimmenden Batterien zu brennen anfingen.

**) The Crescent. Eine in einem Cirkelbogen gebaute Reihe von Pallästen, worin zur Badezeit vornehme Gäste logiren. Sie gibt ein schönes Echo. Anm. des. Verf.

„So glänzend uns nicht scheinen.
„Auch sinds Badhäuser, seht nur hin,
„Kommt, laßt uns aus den Fremden drinn
„Noch heut Badgäste machen.

28.

„An Löchern zwar ist nichts gespart,
„Gezimmert- und gegoss'nen,
„Doch fehlts noch an der schönsten Art,
„Und das sind die geschoss'nen;
„Und damit, Kinder, wollen wir
„Im Überfluß den Herren hier
„Mit Gottes Hülfe dienen."

29.

Gleich blitzts und krachts auf Elliot's Ruf,
Wie, wenn Zevs canoniret,
Als wäre Ätna und Vesuv
Auf Calpe transportiret.
Da flogen Kugeln heiß und kalt;
Da schossen Helden jung und alt
Aus Mörsern und Canonen.

30.

Verwüstung strömt, und Flammen sprühn,
Aus Elliot's Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
Und Herculs Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott

Standst du da, großer Elliot,
Bei deinem Häufchen Helden.

31.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
Seht, Fels und Weltmeer kreissen,
Doch hier gebar das Meer die Maus,
Der Berg den großen Weisen.
Der Held faßt kühn die Lorbeern schon,
Wenn Prahler Crillon und d'Arçon
Umarmen Crucifixe.

32.

In britt'schen Diensten stand ein Mann,
Zu Manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man,
An ihm das viele Rauchen,
Der war vertraut mit Elliot:
Der Deutsche nennt ihn Feuergott,
Der Römer den Vulcanum.

33.

Den schickt' man nach den Batterien,
Um dort in Ruh zu rauchen.
Auch fing er mit Frau Pastorin*)

---

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerst in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.

Anm. des Verfassers.

Drauf streckt der Schelm die Zung heraus
Und leckt an jedem Wasserhaus
Vom Taubenschlag zum Keller*).

34.

Nun war's gethan! Gott! Feuer! Feu'r!
Ach! Hülfe! Feuer! Wasser!
Was Muth hat, her! zum brittschen Feu'r
Das bourbonsche, das lass' er.
Hier brennts! — Nein dort! — Nein dort und hier!
D'Arçon! Sieh! Feuer! — Unter dir!
Ach daß sich Gott erbarme!

35.

Nun stieg die Angst, nun sank der Trotz,
Nun hat der Held gesieget;
Da liefs gleich Würmern auf dem Klotz,
Der in den Flammen lieget.
Beschämt, verwirrt, beweint, verlacht,

*) Die glühenden Kugeln, mit denen Elliot schoß, waren den schwimmenden Batterien am verderblichsten. Daher verdient es wohl der Erwähnung, daß es ein hannov. Soldat, früher Nagelschmidt, war, der die Erfindung machte, glühende Kugeln in kurzer Zeit und in großer Anzahl, 200 Stück in einer halben Stunde anzufertigen. Er hieß Joh. Georg Ludw. Schweckendiech aus Hoya, bei v. Issendorfs Compagnie im v. sydowschen (vormals v. hardenbergischen) Regimente. Schlözer's Staatsanzeigen, B. 2. (1782) S. 517. 518. B. 5. (1783) S. 62. B. 8. (1785) S. 377 ff.

Rennt selbst im Lichtquell, als wär's Nacht,
Der eine an den andern.

36.

Statt 's Feuer zu werfen über Bord
Und 's Pulver zu behalten:
So schmissen sie das Pulver fort
Und ließen 's Feuer schalten,
Die See, die ward so schwarz davon,
Man hätt' die Cap'tulation
Draus können unterschreiben.

37.

Die Archen, die sonst unverletzt
Und ruhig konnten liegen,
Die schönen Archen lernten jetzt
Das Sinken und das Fliegen.
Und eine nach der andern trat
Die Reis' nach ihrem Ararat
Flugs an durch Luft und Wasser.

38.

Puff! Puff! und einem ganzen Heer
Von Spaniern und Franzosen,
Lief stromweis das atlant'sche Meer
In Stiefel, Tasch und Hosen;
Und jeder fast verlor etwas,
Der eine dieß, der andre das,
Und Alles schwamm voll Uhren.

39.

Ein Theil flog bis ans Wolkenreich,
Daß sie die Pyrenäen,
Die Dreckstadt *) und Madrid zugleich
Ganz deutlich konnten sehen.
Der Ätna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
Zur linken die Antillen.

40.

Jud', Kind und Weib lief nun zu Hauf
Das Ufer zu erreichen,
Und Alles starrte Himmel auf,
Zu sehn, die Vögel streichen.
Da rief ein Feldscher: hätt' ich euch,
Nie sah ich draußen in dem Reich
So schöne span'sche Fliegen.

41.

Da warf Curtis **) die Netze aus
Nach Spaniern und Franzosen,
Und zog drauf ein Gemisch heraus
Von Brillen und von Dosen,
St. Ludwigsorden, schimmlicht Brot,

---

*) Paris (Lutetia). Anm. des Verf.

**) Der englische Brigadier Curtis zeichnete sich beim Retten durch Unerschrockenheit ganz besonders aus.

Riechfläschchen, Menschen mausetod,
Und Fähndriche lebendig.

42.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
Bald ließ ein Dieb sich blicken*),
Und Ordensbänder sah man hie
Bei Galgen auf dem Rücken;
Dann kam ein geistlich Fuderfaß**)
Und gleich dabei, nur etwas naß,
Ein Pürschchen wie gedrechselt.

43.

O welch ein Anblick, groß und hehr!
Wie sich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuermeer
Zum großen Endzweck stürmten!
Da fanden Tausende ihr Grab,
Und selbst das Echo brannte ab
Bis auf die letzte Sylbe.

44.

Als nun die Sache so weit war,
Verwirrt der Herr der Thronen,

---

*) Nach einigen Nachrichten soll man die Leute zum Rudern der Batterien aus den Gefängnissen zu Cadix genommen haben. Anm. des Verf.

**) Auf jeder Batterie befanden sich zwei Patres. A. d. Vf.

Der Flotte, wie zu Babel gar
Die Sprache der Canonen.
Da ließen sie Georg's Fels in Ruh,
Und schossen desto frischer zu
Auf ihres Ludwigs Bruder *).

45.

Der schöne Plan! ach wie verzaust!
Wie weg! die schönen Sachen!
Die Nachwelt seh ich in die Faust
Bei manchen Namen lachen.
Doch dir, erhabner Elliot! brennt
Ihr Weirauch; Hercul's nennt
Sie künftig Elliot's Säulen.

46.

Ihr Christen mit Vernunft begabt,
O merkts, was ich erzählet.
Verkauft nicht, was ihr selbst nicht habt,
Verschenkt nicht, was euch fehlet.
Denkt hier und an die Bärnhaut hin,
Die, ohn' den Bär'n zu Rath zu ziehn,
Zwei Jäger theilen wollten.

*) Als der Graf von Artois durch die combinirte Flotte fuhr, salutirte man dessen Boot aus Versehen mit scharfen Schüssen, wodurch einige Leute auf demselben getödtet wurden und er selbst in große Gefahr gerieth. Anm. des Verf.

Nachschrift

der Herausgeber.

Es hat vor langer Zeit einmal bezweifelt werden wollen, ob vorstehendes Gedicht, das von v. Matthisson in den 8ten Band seiner lyrischen Anthologie mit aufgenommen worden, von dem Verfasser herrühre oder nicht?

Die Herausgeber würden zwar glauben, dem Urtheile der Leser die Entscheidung darüber mit Sicherheit überlassen zu können; doch mag die Antwort auch auf andere, directere Weise hier gegeben werden.

Es findet sich nämlich der erste Entwurf einiger Verse in dem Bande einzelner autographischer Bemerkungen des Verfassers vom Jahre 1782, der mit dessen literarischem Nachlasse auf die Herausgeber überkommen ist. Folgende, damit anscheinend in Verbindung stehende, Bemerkung geht ihnen darin voraus:

„Eine politische Zeitung in Versen, wo allemal das genus
„der Sache correspondirte, müßte sich nicht übel ausnehmen."

Es folgt nun ohne Weiteres sogleich:

Im Schießloch lag ein zweites Loch
Das war fürwahr fast größer noch,
Als wie das erste Schießloch u. s. w.

Von dem Anfange des Gedichts selbst kommt nichts vor, sondern nur der Entwurf von etwa zwölf Versen, und zwar ohne die nachher gewählte Ordnung.

Sodann wurde das Gedicht, wie es vom Verfasser beendigt war, einzeln gedruckt, und von dem Verleger, — dem Buchhändler Johann Christian Dieterich in Göttingen, des Verfassers vertrautem Freunde, — an den General Elliot selbst in einigen Exemplaren geschickt, dem, wie bereits angeführt worden, die deutsche Sprache durchaus geläufig war. —

Eine gleiche Authenticität ist nicht rücksichtlich aller Aufsätze und Schriften nachzuweisen, welche unter des Verfassers Namen erschienen sind. Aus Pietät gegen ihren verstorbenen Vater glauben die Herausgeber bemerken zu müssen, daß dieß z. E. hinsichtlich zweier Schriften der Fall sei, welche unter folgenden Titeln vor langer Zeit erschienen sind:

Karikatur-Almanach auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlaß. Mit 9 Hogarthschen Karikatur-Blättern. Hamburg und Mainz bey Vollmer. 1801. und

Almanach der Liebe auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlasse. Mit 13 Hogarthschen illuminirten Kupfern. Mainz und Hamburg bei Vollmer 1801.

Nach allen innern und äußern Kennzeichen mußten beide sich als ein untergeschobenes schlechtes Machwerk sofort darlegen

und wurden als solches auch in den damaligen kritischen Blättern charakterisirt, wie in der

Neuen allg. deutschen Bibliothek B. 57 (1801) S. 250 und in der Erlanger Literaturzeitung. 1801. B. 1. S. 407.

Die letztere bezeichnet sie namentlich: als eine plumpe Betrügerei, ein Denkmal der Schande für Verleger, Verfasser und Kupferstecher. —

Und doch soll der Buchhändler Ignaz Klang in Wien beabsichtigt haben, in seine, bereits im October 1843 — ohne Vorwissen und Genehmigung weder der ersten rechtmäßigen Verlagshandlung, noch der Herausgeber oder auch nur eines derselben — angekündigte, neue vollständige Ausgabe von G. Ch. Lichtenberg's vermischten Schriften wenigstens den bezeichneten Karikaturalmanach — gewiß nicht als Selbstkritik seines eigenen Unternehmens — mit aufzunehmen!!!

Die Herausgeber haben sich nicht versagen mögen, eine Abschrift des officiellen Zeugnisses hier folgen zu lassen, welches der General Elliot der Besatzung der von ihm siegreich vertheidigten Festung im Allgemeinen, wie der darunter befindlich gewesenen hannoverschen Brigade insbesondere, über ihr Verhalten während der Belagerung ertheilt hat.

21. June 1783.

Gibraltar **Declaration.**

The Brigade of His Majesty's Hanoverian Troops consisting of One Battalion of Redens, One of La Mottes, One

of Sydows, having served several years in this Garrison, their conduct has always been most exemplary, but since the Enemy sat down before the place, their patience, subordination, discipline, vigilance, fortitude, zeal, vigour, and courage, has scarce ever been equalled; but I will venture to affirm has never been exceeded: The duration of the attack gave them constant opportunities of exhibiting these Martial virtues in favor of their friends, and to the destruction of their Enemies: And to render these great actions still more conspicuous, they were accompanied by the mildness of civilization, and tenderness in relieving, and assisting, their comrades in distress, when I say Comrades, the whole Garrison is meant, as the utmost harmony does; and always subsisted between Officers and Soldiers, without the smallest interruption.

Every individual having so pointedly performed the Service required of him in his proper station, upon all occasions, I will not venture to mark out any one, as each particular has, in my opinion, an absolute right to the same preference, therefore they will remain in full possession of as much unsullied honours as any Troops in the Universe. — I can only add that the distinguished example of Major General de la Motte their Commander and the several subordinate Officers in command under him must have greatly contributed to such extraordinary behaviour.

(unterz.) G. A. Eliott, Gov.

Eine deutsche Übersetzung dieses Zeugnisses wurde, auf desfallsige Anordnung, den betreffenden hannoverschen Regimentern zugefertigt.

Das englische Parlament hatte übrigens bereits im December 1782 der Besatzung — the Officers, Soldiers and Sailors lately employed in the defence of Gibraltar — den Dank der Nation notirt.

Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß General Elliot im Sommer 1785 eine Denkmünze auf die Belagerung, mit Genehmigung des Königs schlagen ließ, wovon der König, die Königin, der Prinz von Wallis, wie die königl. Prinzen und Prinzessinnen, ein Exemplar in Gold annahmen, dagegen jeder Ober- und Unterofficier, wie jeder Gemeine, eins in Silber, durch Vermittelung der Vorgesetzten, erhielt.

Die betreffenden Bataillons der hannov. Armee wurden stets als die „Gibraltarschen" bezeichnet, in den ertheilten Militairabschieden die Dienstzeit während der Belagerung von Gibraltar ausdrücklich angeführt, und trugen die Gemeinen und Unterofficiere den Namen Gibraltar auf ihrem rechten Ärmel gestickt.

Noch eine angebliche Aufschrift auf Lessing's Grabmal.

Aus dem neuen hannöverschen Magazin, 9tem Stück vom 1. Februar 1793 S. 129 ff.

In dem Novemberstück des schleswigschen, ehemals braunschweigischen Journals vom vorigen Jahre (1792) befindet sich ein gut gemeinter und auch gut geschriebener Aufsatz, über die Art, wie man das Andenken großer Männer verewigen könne, und unter einer Stelle in demselben S. 262 folgende Anmerkung des Verfassers: „Ich erinnere mich noch mit dem lebhaftesten Vergnügen der Idee, die mir eine sehr verehrungswürdige Person in Berlin mittheilte, die Stelle, wo Lessing schlummert, mit einem Stein von folgender Aufschrift zu bezeichnen:

Wie? Lessing's Denkmal dieser Stein?
Nein, Lessing's Name soll des Steines Denkmal sein."

Vielleicht ist es dem Herrn Verfasser jenes Aufsatzes nicht unangenehm zu erfahren, daß dieser Gedanke wirklich schon einmal öffentlich für Lessing's Grabmal vorgeschlagen worden ist. Zu dieser Absicht befindet er sich im Novembermonat des Journals des Luxus und der Moden für 1789 und zwar in folgendem Gewande:

"Wie? Lessing's Grabmal dieser Stein?
Er wird das Denkmal dieses Steines sein."

Und du, möchte man bei der letzten Zeile sagen, sollst des Autors Denkmal sein.

Wenn man diese Zeilen flüchtig ansieht, so merkt man wohl, es liegt etwas Gutes, wenigstens etwas Witziges darin, das aber, so wie hier eingeleitet, nicht recht heraus kann, und zwar, weil es, wie man bei näherer Beleuchtung findet, in eine nicht geringe Absurdität verwickelt ist, die es zu einer eigentlichen Grabschrift untauglich macht. Wenn nämlich ein Denkmal und ein Wanderer zusammen kommen, so erfordert es, dünkt mich, die Etiquette, daß das Denkmal den Wanderer zuerst anredet. Hat dieses ausgeredet, so kann der Wanderer alsdann denken oder sagen, was er will. Hier aber redet der Wanderer das Denkmal an, und was er ihm gleich bei der ersten Bekanntschaft sagt, ist ein derber Wischer für das arme Denkmal selbst, daß es sich dahin postirt hat, und diesen Wischer muß es noch dazu, weil die Herren Viatores nicht alle

so viel Witz haben möchten, ihnen oben drein selbst dictiren. Dieses ist doch fürwahr zu erniedrigend und zu hart, selbst für einen Stein. Gerade umgekehrt, sollte ich denken, hätte auch der schlechteste Stein, der über Lessing's Grab stände, Ursache, sich seiner Lage zu rühmen. „Ich bin zwar, könnte er mit Recht sagen, nur ein elender Block, aber ich beneide selbst griechischen Marmor nicht mehr, seitdem mich deutsche Männer (freilich meine Landsleute dürfte er nicht sagen) würdig geachtet haben, Dir zu sagen: hier ruht Lessing's Asche.“ Aber man bedenke jene Aufschrift! Wenn der Stein, der sie tragen soll, schreien könnte, so würde er seinen Setzern sicherlich zurufen: „Wenn ich Lessing's Denkmal nicht sein soll, warum setzt ihr mich hierher? Etwa um euern immer etwas burlesken Witz zu zeigen? Das heiße ich doch fürwahr sich begießen, um seine Kunst im Fleckenausmachen zu zeigen. Und wen trifft denn am Ende euer Spott? Sicherlich Niemanden als euch selbst.“ — Mit einem Wort, das, woraus man hier gern eine Grabschrift auf einen großen Mann erzwingen will, ist eigentlich nichts weiter als eine witzige Moquerie eines Vorübergehenden über ein elendes Denkmal, das man einem großen Manne gesetzt hätte; nicht etwas in den Stein zu hauen, sondern dem Stein etwas damit anzuhängen, wie man sagt; und dieses war auch ursprünglich die Absicht jener Verse. Ich sage ursprünglich, denn wissen unsere Leser wohl, wer die Verse gemacht hat? Lessing selbst hat sie gemacht und zwar auf den elenden Stein, den man an der Stelle errichtete, wo der

Dichter Kleist in der Schlacht fiel *). — Bei diesem rief Lessing aus:

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein!

So gestellt, wird der Gedanke klassisch. Doch gehört selbst Lessingen nur die deutsche Form, er ist eigentlich aus der griechischen Anthologie genommen. In Lessing's Schriften sind diese Zeilen nicht befindlich, doch habe ich die neueste Ausgabe derselben noch nicht gesehen. Sie befinden sich aber aufbewahrt in der allgem. deutschen Bibliothek im 61. Bande S. 422, woraus ich diese Nachricht genommen habe.

Als die Verse im Journal des Luxus und der Moden im Ernst für Lessing's Grabmal vorgeschlagen wurden, war ich Willens, etwas dagegen zu sagen, vergaß es aber anfangs, und als es mir wieder einfiel, hielt ich eine Erinnerung, wegen der Wendung, die die ganze Denkmalsstiftung indessen genommen hatte, für unnöthig. Jetzt aber, da man von der einen Seite jener Verse wiederum gedenkt, und es von der andern mit Lessing's Grabmal auch wieder zur Sprache kommt, kann es wenigstens nicht schaden, einmal ein paar Worte über jenen Vorschlag gesagt zu haben. Im Ernst freilich konnte man wohl nie befürchten, daß sie zur Aufschrift gewählt wer-

*) Er wurde in der Schlacht bei Kunnersdorf (12. Aug. 1759) verwundet, starb aber erst am 24sten desselben Monats zu Frankfurt a/O.

den würden, so lange Herr Großmann *) an der Spitze der Unternehmung stand. Der Geschmack dieses Mannes ist uns vollkommen Bürge, daß eher Alles unterbleiben wird, als daß er dem ohnehin Unvergeßlichen ein Denkmal errichtete, worauf jene Worte je erscheinen würden oder könnten, es sei nun eingehauen oder angehängt.

*) Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, geb. 1746, gest. 1796. Schauspieldichter, und einer der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler.

Etwas über den fürchterlichen Kometen, welcher, einem allgemeinen Gerücht zufolge, um die Zeit des ersten Aprils unsere Erde abholen wird.

Aus dem städtischen Wochenblatte, — den göttingischen Anzeigen, — vom 28. Februar 1778. Nr. 9. Auch abgedruckt in: Olla Potrida. Berlin 1778 B. 1. S. 182 ff.; aber nicht mit in die erste Ausgabe der verm. Schriften aufgenommen.

Einige Personen von nicht geringer Einsicht, namentlich verschiedene Ackerleute und Taglöhner in und außerhalb der Stadt, die sich in den Feierstunden, und zuweilen auch außer denselben, mit Zeitunglesen und Astronomie beschäftigen, haben in diesen Tagen angefangen, den bekannten Schluß von Kometen auf Krieg nicht ungeschickt umzudrehen, und erwarten jetzt, da die Kaiserlichen immer tiefer in Baiern eindringen *), einen Kometen von schrecklicher Größe. Ja ich habe sogar ver-

*) In Veranlassung des durch den Tod des Churfürsten Maximilian von Baiern, 30. December 1777, herbeigeführten, durch den Teschner Frieden, 13. April 1779 beendigten Erbfolgekriegs.

nommen, daß sie sich, wie es klugen Hausvätern zukommt, bereits durch rühmlichste Vernachlässigung ihrer Arbeit, und schleunige Aufzehrung ihres kleinen Vorraths zu einem gehörigen Empfang desselben hier und da vorbereiten. Es ist nicht zu läugnen, daß der letztere Schluß ziemlich richtig ist; denn sollte ein Komet an unsere Erde anrennen, so sehe ich selbst nicht ein, was wir nöthig hätten, zu säen und zu pflanzen, oder Dinge, die wir jetzt schon gerne äßen, auf die Zeit aufzusparen, da wir sie nicht mehr genießen können. Wahrscheinlicher Weise nämlich würde durch Überschwemmung alsdann eine so große Confusion in unsern Äckern, Gartlande und Gärten entstehen, daß die im Jahr 1774 vor dem Gronderthor, eine wahrhafte Kleinigkeit dagegen sein müßte. Allein dieses Alles zugegeben, so steckt, dünkt mich, in der Umwendung eines an sich schon etwas gewagten Schlusses ein sehr subtiler Irrthum. Denn daß die Kometen immer Krieg oder große Begebenheiten ankündigen, ist noch gar nicht mit der Schärfe bewiesen, daß man andere Schlüsse sicher darauf bauen könnte. Ich habe nachgerechnet, und gefunden, daß sie fast noch öfter Frieden als Krieg bedeuten, ja, wenn sie auch zuweilen Krieg und Unfälle verkündigen, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie es, wie die liederlichen Nachtwächter die Stunden, wie gewöhnlich, viel zu spät thun. Als daher der König von Preußen im Jahr 1756 in Sachsen einrückte *),

*) Im August 1756. Der 1759 erschienene Komet, der halleysche, gehört bekanntlich zu denen, deren Bahn man berechnet hat.

so kam der dazu gehörige Komet erst drei Jahre hinten drein, so, daß es ließ, als käme er mehr, um selbst Erkundigung einzuziehen, als uns zu belehren. Auch der große Komet, der uns die Nachricht bringen sollte, daß der Blitz unsern Stockhausthurm *) treffen würde, kam erst, wie der Thurm schon abgetragen war. Was aber am sonderbarsten ist, so kam im Jahre 1770 im Sommer einmal des Nachts ein Komet, den ich selbst beobachtet habe, unserer Erde so nahe, daß es aussah, als wollte er uns mehr etwas im Vertrauen sagen, als aus der Ferne verkündigen, und diesen verschliefen die Leute, und es krähte kein Hahn darnach. Freilich könnten die Gegner sagen — — — doch es ist mir unmöglich, den Scherz auch nur eine Zeile weiter zu treiben. Scherz fließt selten gut, wenn das Herz des wahrhaftesten Mitleids gegen diejenigen voll ist, die er treffen soll. Das Gerücht von Annäherung eines Kometen, wodurch nicht wenig rechtschaffene Leute irre gemacht worden sind, verdient eine ernstliche Untersuchung, zumal da die abergläubische Furcht sogar kürzlich des Herrn Hofrath Kästner's Namen und Ansehen einzumischen gesucht, und dadurch, wie es nicht anders sein konnte, selbst Leute stutzen gemacht hat, die

*) Für diejenigen Leser, welche die Localität der Stadt Göttingen interessirt, sei hier bemerkt, daß dieser Thurm (das Stockhaus) auf dem äußern Weenderthore stand, das, bei Demolition der alten Festungswerke, nach dem Frieden (1763) abgerissen wurde.

anfangs über die ganze Träumerei gelacht haben. Ich habe des Herrn Hofraths ausdrückliche Erlaubniß, zu erklären, wie sich die Sache verhält, und die Urkunde, auf die sich Alles gründet, jetzt in meinen Händen. Ich halte es daher für meine Pflicht, den Furchtsamen unter unsern Mitbürgern Alles deutlich auseinander zu setzen, und lebe der sichern Hoffnung, daß sie am Ende, wenn sie dieses Blatt weglegen, auch alle Furcht ablegen werden, die ihnen Aberglaube und Mißverständniß eingejagt hat. Schon im December vorigen Jahrs erhielt Herr Hofrath Kästner einen Brief von dem jüngern Herrn Euler, worin er ihm, mitten unter andern gelehrten Neuigkeiten, auch meldet: Herr Prof. Lexell in Petersburg, ein bekannter großer Rechner, habe gefunden, daß der Komet, den ich ebenfalls hier im Jahr 1771 beobachtet und eine Nachricht davon in den gelehrten Anzeigen gegeben habe*), im Jahr 1780 wieder erscheinen werde. Er setzt nämlich seine Umlaufszeit auf sechstehalb Jahr. Nun bedenke man einmal, daß dieser Komet erst im Jahr 1780, und nicht den ersten April dieses Jahrs erwartet wird; ferner, daß wenn Herrn Lexells Rechnung richtig ist, dieser Komet seinen Umlauf, seit die Welt steht, schon tausendmal, das ist, zweitausendmal öfter als Jupiter, und fast sechstausendmal öfter als Saturn, vollendet habe, ohne uns zu scha-

*) In den götting. gelehrten Anzeigen vom 27. Mai 1771, Nr. 63, S. 537—539. Desgl. vom 24. Juni 1771 Nr. 75. S. 641—642.

den, und uns also, von den Händen des Allmächtigen in unser System eingeflochten, vermuthlich in tausend andern Umläufen noch nicht schaden wird und kann; und endlich daß dieser Komet, als ich ihn im Jahre 1771 sah, so klein war, daß ihn sehr wenige Menschen mit bloßen Augen sehen, und ich selbst bei etwas Mondlicht kaum durch starke Vergrößerer habe finden können. Dieses ist kurz die Ursache des ganzen Lärmens. Da also die tiefsinnigsten Astronomen nichts von einem nahen, am allerwenigsten von einem gefährlichen Kometen wissen, wer will es denn wissen? die Schäfer und die Propheten vielleicht? —

Ich weiß es wohl, daß sich der mehr raisonnirende Aberglaube schon mit dem Satz zu tragen gelernt hat: Kometen könnten doch unsere Erde in ihrem Laufe stören. Es ist wahr; aber vielleicht weiß der raisonnirende Aberglaube noch nicht einmal, daß der Mond, Jupiter und Venus unsere Erde mehr stören, als alle Kometen bisher zusammengenommen. Diese Störungen sind in gewissem Betracht so stark, daß man, ohne sie zu erwägen, nicht einmal eine Sonnenfinsterniß berechnen kann. Störung ist ein Wort, welches unser eingeschränkter Verstand, bei Anwendung der allgemeinsten Gesetze auf besondere Fälle, zu gebrauchen für nöthig erachtet hat. Vor Gott stören sich die Planeten und Kometen nicht, sie bewegen sich nach eben so scharf bestimmten Gesetzen, als jene einfachen sind, die wir gestört nennen. Eine Menge sich einander anziehender Körper kann sich freilich nicht so bewegen, als uns die Rechnung von einem einzelnen, der sich um einen anziehenden Punkt

bewegt, lehrt; Saturn soll, wenn die Beobachtungen, worauf man sich stützt, richtig sind, eine Veränderung in seinem Umlauf erlitten haben. Allein was ist alles das? Sie sind seiner Natur vermuthlich angemessen. Seine große Entfernung von der Sonne an einer Stelle, wo die Gränzstreitigkeiten freilich häufiger sein mögen, als bei uns, erfordert dieses. In Verhältniß gegen seine große Laufbahn sind sie kleiner, als die des kleinen Mondes, die aller menschlicher Fleiß noch nicht der Rechnung hat unterwerfen können. Und ist eine Veränderung, die man im Umlauf des Saturns bemerkt, wunderbarer, als sein Ring oder seine fünf Monde? Alle diese scheinbaren Unregelmäßigkeiten folgen einer Regel, die wir noch nicht kennen, die aber künftige Zeiten ausmachen werden. — — Weiter, wenn wir unsere Erde nur allein kennten, und keinen andern Planeten, so wollte ich noch eine Furcht vor Abholung einigermaßen gelten lassen, aber wir sehen außer unserer Erde noch funfzehn Planeten, die alle so ungestört dahin rollen, wie wir, kein einziger ist, so weit sich die Beobachtung erstreckt, weggeführt, oder durch einen Stoß genöthigt worden, sich in einer Schneckenlinie dem Mittelpunkt seiner Bahn entweder zu nähern, oder sich von demselben zu entfernen. Aber Whiston *) hat

*) Wilh. Whiston, englischer Mathematiker und Theolog. Geb. 1667, gest. 1752. Schrieb: A new theory of the earth, Cambridge 1738. 8. Praelectiones astronomicae 1707, und mehrere theologische Werke; gerieth wegen seiner Meinung über die Dreieinigkeit in große Ungelegenheiten.

doch gesagt, die Sündfluth sei hauptsächlich durch einen Kometen entstanden. Das ist wahr. Allein Whiston wußte weit weniger als wir. Sein Roman ist sinnreich und angenehm geschrieben, aber der von Aladins wunderthätiger Lampe in der Tausend und einer Nacht, dünkt mich, ist angenehmer. Wir stehen allerdings in den Händen eines unbegreiflichen, aber auch allgütigen Gottes, der freilich, so wie ihm Alles möglich ist, uns auch durch einen Kometen abfordern könnte, aber daß er es thun wird, ist nicht um ein Haar mehr wahrscheinlich, als daß er unsere Stadt durch ein Erdbeben verschlingen läßt.

Ich kann diesen Aufsatz nicht würdiger schließen, als mit einer Betrachtung, die Herr Hofrath Kästner nicht bloß angestellt haben soll, sondern wirklich angestellt hat, und die Alles enthält, was die Astronomie von dem künftigen Schicksale unserer Erde bis jetzt weiß. Die Stelle steht in seinem philosophischen Gedichte von den Kometen*), und empfiehlt sich durch die erhabenen Wahrheiten, die sie bei so vieler Kürze enthält, eben so sehr dem Verstand, als sie sich durch Harmonie dem Gedächtniß einprägt. Ich empfehle sie daher allen meinen Lesern als das kräftigste Verwahrungsmittel gegen Kometenfurcht zur ernstlichen Beherzigung.

Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.

*) S. Abraham Gotthelf Kästner's vermischte Schriften (Th. 1). Altenburg. 1755. S. 70. — Desselben gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke (Berlin 1841) Th. 2. S. 70.



Nicolaus Copernicus.

Geb. d. 19. Feb. 1473. gest. d. 24. Mai 1543.

Nicolaus Copernicus *).

*) Zuerst besonders abgedruckt im Pantheon der Deutschen 3ten Theile. Leipzig 1800.

Vorerinnerung
vom Verfasser.

Als der würdige Herr Verleger des Pantheons der Deutschen *) mich ersuchte, das Leben unsers Copernicus für dasselbe zu schreiben, habe ich mich diesem Geschäfte sogleich willig unterzogen. Es war ein sehr schmeichelhafter Gedanke für mich, diesem Heroen der Astronomie, dem Manne aller Jahrhunderte, dessen Namen ich schon in meiner frühesten Jugend mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen lernte, und wovon der bloße Laut, noch jetzt, wenn ich ihn ausspreche, in mir die Vorstellung von Größe und Erhabenheit der Werke der Natur zu erwecken im Stande ist, hier, in diesem populairen Werke, so ganz ohne den Vorwurf von Zudringlichkeit, das individuelle

*) Buchhändler Hofmann, vormals Christoph Stössel, in Chemnitz. Von seiner Creditmasse ging seine Buchhandlung, am 31. August 1799, auf Friedrich Gotthold Jacobäer in Leipzig über. Derselbe fand die beiden ersten Bogen des Lebens von Copernicus bereits gedruckt und besorgte er, in Folge weiterer Vereinigung, die Herausgabe des Ganzen.

Opfer meiner Verehrung, sei es auch noch so geringfügig, darbringen zu können. Ihm damit ein Denkmal stiften zu wollen, daran dachte ich nicht und konnte nicht daran denken. Die Abrechnung zwischen ihm und mir, über diesen Punkt, war nur allzu leicht: ich vermochte es nicht, und er, dessen Ruhm die Himmel erzählen, bedurfte dessen nicht. Allein dafür schien es mir bei meiner Absicht eben so wenig ganz unverdienstlich, als, nach einer gewissen Schätzung, sonderlich schwer, in einer, jedem gewöhnlichen Leser von Erziehung verständlichen Sprache und ohne Weitläuftigkeit zu erzählen: was der große Mann hauptsächlich leistete, was er war, und wie er es wurde. So wie ich aber der Ausführung selbst näher kam, und jener Enthusiasmus, der den ersten Entschluß begleitete, dem kühleren Geschäfte des Biographen, und die dunkeln Gefühle deutlichen Begriffen und präcisen Bestimmungen weichen mußten; als ich Data zu zählen und zu wägen anfing, die ich dort in trügerischem Vertrauen auf flüchtige Erinnerungen hin, ungezählt und ungewogen in Anschlag gebracht hatte, änderten sich meine Vorstellungen von diesem Unternehmen. Mit der von dessen Verdienstlichkeit blieb es noch so ziemlich beim Alten, hingegen verminderte sich die von der Leichtigkeit desselben um ein Merkliches, und dieses brachte in mir eine gewisse Gemüthsstimmung hervor, wovon man, wie ich fürchte, die Spuren hier und da in der Erzählung selbst nur zu deutlich bemerken wird. Ich will mich erklären. In einer Lebensbeschreibung des Copernicus, obgleich für eine

populaire Schrift bestimmt, nur bloß in allgemeinen Ausdrücken von dessen Hauptverdienst zu reden, und etwa nur zu sagen, was man auch in den gemeinsten Schriften findet, wäre von der einen Seite eben so unschicklich gewesen, als es von der andern gewesen sein würde, in ein zu großes Detail zu gehen. Nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Erziehung konnte ich, gottlob! jenes wohl voraussetzen, und habe es gewissermaßen auch vorausgesetzt; in dieses hingegen mich einzulassen, wäre, wo nicht gegen die Regeln der Biographie überhaupt, doch gewiß der Species derselben gewesen, die sich nur allein mit dem Plane dieses Werks verträgt, worin doch immer vorzüglich auf den Dilettanten Rücksicht genommen werden muß. Wem daran gelegen ist, sich mit den Entdeckungen, zumal denen eines Mathematikers bekannt zu machen, greift ohnehin nicht nach der Lebensbeschreibung des Mannes, sondern nach dessen Werken selbst. Ich habe mich daher hier aller Zeichnungen, und folglich aller der Subtilitäten, die nothwendig welche erfordert hätten, enthalten, und mich mit bloßen Worten begnügt. Hat doch Gassendi*), in seinen sechs Büchern über das Leben des Tycho**), nur eine einzige Zeichnung. Man kann hiergegen nicht einwenden, daß Gassendi nicht bloß für Dilettanten geschrieben habe, denn diese einzige Figur hätten ihm wohl selbst die Dilettanten,

*) Pierre Gassendi, geb. 1592, gest. 1655. Canonicus zu Digne, Prof. der Mathematik.

**) Tycho Brahe, geb. 1546, gest. 1601 zu Prag.

so wie ich sie voraussetze, gern geschenkt — nämlich eine ganz gemeine Darstellung des tychonischen Weltsystems. In seinem Leben des Copernicus hat er zwar zwei Zeichnungen, wovon aber die eine wiederum ein copernicanisches System und die andere eine Figur darstellt, die man eher zur Erläuterung des Worts Corolla, in einem lateinischen Wörterbuche, erwartet hätte, als hier. Peurbach's und Regiomontan's*) Biographien von eben diesem Verfasser, haben gar keine Zeichnungen, so wie nachstehende des Copernicus.

Eigentlich sagt aber alles dieses nur so viel: jene Lebensbeschreibungen enthalten keine Zeichnungen für das Auge. Aber auch keine mit Worten für Phantasie und Verstand? Dieses wäre unmöglich gewesen, zumal in dem Leben Copernicus, dessen Hauptverdienst gerade darin bestand, daß er, mit Vernunft und Geometrie bewaffnet, in dem großen Kampfe, den der Irrthum, von aller Macht des sinnlichen Scheins unterstützt, gegen zwei tausend Jahre mit der Wahrheit glücklich bestanden hatte, endlich durch einen entscheidenden Schlag den Sieg auf die Seite der letztern lenkte. Also gezeichnet habe ich auch — mit Worten. Mein Bestreben dabei ging überall auf Kürze und Deutlichkeit. So sehr ich aber auch gesucht habe, diese relativen Begriffe nach einem mittlern Grade von Fähigkeit und Kenntnissen im Leser für meine Absicht zu bestimmen, so schwer fand ich es, mir in diesem Stück Genüge

---

*) Nachrichten von ihnen siehe unten.

zu thun. Vielleicht ist aber auch hierin völlige Gleichförmigkeit unmöglich. Dieses war ein Grund von jener Verlegenheit, aber nicht der wichtigste. Dieser lag vielmehr in dem Mangel an Datis, den großen Mann so in seiner ganzen Geistesindividualität darzustellen, wie dieses bei einigen andern Männern möglich gewesen ist, die man bereits im Pantheon der Deutschen aufgestellt hat*). Es findet sich in den Nachrichten von ihm nur Weniges von den kleinen, oft gering scheinenden, aber stark charakterisirenden Zügen, die die Biographien großer Männer so anziehend für den Leser, so aufmunternd und anspornend für den Verfasser selbst, und am Ende für den Psychologen so wichtig machen. Freilich lebt der große Mann in seinem unsterblichen Werk, aber wie? Schier möchte man sagen: so wie Euklid**) in seinen Elementen, oder Apollonius***) in seinen Kegelschnitten. Wie viel anders lebt nicht z. B. seines größeren Nachfolgers, Kepler's, Geist in den seinigen, (dessen Briefe nicht einmal in Anschlag gebracht,) worin so manche einzeln hingeworfene Gedanken und Gesinnungen, so manche gewagte Idee, so mancher fast prophetische Blick über sein Zeitalter hinaus, so manche Anspielung, so mancher große dichterische

---

*) Z. E. Luther, U. v. Hutten.

**) Euklides aus Tyrus, lebte um 300 vor Christo; Schüler von Plato.

***) Apollonius von Perga, Schüler Euklid's, lebte um 200 v. Chr.

Zug, so manche Äußerung des sonderbarsten, oft glücklichsten Witzes, die sich in seinen Streitschriften, ja bis in seine Vorreden und Dedicationen hineinfinden, dem Psychologen einen der größten und außerordentlichsten Menschen charakterisiren und individualisiren, die die Welt je gesehen hat? Ich kann mich hier unmöglich weiter erklären. Allein, wer nur das Wenige, was uns zu diesem Zweck von Copernicus bekannt geworden ist, ansieht, wird wünschen den Geist, der in diesem Manne gelebt haben muß, näher zu kennen. Der Mangel an hierzu nöthigen Nachrichten, der sich größer befand, als ich anfangs dachte, konnte also unmöglich sehr aufmunternd, zumal für Jemanden sein, der Ursache hatte zu vermuthen, man habe ihn deßwegen zu dieser Arbeit ausersehen, weil man (mit Recht oder Unrecht, ist gleich viel,) glaubte, er werde keine ganz trocknen Personalien liefern. Es würde Vermessenheit von mir sein, zu glauben, daß dieser Mangel wirklich ganz allein objectiven Grund habe, und daß mir gar nichts entgangen sein sollte, was wirklich vorhanden ist. Ich habe vielmehr große Ursache, das Gegentheil zu vermuthen, da mich oft bei meinen Compilationen der bloße Zufall auf Manches geführt hat, wo ich es gar nicht gesucht hatte. Auch konnte ich Einiges nicht habhaft werden, wovon ich wußte, daß es vorhanden war; dahin rechne ich des Bischofs von Culm, des bekannten großen Gönners des Copernicus und Beförderer seines Werks, Tidemanni Gysii Epistolas, auf die sich Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum. Venetiis, 1627. 4to S. 160.

bei einem besondern Umstande bezieht. Ferner Georgii Joachimi Rhetici *) Ephemerides ad annum 1551. Lips. 1550. 4to. Die Vorrede dieses Buchs ist eins der wichtigsten Actenstücke für das Leben des Copernicus. Ich hätte es wenigstens einiger Vergleichungen wegen zu haben gewünscht. Denn, was die Hauptdata, die es enthält, betrifft, so hat Gassendi vermuthlich das Beste benutzt, denn er bezieht sich sehr oft auf das Buch, und hat Vieles daraus seinem Leben des Copernicus wörtlich einverleibt.

Endlich das Preußische Archiv, in dessen siebentem Jahrgange eine Abhandlung zu Ehren des Copernicus von Hrn. v. Baczko **), und zwei, eine von Consist. Rath Wald, und die andere von Herrn Pfarrer Hein, über einige Denkmäler des Copernicus auf dem Schlosse zu Allenstein ***), befindlich sind. Diese Aufsätze sind, wie ich aus öffentlichen Blättern ersehe, bereits im vorigen Jahre in der Königsbergischen deutschen Gesellschaft, deren Schriften jenes Archiv eigentlich ausmachen, vorgelesen worden. Aus jenen Gegenden läßt sich allerdings noch Vieles erwarten, was zur Aufklärung der Geschichte dieses außerordentlichen Mannes dienen kann, zu-

---

*) Joachimus Georgius Rhaeticus (der Graubünder), Mathematiker, Prof. in Wittenberg, geb. 1514. gest. 1576.

**) Ludw. Ad. Franz Joseph v. Baczko, Prof. in Königsberg, geb. 1756. gest. 1823.

***) Hauptstadt eines Kreises im Königr. Preußen, nebst Schloß.

mal, wenn Männer von Herrn v. Baczko's Thätigkeit und großer Bekanntschaft mit der preuß. Geschichte sich dafür interessiren.

Daß nachstehender Biographie, außer dem gut bearbeiteten Portrait des Copernicus, keine Bildchen beigefügt worden sind, ist ganz auf meine Veranlassung geschehen, und wenn dieses Verfahren Tadel verdient, so fällt er ganz allein auf mich. Die Erlaubniß des Herrn Verlegers, Scenen aus des Copernicus Leben zu Verzierung von dessen Biographie vorzuschlagen, hatte ich, ich habe es aber unterlassen. Es wäre immer etwas in diesen Bildchen gewesen, was sich, nach meiner Empfindung, nicht mit dem anspruchlosen, strengen, ernsthaften und überhaupt großen Charakter des Mannes hätte vereinigen lassen. Er selbst würde es gewiß nicht gebilligt haben. Was hätte ich auch für Scenen vorschlagen sollen? Etwa wie er in seinem 27sten Jahre vor einer großen, gemischten Versammlung in Rom Collegia liest, oder wie er im Schlafrock schlechtes astronomisches Geschütz gegen den Himmel richtet? Was hätte denn alles dieses erläutert, da er jenes mit so manchem gelehrten Charlatan und dieses mit jedem astronomischen Constabler gemein hatte?

Dem Texte hier und da Anmerkungen beizufügen, schien mir vieler Leser wegen nöthig. Einige der größeren habe ich unter der Rubrik von Beilagen hinten angehängt.

Nicolaus Copernicus, eigentlich Köpernik*), ward zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, da wo sie aus Polen in die preußische Grenze tritt, am 19ten Febr. 1473**) geboren. Der Ort hat seinen Ursprung, wie die meisten Städte dasiger Gegend, eigentlich dem deutschen Orden zu danken, der bekanntlich im 13ten Jahrhundert nach

*) So findet sich der Name in Zerneken's (geb. 1672, gest. 1724. Bürgermeister in Thorn) Thornscher Chronika S. 76 geschrieben. „In diesem Jahr (1463), heißt es daselbst, ist Nicolaus Köpernik allhier ein Bürger geworden." Dieses war der Vater des Astronomen. Mit der Gelehrsamkeit und dem Ruhme des Sohnes wurde der Name lateinischer. Will man aber einmal auch im Deutschen die lateinische Endigung beibehalten, so schreibt man wohl den Namen am besten, wie ihn der große Mann selbst, und unsere vorzüglichsten Schriftsteller häufig geschrieben haben: Copernicus.

Anm. des Verfassers.

**) Über die Verschiedenheit, die sich in den Angaben des Geburtstags sowohl, als des Todestages des Copernicus bei den Schriftstellern findet, habe ich mich in der Beilage umständlich erklärt. Anm. des Verfassers.

Preußen zog, um dort Eroberungen für sich selbst und den Himmel zu machen. Diese interessiren uns hier nicht. Ich gedenke daher nur kurz noch einer dritten Eroberung desselben, an die der Orden selbst wohl am wenigsten gedacht haben mag, und dieses ist die, die er für die Herrschaft unserer Sprache und unserer Sitten gemacht hat. Er hat dem ausgebreiteten, Deutsch redenden und lebenden Lande, Deutschland im buchstäblichen Sinne des Worts, eine seiner schönsten Provinzen zugelegt, Preußen, aus welchem seit jeher Männer hervorgegangen sind, und noch immer hervorgehen, die, so weit die Geschichte der Deutschen reichen wird, eine Zierde derselben sein werden. Unter diesen steht wohl Copernicus oben an. Die Ausbreitung seines Namens und Ruhms wird, so lange die Welt steht, immer gleichen Schritt halten mit der von Cultur und Humanität, hingegen Barbarei, Aberglauben und Religion und Vernunft schändender Gewissenszwang herrschen, wo man ihn entweder gar nicht kennt, oder verkennt oder verkennen muß.

Des Copernicus Vater, der ebenfalls Nicolaus hieß, war aus Crakau gebürtig und erhielt im Jahr 1463 das Bürgerrecht zu Thorn. Was dieser Mann sonst noch war, und was für ein Geschäft er eigentlich trieb, ist nicht bekannt. Unbedeutend kann er indessen nicht gewesen sein, denn er heirathete zu Thorn die Schwester des nachherigen Bischofs von Ermeland, Lucas Waißelrodt genannt von Alten*),

*) Ich bin in der Rechtschreibung dieses Namens dem Herrn

eines Mannes, der in der Geschichte von Preußen selbst schon bekannt genug, es nachher auch durch die große und zweckmäßige Vorsorge für seinen Neffen, unsern Copernicus, selbst in der Geschichte der Astronomie geworden ist. Von einem Bruder, den Copernicus noch hatte, weiß man bloß, daß er sich einmal in Rom aufgehalten habe*). Selbst sein Vorname ist unbekannt**). Seine Geringfügigkeit muß allerdings groß gewesen sein, da ihn selbst der Glanz seines Bruders nicht einmal recht sichtbar machen konnte, der doch in das ganze System seiner Verwandtschaft so hell hinein leuchtete, daß dadurch sogar ein Barbier, Martin Köpernik, bemerklich wurde. Die

---

v. Baczko (Geschichte Preußens B. IV. S. 37) gefolgt. Er heißt sonst gewöhnlich Watzelrod, auch Wattelrod oder Weisselrod. † 1512. Anm. des Verfassers.

*) Man erfährt dieses aus des Joachim Rheticus Zueignungsschrift an einen gelehrten Nürnberger Georg Hartmann, die jener der von ihm zum Druck beförderten Trigonometrie des Copernicus, Wittenberg 1542 4to, vorgesetzt hat. Dieser Hartmann hatte zu Rom Umgang mit jenem Copernicus gehabt. Anm. des Verfassers.

**) Nach glaubwürdigen handschriftlichen Nachrichten aus Frauenburg, hat dieser Bruder Andreas geheißen, und ist ebenfalls Domherr zu Frauenburg gewesen. S. monatliche Correspondenz herausgegeben von Fr. v. Zach. II. Bd. S. 285 f.

Anm. der ersten Herausgeber.

Chronik nennt diesen*), und sagt, er sei am 11ten August 1602 reich gestorben.

Von der Schule zu Thorn ging Copernicus nach Cra- kau, eigentlich um Medicin zu studiren, worin er auch wirklich Doctor wurde. Zugleich aber setzte er das Studium der alten Sprachen, wozu man schon damals in Thorn den Grund legen konnte, ernstlich fort, studirte Philosophie und vorzüglich Ma- thematik, der er sich bereits in seinen frühesten Jahren mit bren- nendem Eifer ergeben hatte, und so näherte er sich allmälig seiner eigentlichen Bahn. Er hörte nämlich den dortigen Lehrer der Mathematik, Albertus de Brudzevo**), über den Ge- brauch des Astrolabiums; und was auf einmal sein Genie weckte und ihn auf den Weg wies, der ihn zur Unsterblichkeit führte, er wurde da mit dem Namen und dem Ruhm Pur-

---

*) Zernecke. S. 226. Anm. des Verfassers.

**) Eigentlich Brudzewski. Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum. Venetiis 1627. 4to. S. 94 hat von ihm einen eigenen Artikel. Diesem zufolge hat Brudzewski Tabulas pro supputandis motibus corporum coelestium; Introductorium astronomorum Cracoviensium; einen Commentarium in Purbachii Theoricas, und wie es wörtlich in dem Buche heißt: Ad Epimeridas Konigsper notas, vermuthlich Anmerkungen zu Regiomontan's Ephemeriden, geschrieben.

Anm. des Verfassers.

bach's und Regiomantan's*) bekannt. Es liegt meines Ermessens nicht außer unserm Wege, hier kurz anzuzeigen, wer die Männer gewesen sind, ohne welche, wie sich Gassendi ausdrückt, vielleicht kein Copernicus geworden wäre. Purbach und sein Schüler, Freund, Gehülfe und Nachfolger im

*) Georg Purbach, auch Peurbach, hat seinen Namen von seinem Geburtsort Peuerbach, einem Städtchen in Oberösterreich. (Geb. 1423, gest. 1461.) Regiomontan, eigentlich Johannes Müller, oder Molitor, geboren 1436 zu Königsberg, einem Städtchen im Stifte Würzburg, das aber, wo ich nicht irre, mit dem Amt gleiches Namens, worin es liegt, an Sachsen-Hildburghausen gehört. Von diesem seinen Geburtsort gab er sich den Namen, ja er schrieb sich wohl gar zuweilen Johannes Germanus de Regio monte (Weidler Hist. Astron. p. 304) und Germanus Francus. Er starb zu Rom 1476. Der Name seines Geburtsorts, und sein daher genommener eigener, ließ auf eine berühmtere Stadt schließen, und hat deßwegen mehrere Schriftsteller verleitet, ihn für einen Preußen und Landsmann des Copernicus im engern Verstande zu halten. Dieses ist sogar dem sonst in der preuß. Lit.-Geschichte so sehr bewanderten David Braun (Burggraf zu Marienburg, Kriegscommissair rc., geb. 1664, gest. 1737) begegnet, der ihn in seinem 1723 in 4to herausgegebenen Werke de Scriptorum Poloniae et Prussiae Historicorum etc. virtutibus et vitiis, einen Preußen nennt. S. Pisanski Entwurf der preuß. Litterärgeschichte. Königsberg 1791. 8. S. 109. Gassendi hat beider Leben vereint beschrieben (opp. T. V. p. 457. Edit. Florent.). Anm. des Verfassers.

Amt, Regiomontan, waren beide Deutsche, beide Männer vom größten Geist und Astronomen vom ersten Rang. Sie waren nicht bloß die Wiederhersteller der Astronomie in Deutschland, sondern aller wahren Astronomie in Europa überhaupt. Durch sie allein fing sie im 15ten Jahrhundert wieder an aufzuleben. Sie bemerkten die Fehler der ältern Tafeln und suchten sie zu verbessern, und hatten zuerst den großen Gedanken, den Himmel als einen Zeitmesser anzusehen und aus dessen Bewegungen die wahre Zeit der Beobachtungen zu bestimmen: ein Verfahren, das einen der größten Fortschritte ausmacht, den die praktische Astronomie je gethan hat; das sich diese Männer zwar erfanden, den Mangel an genauen Uhren zu ersetzen, dessen man sich aber noch jetzt bedient, selbst die genauern Uhren, die man hat, dadurch zu prüfen. Alles dieses und noch viel mehr haben sie geleistet, und doch starb der erste, nachdem er noch nicht 36, und der andere, als er nur einen Monat über 40 Jahre*) gelebt hatte. — Dieses waren die Männer, die sich Copernicus zum Muster nahm. Vorzüglich war es aber Regiomontan's großer und ausgebreiteter Ruhm, der ihn entflammte. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel

---

*) So hat Gassendi und aus ihm Weidler a. a. O. Melchior Adam (Rector zu Heidelberg, gest. 1622) hingegen (vitae Germanorum philosophorum, Heidelbergae 1615. 8. p. 11) redet nur von 34 Jahren.

Anm. des Verfassers.

genauer beobachtet und gekannt hatte, als alle seine Vorgänger, den Rom *) zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Das Ziel, wie man sieht, war hoch genommen. Denn Copernicus konnte wohl wissen, daß Regiomontan ein so frühzeitiges Genie gewesen war, daß man ihn bereits in seinem 12ten Jahre reif genug fand, die Universität Leipzig zu beziehen; daß er schon in seinem 15ten diese Universität verließ und nach Wien zu Purbach ging, um dort seinen bereits erworbenen gründlichen Kenntnissen der sphärischen Astronomie, die sonst so wenig Reiz für das Alter der Kindheit hat, noch die der theorischen hinzuzufügen; daß er bald darauf mit seinem Lehrer zu einem gemeinschaftlichen Zweck so zu arbeiten anfing, daß es jetzt wenigstens zweifelhaft ist, welchem von beiden eigentlich der oben erwähnte Gedanke von der Zeitbestimmung zugehört, dem ältern Pürbach, der mehr Erfahrung, oder dem jüngern Regiomontan, der vielleicht mehr Genie hatte**); und endlich, daß ihn sein reicher und berühmter Schüler Walther***) zu

---

*) Pabst Sixtus IV., um sich seiner Einsichten bei Verbesserung des Kalenders zu bedienen. Er erhielt deßwegen große Versprechungen und wurde zum Bischof von Regensburg creirt.
Anm. des Verfassers.

**) Bailly, Hist de l'astron. moderne I. p. 317.
Anm. des Verfassers.

***) Bernhard Walther, schrieb Observationes astronomicae per regulas Ptolemaei de motu solis.

Nürnberg in den Stand setzte, die Werkzeuge, die er sich erfand, auch auszuführen; Werkzeuge, denen, wie sich Bailly *) ausdrückt, oft nichts fehlte, als bequemere Bewegung, genauere Theilung und das Fernrohr, um größtentheils damit ausrichten zu können, was in dem letzten Jahrhundert für Astronomie gethan worden ist. Dieses war ein beträchtlicher Vorsprung des Musters vor dem Nacheiferer. Allein Copernicus ging, seinem Vorsatze getreu, mit der eisernen Beharrlichkeit, die ihn auszeichnet, seinem Vorbilde ruhig nach. Er suchte Regiomontan's Ruhm und fand ihn, und dieses ohne allen Sporn von zeitlichem Gewinn und selbst ohne den eines Nebenbuhlers.

Hier faßte Copernicus, für dessen wißbegierigen Geist nun sein Vaterland und Polen viel zu enge zu werden anfing, den Entschluß, nach Italien zu gehen, wo, nach dem Umsturz des orientalischen Kaiserthums, Künste und Wissenschaften aufzublühen angefangen hatten, das sich bereits der Mitte seines goldenen Zeitalters **) näherte, und wo fast jede etwas beträchtliche Stadt ein kleines Athen war ***). Dieser Entschluß hing ehr gut mit seinem Hauptvorsatz zusammen. Denn auch Purbach hatte sich dort gebildet, und selbst Regiomontan, den

---

*) a. a. O. S. 314. Anm. des Verfassers.

**) 1450 — 1550. Anm. des Verfassers.

***) (William) Roscoe's Life of Lorenzo de' Medici. London 1795 in der Vorrede. Anm. des Verfassers.

der Cardinal Bessarion*) mit sich von Wien dahin zog, hatte noch dort gelernt. Copernicus studirte zu dem Ende vorher die Perspective praktisch, lernte zeichnen und malen (er hat sich sogar vor dem Spiegel selbst gemalt), um sich den Aufenthalt in einem Lande, wo es so viel zu zeichnen gibt, so nützlich als möglich zu machen. Er war 23 Jahre alt. Sein erster Ausflug war nach Bologna, wo damals Dominicus Maria die Astronomie mit großem Beifall lehrte, und, wie Riccioli**) von ihm sagt, durch Worte und Beispiel seine Schüler zur Beobachtung des Himmels aufmunterte***). Mit diesem Maria erging es dem Copernicus, wie Regiomontan mit Purbach, aus dem Schüler wurde bald der Freund und der Gehülfe. Maria hatte die Grille, zu glauben, die Polhöhen hätten sich seit des Ptolemäus Zeiten merklich verändert, und z. B. die zu Cadix habe über einen ganzen Grad zugenommen. Er trug diese Meinung dem Copernicus vor, und es soll den Lehrer, sagt Gassendi, sehr gefreuet

---

*) Bessarion, geb. zu Trapezunt 1395, gest. 1472, wurde vom Pabste zu Gesandtschaften gebraucht, war großer Freund der Gelehrten.

**) Joh. Baptist Riccioli, Astronom und Jesuit. Geb. zu Ferrara 1598, gest. zu Bologna 1671.

***) Almag. nov. Chronici P. II. p. XXXIII. Kepler gedenkt seiner in der Vorrede zu s. rudolph. Tafeln S. 3.

Anm. des Verfassers.

haben, daß sie der Schüler nicht mißbilligte. Diese Freude des Lehrers bei einer solchen Veranlassung, macht dem Lehrling auf alle Weise Ehre und jene Nichtmißbilligung keine Schande, selbst wenn sie, wie ich fast vermuthe, etwas mehr gewesen sein sollte, als ein bloßes Compliment. Der stille, strenge, ernste Copernicus war nicht von solcher Art. Auch war er kein durchfliegender, berühmter Reisender, von dem man wohl solche fliegende Urtheile anmerkt. Diese Leute lebten beisammen und hatten sich über die Sache besprochen. Ich denke: vielleicht hat sein ganz eminenter Sinn für Ordnung und Einfalt der Natur, schon damals den ptolemäischen Wirrwarr lästig gefunden, und er auf Verbesserung gedacht. In einer solchen Lage hört sich jede neue Meinung eines berühmten und erfahrnen Mannes schon allein wegen der Hoffnung gern an, in ihr vielleicht ein Rettungsmittel zu finden, oder wo nicht, sich wenigstens berechtigt glauben zu können, den ganzen Plunder einmal wegzuwerfen und von Neuem anzufangen. An diesem Ort beobachtete er, wie er selbst erzählt, im Jahr 1497 am 9ten März, eine Stunde vor Mitternacht, eine Bedeckung des Aldebaran durch den Mond.

Im Jahr 1500 erscheint er auf einmal in Rom. Er bezeichnet diese Periode selbst durch die Beobachtung einer Mondfinsterniß, die er, wie er sagt, am 6ten Nov. dieses Jahrs dort mit großem Fleiße angestellt habe *). Hier wurde er mit außer-

*) Revol. orb. coelest. Lib. IV. Cap. 14. Anm. d. Vf.

ordentlichem Beifall aufgenommen, und es währte nicht lange, so hielt man ihn für nicht viel geringer, als Regiomontan selbst. Er wurde dort zum Lehrer der Mathematik ernannt, und las mit großem Beifall vor sehr gemischten Versammlungen von Großen und von Künstlern *). Vom Arzt Copernicus hört man hier nichts. Es war bloß der Mathematiker und Astronom, den man ehrte und den man suchte. Schade, daß es hier so ganz an Nachrichten fehlt, die einiges Licht auf diese Zeit seines Lebens werfen könnten. Die Äußerungen seines Genies gegen die, mit denen er lebte, und die ihn beurtheilen konnten, müssen groß, und überhaupt seine Talente schon damals sehr hervorstechend gewesen sein. Überall, wo er hinging, zog sein Ruf vor ihm her, wovon wir die Folgen sehen, aber nicht immer den Grund, wenigstens nicht bestimmt. Indessen löst sein nachheriges Leben dieses Räthsel zum Theil und läßt hier und da durch den Nebel blicken, der über dieser seiner Jugendgeschichte hängt. Er war sich immer gleich. Vielleicht aber besaß nie ein Mann von solchem Geist weniger Eitelkeit als er, er, dessen Ruhm auch die größte befriedigen könnte. Was der immer thätige Mann für die Wissenschaften that, erfuhren gewöhnlich nur seine Freunde. Von diesen hing also sein Ruf gewissermaßen ab. Sie sprachen von ihm mit Freunden und schrieben von ihm an Freunde. Aber mit der Nachwelt von

---

*) Gassendi aus dem Rhäticus, a. a. O. S. 442.
Anm. des Verfassers.

ihm zu sprechen, dazu hatte wohl mancher nicht einmal die Absicht, oder, wenn er sie hatte, nicht immer die Fähigkeit. So verhielt es sich also wahrscheinlich mit ihm schon in Italien, am Anfang seiner Laufbahn, wie es sich, ganz ausgemacht, mit ihm am Ende derselben zu Frauenburg noch verhielt. Selbst von seinen unsterblichen Bemühungen über die Ordnung des Planetensystems hörte man zuerst von einem seiner Freunde *). Das Werk selbst, die mühsame Frucht eines stillen, fast sechs und dreißigjährigen Brütens, wurde ihm gleichsam abgenöthigt, und die Welt, die er damit erleuchtet hat, erhielt es von ihm, durch einen traurigen Tausch, erst in dem Jahre, da sie ihn selbst verlor. Von Rom kehrte er endlich in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim Lucas, der nach dem Tode Nicolaus von Tungen Bischof von Ermeland geworden war, ein Canonicat am Dom zu Frauenburg **) er-

*) Hiervon weiter unten. Anm. des Verfassers.

**) Eine kleine Stadt, beim Ausfluß der Weichsel, am sogenannten Frischhaff. Der dasige Dom ist eines der schönsten Gebäude dieser Art in Preußen. Er liegt auf einer Anhöhe und ragt mit den Wohnungen seiner Domherren über das Städtchen majestätisch hervor. Wenn ein Prospect von beiden, der sich beim Hartknoch (Alt- und Neues Preußen 1684. Fol. S. 412) befindet, richtig ist, so möchten einem fast dabei die berühmten Verse einfallen: Par domus est urbi †), nur nicht

†) Hatte der Verfasser hier Martial. Epigr. VIII, 36, 12. im Sinne? Par domus est coelo: sed minor est domino. (?)

theilte. Diese Beförderung ist unendlich wichtiger für die Welt geworden, als wohl der Bischof dabei dachte und denken konnte. Hier erlangte Copernicus nämlich, zwar nicht ohne einigen Kampf und erlittene Kränkungen, endlich Ruhe und Muße, sein großes Werk anzufangen und zu vollenden. Er verließ auch Frauenburg nie wieder, kleine Reisen, größtentheils in Geschäften des Bisthums oder seines Capitels, ausgenommen, und wahrscheinlich ruhen seine Gebeine auch da noch jetzt.

Sobald den mannichfaltigen Verdrießlichkeiten, die er anfangs wegen seiner Beförderung zu erdulden hatte, durch das Ansehen seines Oheims abgeholfen war, und er in den ruhigen Besitz seiner Stelle kam, setzte er sich zur Richtschnur drei Lebensregeln vor, die er sich strenge zu beobachten vornahm, und auch, wie es sich schon aus des Mannes ganzem Charakter hätte berechnen lassen, strenge beobachtete. Erstens vor allen Dingen seine gottesdienstlichen Geschäfte abzuwarten; zweitens keinem Armen, der von ihm als Arzt Hülfe verlangte, seinen

---

urbs orbi, man müßte denn den ausgebreiteten Ruf ihres Namens darunter verstehen. Es befindet sich daselbst noch eine von Copernicus angelegte Wasserkunst, wodurch er das Wasser der Passarge oder Passerg auf den Berg hob, um die Wohnungen der Domherren damit zu versehen. Zu Hartknoch's Zeiten war sie noch im Gange. Herr v. Baczko aber (Gesch. Preußens B. IV. S. 128) sagt, sie stehe jetzt nur noch zum Theil, könnte aber wahrscheinlich mit geringen Kosten wieder hergestellt werden. Anm. des Verf.

Beistand zu versagen*); und drittens alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. So lebte er für sich im Stillen und mischte sich weder in die Geschäfte des Bisthums, noch seines Capitels, wenigstens nie unbefragt; befragt hingegen, zwar ungern, aber immer mit Thätigkeit, Ernst und Kraft, sobald er sich einließ. Bei solchen Berathschlagungen offenbarte sich sehr bald des Mannes heller Kopf und großer Scharfblick in Geschäften dem ganzen Capitel. Seine Meinung war immer die, die man am Ende befolgen zu müssen glaubte. So kam es endlich, daß man auf einmal den stillen Domherrn, den Arzt der Armen, den Nacheiferer Regiomontan's und speculativen Kopf, an einer Stelle auf dem Schauplatz der Welt erblickt, wo man ihn nicht gesucht hätte. Er wurde nämlich im Jahr 1521 von dem Capitel, und zwar einstimmig, gewählt, um als Abgesandter desselben auf den Landtag nach Graudenz zu gehen, wo damals die wichtigsten Geschäfte abgethan werden sollten. Ein Hauptartikel war die Verbesserung des Münzwesens. Während des verheerenden dreizehnjährigen Krieges mit dem deutschen Orden**) waren nämlich die Münzen so sehr

*) Öffentlich hat er nie prakticirt. Dieses vertrug sich nicht mit seiner Lage und der ersten Lebensregel. Allein den Armen, die ihn daher fast anbeteten (ut numen venerarentur, sagt Gassendi), theilte er Arzneien, die er auch selbst verfertigte, willig mit. Anm. des Verfassers.

**) Durch diesen Krieg von 1454 bis 1466, suchte der Orden

gesunken, daß oft die Mark fein zu zehn Mark Geld ausgemünzt wurde. Die Reductionen nach dem Frieden waren daher außerordentlich, und der Preis der Lebensmittel stieg ungeheuer *). Verbesserungen, die man hier und da anbrachte, halfen nicht viel oder dauerten nicht lange, und weil nicht Alles gleichförmig geschah, so wurde dadurch die Verwirrung und das Mißtrauen bei Handel und Wandel eher vermehrt als vermindert. Dieses erforderte nun freilich Hülfe, und den Mathematiker Copernicus dazu gewählt zu haben, macht dem frauenburgischen Capitel Ehre. Denn vor das Forum der Mathematik gehören eigentlich diese, oft nicht leichte, Untersuchungen und Vergleichungen. Man weiß, daß Newton selbst bei einem ähnlichen Geschäfte ist gebraucht worden **). Merkwürdig genug. So trafen sich also hier Copernicus und Newton, die sich so glücklich und zur Ehre der Menschheit bei dem großen Weltsystem getroffen haben, einander, wie von ungefähr, bei dem kleinern, — der Münze.

---

seine Herrschaft über Preußen zu behaupten, dessen Souverainetät durch den Frieden von Nassau bei Thorn auf Polen überging.

*) Wem es um gründliche Kenntniß dieser traurigen Geschichte zu thun ist, findet sie in Schüz Hist. Lib. X. beim Hartknoch a. a. O. S. 531 u. ff. und in David Braun's ausführlichem Bericht vom polnischen und preuß. Münzwesen. Elbing 1722. 4. Cap. III. Anm. des Verfassers.

**) Isaac Newton wurde bekanntlich 1696 Münzwardein.

Copernicus übergab dem Landtage eine Schrift, worin er, nach einigen historischen Untersuchungen, den Werth der verschiedenen Münzen zu bestimmen suchte, und einen Kanon angab, worin alle auf eine einzige Norm reducirt worden. Allein dieses echt copernicanische Münzsystem erhielt am Ende keinen sonderlichen Beifall. Man warf ihm vor, er habe die eigentliche Zeit, worin die Münzen geschlagen worden, nicht immer genau genug angegeben und noch viel weniger immer den Gehalt. So sagt Braun*). Vielleicht aber lag der Grund der Verwerfung oder der Zurücklegung seines Planes darin, daß er, wie eben dieser Schriftsteller sehr treuherzig hinzusetzt, die drei großen Städte, Elbing, Danzig und Thorn zur Ungebür angezapft, und sogar vorgeschlagen habe, daß sie ihre Münzen an einem dritten Ort, gemeinschaftlich und auf des Landes Kosten unter öffentlicher Aufsicht, sollten schlagen lassen. Der Gedanke ist, wie mich dünkt, jedem Ordnungsgefühl behaglich, copernicanisch und schön, aber wahrscheinlich unausführbar, weil das Münzwesen bei Staaten, so wie das Geld selbst bei Individuen, leider! mit zu den Herzensangelegenheiten gehört. Man hörte die Vorschläge an, stritt lange dafür und dawider, und legte sie endlich zum Gebrauch für die Nachwelt bei. Es ging also hier dem großen Ordnungsfinder mit seinem Münzsystem fast wie nachher mit seinem Weltsystem. Vielleicht gab diese Geschichte Anlaß, seinen drei Le-

*) a. a. O. S. 50, 51. Anm. des Verf.

bensregeln noch ein paar Klugheitsregeln hinzuzufügen, deren Befolgung man die große Zurückhaltung mit zuzuschreiben hat, mit der er nachher bei der Bekanntmachung seines Weltsystems verfuhr.

Durch eben dieses unbeschränkte Vertrauen, das man in ihn setzte, wurde er oft von den abwesenden Bischöfen zu ihrem Verweser ernannt, so wie er nicht selten der Rathgeber selbst der anwesenden gewesen war. Ja, nach dem Tode des Bischofs Fabianus de Lusianis *), der seinem Oheim im Bisthum folgte, wurde er sogar, sede vacante, von dem Capitel zum Generalvicarius und Administrator der bischöflichen Besitzthümer ernannt. Hier zeichnete er sich durch eine That aus, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Der deutsche Orden sowohl als verschiedene Personen am Hofe, hatten sich einiger Güter angemaßt, die eigentlich zum Bisthum Ermeland gehörten, und den Besitz derselben lange behauptet. Diese reclamirte nun, nicht der Bischof Copernicus, sondern der bloße Administrator, mit dem Muthe, den ihm die Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache einflößte, und mit der nicht zu beugenden Beharrlichkeit, die ihm schon eigen war. Er wurde bedroht, und auf mancherlei Weise verfolgt. Allein er

*) So heißt es beim Gassendi. Hartknoch S. 459 schreibt ihn: Fabianus von Merklichen Rade aus dem Geschlecht der Losiener. Starb 1523.

Anm. des Verfassers.

ging immer seinen Gang ruhig, gerade und unerschütterlich fort; wirkte endlich ein Mandat des Königs aus, und die Güter mußten zurückgegeben werden.

Von diesem ersten Theil seines Lebens, so ehrenvoll er auch ist, würden wir wahrscheinlich wenig wissen, wenn nicht endlich eben dieser Anordnungsgeist, eben dieser gerade und starke Menschensinn des Mannes seine Kraft bei einem der erhabensten Gegenstände der Natur mit so großem Glück geübt, und so die Dauer seines Rufs gleichsam an die Dauer der Welt selbst angeknüpft hätte. Eine kurze Darstellung dieser seiner unsterblichen Bemühungen wird zugleich den zweiten und Haupttheil seines Lebens ausmachen.

Unter den mannichfaltigen Vorstellungen, die sich die Menschen von der Einrichtung unsers Planetensystems seit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Übergewicht behalten, die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist wohl je gerathen ist. Die Wahrheit regte sich zwar zuweilen dawider, aber ihre Stimme war zu schwach. Sie wurde entweder gar nicht gehört, oder von einer Mehrheit überstimmt, die kaum von Einstimmigkeit unterschieden war. So bemächtigte sich nach und nach ein systematischer Irrthum des erhabensten Theils der ganzen Naturlehre, befestigte sich in seinem Besitz durch das Ansehen des Alterthums, und erhielt endlich, durch religiöse Mißverständnisse unterstützt, sogar eine Art von Heiligung.

Indessen, so leise sich auch jene Stimme des gegründeten Zweifels oder Widerspruchs hören ließ, so wurde sie doch endlich von einem Manne vernommen, dessen Organ ganz harmonisch dafür gestimmt war. Die geräuschlosen Ansprüche, lange verkannter und unterdrückter Wahrheit, begegneten bei ihm festem Ordnungsgefühl und unverdorbenem Menschensinn. Durch diesen Zusammenklang wurde ihre Stimme lauter und lauter, sie wurde weiter gehört und endlich erhört; der kolossalische Götze, der ihren Tempel usurpirte, wurde gestürzt, und sie selbst in ihre Rechte auf ewig eingesetzt. — Dieser Mann war Copernicus.

Der Kampf, den er zu bestehen hatte, war keine Kleinigkeit. Die Lehrmeinung, deren Umsturz es galt, war von einigen der größten Menschen aller Zeiten angenommen worden. Pythagoras*), Aristoteles**), Plato***), Hipparch†), Archimedes††), ja bei weiten die meisten und berühmtesten der Alten und unzählige Neuere, vom ersten Rang in der Geschichte der Astronomie, selbst Purbach und Regiomon-

*) Pythagoras, aus Samos (?) geb. zwischen 584 und 586 vor Christo. Starb 80 Jahre alt.

**) Aristoteles, geb. 384 zu Stagira, gest. 322 v. Chr.

***) Plato, geb. um 438, gest. 356 v. Chr.

†) Hipparchus, aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des 2ten Jahrh. v. Christo; lebte besonders in Alexandria.

††) Archimedes, geb. zu Syracus 287, gest. 212 v. Chr.

tan*) waren in der Hauptsache dafür. Man nannte diese Lehre das ptolemäische System. Diesen Namen führt es von einem alexandrinischen Astronomen des zweiten Jahrhunderts, (Claudius) Ptolemäus, der es in seinem berühmten Almagest, dem einzigen ausführlichen Werk, das wir über Astronomie aus dem Alterthum besitzen, vorgetragen, mit großem Scharfsinne erläutert, und durch eine Menge schätzbarer Beobachtungen unterstützt hat. Aber nicht bloß seinen Namen, sondern auch einen großen Theil seines nachherigen Ansehens hat dieses System den vielen reellen Kenntnissen zu verdanken, die dieser Mann mit seinem Traumbilde zu verweben gewußt hat. Als geometrisches Werk wird sein Buch immer verehrungswerth bleiben; als physisches betrachtet, ist es freilich nicht für unsere Welt. Allein, da der Schritt, den Ptolemäus that, wahrscheinlich auch gethan werden mußte: so wird sein System, solange die Welt steht, immer ein Hauptfach in der Sammlung ehrwürdiger Cabinetsstücke einnehmen, womit die Entwickelungsgeschichte menschlicher Vorstellungen von diesem erhabnen Naturwerk belegt werden muß. — —

Eine vollständige Darstellung dieses weitläuftigen und verwickelten Lehrgebäudes würden diese Blätter nicht fassen, und

*) Vielleicht verdiente dieser eine Ausnahme. Wenn er aber auch, wie man sagt, gezweifelt haben sollte, so waren wenigstens seine Zweifel von keinen Folgen für die Wissenschaft.
Anm. des Verfassers.



Niemand wird sie auch leicht darin suchen. Allein ein kurzer Entwurf, wenigstens von den Partien desselben, auf welche Copernicus seinen Angriff hauptsächlich richtete, und deren Eroberung endlich den großen Einsturz des Ganzen nach sich zog, gehört unstreitig hierher.

Nach dieser Lehre ruhte die große, träge und unbehülfliche Erde vollkommen, sie war die Grundveste alles Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese, als Mittelpunct, ließen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Osten nach Westen herum. Doch hatten die Planeten, und dahin rechneten sie den Mond, den Mercur, die Venus, die Sonne, den Mars, Jupiter und Saturn, noch ihre eigenen Bewegungen in einer der ersten entgegengesetzten Richtung, wodurch sie in gewissen bestimmten Zeiten um den ganzen Himmel herum kamen. In diesen Umlaufs-Zeiten glaubte man zugleich eine Regel gefunden zu haben, die Verhältnisse der Entfernungen der Planeten von der Erde ungefähr darnach zu bestimmen. Man hielt den langsamsten für den entferntesten, und den schnellsten für den nächsten. So kamen der Mond und Saturn auf die Grenzen zu stehen, und die Sonne, Mars und Jupiter wurden nach dieser Regel leicht zwischen jene geordnet. Aber wo sollten nun Mercur und Venus hin? Sie waren weder langsamer, noch schneller, als die Sonne. Der Regel nach gehörten sie in die Sonne selbst. Dieses war ein schwerer Fall. Denn sollten sie nicht mit der Sonne in gleichen Entfernungen gehen, so war kein anderes Mittel übrig, als man mußte her-

aus würfeln, wo sie hingehören sollten, beide darüber oder beide darunter, oder einer darunter und der andere darüber. Dieses geschah auch, und da die Würfel dem einen nicht so fielen, wie dem andern; so finden sich auch unter den Alten hierin Verschiedenheiten. Nach dem Ptolemäus kamen beide unter die Sonne und der Erde näher zu liegen, als diese, und zwar Mercur zunächst an den Mond. Er suchte indessen dieser Willkür den Schein von Überlegung zu geben, und gab zum Bestimmungsgrund seiner Wahl die Schicklichkeit an, eben so viele Planeten über die Sonne als unter dieselbe zu setzen *). In dieser Schwierigkeit regte sich zum ersten Male das punctum saliens der ewigen, aber verkannten Wahrheit. Bei genauerer Untersuchung fanden sich neue und größere Schwierigkeiten. Während Sonne und Mond ihren Weg von Westen nach Osten (vorwärts) mit ziemlicher Gleichförmigkeit fortsetzten, machten alle übrigen die seltsamsten Bewegungen von der Welt. Wie wollte man dieses erklären? Daß es sich mit diesen Bewegungen wirklich so verhielte, wie es aussah, haben diese Alten nicht

---

*) Diese zweite Ordnungsregel hätte sich allenfalls so ausdrücken lassen: Die Königin des Tages und der Jahrszeiten, der schönste und wahrscheinlich der größte Planet, verdient in der Mitte zu stehen. Fürwahr das weiseste und schlauste Orakel, über die wahre Einrichtung des Weltgebäudes damals befragt, hätte nicht leicht mystischer und mehr im Charakter, nicht leicht tröstlicher für den Ptolemäus und vortheilhafter für eigene Ehre antworten können, als mit dieser Regel. Anm. d. Verf.

geglaubt. Die Vollkommenheit der Natur herschte, nach ihnen, überall vollkommene Kreisbewegung und Gleichförmigkeit in diesen Bewegungen. Der Kreis war ihnen die vollkommenste Linie, ja das Sinnbild der Vollkommenheit selbst, er war ihnen bei diesen Hypothesen unverletzlich, er war ihnen wie heilig. So wie der Kreis, war es auch die Gleichförmigkeit der Bewegung in ihm *). Diesen Satz als Grundsatz angenommen, war nun das große Problem, das Ptolemäus **) aufzulösen hatte, dieses: die Bewegungen der Planeten, so wie sie uns am Himmel erscheinen, sind gegeben, ferner ruhe die Erde in der Mitte

---

*) Diese Idee ist sehr alt, und findet sich bis an die Grenze der Geschichte der Astronomie hinaus. Der vortreffliche Bailly, der dergleichen Spuren früh verbreiteter Vorstellungen überall wie Versteinerungen aufsucht, um daraus die Existenz eines untergegangenen Volks zu beweisen, greift auch diese Idee zu seiner Absicht auf. Aber, was mich dünkt, mit minderem Glück als sonst. Ihr Grund liegt offenbar in der menschlichen Natur selbst, und diese ist allerdings sehr alt. Wie natürlich diese Idee sein muß, sieht man auch daraus, daß unser große Copernicus, der ganz Natur war, sich nicht von ihr losmachen konnte und darüber — strauchelte. Anm. d. Verf.

**) Der Name des Ptolemäus steht hier in dem Sinne, in welchem ptolemäisch vor dem Wort System steht. Es geht nicht auf ihn allein, sondern zugleich auf alle die Alten, deren Gedanken er wirklich benutzt hat, oder benutzt haben mag. Denn zu seiner Zeit existirten noch manche Werke, die wir jetzt bloß dem Namen nach kennen. Anm. d. Verf.

des Raums, worin sie vorgehen: Es wird ein System von Kreisen gesucht, in welchen sich diese Weltkörper stät und gleichförmig bewegen, und worin dennoch diese Bewegungen von der Erde aus angesehen, gerade so erscheinen, wie wir sie in der Natur bemerken. Diese Aufgabe aufzulösen, waren vorzüglich zwei sehr auffallende Abweichungen von jener Regelmäßigkeit zu erklären, die, so sehr sie auch in den meisten Fällen mit einander verwickelt sind; die Alten doch sehr bald und geschickt zu trennen wußten, weil sich eine derselben bei der Sonne allein und unvermischt mit der andern fand. Diese, welche sie die erste Ungleichheit nannten, stellte sich jedesmal und auf dieselbe Weise ein, wenn der Planet *) in dieselbe Gegend des Thierkreises kam, in welcher man sie zuerst bemerkt hatte. Diese hing also von der Umlaufszeit ab. Dieselben Ungleichheiten kamen daher beim Saturn alle 30, beim Jupiter alle 10, und beim Mars alle 2 Jahre wieder. Auch die Sonne war ihr unterworfen, bei welcher sie alle Jahr wieder kam. Die andere oder zweite Ungleichheit, wie sie hieß, richtete sich nicht nach den Punkten des Thierkreises, sondern bloß nach der Sonne, diese mochte übrigens stehen, wo sie wollte. Zu der Zeit nämlich, wenn der Planet mit Untergang der Sonne aufging, schien er immer größer und heller als sonst, und ging

---

*) Der Kürze wegen wird hier bloß auf die so genannten obern Planeten, Mars, Jupiter und Saturn, Rücksicht genommen. Anm. d. Verf.

schnell von Osten nach Westen, (rückwärts). Befand er sich hingegen bei der Sonne, so war Alles umgekehrt, der Planet schien kleiner und bewegte sich nun schneller vorwärts. In den Zwischenzeiten stand er eine Zeitlang stille. Wie erklärte man dieses jenen Grundsätzen gemäß? Die erste Ungleichheit z. B. bei der Sonne zu erklären, wo sie sich, unvermischt mit der zweiten zeigte, hatte man zwei Hypothesen, wovon ich hier nur der einfachsten gedenken will. Man ließ die Sonne in einem Kreise gleichförmig fortgehen, setzte aber die Erde nicht in den Mittelpunkt dieses Kreises, daher er auch der eccentrische Kreis, der Eccenter, hieß. Dieses that den Erscheinungen nach dem geringen Grade von Präcision, womit man diese Erscheinungen selbst bestimmen konnte, beiläufig Genüge. Die zweite Ungleichheit und ihre Verbindung mit der ersten zu erklären, erforderte einen zusammengesetzteren Apparat. Es war bei den obern Planeten folgender:

Ein Kreis, dessen Mittelpunkt nicht mit dem Mittelpunkte der Erde zusammen traf, also auch ein Eccenter, wie vorher bei der Sonne. Auf diesem bewegte sich aber der Planet selbst nicht, sondern bloß der Mittelpunkt eines andern kleinern Kreises, in welchem sich der Planet gleichförmig bewegte. Diesen letztern hieß man den Epicykel, und weil der Eccenter diesem gleichsam zum Leiter diente, ihn fortführte, so hieß eben dieser Eccenter auch der forttragende, fortleitende Kreis, der Leiter (circulus deferens). In diesem Leiter kam also der Mittelpunkt des Epicykels, und folglich

der Epicykel einmal in der ganzen Umlaufszeit des Planeten herum. Hingegen durchlief der Planet, als Trabant einer unsichtbaren Majestät, (eigentlich eines ganz imaginairen Punkts), seinen Epicykel einmal in der Zeit zwischen zwei seiner mittlern Conjunctionen mit der Sonne. Also Saturn etwa in 1 Jahr und 13 Tagen; Jupiter in einem Jahr und 34 Tagen; Mars in 2 Jahren 49 Tagen. Man versteht leicht, daß durch den eccentrischen Leiter die erste, und durch den Epicykel die zweite Ungleichheit hauptsächlich erklärt werden sollte. Denn, da der Planet nur einmal während seiner Umlaufszeit um die Erde in seine Erdferne, und einmal in seine Erdnähe kam, und diese Punkte, wie hier angenommen wird, in einer gewissen Gegend des Thierkreises fest lagen: so konnten auch die Ungleichheiten, die von dieser veränderten Distanz des Planeten von der Erde nach optischen Gründen abhängen, nun immer an jene Stellen des Thierkreises wiederkehren *). Weil aber der Planet auch im Epicykel lief, so mußte er einem Auge auf der Erde bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen, bald stille zu stehen scheinen. Es kommt nur darauf an, daß man dem Planeten in seinem Epicykel eine solche Richtung und Geschwindigkeit gibt, daß sich das Erste allemal ereignet, wenn er mit der Sonne in Conjunction, das Zweite, wenn er mit ihr in Opposition ist,

---

*) Was hier bloß von der Erdferne und Erdnähe gesagt ist, gilt auch verhältnißmäßig von allen übrigen Punkten des Eccenters. Anm. d. Verf.

so erfolgt das Dritte von selbst. Aber dieses Alles reichte noch nicht hin, alle die Erscheinungen mit der Präcision zu erklären, mit der man sie schon damals beobachten konnte. Es mußte noch angenommen werden, daß der Mittelpunkt des Epicykels nicht gleichförmig auf seinem Fortleiter hinlief. Dieses mußte dem Manne schwer eingehen, dem gleichförmige Bewegung im Kreise heilig war. Hier regte sich das punctum saliens zum zweiten Mal. Um also diese Gleichförmigkeit dennoch zu retten, gerieth man auf eine Idee, die das auffallendste Beispiel, das sich denken läßt, von Selbsttäuschung ist, zu welcher hartnäckige Anhänglichkeit an eine Hypothese, selbst einen Mann von Kenntnissen und Genie verleiten kann. Er nahm nämlich noch einen dritten Kreis, den Abgleicher (circulus aequans,) an, aus dessen Mittelpunkt angesehen, die reelle Ungleichförmigkeit in der Bewegung des Mittelpunkts des Epicykels wenigstens gleichförmig schien.

Mit dem Mercur und der Venus ging es nicht besser. Es fand sich sogar hier Einiges, was neue Anstalten erforderte, um es in jenes Kreissystem zu zwingen. Ja, mit dem Monde selbst, dessen eigentlicher Umlauf um die Erde und Ort im System in keiner Hypothese verkannt worden war, sah es hier, wegen anderer bemerkten Ungleichheiten, wo möglich noch ärger aus. Er lief nämlich auf seinem Eccenter in einem Epicykel so, daß, wenn es sich wirklich so verhalten hätte, sein Durchmesser zuweilen noch einmal so groß hätte erscheinen müssen, als zu andern Zeiten. Je genauer man die Phänomene selbst kennen

lernte, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten und Beobachtungen, von denen man Bestätigung hätte erwarten sollen, nöthigten zu neuen Ausflüchten und neuen Epicykeln. Bleibt man aber auch nur bei der ersten einfachsten Form stehen und bedenkt alle die Kreise, die jeder Planet durchlaufen müßte, bloß um die Sonne mit der zweiten Ungleichheit zu salutiren, da sie doch nichts weiter ist, als ein Planet wie er; bedenkt man, daß weder Saturn den Jupiter, noch Jupiter den Mars auf ähnliche Weise salutirt; auch Mercur die Venus nicht, und diese die Sonne nicht ganz so wie jene, und der Mond die Sonne weder wie jene, noch wie diese, und nimmt sich die Mühe, bloß die Linie in Gedanken zu verfolgen, die zum Beispiel Mars in einem Jahrhundert durchlaufen müßte, wenn die Sonne selbst jährlich einmal um die Erde liefe*); so ist es kaum möglich, sich nicht wenigstens einmal die Frage zu thun: sollte dieses Alles wirklich so sein? — Und doch ist dieses nur erst die Bewegung des Planeten an sich, die ihm eigene. Nun bedenke man die gemeinschaftliche, und daß der Planet, bei allen diesen Schraubengängen, die er zu machen hat, nicht vergessen muß, täglich einmal mit allen Fixsternen um die Erde zu laufen. Wahrlich, hier ermüden die Flügel der kühnsten Phantasie

*) Kepler (Commentar. de motibus stellae Martis p. 4) hat diese Linie darzustellen gesucht, und vergleicht sie in seiner Laune mit einer Art von Fastenbrezeln; spirales nennt er sie, non fili glomerati modo, spiris juxta invicem ordinatis; sed verius figurà panis quadragesimalis. Anm. d. Vf.

und der thätigste Geist erschlafft, und findet nicht, wo er fußen kann. Fragte man nach der Ursache der Bewegung dieser Körper, worunter wenigstens einige nicht klein sein konnten, so wurden die Schwierigkeiten noch von einer andern Seite fast unüberwindlich. Der Trost, nach dem man in der Verzweiflung griff, es könne am Himmel wohl anders sein als hier, war wenigstens ein sehr leidiger Trost. Man gesellte den Planeten Intelligenzen zu, die sie durch die Himmel steuern mußten, und fürwahr, es war schon allein eine Intelligenz nöthig, bloß den imaginairen Mittelpunkt des Epicykels nicht aus dem Auge zu verlieren, der z. B. beim Saturn, Mars und Jupiter über 20 Millionen Meilen (wie man jetzt weiß,) von dem Planeten hätte entfernt liegen müssen. Man schloß die Planeten in solide Sphären ein, die wie Zwiebelschichten in einander steckten, und gab jeder derselben einen immateriellen Führer bei; die Zahl dieser Sphären belief sich endlich auf fünf und funfzig *).

---

*) Kepler Comment. in mot. stellae Martis P. 1. Cap. 2. Ein solches Hülfsmittel war nöthig, sobald man das Problem nicht bloß für ein geometrisch-optisches, wie Ptolemäus, sondern zugleich für ein mechanisches nahm, wie Eudoxus †), Kalippus ††), Aristoteles, welches es auch wirklich zugleich

†) Eudoxus aus Knidus, 366 v. Chr. einer der berühmtesten griech. Astronomen und Mathematiker.

††) Kalippus lebte 330 v. Chr. Suchte durch Erfindung einiger Zirkel die Sonnen- und Mondjahre mit einander zu vereinigen.

Dieses wurde endlich zu viel für freie, unbefangene Vernunft. Es konnte nicht so sein. Ordnung der Natur und ordnender Verstand, wenn sie sich im Freien begegnen, kündigen sich einander nicht so an. Dieses wurde auch zuweilen stark gefühlt, auch gesagt, obgleich dieses verworrene System noch außer dem Schutz aristotelischer Infallibilität, sich, von Priesterdespotie unterstützt, für einige seiner Hauptsätze auch den Titel von Göttlichkeit sehr früh zu erschleichen gewußt hatte *).

Am stärksten fühlte hier, und am deutlichsten sprach hier Copernicus. Was bei Andern nur die kurzen, vorübergehenden Regungen des gekränkten Menschensinns waren, sammelte sich bei ihm zu strengem, befestigtem Zusammenhang, zur Demonstration und zum unerschütterlichen System.

---

ist. Daher auch der erleuchtete Purbach jene Lehre von soliden Kugeln wieder unterstützte. Wer mit dem Gang des menschlichen Geistes bei Erfindungen bekannt ist, die ihm gerade die meiste Ehre machen, denen nämlich, wobei kein glücklicher Zufall den Weg abkürzte, wird diese Lehre gewiß nicht verächtlich finden. Kräfte des Zusammenhangs waren nöthig, und diese suchte man in der Solidität, wovon man überall Beispiele vor sich sah. Nachher führte eine nähere Kenntniß der Körper, vorzüglich des Magnets, auf Kräfte, von denen selbst jene Solidität abhängt. Diese nun statt jener im Weltsystem substituirt, führten endlich zur Wahrheit. Anm. des Verf.

*) S. die zweite Beilage. Anm. des Verf.

Er selbst erzählt die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Papst Paul III., die er seinem Werke de revolutionibus orbium coelestium vorgesetzt hat, und die als ein Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. Der Menschenkenner wird fast in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Überzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden, und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche, sogar ein wenig philosophisch, von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philosophie, sondern Sr. Heiligkeit angesehen wurde.

„Was mich," sind ungefähr seine Worte, „auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmlischen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bei seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Der Eine erklärte so, der Andere anders, und Keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, so fehlte es dafür am andern. Ja, man blieb nicht einmal den Grundsätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewisse stäte, symmetrische Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemälde von einem Menschen, wozu man Kopf und Füße von diesem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte

also eher einem Monstrum, als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabei gebrauchten Schlüsse, so findet sich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da ist, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Voraussetzungen richtig, so müßte doch die Erfahrung auch Alles bestätigen, was man daraus folgern kann; das ist aber der Fall nicht." „Da ich nun", fährt er fort, „lange bei mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte; so ward es kränkend für mich, zu sehen, daß der Mensch, der doch so Vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine habe, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahin gestellt hat. Ich fing zu dem Ende an so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehren öffentlich in den Schulen gelehrt hatten."

So bescheiden leitet der Mann den Vortrag von seinen großen Verbesserungen ein. Er verwirft die ptolemäische Lehre nicht schlechtweg, er sagt bloß, sie habe ihre Mängel wie die übrigen, die auch alt wären; keine thue den Phänomenen ganz Genüge, und jede stoße sogar wider ihre eigenen Grundsätze an. Keine habe also ein ausschließliches Recht vor der andern. Übereinstimmung mit den Phänomenen könne allein über den Werth dieser Hypothesen entscheiden, und daran fehle es einer wie der andern; der einen hier, der andern da. Fände sich also unter den alten, minder bekannten Meinungen etwa eine, bei welcher

jene Übereinstimmung in einem höhern Grade anzutreffen wäre; so erfordere doch wohl die bloße, simple Gerechtigkeit, ihr den Vorzug vor den übrigen zuzugestehen. Denn sie wäre ja alsdann auch alt, und leiste überdieß noch, was leisten zu wollen gewiß der einzige Zweck aller Erfinder von Hypothesen seit jeher gewesen ist. Eine solche Sprache mußte damals die bloß tolerirte Vernunft reden, wenn sie es ja einmal wagen wollte, mit den Usurpatoren ihres Gebiets von ihren Gerechtsamen zu sprechen.

Copernicus las also. Die erste Stelle, die ihm auffiel, war, wie er selbst dem Papst erzählt, eine beim Cicero *), und nachher eine andere beim Plutarch **). In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syrakus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ständen überhaupt stille, und außer der Erde sei nichts beweglich in dem Weltgebäude, diese aber drehe sich mit großer Schnelligkeit um ihre Achse, und so ließe es, als drehe sich der Himmel, und die Erde stände stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoreer Ekphantus und Heraklides aus Pontus, sagt aber vorher noch, der Pythagoreer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond

*) Acad. Quaest. Lib. IV. (39). Anm. des Verf.

**) De placitis philosoph. Lib. III. cap. 13. Siehe die zweite Beilage. Anm. des Verfassers.

durchliefen. „Dieses gab mir nun," fährt er fort, „Veranlassung auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine solche Meinung absurd schien, so dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht versagen, die man so vielen Andern vor mir zugestanden hatte, nämlich beliebige Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfing, die Erde sowohl um ihre Achse, als um die Sonne beweglich zu setzen, und dieses mit meinen lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand sich eine solche Übereinstimmung mit den Phänomenen, und Alles fügte sich nun so gut zusammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren."

Dieses ist die kurze Geschiche der Veranlassung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Astronomie ihren Anfang nahm. Nun bedenke man diese Veranlassung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte. Es ist der Mühe werth, und hier ist der Ort dazu.

In den Alten finden sich ein paar Stellen, worin im Vorbeigehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Achse, und laufe in einem Kreise um das Feuer. Diese Behauptungen zeichnen sich durch Nichts vor vielen andern aus, die man bei den Alten antrifft, und deren Unrichtigkeit anerkannt ist. Tausende hatten sie gelesen und nicht geachtet. Es wird dabei nichts bewiesen, und nichts darauf gegründet. Fast das ganze Alterthum ist wider sie und darunter einige der größten Genies aller

Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin schon, durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt sie nun überall, durch den Beifall jener Weisen, auch noch wissenschaftliches Ansehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch; sie stieg endlich aus der Bibel in Pfaffenköpfe, die dieses natürliche Product menschlicher Organisation (gleich viel, ob aus Ignoranz oder List,) mit der Glorie des Himmels bekleideten, und für den neuen Heiligen, wie für manches andere menschliche Schnitzwerk, Anbetung verlangten. So wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottesurtheil. Jene erste Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunicirt; sie in Schutz zu nehmen war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: diese von den größten Weisen des Alterthums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die selbst einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Baco von Verulam*), der die copernicanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand**),

*) Baco de Verulamio, Franciscus, geb. zu London, 1560. gest. 1626. Großsiegelbewahrer und Canzler von England, schrieb: Novum Organum scientiarum etc.

**) Ein merkwürdiges Beispiel, da Baco, nicht wie Tycho,

diese lernt Copernicus aus flüchtigen Beschreibungen kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie und — nimmt sie in Schutz. Dieses that ein Domherr des 15ten Jahrhunderts, mitten unter Domherren (das will was sagen), nicht unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands oder Italiens, sondern unter den Sarmaten und an der damaligen Grenze der cultivirteren Welt. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die Hälfte seines 70jährigen Lebens; vergleicht sie mit dem Himmel, bestä-

---

durch religiöse Rücksichten bestimmt wurde. Er sagt (De augm. scient. Lib. IV. c. 1.), wo er den Gedanken, man müsse die Wissenschaften nicht vereinzeln, weil alle irgendwo in einander griffen, mit Beispielen belegt: Constat similiter sententiam Copernici de Ratione Terrae (quae nunc quoque invaluit), quia phaenomenis non repugnat, ab Astronomicis Principiis non posse revinci, a Naturalis tamen Philosophiae Principiis, recte positis, posse. Was würde der große Mann gesagt haben, wenn er hätte hören können, daß es gerade diese naturalis philosophiae principia recte posita waren, wodurch Kepler und sein eigner Landsmann, Newton, der copernicanischen Lehre die Unerschütterlichkeit endlich verschafften, die sie zu seinen Zeiten noch nicht hatte? Der Letztere that dieses sogar in einem Buche, das er Philosophiae naturalis principia mathematica (und das sind doch wohl die eigentlich recte posita,) nannte.

Anm. des Verfassers.

tigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments der Astronomie. Und dieses Alles leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Tintenstrichen getheilt waren. Wenn dieses kein großer Mann war, wer in der Welt kann Anspruch auf diesen Namen machen? Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der selbst vom Himmel stammend, sein eigenes Wesen in dessen Werke hinaustrug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler*) sagt dieses in wenigen Worten mit großer Stärke: Copernicus, Vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, *animo liber;* der Geist des Sectirers und des Pfaffen ruhte nicht auf ihm. Dieser Umriß des Gangs seiner Unternehmung zeigt schon den außerordentlichen Mann. Nun wollen wir die Hauptschritte selbst mit möglichster Kürze verfolgen. Hier erscheint er im höchsten Glanze. Er läßt alle die Alten, die man als seine Vorgänger nannte, unendlich weit hinter sich, und steht für sich allein.

Es ist wahrscheinlich, sagt er, daß, so wie Sonne und Mond rund sind, die ganze Welt rund ist. Es ist die vollkommenste Figur, und unter ihren Grenzen die geräumigste. So wie der Wassertropfen, sich selbst überlassen, nach dieser Form strebt und in ihr zur Ruhe kommt, so ist es auch vermuthlich

*) Praefat. in Tab. Rudolph. p. 4. Anm. des Verf.

dort. So ist auch die Erde mit dem Wasser, das sie enthält, rund, dieses beweist er umständlich. Von der runden Figur der Erde kommt er auf ihre Bewegung. Man glaubt, sagt er, sie ruhe in der Mitte, und hält es sogar für lächerlich, das Gegentheil zu glauben. Wenn man aber die Sache mit Aufmerksamkeit betrachtet, so wird man bald gewahr, daß dieses eben so ganz ausgemacht noch nicht ist. Man bedenke nur, worauf sich unser Urtheil von Bewegung stützt. Wenn sich das Auge mit der bewegten Sache gleichförmig nach einer Gegend bewegt, so bemerkt es keine Bewegung. Wir sehen den Himmel in einer Bewegung, die Alles mit sich fortreißt, ausgenommen die Erde und was sich um dieselbe befindet. Legen wir nun der Erde eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung bei; so würde ja Alles eben so erscheinen müssen, wenn der Himmel stille stände. Da nun der Himmel Alles umschließt und in sich faßt, die Erde aber von ihm umfaßt wird; so sieht man doch nicht ein, warum die Bewegung gerade jenem und nicht dieser zukommen soll. Verschiedene Alten haben auch daher längst geglaubt, daß es die Erde sei, die sich drehe *). Dieses angenommen entstehen auch noch neue Zweifel über den Ort der Erde. Denn wenn man setzt, die Erde stehe nicht im Mittelpunkt der Welt, aber doch nicht so weit davon ab, daß diese Distanz in Rücksicht auf die Distanz der Fixsterne, sondern bloß auf die der Sonne und

*) Hier nennt er den Heraklides, Ekphantus und Nicetas. Anm. des Verfassers.

der übrigen Planeten beträchtlich wäre, so ergäbe sich daraus gewiß keine unschickliche Erklärung für die Bewegung dieser Himmelskörper, wenn man annähme, sie drehten sich um einen andern Mittelpunkt, als die Erde; welches ja auch schon aus der sehr merklichen Veränderlichkeit ihrer Distanzen von der Erde ohnehin nothwendig folgt. Daß eben nicht bloß der Halbmesser unserer Erdkugel, sondern auch die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt *), in Vergleich mit der Distanz der Fixsterne ein unmerklicher Punkt, ein bloßes Nichts sei, erhellet deutlich daraus, daß der Horizont immer den Thierkreis genau halbirt, die Erde stehe wo sie wolle. Liegt der Anfangspunkt des Krebses im östlichen Horizont, so liegt der des Steinbocks genau im westlichen, und umgekehrt, dieser im östlichen, wenn jener im westlichen liegt. Der Horizont ist also eine Ebene, die immer durch den Mittelpunkt der Welt liegend erscheint, zu welcher Zeit man sie auch durch die Erde legt, die nicht in jenem Mittelpunkt steht. Ich glaube, ich habe nicht nöthig, meinen Lesern umständlich zu erweisen, daß dieses einer der größten und kühnsten Gedanken ist, den der Mensch je gewagt hat, der sich aber doch auch schon von dem Mann erwarten ließ, der, in den ersten Zeilen seines Buchs, bei der Abrundung der Sonne und selbst des Universums, eines Wassertropfens gedenken kann. Freilich kannte er die Distanz der Sonne bei weiten nicht mit

*) In diesen legt er nachher die Sonne.

Anm. des Verfassers.

dem Grade von Genauigkeit, mit welcher wir sie kennen*), das war nach der damaligen Beschaffenheit der Instrumente sowohl, als der Methoden, schlechterdings unmöglich. Allein dieses afficirt auch seinen Gedanken nicht. Sein Begriff von der Beschaffenheit des Planetensystems beruht auf Schlüssen, die immer wahr bleiben, die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt (der Sonne), sei welche sie wolle. Hätte man ihm gesagt, du setzest die Fixsterne so weit weg, daß eine Linie von 2 Millionen Meilen ein bloßer Punkt dagegen ist, aber du mußt bedenken, die Linie, die du da so für Nichts achtest, ist nicht 2 Millionen, sondern 42 Millionen Meilen lang, so würde er sehr ruhig mit den Worten im VIII. Kap. seines Werks im ersten Buch erwiedert haben: omne visibile longitudinem distantiae habet aliquam, ultra quam non amplius spectatur. Er hätte ganz gelassen die Fixsternkugel 21 Mal weiter hinaus gerückt. Sein Genie sah auch wohl den Einwurf voraus, nihil aliud habet illa demonstratio, sagt er am Ende des VI. Kapitels, quam indefinitam coeli ad terram magnitudinem. At quousque se extendat haec immensitas minime constat. Hieraus aber folgt nicht, fährt er fort, daß die Erde in der Mitte ruhe, es wäre vielmehr zu verwundern, daß sich die ungeheure Himmelskugel um dieses Pünktchen in 24 Stunden herumdrehen

*) Im IV. Buche seines Werks Kap. 19 setzt er die größte Entfernung der Sonne von der Erde 1179 Halbmesser der letztern gleich, also auf 20 Mal kleiner als sie nach den Neuern ist.
Anm. des Verfassers.

soll, und nicht vielmehr das Pünktchen selbst. Aber zu sagen, daß die Erde deßwegen im Mittelpunkt der Welt ruhen müsse, weil bei der Bewegung einer Kugel um ihren Mittelpunkt, diese Bewegung immer gegen den Mittelpunkt zu geringer würde, wird gerade so geschlossen als: weil die Pole der Himmelskugel ruhen, so ruhen auch die Punkte derselben, die jenem Pole nahe liegen. Ein viel umfassendes vortreffliches Gleichniß. Denn wirklich könnten, nahe an jenen Polen, uns Fixsterne zu ruhen scheinen, die nichts desto weniger Kreise beschrieben, die an Ort und Stelle gemessen, viele Millionen Meilen im Durchmesser hätten. „Die Alten," fährt er fort, „haben daher andere Gründe für die Ruhe der Erde aufgesucht. Sie sagen, weil Alles, was nicht unterstützt ist, nach der Erde zu fällt, und den Mittelpunkt sucht, in welchem es endlich ruhen würde und müßte, nun aber schon auf der Oberfläche der Erde zur Ruhe kommt, die diesen Mittelpunkt besetzt hält, so wird sie selbst ruhen müssen. Drehte sich die Erde um ihre Achse, so würde nichts in gerader Linie fallen oder aufsteigen können. Die Wolken, meint Ptolemäus, würden alle Morgen nach Abend ziehen, und gar die Erde sich durch diese schnelle Umdrehung zerstreuen müssen." Allen diesen Einwürfen begegnet er vortrefflich und gleich dem ersten darunter mit dem keplerischen Blick des Genies, der über sein Zeitalter hinausgeht. „Ich halte," sagt er*), „die Schwere für nichts weiter als ein na=

---

*) De Revol. orb. coel. Lib. I. cap. IX. Anm. d. Verf.

türliches Bestreben, welches der Schöpfer in die Theile gelegt hat, damit sie sich zu einem Ganzen verbinden können, indem sie sich zu einer Kugel sammeln. Mit der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten ist es wahrscheinlich eben so, und doch stehen sie nicht fest. Bei fallenden und aufsteigenden Körpern ist es klar, daß ihre Bewegung aus der geraden Linie und der Kreisbewegung zusammengesetzt sei. Denn als Theile der Erde geben sie die dem Ganzen eigene gemeinschaftliche Bewegung nicht auf, sondern behalten sie in jeder andern bei. Allein jene gemeinschaftliche Bewegung, eben weil sie gemeinschaftlich ist, erscheint als Ruhe. Daß die Wolken nicht, wie die Sterne, vom Morgen gegen Abend laufen, rührt daher, weil die untere Luft, worin sie hängen, mit zur Erde gehört und sich folglich mit ihr dreht, entweder, weil die Luft mit wässerigen und erdigen Theilen, denen diese Bewegung zukommt, vermischt ist, oder weil die Erde ihr diese Bewegung mitgetheilt hat. Was die Zerstreuung der Erde durch die Schnelligkeit der Umdrehung betrifft, die Ptolemäus befürchtet, so war sie vielmehr wegen der ungeheuern Schnelligkeit, womit sich die Himmelskugel drehen müßte, eher für diese zu befürchten" *).

---

*) Ich zeige hier nur kurz den Sinn und Gang der Ideen des Copernicus an, ohne mich in seine Darstellungsart einzulassen. Über ein von ihm bei der zusammengesetzten Bewegung gebrauchtes Gleichniß sehe man die vierte Beilage.

Anm. des Verfassers.

Hierauf rückt er nun der Vollendung seines großen Plans näher. Er zeigt, in was für Schwierigkeiten man sich verwickele, wenn man die Erde in den Mittelpunkt, die Venus und den Mercur mit ihren Epicykeln über, oder beide unter die Sonne setze, die aber alle wegfielen, sobald man nach der Lehre des Martianus Capella *) diese beiden Planeten um die Sonne

*) Die Worte des Copernicus sind: Quapropter minime contemnendum arbitror, quod Martianus Capella, qui Encyclopaediam scripsit, et quidam alii Latinorum percalluerunt, und nun folgt die Erklärung. Martianus Capella lehrt dieses in seiner Schrift de nuptiis philologiae et Mercurii Lib. I. cap. 8. Die übrigen sind wohl Vitruv †) und Macrobius ††), wovon der erste im 1sten Buch im 9ten Kap., der andere in seinem Commentar über Cicero's Somnium Scipionis im 4ten Kapitel diese Lehre hat: ob Cicero selbst mit zu dieser Classe gehöre, ist wenigstens ungewiß. Weiter nennt Copernicus Niemand. Es ist daher schwer zu sagen, wie Gassendi zu der Behauptung gekommen ist, Copernicus habe außer dem Gedanken des Martianus Capella, auch die Idee des Apollonius von Pergam. benutzt, und nun obendrein diesem Apollonius ein System zuschreibt, das völlig das tychonische ist. Weidler sagt es

†) Vitruvius Pollio Marcus, römischer Baumeister aus Verona, lebte unter Augustus. Von seinen nähern Umständen ist wenig bekannt.

††) Macrobius Ambrosius Aurelius Theodosius, aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts.

laufen lasse, und zwar den Mercur in einem kleineren Kreise als die Venus. Lasse man ferner den Saturn, Jupiter und Mars ebenfalls um die Sonne als den Mittelpunkt ihrer Bahnen laufen; so ergebe sich auch hieraus mit großer Leichtigkeit, warum uns diese Planeten entfernter erscheinen, wenn sie mit der Sonne aufgehen, als wenn sie aufgehen, wenn diese untergeht. Wenn er hierbei den großen Raum bedenke, der nur zwischen der converen Seite der Venusbahn und der concaven des Mars Statt finde, so scheue er sich nicht*), in diese die Bahn der Erde mit ihrem Begleiter (pedissequa) zu legen, und die Sonne als den Mittelpunkt der Planetenbahnen unbeweglich

---

zwar auch, aber sogar mit den eigenen Worten des Gassendi. Daß Apollonius schon das System des Tycho gehabt habe, davon findet sich keine Spur bei den Alten. Man sehe hierüber Bailly Hist. de l'astron. moderne. I. p. 339, und die angehängten Eclaircissements p. 697, und de la Lande. Astron. T. I. p. 408, nach der dritten Ausgabe, in der Note.

Anm. des Verfassers.

*) Die Periode, worin Copernicus dieses sagt, fängt sich an: perinde non pudet nos fateri etc. Hierbei macht Riccioli, der Jesuit, die Anmerkung: vorher habe Copernicus doch bloß gesagt: der Umlauf der Erde um die Sonne gebe wenigstens kein ganz unschickliches Mittel ab, die Phänomene zu erklären; hier aber lege er nun alle Scham ab, und führe die Idee als etwas Reelles wirklich in das Weltsystem ein.

Anm. des Verfassers.

an den Mittelpunkt des Ganzen zu setzen, obgleich die scheinbare Lage der Fixsterne durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn nicht verändert werde. „Der Durchmesser ihrer Bahn," setzt er nun mit deutlichen Worten hinzu, „habe zwar ein sehr merkliches Verhältniß gegen die Durchmesser der übrigen Planetenbahnen, aber gegen die Distanz der Fixsternenkugel keine merkliche. Dieses zuzugeben sei ihm leichter, als sich den Verstand durch die unendliche Menge von Kreisen verwirren zu lassen, wozu diejenigen genöthigt sind, die sich die Erde in der Mitte ruhend gedenken."

So geht er nun mit dem beherzten und sichern Schritt des Genies der Wahrheit immer gerade entgegen, ohne auf die mächtigen Stimmen zu achten, die ihm von allen Seiten zurufen: Du irrst. Und so entfaltet sich ihm endlich das große Geheimniß der Natur, das dem Forscherfleiß von Tausenden verschlossen blieb. An jedem seiner Schritte erkennt man den Gang des Erfinders; wo die Alten muthmaßten: es könne vielleicht so sein, da sagt er: es muß so sein. Die Muthmaßungen der Alten vermindern daher den Erfinderruhm des Copernicus um Nichts, hingegen macht es ihnen jetzt Ehre, von einer neuen Welt wenigstens gesprochen zu haben, die Copernicus entdeckt hat.

Wie symmetrisch und ordnungsvoll steht nun nicht nach seinem Plane das Weltgebäude da! Die Sonne, als der größte und hellste Körper, und folglich als etwas an sich Einziges in unserm System, nimmt die Stelle ein, die auch einzig ist, die

Mitte. Die Planeten, denen man gewisse gleiche Verhältnisse gegen diesen Einzigen längst zuschrieb, erhalten diese auch durch die Kreise, die sie alle, einer wie der andere, um ihn beschreiben, und durch das Licht, das sie alle aus diesem reichen Quell erhalten *). Zunächst um ihn läuft Mercur, dann Venus,

---

*) Copernicus sagt: Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde Totum simul possit illuminari? Weil er nun auch die Fixsternenkugel in seinem Schema gezeichnet hat: so beschuldigt ihn Mulerius †) schlechtweg in der Note zu dieser Stelle: er habe geglaubt, die Sonne erleuchte auch die Fixsterne. Es ist freilich wahr, aus den Worten des Copernicus läßt sich das Gegentheil nicht darthun, auch war die Meinung, daß die Sonne die Fixsterne erleuchte, sowohl unter den Alten als den Neuern nicht ungewöhnlich. Und vielleicht trennte man überhaupt auch zu jenen Zeiten die Betrachtung des Fixsternenhimmels noch nicht so sehr von dem Planetensystem als jetzt. Allein, wenn man des Mannes große Begriffe von der Ausdehnung des Weltgebäudes bedenkt, die vor ihm noch kein Sterblicher mit der Präcision gedacht und mit der Deutlichkeit gelehrt hatte, so erfordert es nicht bloß der Respect gegen das Genie, sondern die Pflicht des Kritikers überhaupt, zu glauben, das Wort Totum gehe bloß auf das Planetensystem. Vermuthlich ist auch dieses die Ursache, warum Riccioli, der doch dem Copernicus so gern etwas anhängt, (in Alm. nov. Lib. VI. cap. 2.)

†) Nic. Mulerius, geb. 1564 zu Brügge, gest. 1630. Arzt und Mathematiker; schrieb unter Andern: Nic. Copernici Astronomia restaurata, ex sua emendatione. Vgl. unten S. 215.

hierauf unsere Erde, die von dem Monde begleitet wird; weiterhin Mars, Jupiter und Saturn, und endlich über allen diesen steht die Fixsternenkugel unbeweglich. Mercur vollendet seinen Lauf in 80 Tagen; die Venus in 9 Monaten; unsere Erde in einem Jahr und der Mond um diese in einem Monat; Mars in 2, Jupiter in 12, und Saturn endlich in 30 Jahren *). Wie einfach ist nicht Alles hier, und wie leicht heben sich nicht alle Schwierigkeiten jener zweiten Ungleichheit, deren wir oben gedacht haben. Nun salutiren die drei obern Planeten die Sonne durch Vorwärtsgehen, wenn sie bei ihr, und durch Rückwärtsgehen, wenn sie ihr gegenüber stehen, ohne den ungeheuern epicyklischen Tanz. Eben so halten sich Merkur und Venus ohne diese Tänze nun bei ihr, ja selbst die Ehre des alten Grundsatzes, daß die größere Umlaufszeit um den Mittelpunkt dem davon entfernteren Planeten zugehöre, wird gänzlich gerettet.

Überhaupt legte Copernicus der Erde drei verschiedene Bewegungen bei; eine tägliche um die Achse; eine jährliche

---

wo er die Geschichte der Meinung über das Licht der Fixsterne gibt, seiner gar nicht, oder nur erst bei Gelegenheit des Funkelns der Fixsterne gedenkt, und die Stelle aus Revol. Lib. I. cap. 10. anführt, woraus wenigstens erhellt, daß Copernicus sehr zwischen dem Licht der Planeten und der Fixsterne unterschieden habe. Anm. des Verfassers.

*) Dieses sind die Umlaufszeiten, die Copernicus seinem Schema beigeschrieben hat. Anm. des Verfassers.

um die Sonne, und endlich eine dritte, vermöge welcher sich die Erde einmal des Jahrs um die Pole der Ekliptik, und zwar der Ordnung der himmlischen Zeichen entgegen dreht (eine zweite jährliche), durch diese erklärt er den Wechsel der Jahrszeiten. Die erste dieser drei Bewegungen hatte schon Nicetas von Syrakus; die zweite Aristarch von Samos, und, wie Copernicus glaubt, Philolaus; die dritte aber ist ihm ganz eigen. Ob nun gleich die neuere Astronomie diese dritte Bewegung nicht mehr anerkennt, indem sie den Zweck derselben auf einem kürzern Wege erreicht, als Copernicus; so kann dennoch nicht geläugnet werden, daß der große Scharfsinn des Mannes in der Art dieses Problem zu behandeln in ganz vorzüglichem Lichte erscheint. Vielleicht hat ihm auch die Auflösung desselben mehr Anstrengung gekostet, als irgend ein anderes in seinem unsterblichen Werk. Auch ist er der Erste, der das Problem aufgegeben hat. Es kann also hier nicht übergangen werden. Die Sache hängt so zusammen:

So lange als man die Sonne um die unbewegliche Erde einmal im Jahre herumlaufen ließ, hatte die Erklärung des Wechsels der Jahrszeiten keine Schwierigkeit. Die Bahn der Sonne lag schräg gegen den Äquator der Himmelskugel; die Sonne näherte sich also alle Jahre einmal jedem Pole und verursachte dadurch jene Wechsel. Allein, da nun Copernicus die Sonne in der Mitte des Systems unbeweglich setzte, und die Erde in einem Kreise um dieselbe laufen ließ, so entstand nothwendig die Frage: wie läßt sich nun der Wechsel der

Jahrszeiten erklären? Copernicus fand sehr richtig, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn nicht bloß die Neigung der Achse der Erde gegen die Ebene ihrer Bahn sich nicht änderte, sondern auch diese Achse, trotz der Fortbewegung um die Sonne, sich immer nach derselben Gegend des Himmels hinneigte, immer auf denselben Punkt der unendlich entfernten Fixsternenkugel hinwiese, das ist, sich immer parallel bliebe, und so verhält es sich auch wirklich: dieses ist die völlige Auflösung des Problems, die also Copernicus vollkommen gegeben hat, und womit die Neueren übereinstimmen. Aber er erschwerte sich die Sache durch die Vorstellung, daß dieser Parallelismus erst durch eine eigene Drehung erhalten werden müßte, und diese Vorstellung gründet sich genau auf die Voraussetzung, auf welche sich Kepler's Meinung stützt, daß sich der Mond nicht um seine Achse drehe *). Man weiß jetzt, daß die Fortbewegung einer Kugel, die sich um eine Achsel dreht, die Lage dieser Achse nicht in ihrem Parallelismus stört, sie bleibt sich immer parallel, der Mittelpunkt der Kugel bewege sich wie er wolle, in einer geraden Linie oder in einer krummen, und in jeder Richtung in Rücksicht auf die Lage der Achse. Copernicus suchte also, was er richtig gefaßt hatte, mit einem Principium zu vereinigen, das wir jetzt für unrichtig erkennen. Sein Irrthum war allemal in Rücksicht auf sein Zeitalter verzeihlich, unschädlich, weil die Hauptsache blieb, und, wegen des darin bewiesenen Scharfsinns, selbst noch ehrwürdig.

*) S. Beilage V. Anm. des Verf.

Hier müssen wir einen Augenblick stehen bleiben. Dieses ist nun also die wahre Lage der Planeten gegen die Sonne, das wahre Weltsystem. Ehe man es kannte, wuchsen mit der Schärfe der Beobachtungen die Schwierigkeiten; seitdem es ausgefunden ist, hat jede neue Entdeckung am Himmel es mit neuen Gründen bestätigt. Die Umwälzung der Erde um die Achse ist durch die Abplattung der Erde, und durch die veränderliche Länge des Secundenpendels bewiesen worden. Man hat den Saturn, Jupiter, Mars und die Venus, ja selbst die Sonne sich um ihre Achsen drehen sehen. Venus und Mercur haben sich dem bewaffneten Auge gerade so gezeigt, wie Körper, die sich um eine leuchtende Kugel bewegen, einem Auge erscheinen müssen, das außer ihren Bahnen aber nicht weit von den Ebenen derselben abliegt. Endlich entdeckte man die Abirrung des Lichts, und nun traten Tausende von Sternen als Zeugen für die große Wahrheit auf: **die Erde läuft um die Sonne.** Alles, Alles zwingt nun unsere Vernunft zu bekennen: Copernicus war richtig. Aber was zwang den Copernicus zu dieser Lehre, ihn, den von allen diesen Hülfsmitteln gänzlich Verlassenen? Ich glaube, die Frage ist schon beantwortet. Die Zeit des Irrthums ist nun gottlob! vorüber. Selbst das Vatican, das seine katholischen Ausgaben des Weltsystems sonst der ganzen Christenheit aufzuzwingen strebte, verkauft sie jetzt nur noch zuweilen heimlich an arme Sünder, und nicht ohne ein heimliches Lächeln über — die armen Sünder. Hier, mit Copernicus fing sich ein neuer

Himmel an und eine neue Erde — — eine neue Astronomie, die nun ihren Gang majestätisch fortsetzte. Denn so lange die Erde stille stand, stand alle wahre Astronomie stille, und mußte stille stehen; so wie aber der Mann erschien, der die Sonne stille stehen hieß, in dem Augenblick fing die Astronomie an fortzuschreiten. Die Ruhe der Erde drückte diese Wissenschaft wie ein verborgenes Übel den Körper des Menschen; aller Wachsthum hörte auf und alle Mittel, die man anwendete, wenn sie nicht gerade auf den Sitz der Krankheit losgingen, mußten das Übel vergrößern. Was konnte in aller Welt aus einem Systeme werden, in welchem man einen Punkt für fest und unbeweglich hielt, der in einem Jahre einen Kreis von fast 42 Millionen Meilen im Durchmesser beschreibt? Alles Bestreben, irgend eine neue Erscheinung mit diesem großen Versehen zu vereinigen, konnte nicht anders als zu einem neuen führen. Alles, was die Alten von Entfernungen der Planeten gedacht hatten, war, etwa die vom Monde, und was sich aus dieser kümmerlich für die Sonne herleiten ließ, ausgenommen, ein bloßer Traum. Sie konnten nichts davon wissen. Hierin wurde es nun durch die copernicanische Lehre auf einmal Licht. Denn sobald man wußte, daß die zweite Ungleichheit bloß die Folge des veränderten Standpunkts der Erde, und also einer jährlichen Parallaxe war; so ließ sich nun schon mit beträchtlicher Bestimmtheit wenigstens von Verhältnissen der Entfernungen sprechen. So erzeugte nun immer eine Wahrheit die andere, und eine Entdeckung die andere, in stetem Fortgang, bis auf unser

Zeit. Zwar fiel bald nach dieser Periode Tycho von Brahe, einer der größten Astronomen aller Zeiten, aber von minderem philosophischen Genie, als Copernicus, wieder auf die gänzliche Unbeweglichkeit der Erde zurück. Der große Mann gab, durch religiöse Mißverständnisse und vermuthlich von etwas Eitelkeit verleitet, der Welt ein System, das eigentlich das umgekehrte copernicanische ist. Eines verwandelt sich in das andere, je nachdem man die Erde oder die Sonne darin beweglich setzt. Das Verdienst, dieses System nach dem copernicanischen erfunden zu haben, ist daher sehr geringe. Was es vor dem ptolemäischen voraus hat, ist gerade der Theil, worin es sich dem copernicanischen nähert, der aber hier, als Flickwerk genützt, nur neuen Mißverstand und neue Verwirrung erzeugt. Wäre dieses System vor dem copernicanischen hergegangen, so würde es sicherlich einen sehr ehrenvollen Platz in der Geschichte der Astronomie behaupten. Hinter demselben darin aufgestellt, wie jetzt, steht es wenigstens immer als ein Flecken auf eben dem großen, verdienten und ewig unverwelklichen Ruhme da, dem es einst seinen kurzen Beifall allein zu danken hatte.

Übergeht man diesen an sich kurzen und unbedeutenden Rückfall, so wird nun die copernicanische Einrichtung des Weltsystems die letzte in dem Stamm der Hypothesen, und die, die endlich, von Kepler's*) großem Genius überschattet, die Mut-

*) Joh. Kepler, geb. zu Wiel in Würtemberg 1571, gest. 1630 in Regensburg. Ein s. g. Siebenmonatskind.

ter der Wahrheit wurde. Ich sage die Mutter der Wahrheit. Denn unser jetziges System, dem nun kein Vernünftiger mehr den Namen des wahren absprechen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß man ihm die Vernunft abspräche, ist nicht das copernicanische, so wie es uns Copernicus in seinem Werk dargestellt hinterlassen hat. Es ist sehr davon verschieden, und diese Verschiedenheit besteht nicht etwa bloß in Einschiebseln von Verbesserungen, welche die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und der Kunst zu observiren an die Hand geben mußte; sie ist viel wesentlicher, wäre ohne diese besseren Werkzeuge auch möglich gewesen, und ist daher, so wie der große Gedanke des Copernicus selbst, das Werk des Genies. Copernicus hatte die Astronomie von den Verwirrungen befreit, zu welchen die Voraussetzung einer völlig ruhenden Erde nothwendig verleiten mußte; allein jene erste Ungleichheit, diejenige nämlich, die in dem ptolemäischen System nicht von der Bewegung der Sonne, und in dem seinigen nicht von der Erde abhing, sondern vielmehr den Planeten selbst zuzukommen schien, war noch zurück. Er wollte auch diese erklären, und der große Mann — — strauchelte. Die Art, wie dieser tiefe, sonst so unbefangene, stille Denker, den nicht Eitelkeit zu übereilten Bekanntmachungen spornte, der, wenn er je bei seinem Forschen noch außer dem Durst nach Wahrheit noch einen andern Reiz kannte, bloß nur den Dank einer entfernten Nachwelt, nur den Lohn der Unsterblichkeit vor Augen haben konnte; die Art, sage ich, wie dieser bewundernswürdige Mann zu seinem Versehen

verleitet wurde, ist nicht bloß ein merkwürdiger Zug in der Geschichte seines Geistes, sondern des menschlichen Verstandes überhaupt. — Der Koloß des ptolemäischen Systems stützte sich hauptsächlich auf das simple Zeugniß der Sinne, den sinnlichen Schein. Dieses war eine mächtige Stütze, und der Irrthum, sie für unerschütterlich zu halten, gewiß ein sehr verzeihlicher. Denn, um die Schwäche derselben einzusehen, mußte man erst mit Mühe das für wahr halten lernen, wovon man täglich das Gegentheil vor Augen sah. Indessen warf Copernicus diese Hauptstütze mit eben so großer Kraft als Kühnheit über den Haufen. Wo nicht ganz der wichtigste, doch gewiß der gefährlichste Schritt zur gänzlichen Zerstörung des 1400jährigen *) geheiligten Irrthums war glücklich gethan.

*) Es wird hier bloß die Zeit zwischen Ptolemäus und Copernicus in Betracht gezogen. Anm. des Verfassers.

Beilage I.

In der Zeitangabe sowohl der Geburt als des Todes des Copernicus, findet sich bei den Schriftstellern eine seltsame Verschiedenheit, die wohl verdient, etwas genauer erörtert zu werden. Sie erstreckt sich nämlich nicht bloß auf einzelne Tage, sondern auf Tag, Monat und Jahr zugleich. — Für das oben angegebene Datum streiten:

1) Melchior Adam (vitae germanorum philosophorum. Heidelbergae 1615. u. p. 126).

2) Nicolaus Mulerius, Prof. der Med. und Mathem. zu Gröningen, der seiner Ausgabe von Copernici Revolutionibus. Amsterd. 1617. 4to, eine kurze Lebensbeschreibung desselben vorgesetzt hat, führt, so wie einige der folgenden Schriftsteller, aus des Junctinus *), eines italienischen Astronomen, Kalender zwar das Datum der Geburt 1472, den 19ten Januar an, setzt aber unmittelbar hinzu: Germani vero Chronologi (quibus major apud me fides) natum testantur Ao.

*) Franc. Junctinus, geb. 1523, gest. 1580, von seinen Büchern erschlagen.

1473. d. 19ten Febr. Müler oder Muler war aus Brügge gebürtig.

3) Michael Mästlin*), Kepler's berühmter Lehrer, in einer Note zu Georgii Joachimi Rhetici narratio prima de libris Revoll. Nicol. Copernici, welche er Kepler's Prodromus oder Mysterium cosmograph. Francof. 1621 Fol. angehängt hat, sagt S. 96: Nic. Copernicum natum referunt anno 1473. die 19. Febr. hora 4 scr. (minutis) 48. p. m. die Veneris ante Cathedram Petri. Errat ergo Franc. (Junctinus) qui ipsum anno 1472. 29. Jan. natum scribit. Mortuus autem est anno 1543 die 19. Jann. anno aetatis 70. Wo er die Nachricht her hat, sagt er nicht. (Junctinus hat auch nicht den 29sten, sondern den 19. Januarii, wie Gassendi und Ricciolius bezeugen.)

4) Petrus Gassendi in seinem Leben des Copernicus (opp. T. V. Ed. Florent. p. 441). Es ist aber dieses kein neues Zeugniß, sondern, nachdem er das Datum des Junctinus angeführt hat, zieht er doch das mästlinische, als: ob Maestlini auctoritatem probabilius, vor. Es mag also ob Gassendi judicium et auctoritatem auch hier stehen.

5) Christoph Hartknoch*) in seinem alt und neuen

*) Michael Mästlin oder Möstlin aus Göppingen 1580. Prof. der Mathematik in Heidelberg, 1583 in Tübingen; gest. 1631 oder 1635.

**) Chph. Hartknoch, geb. 1644 zu Jablonka in Preußen, gest. 1687. als Professor am Gymnasio in Thorn.

Preußen, Frankf. und Leipzig 1684. Fol. S. 370. hat bloß das Jahr.

6) Jac. Heinrich Zernecke in seiner Thornschen Chronika, wovon ich die zweite vermehrte Ausgabe, Berlin 1727. 4to, vor mir habe. S. 81. Seine Worte unter der Rubrik 1473 sind folgende: „Den 19ten Febr. 4 Uhr 48 Minuten nach Mittag, ist allhier der weltberühmte Mathematicus Nicolaus Copernicus, in einem Eckhause unweit dem altthornschen Thore, geboren. (Patre Nicolao Copernico Cracoviensi et cive Thorunensi, Matre ex Familia Vatzelrodia, Sorore Lucae Vatzelrodi, Episcopi Varmiensis.) Starb Ao. 1543. den 11ten Junii, aetatis 70". Zur Unterstützung dieses Zeugnisses ist es vielleicht nicht unnütz, zu wissen, daß dieser Zernecke, wie es unter seinem Bildnisse heißt, Prae-Consul atq. Vice-Praeses Reipubl. Thorunsis, und wie aus seinem Prozesse, den er am Ende erzählt und mit Urkunden belegt, erhellet, ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Geradheit und Treue im Dienst war. Indessen da Zernecke, wiewohl erst am Ende, und mit mehreren Schriften über den Copernicus, den Gassendi ausdrücklich anführt, und selbst das Anführen so vieler Schriften auf die Muthmaßung leiten könnte, daß er selbst in einigen Punkten ungewiß gewesen wäre, so läßt sich nicht entscheiden, ob Mästlin, der seine Note über 50 Jahre eher schrieb, als Zernecke geboren wurde, schon echte Nachrichten aus jenen Gegenden gehabt, oder ob dieser etwa jenem, auch ob ejus auctoritatem, getraut habe, zumal, da die Stun-

den und Minuten dem Datum einen gewissen Schein von Präcision geben, der bei einem Laien in der Astronomie und ihrer Geschichte, wie Zernecke, noch dadurch gewinnen konnte, daß die Angabe von einem berühmten Astronomen herrührte. Mit dem Eckhause hat es indessen seine Richtigkeit, es wird noch jetzt in Thorn gezeigt, so wie Leibnitzen's Haus zu Hannover*), auch ein Eckhaus. Daß man übrigens hier nicht bloß das Jahr und den Tag, sondern sogar die Stunde und die Minute der Geburt angegeben findet, ist nichts Ungewöhnliches. Es geschah damals ziemlich häufig. Man hatte dabei die große Absicht, den Stand der Planeten darnach berechnen und dem Kinde die Nativität stellen zu lassen. Dieses geschah dann auch zuweilen, und zwar nach Tafeln, die nicht einmal hinreichten, den Planeten selbst die Nativität auf einige Zeit hinaus zu stellen. Ich weiß nicht, ob man sie dem Copernicus sehr präcis je gestellt hat. Wäre es aber geschehen, so hätte die Astrologia judiciaria nothwendig in die Klemme eines der gefährlichsten Dilemmen für sich selbst gerathen müssen, nämlich sich entweder offenbar zu irren, oder auszufinden, daß das Knäbchen quaestionis auserkohren sei, den Grund zu einer

---

*) Dies an der Ecke der Kaiser- und Schmiedestraße, unter Nr. 194 belegene, noch in gutem Zustande befindliche Haus ist, sicherm Vernehmen nach, von des Königs Majestät gegenwärtig — Herbst 1844 — angekauft, lediglich um es der Nachwelt zu erhalten.

Astronomie zu legen, die über kurz oder lang aller Sterndeuterei den Hals brechen würde. Zwar nicht mit dieser gefährlichen Genauigkeit, aber gestellt ist ihm die Nativität indessen doch worden. Ich sehe aus Riccioli Almagest. nov. Chronici Part. II. S. XLI, wo etwas vom Leben des Copernicus vorkommt, daß Jo. Garcaeus*) in seiner Astrologiae methodo p. 138 die Geburt desselben auf 1473. Febr. 10 4 Uhr, 30 Minuten setzt, und noch hinzufügt, Polus 55°. Hierauf gibt er den Stand der Planeten in technischen Ausdrücken an, und versichert, bei Purbach's Geburt hätten sie eben so gestanden, und bezeichneten Ingeniosität. Also nichts weiter? Garcäus war ein Brandenburger, und 1530 den 13ten December um 13 Uhr 28 Minuten geboren; was die Planeten damals bezeichnet haben, wird nicht gesagt. Zwischen der Angabe dieses Garcäus und der von Mästlin und Zernecke befände sich also eine Differenz von 9 Tagen und 10 Minuten.

7) **Boissardus****) in Bibliotheca Chalcographica P. 1. Icon. Vu. 2.

8) **Bailly*****), Histoire de l'Astronomie moderne T. 1. p. 337.

---

*) Joh. Garcaeus, geb. zu Wittenberg 1530, gest. 1575 als Doctor der Theologie daselbst.

**) Joh. Jac. Boissard, geb. zu Besançon 1528, gest. zu Metz 1602. Schrieb auch antiquitates romanae.

***) Jean-Sylvain Bailly, Schüler la Caille's, Mitglied der Societät der Wissenschaften, Maire von Paris. Geb. 1736. Guillotinirt am 12. Novbr. 1793.

aus dem Gassendi kannte, den er ebenfalls gebraucht hat, dazu gekommen ist, diesen beiden Deutschen den astrologischen Florentiner Junctinus vorzuziehen, oder, gerade dieser Meinung beizupflichten, hätte er wenigstens sagen sollen. Wenn dieses, wie ich glaube, eine Übereilung Weidler's ist, so ist es wenigstens nicht die einzige, deren er sich selbst in seiner Nachricht vom Copernicus schuldig gemacht hat.

3) La Lande*), selbst in der dritten Ausgabe seiner Astronomie hat, so wie

4) D. Gehler**) in seinem physischen Wörterbuch Th. IV. S. 711 eben diese Angabe, beide vermuthlich nach Weidler'n, der, als übrigens ein Schriftsteller von Credit, viele andere verleitet hat.

5) Büsching. Dieser sagt in seiner Geographie, in dem Artikel: Thorn. „Es befände sich in der dortigen Johanniskirche ein Monument zum Andenken des Copernicus. Nach diesem sei er 1472 den 19ten Jenner geboren." Dieses ist ganz unrichtig. Es befindet sich zwar in der genannten Kirche ein Monument, von dem ich sogleich reden werde, allein dieses gibt den Geburtstag des Copernicus überhaupt nicht geradezu

*) Joseph Jerome Le François de La Lande, gest. 1732 zu Bourg en Bresse, gest. 1807. Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften.

**) Joh. Samuel Traugott Gehler, Dr. jur. Rathsherr und Beisitzer des Hofgerichts in Leipzig. Geb. 1751, gest. 1795.

an, sondern er muß erst aus dessen angegebenem Alter und Todestag, wobei sogar der Monat fehlt, geschlossen werden, und dieser Schluß führt auf ein Jahr, das ganz erwiesen falsch ist.

6) Jöcher**). Dieser sollte billig in der ersten Classe stehen, denn er gibt in seinem Wörterbuch für den Geburtstag 1473 den 19. Febr. und den Todestag 1543 den 24. Mai an, aber mit dem seltsamen, etwas übereilten Zusatze: Copernicus sei an seinem Geburtstage gestorben. Vielleicht betrog ihn sein Gedächtniß und er verwechselte ihn mit Hevelius*), der auch ein Preuße (denn Preußen waren doch wohl die Danziger immer) und auch ein berühmter Astronom war, denn der starb wirklich an seinem Geburtstage. — Ich komme nun auf die beiden noch rückständigen Monumente. Das in der St. Johanniskirche zu Thorn befindliche, ist nicht publica auctoritate, sondern von einem gewissen Doctor Medicin. Melchior Pyrnesius, der 1589 gestorben ist, gesetzt worden. Der gute Wille des Mannes ist allerdings zu loben, aber das ist auch Alles, denn das 2 Ellen hohe auf Holz gemalte Bild

*) Christian Gottlieb Jöcher, geb. 1694 zu Leipzig, gest. 1758 daselbst, als Professor und Bibliothekar. Verfasser des sehr verdienstlichen allg. Gelehrtenlexikons.

**) Joh. Hevel, geb. zu Danzig 28. Juni 1611. gest. an demselben Tage 1687. Mitglied der engl. und franz. Societät der Wissenschaften.

taugt weder als Kunstwerk noch als Urkunde etwas. Eine Abbildung davon findet sich beim Hartknoch a. a. O. Seite 371. Es stellt den Copernicus in halber Länge betend vor einem Crucifixe vor, auf das er jedoch seine Augen nicht richtet. Gleich beim linken Ellenbogen liegt ein Todtenkopf, und hinten befindet sich eine Himmelskugel und ein Zirkel. Unter dem rechten Arm, noch innerhalb der Einfassung, stehen die tröstlichen Verse:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

In der Mitte darunter aber folgende Worte:

Nicolao Copernico Thorunensi, absolutae subtilitatis Mathematico, ne tanti Viri apud exteros celeberr. in sua patria periret memoria, hoc Monumentum positum. Mort. Varmiae in suo Canonicatu Anno 1543 die 4* aetatis LXXIII.

Hier haben wir die schöne Urkunde, worin der Sterbemonat als eine unbekannte Größe, mit einem * bezeichnet, das Alter des Verstorbenen zu 73 Jahren und der Sterbetag als der vierte irgend eines Monats angegeben ist. In der ganzen Unterschrift, die auch im Original an der Wand bloß Schwarz auf Weiß ist ist nichts richtig als das Todesjahr. Alle Schriftsteller über den Copernicus, wenn sie von dessen Alter sprechen, sagen, daß er 70 Jahre alt geworden sei. Nach dem hier angegebenen

Alter fiele sein Geburtstag in das Jahr 1470, welches ganz falsch ist. Hartknoch fügt hinzu: dieses Bildniß des Copernici lassen die Franzosen und andere oft abconterfeien, und schicken oder führen es selbst in andere Länder, und beschämen uns öfters damit, daß solch einem fürtrefflichen Mann in seinem Vaterland kaum dieses geringe Monumentum, und zwar lange nach seinem Tode gesetzt sei. Doch, meint er, sei es so gering nicht, weil man auf derselben Tafel das Brustbild des Königs Johannis Alberti gesetzt habe. Dieser König starb nämlich im Jahr 1501 zu Thorn plötzlich. Den Leichnam brachte man nach Cracau, aber die Eingeweide wurden unter dieses Monument, an dem man noch sogar die genannte Änderung machte, begraben. Dieses zeigt wenigstens, wie man schon damals von den Verdiensten des Copernicus dort dachte und denken durfte. Selbst in dem heutigen Rom, wenn da ein Monument des Copernicus gedenkbar wäre, würde man ein solches Begräbniß für eine Art von Excommunication gehalten haben. Vielleicht gilt aber sowohl das Monument, als die demselben ertheilte Ehre, zwar dem subtilen Mathematiker, aber noch weit mehr dem bußfertigen astronomischen Sünder, der, wie einige Frömmler wähnten, im Leben, durch die ketzerische Lehre, daß sich die Erde um ihre Achse und um die Sonne bewege, eben Den verfolgte und verleugnete, den Paulus und Petrus auch einmal in ihrem Leben verleugnet hatten, und der nun hier in einem sapphischen Seufzer Buße thut und bekennt, daß er ein armseliger Schächer (Latro) gewesen sei.

So genommen, erinnert diese Grabschrift an eine andere, die ihm Ziegler*) in s. Schauplatz der Welt S. 40 gesetzt hat, die zwar nicht sapphisch, aber ganz in dem Geist jener sapphischen abgefaßt ist:

Im Lehren war ich falsch, im Leben war ich krumm,
Die Kugel dieser Welt lief mit mir um und um:
Nun schick' ich meinen Geist, der soll die Sterne zählen,
Der Himmel lasse mich den Himmel nur nicht fehlen.

Mit dem andern Monument, welches ich das geheime genannt habe, hat es folgende Bewandtniß: Im Jahr 1766 ersuchte der Fürst Jablonowski den Magistrat zu Thorn um einen schicklichen Platz zu einem Monument für Copernicus. Man wählte den Markt. Das Monument kam auch an, gefiel aber nicht, und so wurde es nach der Holzkammer des Rathhauses gebracht, wo es wenigstens ad interim lange lag, wenn es nicht noch liegt. Freilich zu einem Monument für den Copernicus und zwar zu einem, das auf einem öffentlichen Platz seiner Vaterstadt aufgestellt werden soll, gehört sehr viel, wenn man sich nicht für seine gute Absicht den Sticheleien aller Reisebeschreiber und Geographen auf immer ausgesetzt sehen will. Hat man da nicht eine kolossalische Bildsäule in Erz oder Marmor aufzustellen, so läßt man es freilich lieber ganz, und verweist den Reisenden, der sich über einen solchen

*) Heinr. Anshelm von Ziegler und Kliphauser, geb. 1663, gest. 1697 zu Liebertwolkwitz. Verfasser des historischen täglichen Schauplatzes und des Labyrinths der Zeit, 2 Folianten.

Mangel wundert, gerades Weges an das **Monumentum aere perennius***), dort oben am Himmel.

Im Jahr 1785 erbot sich der König von Polen, Stanislaus Augustus, der bekanntlich auch dem Hevelius zu Danzig ein Denkmal errichten ließ, dem Copernicus eines errichten zu lassen, das in dem großen Sale des Rathhauses zu Thorn aufgestellt werden sollte. Die Unruhen aber haben dieses Vornehmen in Vergessenheit gebracht. Da das Jablonowskische Schenkungsstück das Geburtsjahr 1472 hat, so könnte es leicht sein, daß Büsching, der von diesem gehört haben konnte, es mit jenem in der Johanniskirche verwechselt hätte. —

Über das Jahr, worin Copernicus starb, ist kein Streit. Alle Schriftsteller geben 1543 an. Man hat auch ein altes Chronodistichon darüber:

EX hoC eXcessIt trIstI CopernICVS aeVo,
IngenIo astrorVM et CognItIone potens.

Allein im Tage sowohl als im Monat finden sich, wie man schon aus einigen der obigen Angaben wird ersehen haben, beträchtliche Unterschiede. Hier werde ich kurz sein können. Weder Melchior Adam noch Mulerius haben Monate und Tage. Ersterer bloß das Jahr, Letzterer, außer dem erwähnten Datum der Geburt, das Alter in der runden Zahl 70, und eben so auch Hartknoch. Mästlin hingegen den 19ten Jenner;

---

*) S. Horat. Od. III. 30. 1.

Zernecke den 11ten Juni, und die Tafel im Dom zu Frauenburg den 24sten Mai. Eben dieses Datum hat auch Gassendi, aber nicht in der Inschrift der frauenburgischen Tafel, welche er doch gibt. Es fehlen nämlich in derselben bei ihm die Schlußworte: obiit Ao. 1543, die 24. Maii, die sich doch in der Copie des Starovolski ausdrücklich befinden. Es müßte denn sein, daß hier die erwähnten Worte, welche nicht mit Capitälchen gedruckt sind, schon wieder zum Text des Buches gehörten, der sich mit der Grabschrift schließt. Aber Gassendi's Datum erhält dadurch ein großes Gewicht, daß es vermuthlich aus einem Briefe des culmischen Bischofs Tidemannus Gisius an den Rheticus genommen ist. In diesem Briefe meldet dieser große Gönner und vertraute Freund des Copernicus dem Rheticus, daß das Exemplar der Revolutionum orb. coel., das er aus Deutschland an den Copernicus geschickt habe, leider kurz vor seinem Tode angelangt sei. Ich sage: wie es scheint, denn nachdem Gassendi dieses aus dem Briefe erzählt hat, kommt er etwas weiter hin auf das Datum; es läßt sich aber nicht präcis sagen, ob auch dieses noch aus jenem Briefe genommen sei. Dieses hätte sich leicht ausmachen lassen, wenn ich Rhetii Epheme-rid. ad ann. 1551 hätte erhalten können, aus deren Vorrede vermuthlich Gassendi alles dieses geschöpft hat. Fände sich das Datum in dem Briefe des Gisius, so würde ich kein Bedenken tragen, es allen übrigen schlechtweg vorzuziehen, denn daß sich ein solcher Freund des so eben Verstorbenen, in einem

Brief, dessen Veranlassung auch noch durch ganz eigene Nebenumstände rührend war, im Datum sollte geirrt haben, läßt sich gar nicht denken; Herr D. Gehler hat in seinem physischen Wörterbuche IV. S. 711 auch den 24sten Mai, und führt dabei des Rheticus bekannte narratio de Libris Revol. coelest. Copernici. Gedani. 1546. 4. an. Ich habe zwar diese Ausgabe nicht vor mir, aber sowohl die mit Anmerkungen und Figuren versehene Ausgabe des Mästlin, als den Abdruck, welcher der baseler Ausgabe von Copernicus Revolutionibus angehängt ist, und da findet sich nichts von dem Tode des Copernicus. Es ist auch nicht wohl möglich. Denn diese Narratio prima, wie sie gewöhnlich heißt (denn eine secunda existirt nicht), ist weiter nichts als ein großer Brief, den Rheticus, der sich eine Zeit lang beim Copernicus aufhielt, noch bei dessen Lebzeiten an seinen Freund Schoner*) schrieb; gibt Nachricht von dem Werk des Copernicus, noch ehe es im Druck erschien, und ist, den kurzen Eingang ausgenommen, ganz astronomisch. Das gehlerische Citat geht also vermuthlich nicht sowohl auf dieses Datum, als auf andere angeführte Umstände. Er scheint das Datum vielmehr aus dem Weidler genommen zu haben, der ebenfalls den 24sten Mai hat und sich auf den Gassendi beruft. Stände dieser Tag aber nicht in dem Briefe des Gisius, und auch nicht auf der frauenburgischen Tafel; so würde ich dem XI. Junii des Zernecke beipflichten.

*) Joh. Schoner, geb. 1477, gest. 1547. Prof. der Mathematik in Nürnberg.

Wenn man alle diese hier betrachteten Verschiedenheiten bemerkt, so möchte man fast auf sie die letzten Worte eines Epigramms deuten, das Scrobivicius eigentlich auf den Tod des Copernicus gemacht hat:

Qui tempora mensus
Debuit heus ipsis cedere temporibus.

Beilage II.

Unter denen, die mit dem System des Ptolemäus und der Araber nicht zufrieden waren, wird ganz vorzüglich Alphonsus der Weise*), König von Castilien, genannt, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts regierte, und ein großer und thätiger Verehrer der Astronomie war, die er mit königlichem Aufwand, so lange er Geld hatte, unterstützte, wovon noch jetzt die Sammlung astronomischer Tafeln zeugt, die nach ihm die alphonsischen heißen. Er soll seine Unzufriedenheit mit jenem System durch einen Einfall geäußert haben, wovon das Gute, was er enthält, sich bloß durch die große Ungezogenheit erhalten hat, womit es ausgedrückt ist. „Er wollte," sollen seine Worte gewesen sein," dem Schöpfer wohl einen bessern Plan für das Weltgebäude angegeben haben, wenn er vorher darüber wäre befragt worden." Hätte er statt des Schöp-

*) Alphons X., König von Leon und Castilien, folgte seinem Vater Ferdinand III. 1252; ist auch der Weise und Astrologus genannt. Der gelehrteste König, wußte er sich doch seinen Thron nicht zu erhalten. Er starb 1284.

fers der Welt, den Schöpfer jener Hypothese genannt, so hätte die Wahrheit Nichts dadurch verloren, und die Ehre des königl. Tadlers sehr viel gewonnen; aber schwerlich würden wir alsdann etwas davon wissen. Dieses ist wohl oft der Fall mit den guten Gedanken und den guten Thaten nicht bloß der Könige. Die Schreiberin der großen Weltgeschichte, ich meine die historische Muse, hatte seit jeher eine kleine Ähnlichkeit mit den Erzählerinnen der kleinen Stadtgeschichte, sie begünstigte immer ein wenig das Scandal. Eben dieser König soll auch, wie Mariana erzählt, die Einrichtung des menschlichen Körpers fehlerhaft gefunden haben. Hätte sein Tadel auch hier nur die damaligen Systeme der Physiologie betroffen, so ist es Schade, daß wir nicht mehr davon wissen. Vielleicht könnten unsere heutigen Ptolemäer noch etwas daraus lernen. Die historische Muse merkt ferner an, daß Alphonsus der Weise zwar ein Mann von großem Genie, aber stolz und von sehr unbändiger Zunge gewesen sei; daß er über seinen Beobachtungen des Himmels die Erde vergessen, und so die römische Königskrone verscherzt habe; endlich, daß er von seinem Onkel Emanuel und den Großen des Reichs durch ein förmliches Decret des Throns entsetzt worden sei, und dieses zwar, wie uns die Muse durch den Jesuiten Mariana*) versichern läßt, wegen seines frechen Tadels der Schöpfung, von Rechtswegen (Weidleri Hist. astron. Cap. XII. Sect. XVIII). — Sehr merkwürdig

*) Joh. Mariana, Jesuit, geb. 1537, gest. 1642 zu Toledo.

sind hier die Äußerungen eines andern Niclas, wie ihn einmal der Jesuit Riccioli nennt, der damit auf den Copernicus unfehlbar etwas spöttisch deutet, nämlich des Cardinals Nicolaus de Cusa*) oder Cusanus, eines sehr gelehrten Deutschen, der, außer mehreren theologischen, mathematischen und naturhistorischen Werken, auch ein Buch de docta ignorantia geschrieben hat. In diesem rechnet er es den Alten ausdrücklich zur Unwissenheit an, wenn sie geglaubt haben, die Erde stände stille. Seine Worte sind in der That stark: Jam nobis manifestum est, sagt er, terram istam in veritate moveri, licet hoc nobis non appareat, cum non apprehendamus motum, nisi per quandam comparationem ad Fixum etc. Man findet die Stelle mit andern hierher gehörigen aus eben diesem Buche, in Ricciolii Alm. nov. Lib. IX, sect. IV, cap. II, beisammen. Indessen widerspricht sich der Cardinal wieder in andern seiner Schriften; er besönne sich da eines Bessern, sagt der sonst gelehrte und scharfsinnige Jesuit, der bis an sein Ende ex officio glaubte, die Erde ruhe, aber doch, weil er schon die Jupiterstrabanten gesehen hatte, dem Copernicus so weit (vermuthlich ex officio ein wenig temporisirend) nachgab, daß er schon außer dem Mercur und der Venus, auch den Mars um die Sonne laufen ließ. Nicolaus Cusanus starb

---

*) Nicolaus de Cusa (Cusa ein kleines Dorf an der Mosel) wurde im 23ten Jahre Doctor juris, wohnte dem Concilio zu Basel bei (1431), wurde 1448 Cardinal. Gest. 1464.

1464, also 9 Jahre früher als Copernicus geboren ward. — Daß es schon auf drittehalbhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung Menschen gegeben hat, die die Lehre von der Bewegung der Erde für unheilig erklärten, vermuthlich um die herrliche Gelegenheit zu haben, diejenigen wenigstens zu verfolgen, die man nicht widerlegen konnte, davon hat uns Plutarch ein merkwürdiges Beispiel aufbewahrt. Er erzählt (de facie in orbe lunae) in der Person seines Lucius: Kleanthes habe den Aristarch der Irreligion wegen angeklagt, weil er die Bewegung der Erde gelehrt, und dadurch gleichsam die Lares der Natur und den Tempel der Vesta von der Stelle gerückt habe. — Nach einer andern Leseart soll, umgekehrt, Aristarch den Kleanthes angeklagt haben. Daß aber hier die Namen versetzt seien, erhellet nicht allein schon daraus, daß Aristarch bekanntlich die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, sondern daß auch nicht Kleanthes aus Samos war, wie in der verdorbenen Stelle gesagt wird, sondern Aristarch. Kleanthes war aus Assos. Dieses ist, so viel ich weiß, das einzige Beispiel vor unserer Zeitrechnung; nachher mehren sich die Beispiele von dieser praktischen Mönchsastronomie ins Unendliche, und die Kritik hat nicht nöthig, erst auszumachen, wer der Verfolger und wer der Verfolgte war. Ist es nicht sonderbar, daß es auf derselben Insel (Sicilien), wo es vor mehr als 2000 Jahren dem Nicetas niemand wehrte, die Umdrehung der Erde um die Achse zu lehren, noch vor nicht gar langer Zeit Christon verboten war, ein Gleiches zu thun? Doch,

dem Himmel sei Dank, die Zeiten sind vorbei, indem nunmehr selbst ein Landsmann des Nicetas, der Sicilianer Piazzi*), seine Verwunderung über diese traurigen Verirrungen des menschlichen Geistes öffentlich bezeigen durfte. Die Menschenclasse, durch die die Vernunft so oft in Inquisition genommen ward, sieht sich nun endlich, umgekehrt, mit ihrem erbärmlichen Prozeß vor das Inquisitionsgericht der Vernunft gezogen. Ketten und finstere Kerker werden freilich am Ende ihre Strafe da nicht sein, aber dafür immer ein für sie lästiges Stück Arbeit — die Pflicht, weiser zu werden.

*) Man sehe die vortreffliche Vorrede zu seinem Werke: della Specola astronomica de Regj studj di Palermo. In Palermo 1792. Fol. Anm. des Verfassers.

Giuseppe Piazzi, geb. 1746. Professor der Astronomie auf Malta (1770), in Palermo (1781). Am 1sten Januar 1801 entdeckte er einen neuen Planeten, die Ceres.

starch selbst findet sich auch nichts davon, und den Arenarius des Archimedes führt Copernicus nicht an. Doch schreibt auch Plutarch an andern Stellen seiner Schriften diesen Gedanken dem Aristarch zu (Eberhard a. a. O. S. 75). Wallis findet die Stelle im Arenarius so wichtig, daß er, wo er von dem Werth dieses Buchs redet, hauptsächlich auch anführt, daß uns durch dasselbe die Meinung des Aristarch aufbewahrt worden wäre, die schon das copernicanische System enthalte, und ohne dasselbe wohl möchte verloren gegangen sein. Man lernt aber auch aus dieser Stelle noch mehr, nämlich dieses, daß die damaligen Copernicaner ihre Lehre nicht mit sonderlichen Gründen müssen unterstützt haben, weil sie sonst wohl den Archimedes vermuthlich überzeugt hätten, der, aus Allem zu schließen, was wir von diesem außerordentlichen Manne wissen, den Gründen des Copernicus schwerlich seinen Beifall würde haben versagen können.

Beilage IV.

Die Stelle befindet sich im achten Capitel des ersten Buchs und heißt so: Cum ergo motus circularis sit universorum, partium vero etiam rectus, dicere possumus manere cum recto circularem, sicut cum aegro animal. So steht sie in allen drei Ausgaben des Buchs. Mulerius aber bezeichnet in der seinigen und neuesten das Wort aegro mit einem (†), setzt auf den Rand equo und erklärt in einer angehängten Note, es müsse equo heißen. Der Sinn sei: die Kreisbewegung bleibe noch so in der geradlinigen, wie der allgemeine Begriff vom Thiere überhaupt in dem besondern von einem Pferde. Ich glaube aber, daß aegro die wahre Leseart ist. Denn einige Perioden vorher sagte Copernicus: rectus (motus) supervenit iis, quae a loco suo naturali peregrinantur vel extraduntur, vel quomodolibet extra ipsum sunt, und bald darauf: rectus ergo motus non accidit, nisi rebus non recte se habentibus etc. Es scheint also Copernicus die geradlinige Bewegung in Rücksicht auf die allen Körpern auf der Erde gemeinschaftliche Kreisbewegung gleichsam als eine unnatürliche angesehen zu haben. Auf diese Weise wäre der Sinn obiger

Worte der: der Körper, der sich in der geraden Linie bewegt, behält die natürliche aller gemeinen Kreisbewegung dennoch immer bei, gerade so wie der Kranke, obgleich in einem unnatürlichen Zustande (non recte se habens), dennoch die Natur des Thieres beibehält. So wie der Zustand des Kranken ein aus der Natur des Thieres und der Krankheit zusammengesetzter Zustand ist, eben so ist jene geradlinige Bewegung aus der geradlinigen und kreisförmigen zusammengesetzt.

Beilage V.

Alles dieses zu erläutern wird folgende Betrachtung dienen: Gesetzt, die Erde laufe um die Sonne, ohne sich um ihre Achse zu drehen, das heißt so, daß jeder Durchmesser derselben bei der Fortbewegung immer in Lagen käme, die allen, die er vorher hatte, parallel wären: so würde ein Auge in der Sonne in einem Jahre alle Seiten der Erde zu sehen bekommen. Es würde ihm vorkommen, als habe sich die Erde einmal um eine Achse gedreht, die senkrecht auf der Ebene der Bahn stand, und zwar in einer Richtung, die der Richtung der Bewegung in der Bahn gerade entgegengesetzt wäre. Diese Umdrehung um eine Achse, die bloß scheinbar und eine Folge des Umlaufs um die Sonne ist, hielt Copernicus für eine reelle. Nun drehe sich aber die Erde wirklich um eine Achse, z. B. 365 Mal im Jahre, und zwar wollen wir, der Leichtigkeit wegen, den dieser Fall für die Vorstellung hat, annehmen, diese Achse falle in die Ebene der Bahn selbst, und bliebe bei der Fortbewegung der Erde sich immer eben so parallel, als sich vorher alle Durchmesser derselben geblieben waren, was wird die Folge sein? Das Auge in der Sonne würde alle die 365 Umwälzungen um

die Achse gesehen, und zugleich würde es ihm geschienen haben, als hätte sich die Erde auch einmal um eine auf die Bahn senkrecht stehende Axe gedreht. Denn zweimal befand sich das Auge in der Linie der verlängerten Achse, und an entgegengesetzter Seite des Äquators der Kugel, und zweimal in der Ebene des Äquators, an entgegengesetzten Seiten der Achse. Diese scheinbare Umdrehung ist eben die, die wir vorher betrachtet haben. Nun ging aber Copernicus stillschweigends von dem Satz als Grundsatz aus: die natürliche Bewegung einer Kugel, die sich in einem Kreise fortbewegte, ohne sich um ihre Achse zu drehen, sei die, daß sie dem Mittelpunkt des Kreises immer dieselbe Seite zukehre (dieses ist die keplerische Idee). Wendet man nun dieses auf unsern zweiten Fall an, da die Erde sich um eine Achse dreht, die in der Ebene ihrer Bahn liegt, und sagt, die Achse habe gleich anfangs einen rechten Winkel mit dem Radius der Bahn gemacht, so würde sie nur nach der Mechanik des Copernicus immerfort einen rechten Winkel mit dem Radius haben machen müssen, und die Tage wären sich alle einander und in diesem besondern Falle auch den Nächten gleich gewesen. Hätte aber nun Copernicus gefunden, daß dieses nicht wäre, sondern, daß sich die Tage sowohl als die Nächte sehr ungleich wären, und sich die Sache vielmehr gerade so verhielte, als machte die Erdachse nicht immer denselben Winkel mit dem Radius der Bahn, sondern bliebe sich vielmehr immer selbst parallel, so mußte er, um seinem Grundsatze getreu zu bleiben, nothwendig sagen: während die Erde z. B. 30 Grade,

in ihrer Bahn von Westen nach Osten fortrückt, dreht sich ihre Achse um einen Winkel von 30 Graden rückwärts von Osten nach Westen, oder mit andern Worten: während die Erde in ihrer Bahn um einen gewissen Bogen fortrückt, dreht sie sich um einen eben so großen Bogen rückwärts um eine Achse, die auf der Ebene ihrer Bahn senkrecht steht. Dieses ist nun jene dritte Bewegung der Erde. Man begreift leicht, daß alle die Schlüsse dieselben bleiben, wenn die Achse der Erde gegen ihre Bahn geneigt wäre. Denn denkt man sich in unserm Falle eine Ebene durch die Achse der Erde senkrecht auf die Bahn, das ist einen Meridian, der senkrecht auf der Bahn steht, so wird Alles, was von dem Drehen der Achse gesetzt worden ist, nun von diesem senkrechten Meridian gelten. Da aber alle Achsen, die man sich denken kann, bei ihren Neigungen gegen die Bahn in diesen Meridian fallen müssen, so gilt es auch von allen. Stände die Achse der Erde selbst auf der Bahn senkrecht, so ist freilich keine Drehung nöthig, denn da folgt der Parallelismus der Achse schon unmittelbar aus dem copernicanischen Grundsatze selbst. Weil nun jede Linie, die senkrecht auf der Erdbahn steht, unendlich verlängert in die Pole der Ekliptik trifft, so läßt sich auch der copernicanische Satz so ausdrücken, wie im Texte geschehen ist: die Erde dreht sich des Jahrs einmal um die Pole der Ekliptik in einer Richtung, die der in ihrer Bahn entgegengesetzt ist.

Aufsätze

aus dem

göttingischen Taschenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen*).

*) Den obigen Aufsätzen, welchen wir eine genaue Angabe der betreffenden Taschenbücher hinzugefügt, werden wir diejenigen folgen lassen, die, eben daselbst befindlich, zwar in die erste Ausgabe nicht mit aufgenommen sind, sich dazu aber, nach den Grenzen, die wir uns gesetzt haben, zu eignen scheinen. Der Unterscheidung wegen, werden wir sie mit einem vorgesetzten Kreuzchen bezeichnen.

Besondere
Achtung einiger Völker
gegen
die Damen.

(Götting. Taschenkalender 1778. S. 44—46.)

Es gereicht unstreitig dem verstorbenen Grafen von Chesterfield zu nicht geringer Ehre, daß man einige seiner Grundsätze vom Frauenzimmer durch die Gebräuche ganzer Nationen bestätigt findet. Bei Beurtheilung der Proben, die wir davon geben wollen, muß man freilich alle Mal Klima und Politur des Landes mit in Rechnung bringen, durch welche die Ausübung eines und eben desselben Grundsatzes oft ein sehr verschiedenes Ansehen erhält. Die Menschen können über den ganzen Erdboden keinen Widerspruch leiden; allein wo man in Göttingen sagt: erlauben Sie gütigst, da schlägt man einem zu Kinpoukon hinter die Ohren.

Bei den galanten Otaheiten, und selbst bei den christlichen Morlacken, dürfen die Weiber nicht mit den Männern an einem Tisch sitzen; bei den letztern schlafen sie gar vor dem Bette des Mannes auf der bloßen Erde.

Auf einigen der neuerlich von den Engländern besuchten Inseln der Südsee ist es so sehr eingeführt, daß die Frau bei den Spaziergängen des Mannes den Bündel schleppt, daß sogar ein Bedienter des Capt. Cook, der seinem Herrn etwas nachtrug, sich dadurch einige zärtliche Begegnungen von den Wilden zuzog, weil sie ihn für ein Frauenzimmer hielten.

Bei den Indianern in Guiana muß die Dame ihrem Herrn, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und wenn sie noch jung sind, so müssen sie ihnen auch unterweges, als ob es eigene Familie wäre, die Brust geben.

Unter den meisten Indianern haben sie die Ehre einer Verrichtung ausschließlich, die der Grund aller übrigen ist, nämlich das Feld eigenhändig zu bauen, auch die Hütten aufzuschlagen, und überhaupt die harten Arbeiten zu thun, während der Mann auf der Jagd ist oder schläft. Dabei dürfen sie keine Kindermädchen halten, sondern schleppen die Kinder überall mit, säugen sie über die Schulter, oder stecken sie, wie die Esquimaux, in die Pelzstiefel.

In Loango darf die Frau nicht anders als knieend mit dem Mann reden.

In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen.

Sie sagen, wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden.

Am galantesten werden sie von den Samojeden behandelt: sie dürfen nicht allein nicht am Tisch mit dem Manne essen, sondern er spricht, einige zärtliche Abende ausgenommen, nicht ein Mal mit ihnen, sondern läßt sich Alles an den Augen absehen. Das Abpacken der vorn auf den Schlitten gebundenen Kleider darf sie nicht von oben verrichten, sondern muß unter den Stangen durchkriechen, zwischen welche das Rennthier gespannt ist. Auch darf sie bei einer Schlittenreise niemals zwischen zwei Schlitten durchgehen, wenn sie auf die andere Seite des Zuges will, sondern muß entweder wieder unter den Stangen durchzukommen suchen, oder um den ganzen Zug herum laufen.

Bei eben diesem Volke werden sie oft, während der Geburtsschmerzen, gleichsam wie auf der Folter, von dem Manne befragt, ob sie keiner Untreue gegen ihn schuldig wären, welches dann die guten Frauen, um sich durch Lügen keine schwere Geburt zuzuziehen, oft treuherzig bekennen sollen. Sie haben aber von einem solchen Geständnisse nichts zu befürchten, sondern der Mann geht nur hin zu dem, den es getroffen hat, und läßt sich für den ungebetenen Dienst eine Entschädigung bezahlen. Ist der Thäter ein Verwandter, so verschweigt das Weib nur den Namen, und der Mann weiß alsdann schon, bei wem er die Schuld einzufordern hat.

---

schreibung durch England schrieb, sagt, daß Cromwell *) bei seiner Armee alle Namen des alten Testaments erschöpft habe, und daß seine Officiere die genealogischen Kapitel der Bibel zu ihren Musterrollen brauchten. Einige dieser Leute gingen noch weiter, und gaben ihren Kindern andächtige Sentenzen und Sprüche statt der Namen: wie z. B. Halte fest im Glauben, Gott getreu, Sei standhaft, Weine nicht. Unter andern ward damals ein gewisser Barebone, wegen seines großen Namens mit Recht berühmt. Er hieß: Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Barebone. Dieser Name war doch damals schon Vielen zu lang, und er hieß gewöhnlich abgekürzt, Damn'd Barebone, verdammter B. Viele von diesen Schwärmern waren die ersten Anbauer von Neuengland, diese trieben die Sucht zu den Namen des alten Testaments noch weiter. Sie fanden nämlich eine besondere Andacht darin, am Bache Kidron, im Lande Gosen, in Salem und Ephrata zu wohnen. Deßwegen führen so viele Örter in diesem Lande jüdische Namen, und dieser Städte sind so viel, daß man zuweilen glauben möchte, in Palästina versetzt zu sein, wenn man nicht mitten unter diesen auch die Namen Fairfield, Maidenhead und Hackinsack und die Ströme Brandywine und Sassafras fände.

Wales. London, 1694. 8. unter dem Namen Roger; und 1707. 8. unter seinem wahren Namen.

*) Oliver Cromwell, geb. 1603, gest. 1658.

Vergleichung der Malerei
auf einem
Schmetterlingsflügel
mit einem
Meisterstück in mosaischer Arbeit.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 1—8.)

Wir haben verschiedener Ursachen wegen die Fortsetzung der Betrachtungen über das Weltgebäude dieses Jahr ausgesetzt und geben dafür einige andere über einen minder großen Gegenstand zu gleichem Endzweck. Wer astronomische Betrachtungen des andächtigen Erstaunens und des Gefühls von Unbedeutlichkeit unserer und unserer Werke wegen liebt, die sie in ihm erwecken, der wird auch diesen Aufsatz nicht ganz ohne Unterhaltung lesen. Unser Sonnensystem verschwindet, verglichen mit dem uns übersehbaren Theil des unermeßlichen Raums, so wie die höchste menschliche Kunst, auch unter der vortheilhaftesten Vergleichung, gegen die vergänglichsten Werke

wunderten Werke des neuen Roms wie 868 zu 100736 oder wie 1 zu 116. Nun hat man aber alte römische Fußböden entdeckt, die mit Steinchen eingelegt sind, deren etwa eins ins andere gerechnet 11 auf einen Quadratzoll gehen. Die Arbeit an einem solchen Fußboden wäre also nur 79 Mal gröber als die am Gemälde, da die am Gemälde 116 Mal gröber ist als die am Schmetterlingsflügel. Doch so steht die Sache noch nicht im stärksten Licht. Es ist bekannt, daß die Flügel des Schmetterlings, bald nachdem er ausgekrochen, viel kleiner sind, als nachher, ob sie gleich ihre völlige Größe sehr bald erreichen. In dem kleinern Raume haben sie aber dessen ungeachtet die ganze Anzahl Schuppen, und folglich ist da die Malerei noch viel feiner. Weil die Zeit dieses Zustandes sehr schwer abzuwarten ist, so hat man nur nöthig, die Puppen täglich anzusehen, so wird man einige Tage vorher, ehe der Schmetterling auskriecht, schon durch die durchsichtige Decke den ganz entwickelten Flügel erblicken. Alsdann kann man die Puppe öffnen und die Beobachtung anstellen. Auf einem solchen Flügel fand der englische Naturkenner die Malerei 9¼ Mal feiner als auf dem völlig ausgewachsenen, das heißt, es würden 931808 Schuppen auf einen Quadratzoll gegangen sein, und die Feinheit der Arbeit bei dem römischen Gemälde verhält sich also zu dieser wie 1 zu 1073. Weiter darf man die Vergleichung nicht treiben, denn nur noch einen Schritt, so fällt alle menschliche Kunst hin, und man schämt sich der Verwegenheit, sie gewagt zu haben. Man braucht keine starke Vergrößerer, um das Unregelmäßige in der Form der Stifte sowohl, als ihrer Lage, und in dem zwischen ihnen enthaltenen Kitt, bei einem musivischen Gemälde zu entdecken; hingegen muß unser blödes Auge erst Vergrößerungsgläser zur Hand nehmen, um die wundervolle

Ordnung in den Schuppen des Schmetterlingsflügels, dessen Farbenzüge Tausende für den ganzen Endzweck halten, zu erkennen. Zerstört man diese Schönheit durch Vergrößerung, so steigt aus ihrer Hülle wieder eine neue hervor, Schönheit einzelner Theile, ihrer Form und Fibern, und auch hier würden wieder neue hervortreten, wenn unsere Gläser hinreichten, die Decke abzuziehen, die sie verhüllt. Doch wir brechen ab, und überlassen das fernere Detail der Vergleichung dem Leser selbst, und geben nur noch eine kleine Tafel, ihm die flüchtige Gegeneinanderhaltung zu erleichtern. Mit dem Worte Farbenpunkt haben wir hier bezeichnet, was zwar jedem an sich verständlich sein wird, aber doch eigentlich bei dem römischen Fußboden schicklicher mit Würfel, bei der musivischen Arbeit mit Stift, beim Schmetterling mit Federchen oder Schuppen und in der Stickerei und gewürkter Arbeit durch Stiche und Fäden hätte bezeichnet werden müssen.

Ein altrömischer Fußboden		11	
Ein neurömisches Gemälde		868	
Eine schöne gewürkte Tapete		273	
Die feinste Stickerei	enthält	484	Farbenpunkte in einem Quadratzoll.
Ein Flügel des vollendeten Schmetterlings		100736	
Der Flügel eines aus der Puppe geschnittenen.		931808	

William Crotch,

das

musikalische Wunderkind.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 8—19.)

Beispiele von äußerster Perfectibilität und Corruptibilität der menschlichen Natur sowohl, als großer scharf bestimmter Anlagen im Menschen, sind, so wie sie die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Philosophen verdienen, auch zum Glück das, was auch die gemeinsten Seelen aufmerksam macht. Die Betrachtungen, zu denen sie Anlaß geben, ließen sich sehr vervielfältigen; wir wollen nur ein paar hersetzen. Es gibt Moden und Sitten, die nur eine Woche dauern, andere leben Monate durch, andere Jahre, viele unter dem Namen Schlendrian Jahrhunderte, und andere, von denen der Grund tiefer liegt, können Jahrtausende dauern. Vielleicht ist Alles, was wir jetzt von menschlichen Fähigkeiten wissen, noch immer ein sehr klei-



William Crotch
3. Jahre 7. Monath alt.

ner Cirkel, in welchen uns politische und religiöse Rücksichten, falsche Demüthigung vor dem Alterthume und Erziehung zu einem eingebildeten Zweck, einschließen. Stände die Welt noch eine halbe Million Jahre hin, so wäre die Zeit, die sie gestanden hat, gerade was eine Stunde in dem Leben eines Menschen ist. Aus der Art oder Unart dieser Stunde läßt sich wenig oder nichts für künftige Fähigkeiten herleiten, und was Erziehung im Menschen vermag, läßt sich nicht bestimmen. Als die Mutter des großen Mengs *) mit ihm schwanger ging, pflegte der Vater öfters zu sagen, wenn dieses ein Junge wird, so soll er das Malen lernen, soll Raphael heißen und soll auch ein Raphael werden. Es ist Alles eingetroffen. Wenn Künste und Wissenschaften nur überall ein so baares, unausbleibliches Lob erhielten als Luftspringen, wenn die Lehrer Anlagen des Geistes und Richtungen der Fähigkeiten dort so leicht entdecken könnten als hier, wenn Gefühl für Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit so sehr geschärft werden könnte, als das für das Klatschen einer gaffenden und liebenden Menge, und beim Künstler und Gelehrten das ganze Leben eine Übung ihres Geschäftes würde, als wie beim Luftspringer, gerechter Himmel, was für Sprünge würden wir nicht thun? Ferner, wie weit sich die Anlagen im Menschen erstrecken können, ist eben so ungewiß. Wer ihnen schon Grenzen in seinen Gedanken gesetzt hat, wird vielleicht, wenn er

*) Anton Raphael Mengs, geb. zu Aussig in Böhmen 1728, gest. zu Rom 1779.

nachstehende Geschichte des musikalischen Kindes liest, sich genöthigt sehen, sie wieder weiter hinauszurücken.

Dieses außerordentliche Kind, Namens William Crotch, ist der Sohn von Michael und Isabella Crotch, und zu Norwich am 5ten Julius 1775 geboren. Der Vater, ein sinnreicher Zimmermann, verfertigte sich zum Zeitvertreib eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des musikalischen Genies dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Lullmann, die zu Norwich mit dem größten Beifall in der Musik Unterricht ertheilte, war sehr bekannt mit den Eltern des Kindes, kam öfters zu ihnen und spielte alsdann auch gemeiniglich auf der Orgel und sang dazu.

An einem Abend, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Lullmann sehr lange spielte und sang, und der Junge auf seiner Mutter Schooß dabei saß, fing er an ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sei, dachte endlich, es stäche ihn eine Nadel und kleidete ihn sogar aus, um die Stelle zu finden, allein sie fand nichts, und Alles war vergeblich. Indessen, als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbeitrug, streckte er seine kleinen Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Crotch, ob es gleich um diese Zeit war, vor die Claves niedersetzte, die er auch gleich, und, wie sie sich nachher erinnerte, mit einer Art von Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Mi-

nuten spielen, und nahm ihn alsdann weg, weil sie Alles für die gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er auch nun willig geschehen ließ. Den folgenden Morgen, als Frau Crotch nach dem Markt gegangen war, hielt Hr. Crotch das Kind, und brachte es an die Orgel und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er nicht, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte, es waren ganze Zeilen aus den Liedern God save the King und Let ambition fire the mind. Das erstere hatte der Vater mehrmals in des Kindes Beisein gespielt, das letztere Frau Lullmann. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweitenmale hören und überzeugte sie völlig, und von dieser Zeit durfte er spielen, so lange und so oft er Neigung hatte.

Nunmehr war er zwei Jahre und drei Wochen alt, und Alles was nur in Norwich spielen konnte oder Geschmack an Musik hatte, lief nach seinem Hause. Er spielte fast jeden Tag, lernte mehrere Stücke, und fing nun an, mitunter etwas von seiner eigenen Composition einzumischen. Alles, was er zusetzte, war sehr harmonisch, denn jeder Mißklang erregt bei ihm Widerwillen. So spielte er in vielen öffentlichen Assembleen in Norwich bis in den November, da ihn die Mutter nach Cambridge brachte. In dieser Stadt spielte er auf allen Orgeln sowohl der Kirchen, als der Collegien, nach der Reihe herum, zum größten Erstaunen der dortigen Gelehrten und

Kenner. Im December wurde er endlich nach London gebracht, spielte aber nicht eher öffentlich, als bis er sich vor beiden königl. Majestäten und der königl. Familie hatte hören lassen, denen er am 7ten Februar 1779 durch Lady Hertford im Pallaste der Königin vorgestellt wurde. Hier erhielt er allen nur erwünschten Beifall und ließ sich den 26sten darauf in der königl. Schloßkapelle zu St. James, nachdem der Gottesdienst vorüber war, noch einmal auf der großen Orgel in Gegenwart des Königs und der Königin hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen Eins und Drei öffentlich in einem Hause in Piccadilly. Ein guter Beobachter, der sein Spiel am 26sten April mit angehört, ertheilt davon folgende Nachricht: Der junge Crotch ist jetzt drei Jahr und acht Monat alt, ist ein munterer, thätiger Junge, hat eine angenehme Gesichtsbildung, schöne blaue Augen und ein Flachshaar. In der Mitte des Saals an der Wand steht seine Orgel auf einer kleinen 2 Fuß hohen Bühne, um die man, nach dem Zimmer zu, einen halben Cirkel von Eisen gezogen hat, der den kleinen Tonkünstler von der Gesellschaft absondert und ihm auf seinem Sitz Sicherheit gibt. Auf der Bühne vor der Orgel steht ein Armsessel und auf demselben ein kleiner, geflochtener Stuhl, den die Mutter mit einem Schnupftuch am erstern fest bindet, damit er nicht mit sammt dem Virtuosen, der in den kurzen Zwischenräumen, da er nicht spielt, oft allerlei seltsame Streiche macht, herunterfällt. Vor ihn setzt man gemeiniglich ein Buch, so daß es den etwas entfernten Zuhörern vor-

kommen muß, als spiele er von Noten, es ist aber oft weiter nichts, als ein Magazin oder sonst ein Bilderbuch, auf welches er seine Augen richtet und womit er sich unterhält, indessen er fremde Sachen oder eigene Phantasien spielt. Ja, während als er spielt, lacht er oft, plaudert und sieht sich nach den Leuten um, immer mit seinen kleinen Händen geschäftig auf dem Clavier, und das so unbekümmert und mit so vieler Gleichgültigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Geschmack ist für feierliche Musik, hauptsächlich Kirchenmusik. Sobald er ein regelmäßiges Stück oder einen Theil von einem, oder auch ein paar kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf und da ist er oft ein muthwilliger Junge. Die Gesellschaft gibt ihm alsdann gemeiniglich Kuchen, Äpfel, Orangen oder sonst etwas, um ihn wieder zum Spielen zu bringen, aber es hält schwer, ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt, man müßte dann seinen kleinen Stolz rege machen und ihm zum Beispiel sagen, man glaube, er könne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl und gemeiniglich spielt er das Verlangte alsdann mit neuem Feuer.

Nachdem er damals über eine Stunde gespielt hatte, bat er, man möchte ihn auf die Erde lassen, und ihm ein Stück Kreide geben. Mit diesem legte er sich hin und zeichnete ein groteskes Gesicht auf dem Boden des Zimmers. Seine Mut-

ter sagte, es gleiche einem alten Grenadier, den er den Morgen im Park gesehen hätte. Überhaupt ist sein Talent, nachzuahmen was er sieht und hört, sehr stark. Auch verdient bei einem solchen Kinde, dessen Gedanken und Ausdrücke man nicht genau genug sammeln kann, Folgendes bemerkt zu werden. Eine Dame gab ihm eine ungewöhnlich dicke Orange, diese sah er eine kurze Zeit mit Bewunderung an und sagte: Ach das ist eine doppelte. Einige Leute sagen, er sei eigensinnig. Es ist wahr, er will nicht immer die ganze Zeit ununterbrochen durch spielen, da die Gesellschaft da ist: allein ist es nicht vielmehr zu bewundern, daß ein solches Kind, mit dem man noch nicht raisonniren kann und welches zwingen zu wollen Grausamkeit sein würde, doch noch allemal spielt, so oft die Gesellschaft kommt? Noch fügt dieser Verfasser hinzu, daß, wenn jemand mit der rechten Hand etwas auf der Orgel spielt, es sei was es wolle, er gleich mit seiner linken aus dem Stegreif den Baß dazu spiele.

Andere Nachrichten, die uns von Freunden zugekommen sind, enthalten außer Einigem von dem, was wir bereits angezeigt haben, noch dieses: Er spiele Alles nach, was er einmal gehört habe, und oft mit Variationen, und sei in diesem Stücke von einigen der größten Meister geprüft worden; er sei von sehr schwächlicher Gesundheit und daher nicht immer aufgeräumt; er könne zwar gleich alle Töne nennen, die man ihm anschlage, aber doch bezeichne er die halben nur mit Halbton; er ergötze sich sehr oft mit der Kindertrommel.

Das Schattenbild, wovon wir eine Copie hier beigefügt haben, soll ihm sehr ähnlich sein. Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die fast kugelförmige Gestalt des Oberkopfs von den Haaren herrührt, die die Engländer ihren Knaben nach allen Seiten am Kopfe herunter kämmen, und die da, wo sie gestümpft werden, zum Beispiel bei der Stirne, eine Krümmung nach innen zu annehmen, die kleiner ist als die vom Kopf, und eine solche Ründe im Schatten verursachen. So viel wir wissen, ist er jetzt (August 1779) noch immer wohl auf, und wird vermuthlich eine Reise nach andern Ländern machen.

So eben, da der erste Bogen dieses Aufsatzes bereits abgedruckt ist, ertheilt uns Jemand, der das Kind im März gesehen, noch mündlich folgende Zusätze, aus eigenen Beobachtungen.

Ein Frauenzimmer sang eine ihm ganz unbekannte Arie in seiner Gegenwart zweimal, und beim zweitenmale accompagnirte er ihr auf dem Clavier vortrefflich. Mitten im Spielen rief er auf einmal: Nein! Nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte.

Was seine Fähigkeiten dem Beobachter so auffallend macht, mehr als sich ausdrücken läßt, ist, daß er, sobald keine Musik ins Spiel kommt, so völlig ein Kind in allem Übrigen ist, als irgend eines aus einer gemeinen Kinderstube.

Eine Katze scheint ihm, nächst der Orgel und dem Clavier, die größte Unterhaltung zu gewähren. Diese darf wohl nicht befürchten, viel von ihm gezwickt zu werden.

Er soll jetzt zum Doctor Musices creirt worden sein.

Es läßt sich oft in seinen Mienen und der Art, womit er die Claves berührt, ein Ausdruck von der Leidenschaft sehen, auf deren Erweckung das, was er spielt, abzweckt.

Wir haben diese Bemerkungen ganz verschiedener Beobachter mit Fleiß hergesetzt, unbekümmert, in wie fern sich manche darunter widersprechen mögen.

Über die Kopfzeuge.

Eine Apologie für die Frauenzimmermoden und ihre Abbildungen im Kalender.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 115—127.)

Es ist eine ganz bekannte Sache (und wer es nicht glauben kann, darf nur den englischen Zuschauer nachschlagen), daß ein großer Theil des jetzt gesitteten Europa ehemals zwei Republiken ausmachte, deren eine bloß aus Damen, die andere bloß aus Chapeaux bestand. Außer einer ewigen Of- und Defensivallianz, hatten sie noch aus weisen Absichten eine jährliche Grenzbegehung festgesetzt, bei welcher sich Alles einfand, was nur einigermaßen Grenzen begehen konnte. Die Zeit, da dieses allemal geschehen, ist nicht ganz gewiß, Einige glauben im Februar, Andere im Julius. Wäre das Erstere, so ließe sich aus diesem Gebrauche vielleicht der Ursprung des Carnavals, so wie aus dem letztern der der Brunnenbesuche unserer Zeit erklären. Genug, man spielte, schmaußte und tanzte ganzer 8 Tage. Die unvermeidlichen Früchte einer Zusammenkunft wurden bei

einer der folgenden getheilt; die Damen lieferten den Chapeaux die Knaben ab, und die Mädchen behielten sie für sich, und nachdem man wieder für künftige Theilungen gesorgt hatte, zog man seiner Wege, und sah sich das ganze Jahr durch nicht wieder. Die 51 Wochen über, da man für sich allein war, ging es arg zu. Die Männer kämmten sich nicht, rasirten sich nicht und wuschen sich nicht. Die Nägel wuchsen ihnen Zoll lang, und die Kleider kamen ihnen nicht vom Leibe, wenn sie nicht etwa von selbst abfielen. Der größte Schnurrbart hieß das größte Genie, und wer 500 Pfund aufheben konnte, hieß Magnus. Bei ihren Rathsversammlungen wurde nicht viel argumentirt, sondern zugeschlagen, einem eine Rippe knicken hieß einen zum Schweigen bringen, einem die Nase einschlagen einen platt setzen, und die Minorität unterschied sich gemeniglich durch Zahnlücken, zugeschwollene Augen und blutige Köpfe.

In der Damenrepublik ging es nicht viel besser her. Im 8ten Jahre fingen Mädchen von Stand an, sich nackend zu boxen, Lanzen zu schwenken und Carrousel zu reiten. Alle Tage gabs Duelle, und sein Mädchen erlegt zu haben war ein Ehrentitel bei Hofe. Schamhaftes Erröthen war bei ihnen so selten, als jetzt bei den Mannspersonen, an Schminke wurde gar nicht gedacht, es hätte denn das warme Blut eines erlegten Feindes sein müssen. Da waren keine Federn, keine Perlen und keine Haarnadeln, die Arme trugen noch keine Halsbändchen, und die Füße noch keine Masken von Gold. Eine Schmarre, die Ohr und Lippe in eins zog, übertraf alle Werke der Schere

und Nadel der neuern Zeit; wenn ja ein Band und ein Arm zusammen kamen, so trug das Band den Arm, und was konnten brodirte Schuhe in einem Staate nützen, wo ein hölzernes Bein die größte Zierde war? Allein so tapfer auch dieses vortreffliche Volk gewesen war, so hätte doch einmal nicht viel gefehlt, daß es nicht völlig von einem mächtigen Feinde über den Haufen geworfen worden wäre. Die Geschichtschreiber sind nicht recht eins, was eigentlich die Ursache war. Einige behaupten, verschiedene Mitglieder des Staatsraths hätten Vapeurs gehabt, und andere, die Generalissima aller Armeen wäre mit Zwillingen niedergekommen, gerade in der Nacht, da der Feind das Lager stürmte. So viel ist gewiß, es wurden 8 bis 10 Bademütter wegen geheimer Correspondenz gehenkt, und die Köpfe des halben Conseils auf Stangen gesteckt, das half aber Alles nichts, es folgte eine Niederlage auf die andere. Kurz, die Damen waren genöthigt, das Volk der Chapeaux um nachdrückliche Hülfe anzuflehen. Diese erschienen auch, rauh wie die Bären, unrasirt, und ungekämmt und mit Zoll langen Nägeln. Von Anfang lagerte sich jedes Heer besonders, doch so, daß der rechte Flügel der Chapeaux unmittelbar auf den linken der Damen stieß, aber man fand bald, daß der linke Flügel der Chapeaux und der rechte der Damen etwas über allzu große Entfernung zu murmeln anfingen, und daß sie eben so gut wären als andere Leute, und vielleicht wohl gar besser, und was dergleichen mehr war. Mit einem Wort, es mußte beschlossen werden, die Truppen zu mischen. Dieses geschah, und die Folgen waren

erstaunenswürdig, und wichtiger als selbst die Weisesten voraus-gesehen hatten. Man murmelte nicht allein nicht mehr, sondern man focht wie die Löwen. Sieg zog vor dem gemischten Heer her, Triumph folgte seinen Schritten, und goldene Beute reg-nete, wo es ging. Am Abend wurden die Siege gefeiert, wie ehemals die Grenzbegehungen; man trank, tanzte und spielte. Die Mädchen strichen den Bären die Haare aus den funkelnden Augen, und schnitten ihnen die häßlichen, oft hinderlichen Bärte und die gefährlichen Nägel ab. Und bei mehr gelassenem Spiel hingen wiederum die Chapeaux den Mädchen um, was sie Nied-liches und Schönes erbeutet hatten, zupften die Federn aus den buschichten Helmen der Erschlagenen, und steckten sie ihnen in die Haare, und die Schönste ging gemeiniglich am meisten be-hangen und befiedert weg. Als die Mädchen fanden, daß dieses Possenspiel ihren Liebhabern gefiel, so banden sie sich nun selbst die Federn auf, knüpften sich selbst die Haare, und das Alles schon am nüchternen Morgen, mit ihren subtileren Fingern, viel niedlicher als ihre berauschten Galans mit ihren frisch ent-waffneten Tatzen am vorigen Abend. Das ganze weibliche Corps wetteiferte endlich auf diese Weise um den Neid ihres eigenen und den Beifall des andern Geschlechts. Einem Gesichte (denn nun fing man an Gesichter deutlich zu sehen) Abwechselung zu geben und es durch die Nachbarschaft winkender und trotzen-der Federn und planmäßiger Unordnung wieder zur bloßen Klarheit herabzustimmen, und zu einem Theil zu machen, was das Ganze und das Einzige zu werden anfing, wurde nun an

diesem Putze, denn so nannte man es, bald abgeändert, und bald zugesetzt, immer unter der Genehmhaltung des Geschmacks der Männer, für welche, und eigentlich zu reden, von welchen diese Rüstung allein erfunden worden war.

Wie aus dieser Republikenmischung am Ende Alles entstanden, was in der Gesellschaft Herrliches und Großes ist, wie bald Putz, bald Titel, bald Witz, bald Verdienst, bald Ruhm die Mittel wurden zu gefallen, das übergehe ich hier, auch wie männische Damen sich wie Männer, und weibische Männer wie Damen kleideten, um Männern und Damen zu gefallen, daraus die Amazonenhabite, oder wie sie unser Pöbel mit einem plautinischen Wort *) schicklicher nennt, Amationshabite entstanden, wovon das eine Hermaphroditengeschlecht mit Federhut und Reitweste beim Weiberrock noch jetzt lebt; das umgekehrte aber mit Stiefeln, ledernen Beinkleidern, bei Kopfzeug und Saloppe, ausgestorben ist. Zu meinem Endzweck ist hier genug: Es waren Männer, die den Damen die Kopfzeuge aufsetzten, und es sind Männer, für die sie allein getragen werden, und ohne deren Beifall sie keinen Tag bestehen können. Männer bauen die Kopfzeuge der Damen, wie die Seele ihren Körper; ist Mancher nicht mit seinem Kopfzeug zufrieden, so muß er bedenken, daß es Tausende eben so wenig mit ihren Körpern sind. Wenn ich daher ein Mädchen sehe, das unter der Last eines

*) Amatio, Verliebtsein. Plaut. Capt. gegen das Ende. Plaut. Merc. IV. 4, 54.

schweren Kopfputzes noch immer die Gutmüthigkeit des leichtesten Negligees im Gesicht beibehält, so fallen mir immer die Weiber von Weinsberg *) ein. Sie würde so ruhig nicht daher gehen, denke ich, wenn sie nicht wüßte, daß sie ihren Gemahl schleppte. Was, frage ich, was kann also für einen Almanach schicklicher sein, als ihm Muster von dem vorzusetzen, was hierin bei den Geschmackvollsten unter uns und unsern Nachbarn die Jahrprobe ausgehalten hat? Seitdem die Menschen nicht mehr nackend gehen, und Physiognomik die Lieblingswissenschaft der Zeit geworden ist, hat die Beobachtung überdieß auf dem einzigen jetzt nackenden Fleck von Bedeutung, dem Gesichte, mehr Stärke zusammen gezogen als er verträgt. Bei der Überschwemmung des Übrigen durch Band, Linnen und Seide hat sich Alles auf das einzige Trockene, das Gesicht, gezogen. Es war also nöthig, dort durch den Bliz der Diamanten und das Schwanken und Nicken der Federn dem Auge eine unschuldige Diversion zu machen, und diesem Fleck so viel Veränderlichkeit zu geben als möglich. Dem Himmel sei Dank, daß wir die Mode aus einem Wege herausgeleitet haben, auf dem sie ehemals mit mächtigen Schritten fortzugehen schien. Cronegk **) weissagte: Beides, die obere Grenze des Schnürlei-

*) Der angeführte götting. Taschenkalender, S. 122. hat hier das Citat: „Siehe Bürgers Gedichte. Göttingen, 1778. Seite 159.“ Bei der neuesten Ausgabe derselben, Göttingen 1844, würde das Citat sein müssen: S. 109.

**) Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, geb. 1731 zu Anspach, gest. 1758. Talentvoller Dichter.

des und die untere des Rocks würde sich gegen die Mitte zusammenziehen, und sich endlich dem Feigenblatt unser Aller Mutter wieder nähern, aus welchem beide entstanden waren. Seine Weissagung ist nicht eingetroffen. Welche Bilanz für die Tugend im Jahr 1780! Worauf können unsere Almanache stolzer sein? Haben wir nicht die nackenden, unzüchtigen Aderlaßmännchen weggelassen? Kein Festtag erscheint mehr roth, aber dafür die bewegliche Festlichkeit jedes Poufs, der alte sowohl als neue Stil aller Chignons, und die Verfinsterungen des schönsten Gegenstandes der Natur durch grüne, weiße und schwarze Schleier, in Effigie. Was ist dem Geschöpfe, unter dessen größte Vorzüge gehört, sich ermorden und putzen zu können, wichtiger? O Phöbe selbst, ohne ihr Silbergewölb, wäre eine bloße Kahlköpfin. Lieber eine Donnerwolke als nichts. Wenn Weib, wie ein großer Schriftsteller sagt, der schönste Name der Natur ist, was ist ein geputztes Weib! — — Kleiderordnungen für Damen mögen ökonomisch sein, aber menschlich sind sie nicht. In diese Mysteria muß sich keine Regierung mischen, als die Regierung der Liebe, und wenn sie es thut, so ist es, wenn nicht alle Menschenkenntniß trügt, bloß von einem König zum andern. Setzt Euren Damen auf, was Ihr wollt, und was sie wollen, aber entscheidet nicht für Jahrzehnte, wo Ihr vergessen sein werdet. Es ist ein Vergnügen selbst für den Philosophen, zu sehen, wie Damenputz von Null zu Tausend wächst und wieder fällt. Selbst Lambert würde die Schlangenlinie der Mode mit Vergnügen construirt haben. Keinen Pfennig werth bei unser Aller

Mutter, wuchs der Schmuck selbst eines isländischen Mädchens für Hr. Banks zu 120 Thaler, und bei einer englischen Dame am Geburtstage des Königs zu 780000 *). Ist das nichts? Kein Wink der Natur? Kein Bedürfniß der Männer, die von dem Allen die Endursache sind? Und wie, wenn die Damen fragten: habt ihr denn keine eitle Moden, und noch dazu solche, die wir, die ihr anbetet, nicht einmal von euch verlangen? Was sind dann eure Hüte und eure Haarbeutel, deren Fläche sowohl als Gewicht immer gleiche Summe ausmachen? Als sich eure Hüte zu einem Calottchen zusammenzogen, könnten sie sagen, breitete euer Haarbeutel seine Flügel über den ganzen Rücken aus, und jetzt, da euer Hut zum aufgezäumten Regenschirm anschwillt, schwindet euer Haarbeutel jämmerlich zusammen, und verpuppt sich zur Zopfgestalt, vermuthlich, um nach wenig Jahren wieder als vollkommenes Insect, wie ihr, sich im Licht unserer Pickenicke zu sonnen. Wie? Und was ist denn euer tausendfarbiger Stil und eure Ordokrasi anders als eitler Putz? Hat nicht mancher Schriftsteller unter euch seinen Ruhm einem Pet en l'air und einem Pouf à l'Angloise zu danken? Was sind euere Schuhschnallen anders als Kutschengeschirr? Recht gut, könnten sie fortfahren, bald hoffen wir eure Knieschnallen in den Schuhen und das Kutschengeschirr an den Knien zu sehen.

*) 130000 Pfund Sterling. In Paris haben sich jetzt wenigstens die Dimensionen der Kopfzeuge wieder sehr merklich vermindert. Anm. des Verfassers.

Brav! Ihr seid freie Menschen. Aber — — — Wir auch. Allerdings. Ich fühle das ganze Gewicht dieser Einwürfe:

Wir irren allesammt, nur jeder irret anders *).

---

*) Der götting. Taschenkalender a. a. O. S. 127 schließt diesen Aufsatz mit den Worten:

„Laßt uns sehen, wie uns Chodowiecky zurechte weißt.“ sich damit auf zwei vorgeheftete Blättchen chodowieckyscher Kupfer beziehend, deren jedes fünf zarte Frauenzimmerköpfchen darstellt. Leider sind diese vortrefflichen Platten nicht mehr vorhanden, durch deren Abdrücke wir sonst die Leser erfreut haben würden.

Etwas über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe ꝛc. bei verschiedenen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 85—93.)

In Otaheite, sagt Hr. v. Bougainville, kommt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihm sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus, und der Kranke wird, vermuthlich weil Alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeiniglich gesund.

Auf den philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Colik und das Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salzwasser und läßt ihm alsdann zur Ader.

Bei verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Fußsohlen oder auf die Backen der zweiten Art gibt.

Wenn jemanden ein Knochen im Halse steckt, oder wenn

ein Lungengeschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgesperrt steht, so hat man gefunden, daß die Natur gemeiniglich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken, oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaction hat.

Bei Narren helfen die Stockschläge oft mehr als alle andere Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschenuhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren und Gecken ist es anders, die kann man, wie Salomon sagt, im Mörser stampfen und bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruthe und der Ohrfeige, fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Sitten und Gelehrsamkeit werden da beigebracht wie die Clystire. Ich kann hierbei meinen Lesern unmöglich ein Sinngedicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Ader vermuthlich auch die pädagogische Birke geöffnet hatte, ausstieß, als er ein Glas Birkenchampagner trank:

Oh birch! thou cruel, bloody tree,
I'll be at last reveng'd of thee;
Oft hast thou drank the blood of mine.
Now for an equal draught of thine.

„Birke, blutdürstiger, tyrannischer Baum, endlich räch' ich mich an dir. Oft hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink' ich das deinige."

Was die Geißel bei den Baalspfaffen, Bonzen, Flagellanten und Securisten zu Bändigung der Leidenschaften beigetragen hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es ihnen nicht ganz gelungen sein, diese nahmen nämlich die Schläge, so wie sie jeder rechtschaffene Kerl nimmt, sie fingen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber, unter andern Lykurgus selbst, ließen die Jugend beiderlei Geschlechts sich mit Fäusten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk beisammen.

Bei den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen erst mit dem Stock den Soldaten, und die Soldaten unter dem Schatten desselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock *). Einen Rebenstock erhalten hieß Hauptmann werden. Während

---

*) Centurionum in manu *vitis* — tardos ordines ad lentas perducit — aquilas. Plin. N. H. XIV. 3. 3. — Dux bonus huic centum commisit *vite* regendos. Ovid. Art. III. 527. — Fracta *vite* in tergo militis. Tacit. Ann. I, 23. u. a. a. O. m.

der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberofficier den Saft von dessen Traube, und durch beide erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heutzutage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschallstab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelt man die Götzen, die beim Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daß es half.

Drisch' deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und Alles wird gut gehen.

Die alten Ägyptier malten den Osiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand aus gleicher Ursache, und bei den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen. In der allegorischen Sprache heißt das noch: der Schädel Jupiters konnte von der Minerva nicht entbunden werdis, bis ihm Vulcan einen derben Hieb darauf gab.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bei den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kinder mit Stockschlägen bestraft habe, und daß manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch, man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paßt die Zeit ab, da ihr Besitzer darinnen steckt Im Militär herrscht nun ein jenem persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig lie-

gen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Schmerz zusammengesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der Schmerz gibt der Strafe das Ansehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Ansehen von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden, und Mitleiden des Zuschauers ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beim Schimpf ist Nichts von dem. Er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bei den Römern waren Stockschläge und Ruthenstreiche so erniedrigend, daß, als Cicero bei Gelegenheit des Gabinius sagte: caedebatur virgis Civis Romanus: „Ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen,“ so weinte das römische Volk.

Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preis. Die Gesetze der XII Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groß war*). Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius**) erzählt, zuweilen auf der Straße spazieren ging, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch au-

---

*) Si injuriam faxit alteri viginti quinque aeris poenae sunto. XII Tabb. VIII. fragm. 4.

**) Noct. att. XX, 1, 13.

genblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genies.

Chilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlin einen Stockschlag gegeben, und Amalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlin des letztern war eine Schwester Childeberts Königs von Frankreich.

Vor noch nicht gar langer Zeit gab ein Officier in Genua einem Packenträger einen Stockschlag, dieses brachte Alles in einen Aufruhr, und das Volk schmiß alle deutsche Soldaten zur Stadt hinaus.

Karl der Große hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügeltarif mit beigesetzten Strafen eingerückt. Ein Gesetz darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drei Schritte weit hören kann, so bezahlt er dafür 5 Stüber.

Die manumittirende Ohrfeige*) war, so wie bei uns noch die lossprechende bei den Handwerkern, ein Ehrenschlag und that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bei uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren

*) S. Adam's Roman Antiquities. 7te Ausgabe 1814. S. 39. — Phaedr. II, 5.

richtet, die sie treffen. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesstrafe.

So viel ich weiß, unterscheiden die englischen Gesetze dabei, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich, und nicht so theuer, vielleicht, weil die mit der flachen Hand gemeiniglich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

Proben seltsamen Aberglaubens.

(Götting. Taschenkalender 1783. S. 40—45.)

Einige von den fürchterlichen Strichheuschrecken *), die oft über große Länder Hungersnoth und Pest gebracht haben, haben auf ihren Flügeln oft kleine Pünktchen, die eben deßwegen, weil sie ganz ohne gewisse Ordnung darauf stehen, allerlei seltsame Figuren bilden, die der Aberglaube nicht selten für Buchstaben und die Flügelchen dieser Thiere für allerlei Drohungszettel gehalten hat, die der Himmel seinen Vertrauten zuschickte. Einige fanden deutlich auf einem Flügel die Buchstaben IRA und auf dem andern DEI. Ein Anderer sah sogar armenische Buchstaben darauf, die er sehr gelehrt durch Immanes, und Novi Populi übersetzte. Nach Franzens *) Versicherung sollten die

*) Gryllus migratorius Linn.

**) Adam Wilhelm Franzen (?), Professor der Geschichte zu Halle, gest. 1766. Schrieb: Geschichte der Welt und Natur. Berlin 1765. 8.

obigen Worte: Zorn Gottes, in Apulien griechisch, in Deutschland aber hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen sein.

Die Heuschrecken, welche 1712 in Schlesien einfielen, hatten deutlich die Buchstaben B. E. S. auf ihren Flügeln. Hierüber hat Hr. **, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunst am Gymnas. zu Stettin, eine sehr gelehrte Abhandlung unter dem Titel: Muthmaßungen von den wundersamen Heuschrecken zum Neujahrsgeschenk, in hebräischer, griechischer, lateinischer und deutscher Sprache ans Licht gestellt. Von seinen deutschen Erklärungen sind folgende die erbaulichsten: Bedeutet erschreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erstorbene Sünder (lauter Ausgänge von Herametern). Die allernatürlichste: Bist ein Schöps, ist dem hochweisen Manne nicht eingefallen.

Das meiste Aufsehen erregte M. Andr. Acoluth*), Archidiaconus zu St. Bernhardin und Prof. der orient. Sprache zu Breslau im Jahr 1693. Dieser breitete aus, daß er auf den Heuschreckenflügeln ganz deutlich annona moriemini gelesen habe, diese sollten so viel heißen, als ihr werdet aus Kornmangel sterben. Weil dieses ein Mann von Ansehen und ein Geistlicher gesagt hatte, so machte es auf viele Leute ungemeinen Eindruck. Der berühmte Theologe Casp.

*) Geb. 1654 zu Bernstadt, gest. zu Breslau 1703. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin.

Neumann *) sah sich daher genöthigt, gegen diese Thorheiten in seiner eigenen Kirche (St. Maria Magdalena) an einem Bußtage zu predigen. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Grillen nicht irre machen zu lassen, der liebe Gott schreibe keine Briefe auf Insectenflügel an die Menschen. Überdieß sage jenes Latein gar nicht, was Hr. Acoluth darin lesen wolle. Es hieße (wenigstens in gutem Latein) nicht sowohl: Ihr werdet Hungers sterben, als vielmehr: Ihr werdet euch an eurem Getreidevorrath zu Tode fressen. (S. dessen gesammelte Früchte S. 53.)

Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungeziefer, welches die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Italien, Frankreich und den angrenzenden Ländern, im Schwange gewesen. Der Bischof von Lausanne, Benedict von Montferrand, ließ im Jahr 1479, die Raupen, welche damals einen unsäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verursachten, vor sein bischöfliches Gericht laden, damit sie sich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Prozeß, und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinern Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach diesen voll-

*) Geb. 1648 zu Breslau, gest. daselbst 1715. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin.

brachten Gebräuchen sprach der Bischof von seinem Richterstuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das arme Ungeziefer mit der erschrecklichen Strafe des Bannes. Im Jahr 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, welches damals die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün *) erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autün wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feierlichkeit ausgesprochen worden sind. Gemeiniglich pflegte der Prozeß wider dasselbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bittschreiben im Namen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, daß diese Thierchen vertrieben werden möchten. So gaben unter andern einst einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplik gegen die großen Fliegen ein, welche Weintrauben aussogen. Hierauf wurde ein Richter erwählet, vor dem sich zwei Advocaten stelleten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeiß sich nicht in einer gewissen Zeit fort begeben würde, dasselbe in den

---

*) Peter le Brün, geb. 1661 in der Provence, gest. 1729 zu Paris in einem Seminar. Schrieb histoire critique des pratiques superstitieuses qui ont seduit les peuples. Rouen 1702.

Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrhundert war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barhol. Chassanäus *), ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person, oder durch einen Anwalt, erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches Letztere er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene andere berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Bairus **) hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, sondern auch für gotteslästerlich, und es deuchtete ihn eben so ungereimt zu sein, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

---

*) Geb. 1480 zu Issy l'Evêque, gest. 1542 zu Autün.

**) Benedictiner, lebte in der Mitte des 16ten Jahrh., wurde Bischof zu Pozzuolo; schrieb 3 Bücher de fascino.

auf machte man einen Versuch mit Silber; hier wurde Alles sehr viel ärger, die Zuckungen wurden heftiger, und man fürchtete, er würde sterben. Man sieht hieraus leicht, was der Erfolg gewesen sein würde, wenn man einen Versuch mit Gold hätte machen wollen, vermuthlich der Tod selbst. So stand es mit dem jungen Menschen gegen Ende des Jahrs 1787, und das Factum hat seine völlige Richtigkeit. Was aus ihm nach der Hand geworden ist, hat man nicht erfahren, vermuthlich ist er in dem reichen Lande indessen gestorben, oder wenn er noch am Leben ist, so wird er es doch nicht über die nächste Parliamentswahl bringen, wo es ohne Augenschirm und Scheuleder unmöglich ist, dem Anblick von Guineen auszuweichen. Hieraus erklärt sich nun auch sehr natürlich der Gebrauch unserer weisen Vorfahren, den Kindern Medaillen an den Hals zu hängen, ja ich habe selbst noch Kinder gesehen, die ganz mit Silbermünzen behangen waren, dachte aber damals nicht, daß dieses ein kräftiges Amulet wider die Geldscheue (Argyrophobie), das schrecklichste Übel der Natur, sein sollte. Alle Eltern und Erzieher werden also sorgfältig darauf bedacht sein, dem Ausbruch desselben bei uns mit allen Kräften vorzubeugen, sollte es aber mit irgend jemanden schon so weit gekommen sein, als mit jenem unglücklichen Jünglinge, so wüßte ich kein kräftigeres Mittel, als man verböte ihm von Allem zu essen was nicht wiederkäut und die Klauen nicht spaltet, und wollte auch dieses nicht helfen, so würde ich da, wo es angeht, stracks zur Beschneidung schreiten.

Gelinde Strafe im Ehebruch ertappter Personen, bei unsern Vorfahren.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 103. 104.)

Die Worte des Gesetzes in einem alten sächsischen Weichbildrecht *) lauten in neues Deutsch übersetzt so: „Er (der beleidigte Theil) soll sie binden auf einander und soll sie führen offenbar unter den Galgen, und soll da ein Grab machen sieben Schuh lang und sieben tief, und soll nehmen zwei Arme voll Dornengesträuch, und soll sie unterlegen, und das Weib mit dem Rücken oben darauf, den Friedenbrecher aber oben auf, und über beide stürzen Nesseln, und einen Arm voll Dornen auf seinen Rücken legen, und hierauf einen eichenen Pfahl durch sie beide schlagen, sie seien nun lebendig oder todt, daß sie nicht entweichen mögen, und das Grab soll man zufüllen.“ — Wie nett müßten sich nicht heutzutage die Richtplätze bei manchen großen Städten durch Wäldchen ausnehmen, wenn diese Eichenpfähle alle wieder ausgeschlagen wären!

*) S. jurist. Magazin, herausgegeben von Hrn. Prof. Siebenkees. 2ter Bd. S. 228. Anm. des Verfassers.

Anweisung Leinwand in wenigen Minuten zu bleichen.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 129—132.)

Da die Kunst, Leinwand in wenigen Minuten zu bleichen, und zwar besser und mit geringerem Verlust an Festigkeit, als nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren, noch immer Ungläubige, zumal unter den Damen findet, so steht wohl die Anweisung dazu hier nicht ganz am unrechten Ort.

Die erste Idee dazu hat wohl der berühmte Scheele *) gegeben. Dieser fand nämlich, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie durch Abziehung über Braunstein ihres Brennbaren beraubt worden (dephlogistisirte Salzsäure), viele Farben zerstöre. Diese Versuche machte der französische Chemiker Berthollet **), der die Chemie ebenfalls mit scheelischem Geiste behandelt, im Großen nach, und schlug diese Säure zuerst zum Bleichen der

*) Carl Wilhelm Scheele, geb. zu Stralsund, 1742, gest. als Apotheker zu Köping 1786.

**) Claude Louis, Graf Berthollet, geb. 1758, gest. 1822. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Paris, franz. Pair. Verfasser des Essai de statique chimique. 2 Voll. 8.

Leinwand vor. Auf einen Theil dieser Säure werden vier, fünf bis sechs Theile Wasser genommen, die Leinwand hineingetaucht und einige Minuten darin gelassen, alsdann ausgewaschen, so ist sie gebleicht, und zwar, wenn die Operation mit Geschicklichkeit verrichtet wird (und wozu gehört nicht Geschicklichkeit?), so verliert sie nichts von ihrer Stärke, da sie nach dem gewöhnlichen Prozeß ein Drittel davon verlieren soll. Es ist eigentlich ein Fleckenausmachen. So würde man es nennen, wenn es um Hinwegschaffung eines grauen Flecks von einem Quadratzoll aus der Leinwand zu thun wäre. Was würde man aber von einem Menschen denken, der um einen Flecken von der Größe eines Quadratzolls aus der Manschette wegzubringen, diese einen halben Sommer hindurch auf einen Rasenplatz ausspannte, des Nachts vor Spitzbuben, und am Tage vor Gänsen, Enten und Schweinen bewachte, immer begösse, und zwischen durch in heißer Lauge badete und unter dem entsetzlichen Geschwätze, wer weiß wie oft, bläuelte? Und doch besteht die Oberfläche der grauen Leinwand aus lauter solchen Quadratzollen, und ihre Menge kann schlechterdings keinen oder nur einen geringen Einfluß auf die Zeit der Wegschaffung haben, da sie alle nothwendig zugleich behandelt werden müssen. Die dephlogistisirte Salzsäure hat sehr wenig Ätzendes, sie bekommt es aber durch Ausziehung des färbenden Stoffes aus der Leinwand wieder, daher die Behandlung Vorsicht erfordert. Ihr die nöthige Stärke zu geben, darf man nur den Versuch an einem kleinen Stückchen, das man von dem zu bleichenden Stücke selbst

abschneidet, machen. Sicheren Nachrichten zufolge, ist Hr. Valette, ein Franzose, jetzt beschäftigt, eine solche Fabrik in England bei Liverpool zu errichten. Da diese Säure, verbunden mit dem Mineral-Alkali, unser Küchensalz, und das Salz der See ausmacht, folglich in hinlänglicher Menge da ist, alle Hemden und Manschetten der ganzen Welt zu bleichen, wenn die Chemie nur erst wohlfeile Mittel ausfindet, sie aus dem Seesalz zu scheiden; ja überdieß das Mineral-Alkali, schicklich getrennt, von der andern Seite unsern Glasfabriken von unendlichem Nutzen sein wird: so wird man künftig dem Seewasser seine Untrinkbarkeit gern vergeben, wenn man bedenkt, daß es dafür auch das einzige Mineral enthält, das Eßbarkeit hat; das überdieß nunmehr ein kräftigeres Schießpulver abgeben zu wollen scheint, wodurch so mancher Nationalprozeß abgekürzt werden wird, und das endlich (welches über Alles geht) den Stoff enthält, ein ganzes Tafelzeug in 5 Minuten zu bleichen.

Ob nicht am Ende die dephlogistisirte Salzsäure auch zu Bleichung der Haut angewendet, und darauf förmliche Gesichterbleichen gegründet werden könnten, die man jährlich bereisete, wie etwa die Gesundbrunnen, dieses überläßt der Herausgeber gänzlich den Herren Berthollet und Valette, deren Landsmänninnen gewöhnlich auch dieser Bleiche mehr bedürfen, als die vom Himmel, ohne Salzsäure, gebleichten Damen seines eigenen Vaterlandes.

Sicheres Recept Tintenflecke ohne Säure aus Leinwand wegzuschaffen.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 149—152.)

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnliche Art, Tintenflecke aus der Leinwand, vermittelst der Citronen- oder der Sauerkleesäure wegzuschaffen, die schlimmste Art von Spuren über kurz oder lang, nämlich Löcher, zurücklassen soll, daher nachstehende, die diese Folgen nicht hat, zu empfehlen ist: Man schmilzt reines Talg in einem Löffel, und tränkt die befleckte Stelle damit, läßt es so liegen und die Wäscherin auf die gewöhnliche Weise tractiren. — So steht dieses Recept, als ein bisheriges Geheimniß in dem Esprit des Journaux. Mai 1789. Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, der mit diesem Übel sehr geplagt ist, untersuchte es auf der Stelle, wiewohl er gern glaubt, daß es vielleicht bloß für ihn ein Geheimniß gewesen sein mag. — Auf ein Stück feiner Leinwand, etwa von der Größe eines Quadratfußes, goß er Tinte, und wickelte es zusammen, so, daß der Hauptfleck wohl einer Hand groß war,

hingegen die übrigen durch das Zusammenwickeln entstandenen mit mannichfaltigen Schattirungen das ganze Tuch bedeckten. So wurde es, nachdem Alles trocken war, in geschmolzenes Talg getaucht und einen halben Tag liegen gelassen. Hierauf wurde es in gemeiner Waschlauge etwas gekocht und mit Seife ausgewaschen, und alle Flecken waren vollkommen weg, doch erforderte es einiges sorgfältiges Reiben. Da der Talg ziemlich unnöthig vorkam, so wurde es ohne denselben versucht, und es ging eben so gut. Also um Tintenflecken aus dem weißen Zeuge zu waschen, sind gar keine neue Anstalten nöthig, sondern bloß die alten, mit etwas Sorgfalt concentrirt, zumal auf das Baden und Kochen in heißer Lauge; und das können ja die Damen wohl leicht verordnen, da sie wissen müssen, daß kein Tintenfleck leicht von ihren Männern gemacht wird, ohne seinen correspondirenden Funken von Licht in der Welt zurückzulassen. — Der Herr Herausgeber verbittet sich bei dieser Ermahnung alle Deutung auf seine Tintenflecke, und die damit zumal in diesem Artikel verbundene Erleuchtung. — Es könnte, nach dem Vorhergehenden zu urtheilen, der künstliche Fettflecken wohl bloß deßwegen verordnet sein, die Waschweiber aufmerksam und thätig zu machen. Denn daß man Fettflecken mit Seife wegbringen kann, wissen sie alle, wenn man sich nur Zeit nimmt. Hingegen Tintenflecken werden von ihnen meistens für incurabel gehalten, und als solche zu früh aufgegeben.

Lieutenant Greatraks.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 152—163.)

Vieles was dieser und der folgende Artikel enthält, mag manchen unserer Leser bekannt sein. Sie mögen es wissen. Aber Wissen und Beherzigung ist nicht einerlei. Selbst bei ersterem schadet die Wiederholung nicht, wenn nur die Wendung neu ist, und zu letzterer ist Wiederholung oft unentbehrlich. Man besucht Predigten, nicht um etwas Neues zu hören, sondern das Bekannte aufzufrischen, und verlegene Grundsätze wenigstens auf 8 Tage wieder oben hin zu schaffen, um den Handlungen der nächsten Woche oder des nächsten Tages vorzuschweben. Auch erwächst ja der Zweck aller Lectüre: Unterricht und Besserung und Erweiterung der Grenzen der Wissenschaft durch Nachdenken, bloß aus der vereinten Wirkung des Buchs, das gelesen wird, und des Kopfs, der liest. Jenes bleibt freilich was es ist, aber letzterer ändert sich, und so auch das Resultat dieser vereinten Kräfte, wovon die eine veränderlich ist. Was ich vor 10 Jahren gelesen habe, liest

heute in mir ein Anderer und anders. — Nun zum Lieutenant Greatraks. Von diesem sonderbaren Menschen, dessen unsere Schriftsteller über thierischen Magnetismus häufig Erwähnung thun, einige nähere Umstände zu erfahren, kann unsern Lesern nicht anders als angenehm sein.

Alle Thatsachen, deren ich hier Erwähnung thue, nehme ich, größtentheils wörtlich, aus Robert Boyle's *) Leben, welches der schönen Ausgabe der Werke dieses großen Mannes in fünf Folianten, London 1774 vorgesetzt ist, worin von S. 35 an, Vieles, und sehr viel mehr hierüber vorkommt, als dieses Taschenbüchlein fassen kann und fassen soll; ferner aus eben dieses großen Physikers Correspondenz im 5ten Theil. Die Vertheidiger des thierischen Magnetismus, die Belieben tragen, ihre Meinung hinzuhalten, werden dort mitunter Stoff genug finden, unsere Buchhändler zu ernähren, und unsern Journalen Leser zu verschaffen. Auch kann ihnen manches dortige Citat angenehm sein.

Valentin Greatraks **), vulgo der irländische

---

*) Robert Boyle, siebenter Sohn des Grafen Richard von Cork und Orrery, geb. zu Lismore 1626, gest. in London 1691.

**) So schreiben Robert Boyle und sein Correspondent Dr. Stubbe den Namen, und eben so steht er auch auf einer zu London 1666 in 4to herausgekommenen Nachricht von seinen Wundern, es mag also wohl die richtigste Art zu schreiben sein. Sonst schreiben Andere und unter diesen der bekannte

Streichelboctor, auch der irländische Streichler, war der Sohn von William Greatraks aus Affane in der Grafschaft Waterford in Irland, und einer Tochter eines Sir William Harris's, eines sehr angesehenen Mannes bei dem ersten Gerichtshof in Irland. Er wurde am 14ten Febr. 1628 geboren, und auf die Schule zu Lismore gethan, wo er bis in sein dreizehntes Jahr blieb, von dort sollte er die Universität zu Dublin beziehen (hätte er sie doch beziehen können!), allein, da bald darauf*) die Rebellion ausbrach, flüchtete er mit seiner Mutter nach England, wo beide von einem Onkel, Hrn. Edward Harris unterstützt wurden. Hier übergab ihn die Mutter, um seine Studien zu vollenden, einem gewissen Pastor zu Stock-Gabriel, einem Deutschen, Namens Johann Daniel Getseus. (Da die Engländer keinen

---

Secretair der londonschen Societät Oldenburg †), Greatrix, diese mögen wohl der Aussprache folgen.

Anm. des Verfassers.

†) Heinr. Oldenburg war ein geborner Bremer, unter Cromwell Consul seiner Vaterstadt in London, ging 1656 mit einem jungen Engländer nach Oxford, trug zur Stiftung der königl. Societät Viel bei, deren erster Secretair er gemeinschaftlich mit Wilkins wurde. Die Herausgabe der Philosoph. Transactions von 1665—77 ist von ihm besorgt. Er nannte sich oft *Grubendol.* Starb zu Charlton 1678.

*) 1641.

Buchstaben für unser ö haben, und die alten deutschen Schullehrer ihre Namen gern lateinisch endigten, so ist wohl Pastor Getseus nicht mehr und nicht weniger als Pastor Götze). Dieser unterrichtete ihn in ***Humanity and Divinity***, oder wie wir es hier zu Lande ausdrücken, im Lateinischen und Griechischen, und dem Katechismus. In dieser Zeit mag Manches vorgegangen sein, denn nachdem er in sein Vaterland zurückkehrte, fand er es in einer sehr traurigen Lage, das ist freilich betrübt, aber noch betrübter für seine künftigen Entdeckungen, daß er nun von diesem Zustande nicht mehr in waterfordischem Englischen, sondern in der Bibelsprache des Hrn. Getseus redet: „Ich sah da so viel von den Sünden dieser Welt, und der Gerechten so wenige, daß mein Leben mir zur Last und meine Seele des sie bekleidenden Erdenkloses so müde, als der Galeerensclave seines Ruders ward. Ich wurde bis zur Schwelle des Todes gebracht, und meine Gebeine konnten mich kaum mehr tragen.“ Indessen wurde er mit diesen Gebeinen Anno 1662 Lieutenant in Lord Roger Broghill's*), nachherigem Lord Orrery's, Regiment zum sichern Zeichen, daß sie ihn wieder müssen getragen haben.

*) Roger Boyle, Graf von Orrery und Baron Broghill, Bruder von Robert Boyle, fünfter Sohn des Grafen von Cork und Orrery. Geb. 1621. gest. 1679 als Lord Oberrichter in Irland.

Allein, und das war Schade, das Regiment ging aus einander, und er bekam eine Secretairstelle bei einem Gerichtshofe. Nun schlug bei dem sitzenden Leben die Krankheit aus den Beinen in den Kopf: „Nun (es sind des Hrn. Lieutenants eigene Worte) verspürte ich in meinem Innerlichen eine Art von glaubigem Zutrauen, wovon ich keinen vernünftigen Grund (dieses ist noch sehr vernünftig) angeben kann, welcher mir gleichsam sagte: du kannst die Scropheln (the Kings Evil) heilen. Ich verschwieg es lange, endlich sagte ich es meiner Frau ꝛc. Hier kommen wieder allerlei biblische Redensarten vor, und nun sagt er sogar: „Endlich gefiel es Gott, es war am Sonntage nach Ostern am 2ten April 1665, früh Morgens, mir durch einen innern Antrieb zu wissen zu thun, daß er mir die Gabe, Krankheiten zu heilen, verliehen habe.“ Nun fing er an zu heilen und nicht zu heilen, so wie es kam. Zuweilen gelang es ihm geschwind, zuweilen gar nicht, ob er gleich fast 4 Wochen streichelte, gerade so wie es der Frau zu Osterode*) auch ging. Er

*) Osterode, Fabrikstadt im K. hannov. Landdrosteibezirke Hildesheim. Die hier gedachte Frau war eine gewisse Engel Dorothea Starke, geb. Pfeiffer, die in den 80 und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts damit sich abgab, Gicht, Podagra, Kröpfe ꝛc. durch Streichen und Berühren des kranken Körpers und durch s. g. Besprechen zu heilen, und in jenen Zeiten sich einigen Ruf erworben hatte.

heilte Kröpfe durch Berührung, und wenn das nicht helfen wollte, durch Ausschneiden. Dabei war er von einnehmendem Anstand. Im Englischen heißt sein Anstand sogar graceful, das ist viel mehr als bloß einnehmend: es will sagen, in seinem Anstande lag Reiz mit Würde. Auch war er, wie die Zeugnisse sagen, ein guter, aufrichtiger Mann. Solche Männer sind gefährliche Streichler für eine gewisse Classe von Menschen, oder auch, wenn man will, heilsame, je nachdem die Sache steht; zumal wenn sie Soldaten sind, oder waren; Letzteres freilich nur bei anerkanntem Credit, daß sie den Dienst nicht aus Mangel an Bravour verlassen haben. So etwas würde die Streichelkräfte sehr vermindern. Aber ein solcher Vorwurf konnte auch Hrn. Greatraks unmöglich treffen, da sein ganzes Regiment reducirt wurde. So wenig ich auch gegen die Gracefulneß von Hrn. Greatraks's Figur zu sagen habe; ja vielmehr, gewisser Umstände wegen, gern zugebe, daß sie sehr groß gewesen sein müsse, so viel habe ich dennoch, aus vor mir liegenden Zeugnissen gegen dessen Aufrichtigkeit einzuwenden. Und zwar rühren diese Zeugnisse nicht von den Feinden des Hrn. Lieutenant's, sondern von seinen Verehrern her. Ein gewisser Hr. Thomas Wall, ein Prediger, der ausdrücklich eine Reise that, um Hrn. Greatraks zu beobachten, sagt aus, daß Hrn. Greatraks Hand zweimal gänzlich gelähmt (struck dead) und kohlschwarz dafür geworden sei, daß er keinen Glauben an seine Curen gehabt habe, allein jedesmal habe er die verkohlte Hand durch Berührung mit der unver-

kohlten wieder hergestellt. Ist das nicht schön? Wenn auch, wird sehr naiv hinzugesetzt, hierzu keine weitere Zeugen wären, als Hr. G. selbst und seine Frau, so verdiente es doch ihrer Beharrlichkeit darin und ihrer Übereinstimmung wegen aufgezeichnet zu werden. Der Mann, der dieses schreibt, ein Herr John Beal, war freilich ein Freund Boyle's und Sydenham's*), aber was für ein guter Freund er sonst war, erhellt, wie mich dünkt, nicht undeutlich aus dem Schluß seines Briefs (R. Boyle's Works Vol. V. p. 470): Es ist dieses, sagt er, ein überzeugender Beweis von der Macht des Namens unsers Herrn Jesus, und das zu einer Zeit, die freilich einmal des Beweises bedurfte, daß nicht alle Offenbarungen fanatischen Ursprungs sind. — Mehreres hier auszuziehen, verstattet weder Raum noch Ort. — Nun noch ein paar Worte über das Ganze. Nach meinem Ermessen verdient Greatraks Geschichte allerdings einmal eine recht kritische Behandlung. Er war gewiß in seiner Art ein großer Mann! Er hat sogar Rob. Boyle's Zeugniß für sich, und Sydenham scheint ihm zu glauben. Welches Feld für einen guten Kopf, Wahrheiten darauf zu pflanzen, die länger dauern würden, als alle diese Streicheleien. Es ist wohl vermuthlich an Allem Nichts. Solche Modethorheiten entstehen und vergehen, bis etwa nach hundert

---

*) Thomas Sydenham, berühmter Arzt, geb. 1624, gest. 1689 in London.

ist das Fortschreiten und das Umhergreifen gewisser Meinungen, wovon wir jetzt Proben genug haben, um eine Theorie davon zu entwerfen, der größten Aufmerksamkeit werth. Es ist dem Denker interessant zu sehen: wie zuweilen ein Flöckchen von Aberglauben, der auf den rechten Fleck der großen, bisher ruhenden Masse verwandten Stoffs herabfällt, sich nach und nach zu Lauwinen ballt, die endlich die Meinungen leichtgläubiger, bequemer Menschen, und hauptsächlich derer, die ihren Pfennig von Kenntnissen gut anwenden wollen, zu Tausenden mit sich fortreißen. — Diesen Lauwinen hat man aber, Gottlob! zu unsern Zeiten ein Instrument entgegen gestellt, das wohl nächst dem Pflug und dem Galgen eines der nobelsten ist, auf die der Mensch zur Beförderung allgemeinen Wohls je gerathen ist, und das ist der ——— Preßbengel. Wo der frei oscilliren darf, da hat es mit Religionsstifterei und Aberglauben wenig zu bedeuten, und noch weniger mit den parasitischen Auswüchsen derselben, magischem Magnetismus und Elektricismus. Menschen werden freilich, solange die Welt steht, immer betrogen werden, aber der Mensch, immer weniger und endlich niemals mehr. Wir haben gottlob den Stern gesehen, worunter unsere Erlösung liegt. Es möchte wohl jetzt unmöglich sein, ihn mit daurendem Nebel dem Auge Aller wieder zu entziehen.

Giovanni Francesco Pivati*), ein Mann von Stand

*) Dr. med., Mitglied und Secretair der Akademie der Wissenschaften in Bologna.

und Ansehen zu Venedig, wollte gefunden haben, daß wenn man riechende Substanzen in Glasröhren hermetisch einschlösse, und hernach durch Reiben elektrisch machte, so drängen nicht allein die Gerüche durch das Glas, sondern wirkten auch vermittelst ihrer specifiken Heilkräfte in diesem Zustand auf die so elektrisirten Personen. Die Sache erhielt Beifall. Ein gewisser Herr Verati zu Bologna und Bianchi zu Turin fanden die Erfahrung richtig, und endlich gab sogar unser vortrefflicher Winkler*) zu Leipzig der Erfindung Beifall. Ja, man ging so weit zu hoffen, daß man künftig wohl gar manche übel schmeckende Arzneien nicht mehr über die Zunge nach dem Magen gehen zu lassen nöthig haben würde, sondern sie durch alle Poren auf einmal eintreiben könnte. Ein Mann, der über Schmerzen in der Seite klagte, wurde vermittelst einer Glasröhre elektrisirt, worin man peruvianischen Balsam eingeschlossen hatte. Der Mann ging nach Hause, schlief und schwitzte stark, und nunmehr roch sein Nachtzeug, Bett und Alles nach peruvianischem Balsam, ja endlich seine Haare, als er sich kämmte, und auch (wie wunderbar!) der Kamm, ob man gleich vor dem Reiben der Röhre nichts gerochen hatte.

Tages darauf elektrisirte Hr. Pivati einen gesunden Mann mit eben der Röhre. Er wußte nichts von dem eingeschlossenen

---

*) Joh. Heinr. Winkler, Prof. der Physik, geb. 1703, gest. 1770. Schrieb: Institutiones philosophiae universae. Lips. 1764. Anfangsgründe der Physik 1754.

Balsam, bald aber nachher verspürte er eine angenehme Wärme, die sich durch seinen ganzen Körper verbreitete. Ein Freund von ihm, der sich bei ihm befand, wußte nicht, wo der angenehme Geruch herkam, allein er selbst bemerkte bald, daß er von seinem eignen Leibe aufstieg, und erstaunte deßwegen nicht wenig, weil ihm Hr. Pivati's kleiner unschuldiger Streich unbekannt war. Ein Verfahren von Seiten des Hrn. Pivati, das seinem Verstand Ehre macht. Mir ist nicht bekannt, wie viel Magnetisirer sich eines ähnlichen Verfahrens mögen bedient haben. Aus dem Bericht der franz. Commission zu Untersuchung der Einwirkung des magnetischen Eisens auf den menschlichen Körper, worunter sich sogar Dr. Franklin mit befunden hat, ist es bekannt, daß die Personen allemal wissen mußten, daß jetzt ein Magnet nahe sei, sonst verspürten sie nichts, und wie Henker! hätten sie es auch anders wissen können! Hr. Prof. Winkler in Leipzig, durch alle diese merkwürdigen Erzählungen aufmerksam gemacht, fing nun seine Operation an. Er schloß Schwefel in eine Kugel völlig ein, so daß sie, selbst erwärmt, nichts von Geruch von sich gab; hingegen elektrisirt verbreitete sich ein unausstehlicher Geruch durch das ganze Zimmer. Er rief Hrn. Prof. Haubold*) und andere Zeugen in das Zimmer, allein der Schwefelgeruch jagte sie sogleich wieder hinaus. Nun füllte er eine andere Kugel mit Zimmt an, und

*) Ch. Gottl. Haubold, Prof. und Domherr in Leipzig. Gest. daselbst 1824.

es verhielt sich eben so wie mit dem Schwefel. Dieser angenehme Geruch dauerte sogar noch den andern Tag fort. Ein Gleiches geschah mit peruvianischem Balsam, wobei Hr. Winkler von sich selbst die Anmerkung macht, daß ihm der Thee am andern Morgen außerordentlich geschmeckt habe, weil der balsamische Duft noch nicht ganz aus seinem Munde gewesen wäre.

Ein paar Tage nachher, da die balsamische Kugel allen Geruch verloren hatte, wurde eine Kette zum Stubenfenster hinaus nach einem andern Zimmer gezogen, das vom erstern ganz getrennt war, gehörig isolirt und nun einem ebenfalls isolirten Manne in die Hand gegeben, der nichts von ihrem Vorhaben wußte. Nachdem man einige Zeit elektrisirt hatte, wurde der Mann befragt (aus dem Fenster, oder ging einer der Herren zu ihm?), ob er etwas röche. Der Mann schniffelte etwas umher, und sagte endlich: Ja. Als man ihn fragte, was es wäre, schniffelte er wieder mit der Antwort: das wisse er nicht. Endlich da man noch eine Viertelstunde fort gedreht hatte, wurde das ganze Zimmer voll von Wohlgeruch, und er erklärte, es röche nach einer Art Balsam. Den darauf folgenden Morgen stand er sehr munter auf, und fand seinen Thee besonders wohlschmeckend. — In Italien ging es indessen noch herrlicher; es fanden sich Apostel, Sigr. Verati, Sigr. Palma und Sigr. Brigoli und Sigr. Bianchi*). Man

*) Joh. Bapt. Bianchi, geb. zu Turin 1681, gest. 1761.

heilte durch eingeschlossene Arzneimittel hartnäckige Übel augenblicklich oder doch in etlichen Minuten, welches nicht viel länger ist: als Hüftweh, Lähmungen, Podagra, Gichtbeulen 2c. Das schönste Glück widerfuhr einem alten 75jährigen Bischof von Sebenico, Sgr. Donadoni. Dieser würdige Prälat war vom Podagra und Chiragra so zugerichtet, daß er kaum mehr gehen, oder einen Finger biegen konnte, und dieses schon seit mehreren Jahren. Er bat also Hrn. Pivati flehentlich sich seiner zu erbarmen. Er wurde mit einer zertheilenden Röhre elektrisirt: den Augenblick fühlte er eine besondere Erschütterung in den Fingern, kaum war er aber zwei Minuten elektrisirt, so öffnete und schloß er seine Hände, gab einem aus seinem Gefolge einen Handschlag und drückte ihm die Hand herzhaft; holte sich einen Stuhl; setzte sich nieder und ging bald die Treppe hinunter ohne Beihülfe, wie ein junger Mensch. Es soll Ihro bischöflichen Gnaden Alles fast wie ein Traum vorgekommen sein, und ich kann in Wahrheit nicht leugnen, es kommt mir fast auch so vor, mit wie vielem Recht, wollen wir gleich sehen. Von diesem erstaunlichen Succeß aufgemuntert verfertigte Hr. Pivati allerlei Röhren für allerlei Krankheiten. Die Namen davon hat die Geschichte mit Recht aufbewahrt, die Röhren selbst aber der Philosophie hingereicht, die sie auf ewig zerschmettert hat. Sie hießen öffnende,

---

Wurde im 17ten Jahre seines Alters Doctor. Geschätzter anatom. Professor in Bologna.

antapoplektische, diuretische Röhren, anthysterische, schweißtreibende, balsamische, die Heilung der Wunden befördernde und endlich gar herzstärkende Röhren. Bis hierher stieg dieses glänzende Meteor des Betrugs und des Irrthums, das Tausende für ein neues Licht zu halten anfingen, wo nicht die Welt zu erleuchten, doch alte Magen wieder aufzuwärmen, um sich in einer zweiten Jugend an der Tafel zeigen zu können. Allein das Meteor leuchtete eine kurze Zeit, zerplatzte, fiel, und ward nie wieder gesehen. Die Veranlassung zu dieser Katastrophe war folgende. Durch das außerordentliche Aufsehen, welches diese Geschichten machen mußten, zumal da der Erfinder ein Mann von Stand und kein geldschneidrischer Aventürier war, wie Mesmer*), bewog endlich den Abt Nollet**) selbst über die Alpen zu gehen, und Alles an der Stelle zu untersuchen. Was er fand war in wenigen Worten: Nichts als Übertreibung, Mangel an gehörigem Beobachtungsgeist, und förmlicher Betrug. In Nollet's Hand that keine einzige Röhre etwas und — (mit diesem Zusatz mögen die andern Herren nun das Grab ihres Ruhmes schmücken) — in eines andern vernünftigen Menschen Hand thaten sie etwas.

*) Anton Friedrich Mesmer, geb. 1734 in der Schweiz, gest. 1815 zu Mörsburg am Bodensee.

**) Jean Antoine Nollet, geb. 1700, gest. zu Paris 1770. Abt, gelehrter Physiker. Schrieb unter andern: Leçons de physique expérimentale. Amsterd. 1754.

Hr. Winkler ließ sich so weit durch seine Versuche blenden, daß er sogar einen Aufsatz darüber an die königl. Societät in London schickte, welcher auch in den Philos. Transact. gedruckt ist. Man wiederholte die Versuche und fand nicht das Mindeste, jedoch verfuhr man gegen einen Mann von Winklers Charakter behutsam, man bat ihn um einige von ihm selbst präparirte Kugeln; er übersandte sie, und ob man gleich in einer eigenen Commission, worunter sich aber freilich der berühmte Dr. Watson *) befand, Alles that, was möglich war, so blieb dennoch am Ende Alles nichts weiter, als Übereilung und unvermerkter Selbstbetrug bei dem sonst gelehrten und braven Winkler. Endlich stand noch ein Sgr. Fortunato Bianchini **), den man ja nicht mit dem obigen Bianchi verwechseln muß, mitten in Venedig auf, wo der ganze Lärm entstanden war, und zeigte nicht allein einer ganzen Gesellschaft der verständigsten Männer, daß an der ganzen Sache nicht das mindeste Wahre sei, sondern auch, daß die Herren zu ihren Versuchen meistens ihre Bedienten, oder Bettler oder sonst gefällige Schlucker gewählt hatten, die Alles rochen und fühlten, was die Herr-

*) Sir William Watson, geb. 1715, gest. 1787. Berühmter Botaniker, Arzt und Physiker; Mitglied der k. Societät.

**) Joh. Fortunat Bianchini, geb. 1720 zu Chiati bei Neapel, gest. 1779 als Prof. der Medicin zu Padua. Schrieb: Saggi di esperienza interno la medicina elettrica in Venezia da alcuni amatori di fisica. Venezia 1749. 4to.

schaft und die Obern gerochen und gefühlt haben wollten. Und so etwas, wenn es nur die Herrschaft bloß im Innersten gewünscht zu haben glaubt, ihr dennoch sehr bald an den Minen anzusehen, dazu hat selbst der Pöbel von Italien seinen eigenen Sinn, und gar nun während einer viertelstündigen Elektrisirung, wo es ohne Erklärung und Äußerungen von geheimen Wünschen zumal unter unphilosophischen Beobachtern unmöglich abgehen kann! — Noch verdient die Steigerung der Entdeckung auf den Titeln der Bücher Aufmerksamkeit. Pivati's Brief hat noch den bescheidenen Titel: Dell' elettricità medica, Lettera del Sgr. P. F. Pivati al celebre Sgr. Franc. Maria Zanotti *). Die franz. Übersetzung aber: Lettre sur l'Electr. médicale, qui contient des experiences *singulières* d'Electricité, relatives à l'Electr. medicale et les *essais surprenans* d'une nouvelle methode d'administrer des remèdes par le moyen de l'El. etc. Sürprenant werden sie freilich bis ans Ende der Geschichte der medicinischen Elektricität immer bleiben, aber bloß weil sich zum Theil angesehene, rechtschaffene und selbst erfahrene Männer dadurch haben sürpreniren lassen.

*) Lucca 1747. 8. — S. Fischer's Geschichte der Physik 5ter Band S. 554 ff.

Geschichte der Lichtputze.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 189—192. unter der Rubrik: Neue Erfindungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten sub 4.)

Nicht jedem unserer Leser wird es eingefallen sein, wie viel Witz bei der Einrichtung unserer Lichtputzen angewendet worden ist. Vermuthlich war das große Universalinstrument, die menschliche Hand, die erste Lichtputze, so wie sie der erste Prügel, die erste Wurfmaschine, der erste Griffel, die erste Rechenmaschine, das erste Trinkgeschirr, der erste Sonnenfächer, das erste Tischbesteck, und etwas geballt, die erste kräftige Demonstration für Köpfe gewesen ist, in die sonst keine andere hinein wollte. Weil man sich aber die Finger verbrannte, so wurden wohl die Scheeren zuerst gebraucht; das war aber gefährlich und roch, daher mußte die Scheere eine ganz andere Einrichtung bekommen. Die beiden Messer durften nicht mehr über einander hinglitschen, sondern die Ebene des einen Messers mußte senkrecht auf der des andern fortgeführt werden, so wurde letz-

teres zugleich der Deckel eines Kastens, dessen eine Seite ersteres war. So waren die älteren Lichtputzen beschaffen. Da aber ein Paar so verbundene Messer nur sehr schlecht schneiden können, so gab man dem Deckel nach unten zu eine größere Dicke, oder bog ihn um und brachte so das Ganze der Scheere näher. An einer Kerze ist aber mehr zu thun, als die unbrauchbare Kohle abzuschneiden, daher bekam die Lichtputze die Spitze, um den Docht zuweilen zu spalten, zuweilen den zu sehr getheilten wieder zusammen zu spinnen. Wenn eine Scheere sich auf dem Tische öffnet, so hat das selten viel auf sich; hingegen bei der Lichtputze ist es von Wichtigkeit, die Kohle fällt heraus, beschmutzt das Zeug, und macht dem schönsten Gesicht einen häßlichen Schnurbart, dieses ist jedoch noch das Geringste; wenn aber die letzte Kohle noch fortglüht, so entzündet sich bei der Öffnung oft der ganze Vorrath wieder, dieses verursacht nicht bloß einen unangenehmen, sondern auch einen der Gesundheit höchst nachtheiligen Geruch; man hat Beispiele, wo dieser fettige Dunst in der Nähe eingeschnupft den plötzlichen Tod nach sich gezogen hat. Also hat der Mann kein geringes Verdienst, der der Lichtscheere zuerst die Seele der Taschenuhren, die Stahlfeder einverleibte, wodurch sie sich von selbst fest zuschließen. So wie sie nun waren, lagen sie zu platt auf, es kostete schönen Händen oft viele Mühe, sie gut vom Tische aufzunehmen, es ging viel Zeit verloren, sie aufzufingern, daher gab man ihr die drei Füßchen, so liegen sie hohl, und selbst im heftigsten, politischen Dispüt bei der Bouteille findet und faßt man die Öhsen leicht. Allein die drei Füßchen machten zumal auf den politischen Weintafeln der Engländer aus Mahagonyholz verdrießliche Ritze, man brachte daher in die drei Füßchen, drei Frictionsröllchen an, wodurch man noch den beson-

allerdings sonderbar. Die Geschichte leidet keinen Zweifel. Ich entlehne sie aus dem Gentleman's Magazine Vol. LVII. p. 1166. — Lawrence Earnshaw, ein außerordentliches mechanisches Genie und Freund des berühmten Brindley*), dessen Name durch den Bau der Canäle des Herzog von Bridgewater**) verewigt ist, war Kupferstecher, Maler, Vergolder, Glasmaler, Spiegelbeleger, Grobschmidt, Kupferschmidt und Gewehrfabrikant; er zeichnete Sonnenuhren und verfertigte sie; besserte Violinen aus, verfertigte Särge, reparirte und stimmte Claviere, bauete und reparirte Orgeln; machte und reparirte alle Arten optischer Instrumente, las und verstand den Euklid. Dieser außerordentliche Mann war nicht im Stande, einen Korb zu flechten, ob er sich gleich sehr viel Mühe deßwegen gab. Er lernte 7 Jahr den Tuchhandel, und stand 3 Jahr als Schneidergeselle aus. Er verstand die ganze Behandlung der Wolle vom Schafscheren an, durch Krempen, Spinnen, Weben rc. durch, bis zum vollständigen Kleid hinaus, und die Kunst, die ihn eigentlich ernährte, und die er wohl am besten verstand, das Uhrmachen, lernte er in vier Wochen. — Aber einen schönen Korb konnte er nicht flechten, ob er sich gleich alle Mühe deßwegen gab!

*) Jacob Brindley, geb. 1716, gest. 1772. Sohn geringer Eltern.

**) Franzis Egerton, Herzog von Bridgewater, geb. 1726, gest. 1803. Im Jahre 1758 erhielt er vom Parlament die Erlaubniß zu dem berühmten Canalbau.

Naturgeschichte der Stubenfliege.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 147—149, unter der oben bemerkten Rubrik.)

Ich weiß nicht, ob es allen unsern Leserinnen und Lesern bekannt ist, daß es Naturforscher gegeben hat, die die gemeine Stubenfliege mit unter die wiederkäuenden Thiere mit gespaltenen Klauen gezählt haben. Ob ihre Absicht dabei war, einem künftigen Systematiker Anlaß zu geben, sie mit unter die Ochsen zu rechnen, oder vielleicht den Juden, sie ohne Gewissensbisse zu speisen, weiß ich nicht. Genug, es ist falsch befunden worden, und zwar von der sehr gelehrten Demoiselle Lemasson le Golft*). Diese hat mit bewundernswürdigem

*) Mitglied der Akademie zu Arras und des Vereins der Philadelphen. Geboren zu Havre 1750. Schrieb außer verschiedenen Abhandlungen, wie die über die gemeine Stubenfliege, welche einzelnen Zeitschriften eingerückt sind, La Balance de la Nature, Paris 1784, und überreichte der Akademie im Jahre 1810 eine moralische Erzählung unter dem Titel: Rêve d'une académicienne.

Fleiß dieses kleine Thier zergliedert, und nur einen einzigen Magen und auch sonst nichts gefunden, was irgend auf ein Wiederkäuen schließen ließe. Vielmehr glaubt sie, daß der kleine Tropfen, den man zuweilen vor dem Rüssel der Fliegen sitzen sieht, und woraus man das Wiederkäuen geschlossen hat, ein Saft sei, womit sie sich putzen, so wie die Wasservögel ihre Flügel ölen. So viel ist gewiß: kein Thier putzt sich so viel als die Stubenfliege. Alle Zeit, die ihnen Essen und Schlafen und die Sorge für Nachkommenschaft übrig läßt, wird auf Putzen verwendet, auch behauptet die Demoiselle Lemasson le Golft, daß sie sich so gern auf die Spiegel setzten, rühre bloß daher, weil sie ein Vergnügen darin fänden, sich zu beschauen. Was (mir wenigstens) diese Bemerkungen interessant macht, ist, daß jene Naturgeschichtschreiber in der Fliege ein Stück Rindvieh, hingegen diese Demoiselle eine Dame erblickt haben. Jedes nach seiner Art. Die Toleranz erfordert, jedem seine Stimme zu lassen. Es wäre hart oder wenigstens unartig, einer Dame zu verwehren, zu sagen was sie will, und noch härter vielleicht dem, der da drischt, das Maul zu verbinden.

Ein sittsamer Gebrauch zu Coventry in Warwickshire.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 59—61, unter der Rubrik: Seltsame Moden und Gebräuche, unter No. 2.)

Um die Mitte des 11ten Jahrhunderts heirathete Leofrick Graf von Mercia, ein Mann von großer Gewalt und Ansehen, und eine der Hauptpersonen, die Eduard den Bekenner auf den Thron erhoben, eine Dame Namens Godeva, von großer Schönheit und Gottesfurcht, wie sich Dugdale *) ausdrückt, aus dessen Geschichte von Warwickshire wir dieses gezogen haben. Diese Dame war eine große Gönnerin und Beschützerin der Stadt Coventry, die damals unter einem schweren Zoll seufzte. Sie bat daher ihren Gemahl öfters, wie die Worte heißen, um der Liebe Gottes und der heil. Jungfrau Maria willen, die gute Stadt doch von dieser Last zu befreien. Allein der

*) Wilh. Dugdale, geb. 1605 in Warwickshire, gest. 1686. Er war königl. Wappenherold und Geschichtschreiber; schrieb unter andern eine history and antiquities of Warwickshire.

Hr. Graf, mit dessen Interesse sich die Erfüllung dieser Bitte schlecht vertragen hätte, that es nicht allein nicht, sondern bat sogar, man möchte ihn mit dieser Bitte fernerhin verschonen. Die Gräfin aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern mit einer gewissen Hartnäckigkeit, die, wie der unerfahrne Chronikenschreiber zusetzt, allen Damen in gewissem Grad eigen sein soll, bat sie immer wieder, bis endlich Leofrick in der Hitze einmal auffuhr, und sagte: Gut, ich will es thun, allein unter einer Bedingung, Sie müssen am hellen Tage mutternackend durch die ganze Stadt reiten. O ja, das will ich thun, sagte die Dame von großer Schönheit und Gottesfurcht, wenn Sie es nur zugeben wollen. Leofrick, der noch immer nicht glaubte, daß die Frau Gräfin so etwas thun könnte, gab es zu. Allein er irrte sich, Godeva ging hin und ritt faselnackend am hellen Tage durch die Hauptstraße von Coventry, mit losem Haar, welches, wie angemerkt wird, so groß gewesen sein soll, daß es ihren ganzen Leib bedeckte, lief hierauf in voller Freude zum Grafen, der auch der Stadt die verlangte Zollfreiheit sogleich ertheilte. Dieses war der Ursprung des sittsamen Gebrauchs: jetzt kommt der sittsame Gebrauch selbst. Noch bis auf diesen Tag reitet alle Jahr an einem gewissen Tage, zum Gedächtniß jener großen That, ein Mädchen nackend durch die Hauptstraße von Coventry, die nicht klein ist, und speist hierauf in demselben leichten Habit mit dem Mayor der Stadt. Der Zulauf des Volks aus der Gegend ist nicht unglaublich, aber unermeßlich, und die Nahrung, die dadurch der Stadt zuwächst, ist vermuth-

lich Ursache, warum man diesen Gebrauch noch nicht hat abstellen können, zu dessen Aufrechterhaltung es noch nie an jungen Schönen gefehlt haben soll. Wie manche arme Stadt könnte nicht durch einen solchen Gebrauch in Nahrung gesetzt werden, der sich ohnehin so vortrefflich mit der neuesten Moral unserer schönen Geister verträgt!

Das Eselsfest.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 61—63, unter der oben bemerkten Rubrik, unter No. 3.)

Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Ägypten, suchte man im 13ten Jahrhundert ebenfalls ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt aus, putzte es so prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme und setzte sie so auf einen kostbar aufgeschirrten Esel. In diesem Aufzuge, unter Begleitung der ganzen Klerisei und einer Menge Volks, führte man den Esel mit der Jungfrau in die Hauptkirche und stellte ihn neben den hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulich-schnackischen Refrain Hmhan, Hmhan geendigt. Schrie der Esel selbst den Refrain mit, desto besser. Wenn die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen, oder die gewöhnlichen Worte, sondern er juchte dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt sein Amen anzustim-

men, juchte wie der Priester. Zum Beschluß wurde noch Seiner Herrlichkeit dem Esel (Sire Asne) zu Ehren ein halb lateinisches und halb französisches Lied angestimmt. Hier sind die ersten Strophen:

Orientis partibus
Adventavit Asinus
Pulcher et fortissimus
Sarcinis aptissimus.
  Hez, Sire Asne, carchantez
Belle bouche rechignez,
Vous autez du foin assez
Et de l'avoine a planter.

Wer das Lied, dem manches in den Musenalmanachen und dem Almanac des Muses an Erfindung weicht, ganz lesen will, kann es in dem Wörterbuch des du Cange unter dem Artikel Festum im dritten Band S. 424 finden.

Etwas zur Geschichte des Leibes nach dem Tode bei verschiedenen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 66—68, unter der oben gedachten Rubrik Nro. 7.)

Was bei den verschiedenen Nationen des Erdbodens aus dem Körper wird, bald nachdem ihn die Seele verlassen hat, ist nicht minder merkwürdig, als was nach den Muthmaßungen der Weltweisen und Priester derselben die Seele nach dieser Trennung befällt.

Wir und viele Völker begraben ihn, die wohlfeilste und zweckmäßigste Versorgung für Inländer. Rom verbrannte ihn mit vielen andern Nationen. Aegypten machte seine Mumien. Auf der Insel Formosa oder Tayavon setzen die Einwohner ihre Todten auf ein erhabenes Gerüste in ihren Häusern, machen Feuer darunter, und dörren sie; nach dem 9ten Tage wickeln sie sie in Matten, und legen sie auf ein noch höheres Gerüste, nachdem sie 3 Jahre gestanden haben, werden sie endlich begraben. Die Einwohner von Corea begraben sie ebenfalls erst nach

dem dritten Jahr. Die Indianer am Strom Oronoko lassen die Leichname ihrer Regenten faulen, und wenn das Fleisch verwesert ist, zieren sie das Skelet mit Edelgesteinen, Gold und Federn, und hängen es in einer Hütte auf. Nach Älians *) Bericht nähten die Colchier ihre Todten in rohe Ochsenhäute und hingen sie an Ketten auf. Apollonius Rhodius **) thut eben dieses Gebrauchs Erwähnung. Die Bewohner von Chili zwingen ihre Todten in die Lage eines Kindes im Mutterleibe, und setzen sie auf ein Gerüste von 6 Fuß aus. Ähnliche Gebräuche haben die Otaheiter. Die größte Mannichfaltigkeit beobachten die Verehrer des Dalai Lama. Die Art der Behandlung des Leichnams hängt von der Stunde des Tages ab, worin er von seiner Seele verlassen worden ist, und von dem Urtheil — der Priester. 1) Sie verbrennen die Körper ihrer Lamas, Khans, Noions und überhaupt der Personen von Rang, mischen die Asche mit Weihrauch und schicken die Mixtur nach Tibet. 2) Sie bewahren ihn in einem Sarg, den sie mit Steinen beschweren. 3) Sie tragen ihn auf die Spitzen der Berge, und

*) *Claudius Aelianus*, aus Präneste in Latium; griech. Schriftsteller. Gest. 140. Schrieb: Historia animalium Lib. XVII. und Historia Variorum. Lib. XIV.

**) *Apollonius Rhodius*, aus Alexandrien oder Naukratis, unter Ptolemäus Evergetes, der 221 vor Christus starb. War nach Eratosthenes Vorsteher der Bibliothek zu Alexandrien. Schrieb: Argonautica.

geben ihn den Vögeln des Himmels preis. 4) Sie tractiren eine Meute Hunde damit, schmeißen die Knochen ins Wasser, und geben den Kopf den Anverwandten zurück, die ihn ehrfurchtsvoll nach Hause tragen. 5) Begraben sie ihn wie wir. Die Samojeden stürzen den Leichnam unter einen Kessel, damit die Seele nicht erdrückt wird, wenn das Grab zusammenfällt.

Nachtrag von minder wichtigen Moden.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 69—71, wie oben bemerkt, unter Nro. 9.)

Die Patienten und Prinzessinnen haben es wohl nirgend besser als in Loango, einer Landschaft auf der westlichen Küste von Afrika. Die erstern nämlich dürfen, nach dem Abt Proyart *), essen, was sie wollen, und die letzteren heirathen wen sie wollen, sollte auch ihre Neigung gleich auf einen verheiratheten Mann fallen; welches um so viel merkwürdiger ist, als bei diesem Volk die Ehen sonst ganz unzertrennlich sind.

Paul Eber, der unter dem Namen Aulus Apronius **) eine

*) Liévain Bonaventure Proyart, geb. 1743, gest. zu Arras 1808. Schrieb: Histoire de Loango, Kakongo et autres Royaumes d'Afrique. Paris 1776.

**) Unter diesem Namen beschrieb ein Adam Ebert, nicht Paul Eber, der 1656 zu Frankfurt a/O. geboren war, und 1735 daselbst starb, seine Reisen, wie auf dem Titel steht: Zu Freude der Welt und ewigen Zeiten. Er war Professor der Rechte an seinem Geburtsorte.

Reise durch einige der ersten Provinzen von Europa geschrieben hat, die sich des sonderbaren Styls ungeachtet mit Vergnügen liest, erzählt, daß er im Jahr 1679 auf der Börse in London einen Mann mit Zähnen von Diamanten gesehen habe, die sich beim Sonnenschein gar vortrefflich ausgenommen haben sollen. Da Diamanten auch unter gewissen Umständen bei Nacht leuchten, so ließe sich wohl zu einem Schmuck im Dunkeln nichts weiter hinzudenken, als die Johanniswürmchen, die nach Hrn. Twiß *) Bericht, die spanischen Damen bei ihren Dämmerungspromenaden bereits in die Haare stecken.

Der Gebrauch das Haar zu bepudern ist sehr alt und allgemein. Schon die jüdischen Damen bepuderten sich ehemals mit Goldstaub. Unseres weißen Puders gedenket, wo wir nicht irren, zuerst l'Etoile **) in seinem Journal von 1593, indem er sagt, die Nonnen gingen in den Straßen mit gekräuseltem und weiß gepudertem Haar einher. Auf der Insel Anamocka sah Capt. Cook einen Mann, der sich einen weißen Staub in die Haare gestreut hatte. Sollte dieses, woran kaum zu zweifeln

---

*) Richard Twiß, ein englischer Reisender, der Mitglied der Societät zu London war und 1821 starb. Seine, während der Jahre 1772 und 1773 in Spanien und Portugal gemachte Reise beschrieb er 1775 in engl. Sprache; eine deutsche Übersetzung davon gab Ebeling 1776 in Leipzig heraus.

**) Peter de l'Etoile, geb. 1540, gest. 1611. Parlamentsrath in Paris. Seit 1574 führte er ein Journal über Alles, was sich in Paris zutrug. Die beste Ausgabe davon erschien durch Lenglet Dufresnoy besorgt, im Haag (Paris) 1744 in 5 Octavbänden.

ist, ein vertheidigendes Pulver gegen gewisse Feinde des Kopfs gewesen sein, so würde auch der Ursprung dieser unserer Zierden so verdächtig, als es bereits der Ursprung der langen Manschetten längst gewesen ist.

Auf den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meers und in Otaheite herrscht ein Gebrauch, der von den sanften Empfindungen jener Menschen zeugt. Personen von einerlei und verschiedenem Geschlecht, die sich lieben, vertauschen ihre Namen: Ich nenne mich wie du, und du nennst dich wie ich. Aus diesem kleinen Zug werden Seelen von Empfindung ohne weitere Hinweisung fühlen und erkennen, was aus jenen Menschen werden könnte.

Ein veränderlicher Himmel scheint der Grund der Veränderlichkeit der Moden zu sein. Paris wechselt monatlich seine Trachten, und wir mit ihm. Der Kamtschadale wechselt so wenig als der Perser. Chardin *) versichert, daß der Schnitt an dem Kleide Tamerlans **), das man noch zeigt, von der gegenwärtigen Kleidung der Perser in nichts verschieden sei.

*) Jean Chardin, geb. 1643, gest. 1713. Sohn eines Juweliers zu Paris, wurde er, noch nicht 22 Jahre alt, von seinem Vater eines Diamantenhandels wegen, nach Indien geschickt, machte dann mehrere Reisen, gab deren Beschreibung heraus, und starb als englischer Gesandter in Holland.

**) Tamerlan auch Timur-Bec genannt, tatarischer Kaiser, um 1336 geboren; besiegte 1402 den Sultan Bajazeth bei Ancyra in Phrygien. Starb um 1405.

Amintor's Morgenandacht *).

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 81—89.)

Wie wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunklen Nacht erwachte, und

*) Gegenwärtiger Aufsatz, der dem Herausgeber von einem Ungenannten zugekommen ist, kann vielleicht als eine Einleitung zum folgenden und einigen andern physicalischen Artikeln in diesem Kalender angesehen werden. Man kann ihn auch allein gebrauchen, oder gar keinen Gebrauch davon machen, oder auch mit ihm machen, was man will, nur deute man ihn nicht wider den Verfasser oder den Herausgeber, weil man alsdann gewiß etwas sehr Unbilliges thun würde. Anm. des Verf.

Die Herausgeber der ersten Ausgabe, welche obige Anmerkung nicht mit aufgenommen, bemerken in Bezug auf dieselbe in der Vorrede zum 5ten Bande S. IV mit Recht, daß der ganze Aufsatz zu deutlich das Gepräge des lichtenbergischen Geistes trage, als daß man jene Anmerkung nicht für eine bloße Maske halten sollte, dergleichen der Verstorbene in seinem schriftstellerischen Leben mehrmals gebraucht habe.

freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Überlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängnis in seiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben diese Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der Du den Himmel lenkst; gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß von mir, dem du Kraft verliehest, zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich sein soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurückwürfe? Es wäre besser, er er-

schiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese Art in seinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt, wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn unzerstörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest, um bloß dichterisches Aufwallen zu sein): so war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten, getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung sein muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben, und keine Exegese wird sie mir rauben. — O, Nichts, Nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt. Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er es für Alle sei, ließ er wenigstens unentschieden, und

hierbei hinge, wie er sagte, Vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich sein soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden sein wolle; es sei nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschätzt würde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloße Musik der Sphären, die anfangs den Geist, wie mit einem Sturm von Entzücken, fast zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das was davon immer bliebe, unstreitig das Beste, fände sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der dieser Betrachtungen fähig sei. Es sei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eigenes Dasein, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die so weit über sogenannte Cüriosité erhaben sei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren, mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Daseins hoffen lassen, was nun dieses Alles sei und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber Alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bil-

dung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Absicht habe, und in jedem Leben und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sei: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieser einen Namen, welchen man wolle. Er zähle es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche, von aller Tradition unabhängige, Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Überhaupt kamen bei seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabei: es sei nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studire; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammenzutreffen, sei der kürzeste Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabei

in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. Es sei für Millionen Menschen bequemer und verständlicher, vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von Vielen gelesen worden sei. Übrigens glaube er, sei es für die Ferngläser und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabströme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es bloß ließe, als strömte es herab; aber die Ferngläser und zumal die Brillen seien deßwegen nichts weniger als unbedeutend, und bei der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daß der Mensch zwar nicht die Macht hätte, die Welt zu modeln, wie er wolle, aber dafür die Macht, Brillen zu schleifen, wodurch er sie schier erscheinen machen könne, wie er wolle; und solcher Betrachtungen mehr, wodurch er seine Freunde nicht sowohl auf seinen Weg hinleiten, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den selbst zu finden, der ihnen der sicherste und bequemste wäre. Wie es denn wirklich an dem ist, daß Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr sein soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirecte gelehrt werden kann.

Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen*).

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 89—124.)

Wie wenn einmal die Sonne nicht wiederkäme? fragte Amintor. Und wie wenn sie wiederkäme und ich sähe sie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgesang, womit sie der Wald begrüßt, und sähe sie nicht mehr? Ach! dieses ist das Loos von Tausenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum, gleich einem Gott, den Himmel mit seinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geschöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Frühlingslandschaft mit ihren Blüthen und Heerden,

*) Dieser Aufsatz ist von S. Th. Sömmerring (zu Mainz) mit einigen Anmerkungen besonders herausgegeben. Frankf. a/M. 1794. in gr. 8.

oder die Pracht der Städte, oder die Wogen des stürmenden Meeres, oder den Ätna und Vesuv, oder Ägyptens Pyramiden übersah; der die Figur der Reiche, ja der Erde selbst maß und zeichnete — — da kriecht er nun, und ertastet sich mit Mühe in Monaten den kümmerlichen Plan seiner Schlafkammer; die roheste Nachformung von einer Dorfkirche würde ihm Jahre kosten, wenn sie ihm nicht den Hals kostete, und mit einer vom Ätna nur so genau, als das Bild, das im Winkel einer Landkarte Feuer speit, würde er Jahrhunderte zubringen, wenn sie nicht ganz seine Kräfte überstiege; der, der durch das Medium der Geberden den Menschen im Innersten des Herzens las, hört jetzt bloßes Zungenspiel; der die Wahrheit der Worte wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbstüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! — —

Dieses ist das Loos von Tausenden, und wer das Spinnengebäude des Organs kennt, auf welches hier Alles ankommt, die Menge der Feinde, die ihm von außen und innen drohen, der wird erstaunen müssen, daß es nicht das Loos der Hälfte des menschlichen Geschlechts ist. Bei weitem der größte Theil derer, die dieses Unglück erleiden, die diesen Halbtod, möchte ich sagen, sterben, sterben ihn freilich unverschuldet durch Zufälle; allein keine geringe Anzahl und zwar gerade unter einer Classe von Menschen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, ich meine der sogenannten gebildeten höheren Classe, erleiden ihn öfters durch Schuld, wo nicht wissentlich durch

muthwilligen Leichtsinn, doch gewiß sehr oft aus einer Unwissenheit, die leicht zu überwinden gewesen wäre. Für die noch Gesunden dieser Classe enthält nachstehender Aufsatz Warnung und einigen Unterricht, für die bereits Kränkelnden Unterricht und Trost, wo er möglich ist; für die ganz Erstorbenen findet sich hier Nichts; ihre Wiedererweckung, wenn sie möglich ist, gehört für den Arzt. Wie froh würde ich sein, wenn ich durch diese wenigen Blätter nur einem einzigen Leidenden Trost verschaffen, oder nur einen einzigen Leichtsinnigen zur Überlegung bringen könnte, oder Jemanden, der nie an den Verlust seiner Augen gedacht hat, dahin, daß er wenigstens daran zu denken anfängt, und sich den Genuß des Lebens nicht vergällt. O man braucht nicht völlig zu erblinden, und kann dennoch von dieser Seite sehr unglücklich sein. Wer je einen Fehler an seinen Augen bemerkt hat, wird wissen, in was für eine Verfassung ihn diese Entdeckung setzte, und was für Zeit die Augenproben wegnahmen. Der Gedanke: in einem Jahre bist du vielleicht blind, mischt sich in Alles ein, er ist der erste beim Erwachen und der letzte beim Schlafengehen; keine Gegend und keine Gesellschaft reizt mehr; Nachrichten von neuen Entdeckungen und von neuen Büchern werden mit Unmuth gelesen; selbst in Träumen sieht man sich nicht selten im Spiegel durch Augen entstellt, die sich selbst in keinem Spiegel der Welt so sehen könnten. Trifft ein solches Schicksal eine ohnehin hypochondrische Seele, so geht Alles viel schlimmer; der vermeintliche Candidat der Blindheit wird nun wirklich krank,

und die reelle Krankheit verschlimmert die halb eingebildete; das Probiren der Augen bei jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, so geht es immer crescendo fort bis zur Verzweiflung oder dem Tod. Wer sich also früh einer Augenökonomie befleißigt, erspart sich ein großes Leiden, das, wenn es dennoch kommt, gewiß schon dadurch, zumal bei empfindlichen Seelen, Vieles von seiner Bitterkeit verliert, daß es unverschuldet kommt. — Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufsatz des Hrn. Prof. Büsch *) gezogen, theils aus einer neuern Schrift des englischen Optikus Adams **), und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bei dem besten Gesicht

---

*) S. Erfahrungen von J. G. Büsch, Professor in Hamburg. Hamburg 1790. 2 Bände in 8.; im 2ten Bande S. 261: Guter Rath bei verschiedenen Fehlern der Augen; ein Aufsatz, der sich nicht allein, wie Alles was von diesem vortrefflichen Manne kommt, durch tiefe Einsichten in die Sache überhaupt, sondern über das, welches hier von großem Werth ist, durch Erfahrung und Beobachtungen an sich selbst, empfiehlt. Anm. des Verfassers.

**) An Essay on Vision etc. intended for the service of those whose Eyes are weak or impaired by *G. Adams*. London 1789. gr. 8. Anm. des Verfassers.

(Von diesem Buch ist eine deutsche Übersetzung von Fr. Kries, zuerst 1794 in Gotha erschienen. Zweite Aufl. 1800.)

sich nie für ganz sicher zu halten, und ja bei gesunden Augen an kranke zu gedenken, und durch behutsamen Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzusparen, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich, bei allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Eine Vernachlässigung in diesem Artikel, ist die schleichende Ursache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht selten der völligen Blindheit. Adams erzählt bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte so, daß seine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagssonne hatten, seine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, sondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren also etwas finster. In diesen Zimmern arbeitete er, frühstückte und speisete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß sonstige Verrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieses Mannes Gesicht nahm ab, und er hatte dabei einen immerwährenden Schmerz in den Augen. Er versuchte allerlei Gläser, consulirte Oculisten, aber Alles vergeblich, bis er endlich fand, daß der öftere Übergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Ursache seiner Krankheit sei. Er veränderte also seine Wohnung, und vermied alles Schreiben bei Licht, und wurde sehr bald wieder hergestellt. Weit trauriger ist der Fall, dessen Hr. Prof. Büsch*) Erwähnung thut: So

*) Joh. Georg Büsch, geb. zu Altmedingen im Han-

manche Augenschwäche, sagt er*), und völlige Blindheit entsteht bloß aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen Hagedorn**) in Dresden zum erstenmal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den Quadersteinen der gegenüber gelegenen Häuser scharf zurück in das Zimmer. Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauern die Ursache ihres Unglücks ein, denn in diesem Lichte konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. — „Ich habe, fährt Hr. Prof. Büsch fort, bei mehr als einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben möchten, in einer völligen Erblindung

---

noverschen 1728, gest. 1800. Professor der Mathematik am hamburger Gymnasium, Stifter der Handelsschule daselbst. Verfasser des Werks über den Geldumlauf u. a. m.

*) A. a. O. S. 318. Anm. des Verfassers.

**) Chr. Ludw. von Hagedorn, geb. zu Hamburg 1712, gest. 1780 als Geh. Legat. Rath und Gen.-Director der Kunstakademien zu Leipzig und Dresden. Verfasser der „Betrachtungen über die Malereien." Bruder des Dichters Friedrich von Hagedorn, geb. 1708, gest. 1754.

sich endigen sehen, weil deren arme Eltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten." Vorzubeugen ist hierbei leicht, die Cur des eingetretenen Übels aber oft schwer, ja, wie Adams sagt, und wie es auch wohl bei dem Hrn. von Hagedorn der Fall gewesen sein wird, ganz unmöglich. Hieraus wird sich nun leicht auch in dem Zimmer selbst die Lage des Schreibtisches, und des Katheders bestimmen lassen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegenüber so steht, daß jedesmal das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung Statt findet, als bei Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen; und allemal ist es nützlich, es wenigstens zu wissen. Wer weiß, ob nicht, wenn diese Regeln allgemeiner befolgt würden, die schwachen Augen unter die seltenen Krankheiten gezählt werden würden? Als Aufmunterung zur Befolgung dieser Regel muß ich anführen, daß dadurch und einige andere, die unten vorkommen werden, Hr. Prof. Büsch nunmehr zwei und dreißig Jahre nach dem Zeitpunkt, da er Grund hatte, zu fürchten, daß aller Gebrauch seiner Augen aufhören und er im Mittage seines Lebens erblinden würde, noch immer sieht und lieset und schreibt. Auch ergiebt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freie Tageslicht, und noch viel weniger das volle, oder reflectirte Sonnenlicht, sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst wenn es, ihm unbewußt,

während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, so kann dieses, zumal, wenn er bereits schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen; und wenn man des Abends spät ankommt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu untersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde. Im Wagen, wo die hellen Fenster sehr stark gegen das Übrige abstechen, ist ein doppelter oder dreifach zusammengenähter, grüner Flor für empfindliche Augen das beste Hülfsmittel, denn die Läden hemmen den Umlauf der reinen Luft, und die feinsten Vorhänge die Aussicht, die, zumal auf entfernte Gegenstände, dem Auge in vieler Rücksicht so wohlthätig ist. Einfache Flöre, dergleichen die Damen tragen, um dadurch zu sehen, und gesehen zu werden, sind zu dünne, und wenn sie geblümt sind, noch eher schädlich. Aus dieser ersten Regel, überall nach gleichförmigem Lichte zu trachten, ergibt sich auch die Beschaffenheit der Schirme. Man gibt dem schwachen Auge gern einen Schutz von oben, dieses ist sehr recht gethan, sagt Hr. Prof. Büsch, in so fern dadurch das helle, von oben einfallende, Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesetzt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereizt wird. Dies ist keinem Auge gut. Es muß ein sehr gesundes Auge sein, das dabei lange aushält.

Wie aber, wenn das Übel gar mehr im obern Theile des Auges seinen Sitz hat? dann ist es gerade verkehrt gehandelt. Der gesundere Theil wird geschützt und der schwächere soll immerfort Dienste thun *). Überhaupt erfordert alle Erleichterung, die man dem Auge durch Dunkelheit verschafft, viele Vorsicht. Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da Etwas durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müssig oder unfähig ist, sich zu bewegen, unmöglich lange darin aushalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumal da sie außerdem der Überlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnöde Gewinn an Öl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht. Ein Freund von mir klagte mir eines Tages: er habe sonst so *schön* in der Dämmerung lesen können, jetzt könne er es nicht mehr, und fürchte, wenn es mit dieser Abnahme seines Gesichts so fort ginge, so würde er vor seinem vierzigsten Jahre blind werden. Ich sagte ihm, er habe freilich Recht, ich glaube auch, daß wenn es so fortginge, *aber mit dem Lesen in der Dämmerung*, so würde er blind werden. Er habe sehr

*) A. a. O. S. 323. *Anm. des Verfassers.*

richtig geschlossen, ob er gleich die Wirkung für die Ursache genommen habe, er könne nicht deßwegen, sagte ich, nicht mehr in der Dämmerung lesen, weil sein Gesicht im Abnehmen sei, sondern es nähme ab, weil er immer noch in der Dämmerung lesen wolle. Sein Fehlschluß, so sehr er auch sonst Fehlschlüsse hassete, machte ihm diesesmal keine geringe Freude. Er unterließ das Lesen in der Dämmerung, und sein Gesicht nahm so wenig ab, daß ich diese Geschichte auch mit deßwegen hierher setze, um ihm, der diese Zeilen in diesem kleinen Druck, jetzt in seinem funfzigsten Jahre gewiß (vielleicht gar einmal aus Muthwillen in der Dämmerung) lesen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es ist überhaupt ein sehr großer, wiewohl sehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein schwaches Licht sei den Augen günstig. Dem unbeschäftigten Auge wohl, das nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechtweg schädlich, und ein starkes zuträglicher. Daß hier die Rede nicht vom unmittelbaren Sonnenlichte, oder von weißen Gegenständen, als z. B. von Schnee zurückgeworfenem ist, versteht sich von selbst. Dieses kann freilich Entzündungen der Augen bewirken, die nicht bloß Schwäche des Gesichts, sondern völlige unheilbare Blindheit in kurzer Zeit zur Folge haben können. Gegen einen solchen Mißbrauch des Lichts warnt aber auch die Natur gemeiniglich bald durch ihr gewöhnliches Mittel, den Schmerz, und das Unerträgliche, was jene Empfindung begleitet. Was man gemeiniglich Schädliches im starken Lichte zu finden glaubt, ist nicht sowohl dieses, als der Mangel an gleich-

Erfindungen ist, auch diesen Fehler hat. Der Erfinder hat zwar einigermaßen dieser übeln Wirkung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er die Schirmstürze aus dickem, weißem Papier macht, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freilich nicht so schädlich als ein undurchsichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme selbst wird, aber doch noch immer zu abstechend gegen das übrige Licht des Zimmers, weil die Lichtflamme bei dieser Lampe so äußerst lebhaft ist. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbtem Glas gemacht, dadurch wird aber ein Theil der Absicht dieser Lampe verfehlt, nämlich die große Helle. Daß Schirme, die man über den Kopf stürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, ist schon oben erinnert worden. —

Der zweite Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich nach dem Zustande der Augen wählen *). Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden, und in den Beschäftigungen abwechseln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenschwächen gewöhnlich solchen Menschen zu Theil, die dieses noch können, und seltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten sich anhaltend beschäftigen. Hr. Prof. Büsch enthält sich seit vielen Jahren alles anhaltenden Lesens bei Licht, und wählte dafür lieber das

---

*) Büsch a. a. O. S. 333. Anm. des Verfassers.

Schreiben, weil er dann seinen Augen noch durch den Gebrauch des blauen Papiers zu Hülfe kommen kann. Weil mir aber, setzt er hinzu, meine gesetzten Arbeiten nicht Beschäftigung genug gegeben hätten, so mußte ich mich nach andern Gegenständen umsehen. Kurz, dieser Umstand insonderheit habe ihn erst spät zum Schriftsteller, und nun beinahe zum Vielschreiber gemacht." Mancher Ausländer wegen (denn der Almanach wird übersetzt *)), muß ich hinzusetzen, — und zwar zu einem, der der Nation Ehre macht. So viel Trost diese Geschichte dem Denker gewähren wird, der aus sich selbst schöpfen kann, so wenig Tröstliches enthält sie für den Compilator, der seine Bibliothek oder gar die öffentliche mit zu seinem Kopf rechnet, und bei welchem sich besinnen nachschlagen heißt. Doch diese gehören mit unter die subtilen Handarbeiter, von denen wir so eben gesagt haben, daß sie nicht so leicht mit dieser Krankheit befallen werden. Wer sich vorlesen lassen und dictiren kann, kann sich freilich große Erleichterung verschaffen, und allen anstrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag versparen, mit sehr großem Gewinn für dieselben.

Dritter Rath: **Man beschäftige seine Augen in freien Stunden, so viel als möglich in freier Luft und im Sehen in die Ferne **), man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht.**

---

*) Schon von 1776 an, in welchem Jahre der älteste uns vorliegende götting. Taschenkalender gedruckt ist, erschien derselbe stets deutsch und in französischer Übersetzung.

**) Büsch a. a. O. S. 336. Anm. des Verfassers.

Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dieses der Hauptvortheil, den sie dem schwachen Auge verschaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird, deren keine das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben ein hinlänglich sanftes Licht zusenden.

Zum Trost bei anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumal wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient, und man lasse sich daher nicht gleich durch Oculisten schrecken. Es gibt unter ihnen sehr seltsame Menschen, die alle die prachtvolle Windigkeit des Ritter Taylor*) ohne seine Geschicklichkeit besitzen.

*) Sir John Taylor, berühmter Augenarzt des Königs von England. Vom Jahre 1733 an machte er große Reisen fast durch alle Reiche des Continents und wurde von den gekrönten Häuptern, selbst vom Papste, aufs Höchste ausgezeichnet. Sein Ruf war so groß, daß in einer holländischen Stadt Militair vor sein Haus gestellt werden mußte, um den Andrang der Hülfesuchenden abzuhalten. Anekdoten von ihm, aus seinen Reisebeschreibungen zusammengetragen, erschienen in drei Bänden. Sein Werk über den Augapfel (Norwich 1727 und London 1730) wurde ins Lateinische, Französische, Spanische, Portugiesische, Schwedische, Dänische und Deutsche übersetzt. 1767 erklärte er, sich in Paris niederlassen zu wollen, wo er auch gestorben sein wird.

Ich kann hier aus eigener Erfahrung reden, und ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, einem Manne ein kleines Denkmal zu stiften, das ich ihm schon längst zugedacht habe, ohne die Gelegenheit dazu finden zu können. Dieser Mann ist der berühmte Oculist Wenzel der Vater *) in London. Wer ihn noch nicht kennt, kann die kurze, aber brillante Geschichte seines eigenen Werthes, mit stehenbleibenden Schriften gedruckt, in jedem englischen Morning paper lesen. Wenn schon die Gleichzeitigkeit einem Geschichtschreiber so viel Credit gibt, so kann man leicht denken, was gar diese Geschichte sein müsse, da er selbst der Verfasser davon ist. Zu diesem wackern Landsmanne verfügte ich mich im Jahr 1775, da sich ein Zufall an einem meiner Augen zeigte, der einigen meiner Freunde und besonders mir sehr bedenklich schien. Er wohnte in einer der ersten Straßen Londons, in Pall-Mall, da wo nachher auch Graham **) seine himmlische Bettlade aufschlug. Bei dem Eintritt

---

*) Wenzel sen. starb in London 1790. Sein Sohn, Michael Baptist von Wenzel, der 1808 Médecin oculiste de la maison de S. M. l'Empereur et Roi in Paris wurde, gab von ihm heraus: Traité de la Cataracte, Paris 1786, deutsch Nürnberg 1788.

**) Dr. Graham, ein Schottländer, erregte 1780 mit seinem himmlischen Bette, das ihn, mit dem dazu gehörigen Apparate, 16000 Pf. St. gekostet haben soll, zum Theil großes Aufsehen. Sein Haus nannte er den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit fungirte. Allenthalben in diesem sei-

in das Haus, wurde ich von einem Paar Bedienten oder Lehrlingen, denn sie hatten in ihrem Betragen Etwas von beiden, mit den Augen gemessen und gewogen, vermuthlich zu erforschen, ob ich ein solventer oder ein gratis Patient sei, denn in meinem Anzug mochten sie wohl auch so Etwas von beiden entdeckt haben. So kam ich endlich vor Hrn. Wenzel, der mit Jemandem in der Stube ein sehr breites Englisch sprach. Ich fragte ihn auf die bescheidenste Weise von der Welt auf Englisch, ob ich wohl Deutsch mit ihm reden könne, denn es gibt in England Deutsche, die es nicht gern Wort haben wollen, daß sie es sind. O, sagte er, sprechen Sie mit mir, was für eine Sprache Sie wollen. Dieses gab mir eine sehr hohe Idee von den Sprachkenntnissen dieses Mannes; ich klagte ihm also mein Anliegen deutsch. Er ließ mich niedersitzen, besah mein Auge mit sehr bedeutendem, liebreichem Kopfschütteln, und auf die Frage: was er von dem Umstand hielte, sagte er: Sie werden blind. — Können Sie mir aber wohl helfen? — O ja — und was muß ich Ihnen dafür bezahlen? — Zehn

---

nem Tempel herrschte die größte Pracht. Für den Preis einer Guinee verkaufte er gedruckte Lebensregeln; für eine Guinee eine Bouteille Lebensbalsam. In dem Sanclo Sanctorum stand das himmlische Bett; bis zu diesem wonnereichen Orte zu bringen kostete 50 Pf. St. — Im März 1784 schloß Graham seinen Tempel und verkaufte öffentlich alle dazu gehörigen Dinge, den erstaunlichen elektrischen Apparat ꝛc. und das himmlische Bett selbst.

Guineen, war die Antwort, ich gebe Ihnen etwas in einem weiten Glase, da halten Sie das Auge des Tages etlichemal hinein u. s. w. Ein feiner Charlatan war denn doch der Mann nicht. Er hätte mich bloß niederschlagen sollen, allein der unanständige decisive Ton seiner Worte richtete mich mehr auf, als mich ihre Bedeutung niederschlug, und ich sah auf einmal, wen ich vor mir hatte, bezahlte ihm eine halbe Guinee für die gemachte Freude, und ging nach der Straßenthür zu, wohin er mich mit bezahlter Höflichkeit unter vielen Bücklingen begleitete. Vollkommen tröstlich für mich war indessen diese Unterredung im Ganzen nicht, denn ich hörte nachher von Wenzels Talenten wenigstens nicht immer schlecht sprechen. Indessen nahm nun bald meine Geschichte eine andere Wendung. Auch hier muß ich ein Paar Männer nennen, nicht um ihnen ein Denkmal zu stiften, denn dieses haben sie, die sehr weit über alles Lob, das ich ihnen ertheilen könnte, erhaben sind, selbst längst gethan. Ich sprach nämlich von meinem Zufall an einem hohen Orte. Die Folge war, daß der königliche Wundarzt Hawkins zu mir kam. Bei seinem Eintritt in die Stube war es, als gingen Zutrauen und Hülfe vor ihm her, mit so liebreichem Ernst nahte er sich mir. Er sah mir lange in das Auge, aber ohne Kopfschütteln, gab mir alsdann die Hand, und sagte mit unbeschreiblich sanftem Ton, den ich noch immer höre: Sein Sie ganz ohne Sorgen, Sie haben Nichts zu befürchten, und verordnete mir ein sehr leichtes Mittel, das mir ein paar Groschen kostete. Als ich

bald darauf nach Göttingen kam, fing ich doch wieder an zu sorgen, denn die Augenkranken sind gar vorsichtige Menschen, und fragte unsern jetzigen Hrn. Leibarzt Richter*). Hier erhielt ich dieselbe herzliche Versicherung mit denselben Mitteln, und seit der Zeit hat das Übel, das doch schon zu dem Grade angewachsen war, daß es die Hornhaut durch Andruck etwas verstellte, und ich wirklich mit diesem Auge doppelt sah, nicht allein nicht zugenommen, sondern ist so völlig verschwunden, daß ich noch kaum im Vergrößerungsspiegel die Spur davon finde. Dieses zeigt, wie man die Augenärzte wählen müsse, deutlich. Die Regel gilt auch bei der Wahl der Ärzte überhaupt. — Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln schreite, die das Gesicht von Gläsern hoffen kann, und der dabei nöthigen Vorsicht, so schreibe ich Hrn. Adams, einem erfahrnen, vorsichtigen Manne, ein äußeres Mittel nach, das allemal ohne Schaden, und oft mit Vortheil gebraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher, als man vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellt, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist: Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwei Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche, und schüttelt Alles drei Tage hinter einander etliche Mal des Tages durcheinander, läßt es drei Tage stehen, und seiht es alsdann durch. Von dem Klaren dieses Aufgusses mischt man

---

*) Aug. Gottlob Richter, geb. zu Zörbig in Sachsen 1742, gest. in Göttingen 1812.

sodann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Wassers, und wäscht damit beim Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlieder jedesmal in eine solche Bewegung setzt, daß dabei Etwas von dem Aufguß zwischen das Augenlied und den Augapfel kommt. Nach und nach kann man immer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt. —

Allein aller Mühe und Vorsicht ungeachtet, wird oft das Auge schwächer, so wie die Stärke der körperlichen Hülle zu sinken anfängt, oder leidet wenigstens Veränderungen, die eine Beihülfe nöthig machen. Doch ist dieses nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine sehr gewöhnliche ist. Hr. Prof. Büsch redet von einer Frau, die, als er seinen Aufsatz schrieb, noch in Hamburg lebte, die in ihrem hundert und zehnten Jahr noch eines vollkommenen Gesichts genießt; und ähnliche Beispiele gibt es im siebenzigsten und achtzigsten Jahre gewiß unzählige, und würden gewiß noch häufiger sein, wenn man, von den Jahren des reifenden Verstandes an, eine gehörige Gesichtsökonomie bei sich eingeführt hätte. Ist es aber nun einmal nicht anders, stellen sich die Folgen des Alters beim Gesicht ein, so affectire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich ist. Durch Affectation von Kraft in gewissen Jahren geht nicht selten auch noch der Theil derselben verloren, den man noch hat, ohne daß man sonst Etwas dabei gewönne. Daher sind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar stärker oder jünger

oder gesunder sein wollen als sie sind, diejenigen, die am läng=sten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch sich selbst.

Man kann überzeugt sein, daß dieser Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten sei, wenn man 1) ge=nöthigt ist, um kleine Gegenstände deutlich zu sehen, sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als sonst, und z. B. um deutlich zu sehen, die Kerze zwischen den Gegenstand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rücksicht äußerst schäd=liches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn ein naher Gegenstand, den man mit Aufmerksamkeit betrachten will, sich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen an=fängt. 4) Wenn die Buchstaben beim Lesen zuweilen in einan=der zu fließen und doppelt und dreifach zu sein scheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anstrengung gleich so sehr ermüden, daß man genöthigt ist, zur Erholung auf andere Ge=genstände zu sehen. Bemerkt man einen oder mehrere von die=sen Umständen, so ist es Zeit, sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen können, die sonst durch unnütze Anstren=gung, deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich Conservir=gläser werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich geschieht, daß es Gläser gebe, die ein noch völlig ge=sundes Gesicht zu conserviren dienen. Brillen sind Krücken,

und Conservirkrücken für gesunde Beine gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, desto besser. Jeder Aufschub verschlimmert die Sache. Adams führt einen Fall an, da eine Dame aus falscher Scham den Gebrauch der Brillen so lange aufschob, daß man ihr am Ende nur noch mit Gläsern von solcher Dicke und Brennweite, dergleichen man am Staar operirten Personen zu geben pflegt, eine leibliche Hülfe verschaffen konnte; da hingegen Personen, die bei Zeiten Gläser von großen Brennweiten gebrauchten, öfters im Stande gewesen sind, ihre Brillen bei Seite zu legen und mit den bloßen Augen zu sehen. Man sei daher bei der Wahl, zumal der ersten Brillen, sehr auf seiner Hut, und wende sich an erfahrene Leute. Man wähle keine starke Vergrößerer, sondern nur solche, durch welche man mit Leichtigkeit in eben der Entfernung lesen kann, in welcher man sonst mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu lesen pflegte. Wird freilich das Auge noch flacher, so muß man stärkere Vergrößerer suchen, aber sich immer hüten, nicht plötzlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und seine Brillen zu stark gewählt habe, ist, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als sonst Personen von gesunden Augen zu thun pflegen, nämlich näher als neun bis acht Zolle. Zuweilen ereignet es sich, daß Personen, die am Tage gut und bequem durch die Brille lesen können, bei Licht aber nicht, wenigstens nicht ohne beschwerliche Anstrengung; diese werden wohl thun, wenn sie sich eine etwas mehr vergrößernde anschaffen, die sie

nur bei Licht gebrauchen. Man hüte sich vor den so genannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, die die Engländer visual spectacles nennen, deren Gläser, von geringer Apertur mit sehr breiten schwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn, eingefaßt sind. Ein unwissender Mann hat ihnen, aus einem mißverstandenen Principio, diese Einrichtung gegeben, die bei Fernröhren nöthig, hier aber nicht bloß unnütz, sondern schädlich ist, eben wegen dieser starken und nahen Schatten, und weil bei etwas langen Zeilen der ganze Kopf in Bewegung gesetzt werden muß. Eben so unnütz und schädlich, wiewohl nicht in ganz so hohem Grade, sind die grünen Brillen. Hr. Prof. Büsch sowohl als Adams sprechen aus Erfahrung stark dagegen. Das Grüne ist allerdings eine sanfte und angenehme Farbe, aber nicht die Farben der Gegenstände, die man durch grüne Brillen ansieht. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und schmieriges Ansehen, und werden sie abgenommen, welches der Fernsichtige bei fernen Gegenständen thut, so erhalten die Gegenstände ein blendendes, anfangs sogar röthliches Ansehen, welches den Augen schadet. Auch in dieser Erfindung also ist mehr guter Wille, als Verstand. Die Furcht und Scham, alt zu scheinen, denen wir den ganzen zweiten Theil der kosmetischen Kunst zu danken haben, haben ebenfalls an den Krücken gekünstelt, wodurch sich das alternde Gesicht forthelfen muß, oder ihnen wenigstens das Ansehen von einem Spazierstock zu geben gesucht, den man mehr aus Laune, als Noth gewählt

hätte. Sie haben nämlich das Auge zu bewaffnen gesucht, ohne die Nase zur Waffenträgerin zu machen, und die sogenannten Lesegläser erfunden, die man in der Hand hält. Die Absicht dieser Gläser soll sein, sich bei der Fernsichtigkeit des Alters noch ein Ansehen von Jugend zu geben; dann soll die Würde des Gesichts nicht so sehr darunter leiden, und endlich auch die Nase nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erste Vortheil ist gewiß sehr gesucht, und würde wegfallen, sobald man dergleichen Gläser nur bei Alten sähe. Was den zweiten Vortheil betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die meisten Handlungen, worin sich die Nase entweder von selbst mischt, oder in welche sie mit Gewalt gezogen wird, sobald sie nicht mit zu den Geruchsgeschäften gehören, ein etwas lächerliches Ansehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Nase nicht gehören; das Umschlagen von Blättern in Büchern, das Auffangen und Pariren von Schlägen, denen sie nicht gewachsen ist, oder wenn sie sich gar zum Zügel oder zur Handhabe gebrauchen läßt, ihren Besitzer daran herum zu führen. Allein Nichts, was die Nase zu Unterstützung der Augen thut, hat sie je lächerlich gemacht, wegen der bekannten Verwandtschaft, die zwischen beiden Statt findet. Es ist nämlich bekannt, daß beide schon in der frühesten gemeiniglich Jugend zugleich weinen, ja daß selbst im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Nase gereizt wird, und daß sie nicht selten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird sie eben-

falls nicht verlieren, wenn die Dienstfertige nicht zu sehr geklemmt wird, und etwas Unterstützung durch Bügel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, so hat es Leute gegeben, die diese im Dienst veränderte Sprache für schön gehalten haben, zumal wenn sie sich nicht sowohl dem näselnden Clarinettenton, als vielmehr der vornehmen, halb erstickten, Schnupftabackssprache nähert, die das m fast wie b ausspricht. Doch genug mit dieser Art zu widerlegen und von solchen Argumenten. — Die Lesegläser sind schädlich und unnütz, 1) weil sie ihrer Natur nach nicht fest gehalten werden können, und also folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geschwächt wird, daher solche Personen öfters sich genöthigt sehen, zu Brillen überzugehen, wenn es fast zu spät ist. 2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bei mancher Gelegenheit stark blendet und verwirrt, und dadurch das Übel vermehrt; und 3) weil sie beim Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen sind. Personen, die in ihren besten Jahren kurzsichtig gewesen sind, bedürfen im Alter der Brillen selten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Convexität hatte, die sich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß sie converer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieses zur Glückseligkeit, daß sie im späten Alter ohne Brillen lesen können, das heißt, nicht nöthig haben, einen halben Gulden für ein Paar Gläser hinzugeben, dafür sie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im

Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer schönen Gegend genossen haben. — Die Kurzsichtigen müssen sich bei der Wahl ihrer Brillen eben der Vorsicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nämlich ihre Gläser nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun, sich bei Zeiten der Brillen von solcher Concavität zu bedienen, die ihnen verstattet, das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anstatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer zu verschlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Trost erinnern, die von den kleinen schwarzen, vor den Augen schweben zu scheinenden, Flecken geschreckt werden, welche die Franzosen mouches volantes nennen, daß sie wenig zu bedeuten haben. Ich kann hierin Hrn. Prof. Büsch's Erfahrung auch noch die meinige beifügen. Als ich mich im Jahr 1769 und 1770 sehr mit mikroskopischen Beobachtungen abgab, bemerkte ich ihrer mehrere, zumal im rechten Auge, nicht als wenn ich sie mir durch das Mikroskop zugezogen hätte, sondern weil die Lage des Auges, bei dem zusammengesetzten Mikroskop, da bei dem abwärts Sehen die Achse desselben fast vertical zu stehen kommt, ihrer Beobachtung sehr günstig ist. Ich wurde dadurch beängstigt, zeichnete die Figur von einigen, um ihren Wachsthum oder Abnahme zu bemerken, fing aber endlich an, mich nicht weiter mehr um sie zu bekümmern, welches gegen viele Übel in der Welt, wo nicht ein treffliches Mittel selbst, doch gewiß eine große nothwendige Unterstützung dabei ist, und fand nach fünf,

sechs Jahren unvermuthet, daß die Flecken alle verschwunden waren. —

Außer den oben erwähnten Ursachen von Augenschwächen gibt es freilich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber die Schwäche entstehe woher sie wolle, so wird allemal die oben erwähnte Ökonomie beim Geschäfte des Sehens nöthig sein, und jede Verabsäumung derselben die Sache verschlimmern.

Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da das Eis rar ist, kühles Getränk und Gefrornes zu verschaffen.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 187—192.)

Der sehr gelinde Winter von $\frac{1789}{1790}$, da die Eiskeller leer stehen blieben, hat der leckerhaften Üppigkeit noch selbst die warmen Tage des Junius 1790 nicht wenig dadurch verleidet, daß er ihr die kleine Zufuhr von künstlicher Kühlung auf dem gewöhnlichen Wege gänzlich abgeschnitten hat. Sie hat daher in dieser Noth auf neue denken müssen, und sich aus den großen und ewigen Eisniederlagen der nördlichen Gegenden auf Schiffen Eis geholt, so wie man zum entgegengesetzten Zweck Brennholz holt. Da aber diese Waare, zumal an heißen Sommertagen, beim Transport leicht verdirbt, und zu Wasser wird, so konnten nur See= oder nahe dabei liegende Städte dieser Wohlthat theilhaftig werden, indessen die inländische Armuth an Höfen und in Klöstern schmachten mußte, wovon sich die Beispiele fast nicht ohne Rührung lesen lassen. Diesen also,

und vielleicht manchem andern braven Manne, wird nachstehender Unterricht erwünscht kommen, ob er gleich leider! für dieses Jahr wenigstens etwas zu spät kommt, da, wenn das Taschenbüchelchen ausgegeben werden wird, das Gefrorne und die kühlen Getränke bereits auf allen Straßen, zumal des Morgens, wieder zu haben sein möchten. Wir haben im Kalender vom vorigen Jahre *) angemerkt, daß Hr. Walker, ein Apotheker in Oxford, sogar im April das Quecksilber gefrieren gemacht habe. Dieses Mittel aber, wodurch man also auch leicht jede Art von Confect würde gefrieren machen können, ist nicht allein sehr kostbar, denn dieses wäre für die Armuth an Höfen und Klöstern eine Kleinigkeit, sondern es werden dazu auch Dinge gebraucht, wie z. B. die rauchende Salpetersäure und andere Säuren und Salze, die mit Recht von Allem, was auf die Tafel kommen soll, entfernt gehalten werden müssen, indem sie zum Theil schon auf eine beträchtliche Entfernung, wo nicht der Gesundheit, doch, was mehr werth ist als alle Gesundheit, dem Wohlgeschmack nachtheilig sein können. Wohlfeiler und ganz unschädlich ist folgendes, von eben diesem Hrn. Walker angegebenes Verfahren, Kälte hervorzubringen. Man nimmt von gutem, reinen, fein pulverisirten und höchst trockenen Salpeter und Salmiak, etwa ein Pfund von

*) S. 144 unter der Rubrik: Neue Entdeckungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten. Wir werden diese Bemerkung, ihrer Darstellung wegen, später mit aufnehmen.

jedem, und schüttet dieses an dem kühlsten Ort im Hause (denn jede Kühle, die man den Ingredienzen sowohl, als der nöthigen Geräthschaft, vorläufig geben kann, ist barer Gewinn für das Gefriermittel), in einen Eimer mit so vielem Wasser, als nöthig ist, diese Salze beinahe völlig aufzulösen. Durch allmäliges Hinzugießen wird dieses am sichersten ausgefunden. Sobald die Masse anfängt dünne zu werden, oder auch schon vorher, setzt man das blecherne Gefäß, worin z. B. der Creme ist, der gefrieren soll, hinein, und rührt beides, das Gefriermittel und den Confect, letzteren aber nur sanft, damit sich die Ingredienzen nicht setzen, um, und wartet das Gefrieren ruhig ab. Sollte man am Thermometer, welches hierbei nöthig ist, finden, daß das Gefriermittel schon wieder wärmer zu werden anfinge, noch ehe der Confect die gehörige Consistenz hat, so kann man mit einem Heber etwas von dem Gefriermittel abzapfen und frisches Wasser, Salmiak und Salpeter hinzuthun u. s. w. In jedem Sommer läßt sich, in jeder Stunde des Tages, aus einem mittelmäßig tiefen Brunnen Wasser zu 10 oder 10½ Reaum. Graden, aus guten wohl zu 9 Graden, erhalten, die es in einem guten Keller auch lange behält. Hat man nun dem Salze sowohl, als dem Eimer, dem Confect in seinem Gefäße, und dem hölzernen Instrumente, womit man umrührt, eben diese Temperatur gegeben: so erhält man durch jene Mischungen eine Kälte von 9 Reaum. oder 20¼ Fahrenheitischen Graden unter dem Gefrierpunkt des Wassers. Wenn man mehr

anwenden will, so wird man seinen Zweck sicherer und schneller erreichen, wenn man den in verschlossenen blechernen Büchsen verwahrten Salzen, und selbst dem Wasser im Eimer, vorher durch ein gleiches Verfahren einen hohen Grad von Kälte und Kühle mittheilt, ehe man den Prozeß anfängt. Nur hat man allemal vorzüglich darauf zu sehen, daß die Salze vollkommen trocken, sehr fein pulverisirt und gut durch einander gemischt seien; feuchte Salze taugen gar nicht, weil sich bei ihnen der Prozeß schon angefangen hat, und gröblich gestoßene schmelzen nicht geschwind genug. Was dieses Verfahren wohlfeiler macht, als alle übrige, ist der Umstand, daß man die Ingredienzen immer wieder gebrauchen kann, man darf nur das Wasser in den Gefäßen wieder abrauchen lassen, und dazu findet sich ja bei der Armuth, wo das Küchenfeuer mit vestalischer Sorgfalt gehütet wird, immer Zeit und Gelegenheit, trocknet und pulverisirt sie wieder, da sie dann von neuen gebraucht werden können. Ich habe gesagt, man solle den Confect in blechernen Gefäßen bereiten; diese haben nicht bloß in medicinischer, sondern auch in physischer Rücksicht einen Vorzug vor den bleiernen, d. i., die bleiernen sind nicht allein der Gesundheit und dem Wohlgeschmack nachtheilig, zumal wenn vegetabilische Säuren mit in den Confect kommen sollten, sondern Blei leitet auch die Wärme unter allen Metallen am schlechtesten, wozu noch kommt, daß das Blei wegen seiner Biegsamkeit immer verhältnißmäßig sehr dick genommen werden muß, welches ebenfalls den Übergang der Wärme

aus dem Confect in das Gefriermittel hindert. Ich weiß wohl, daß man die bleiernen Gefäße hauptsächlich deßwegen wählt, weil sie fest und gut für die übrige Operation im Eimer stehen, allein dieser Vortheil läßt sich ja leicht auch bei den blechernen dadurch erhalten, daß man ihnen einen starken bleiernen Boden von außen anlöthet.

Bedlam
für Meinungen und Empfindungen.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 128—136.)

Bedlam heißt bekanntlich ein ansehnliches Gebäude am nordöstlichen Ende der Stadt London, in welchem man Menschen eine kleine Wohnung anzuweisen pflegt, die sich beim Denken zwar an die in der Welt recipirten Schlußformen halten, aber den Vordersätzen ihrer Schlüsse gemeiniglich Behauptungen als unumstößlich aufstellen, welche eine sehr beträchtliche Majorität in allen fünf Welttheilen schlechterdings nicht als wahr anerkennen will und kann. Es ist kaum zu glauben, was diese Anstalt der menschlichen Gesellschaft für Vortheil gewährt. Denn da ohnehin die Ideenfriction selbst unter jener Moralität schon groß genug ist, so würde unstreitig Alles entweder stocken oder brechen müssen, wenn man der Minorität nicht einen eigenen kleinen Tummelplatz für ihren Ideengang einräumte, wo sie machen können, was sie wollen. Unsere Leser werden es uns also nicht verargen, wenn wir künftig in unserm Kalender

unter obigem **Aushängeschild** eine **kleine Nebenabtheilung** anbringen, worin wir solche neue Meinungen und Erfindungen aufnehmen, die das Unglück haben sich in einem ähnlichen Zustand mit jenen armen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu befinden. Schande kann dieses unserm Kalender so wenig machen, als jenes Gebäude der Stadt London, welches vielmehr unter die weisesten Anstalten derselben von allen denen gezählt wird, die nicht darin sitzen. Bei der Aufnahme haben wir uns folgende Gesetze als unverbrüchlich vorgeschrieben, mit der Versicherung, daß wenn uns Jemand überführt, daß wir auf die entfernteste Weise dawider gehandelt haben, wir im folgenden Jahre diese unsere ganze Idee, mit Allem was dazu gehört, selbst hineinsperren wollen. Diese Gesetze sind folgende:

1) Kein Subject aufzunehmen, das nicht nach dem einstimmigen Urtheil der weisesten unter den Menschen für toll und thöricht anzusehen ist, also vorzüglich solche, die sich z. B. gröblich gegen die ewigen Gesetze des **Einmal Eins** und **Euklids** vergangen haben.

2) Eben so wie zu **Bedlam**, die Subjecte mit der größten Sanftmuth zu behandeln, und wo möglich die Peitsche gar nicht zu gebrauchen, ja sogar, wenn uns etwa, was dem Weisesten bei solchen Gelegenheiten in manchen Fällen begegnen kann, ein unwillkürliches Lächeln anwandeln sollte, die Hand sorgfältig vor den Mund zu halten.

3) Soll durchaus die größte Toleranz Statt finden; man wird

Meinungen von allen Nationen und allen Religionsverwandten aufnehmen, selbst die von Juden nicht ausgeschlossen.

4) Geschieht die Aufnahme gratis, und jeder, der einen Gedanken kennt, er mag ihn selbst gehabt haben oder nicht, der sich hierzu qualificirt, kann auf unsere Unterstützung rechnen, falls nur jedesmal für freien Transport nach Ort und Stelle gesorgt wird. Dabei wird aber ausdrücklich ausbedungen, daß das aufzunehmende Subject schlechterdings nicht alt, sondern eine Geburt unsers aufgeklärten Zeitalters sein müsse. Folgendes ist eine kurze Nachricht von den bereits in unserer Anstalt Aufgenommenen:

Es thut uns leid zu sagen: daß gleich beim Eingang in Nro. 1. der Vorschlag eines französischen Abbé's, Namens Perisset, sitzt, den er im vorigen Jahr der Nationalversammlung und zwar im Druck übergeben hat. Es ist nämlich bekannt, daß diese Versammlung sich auch unter andern mit Regulirung des Fußmaßes abgibt, und die Gelehrten zu Vorschlägen dazu aufgefordert hat, und da hatte der Abbé den betrübten Einfall: zum Fußmaße die Distanz zweier Sterne vorzuschlagen, die genau einen Grad von einander entfernt ständen, wodurch also die französ. Toise die Länge eines mäßigen Kometenschwanzes erhalten haben würde. Dieses traurige Geschöpf ist uns unmittelbar aus Paris zugekommen. Gegenüber in Nro. 2 liegen zwei völlig rasende Angriffe auf das copernicanische System. Der eine ein Landsmann, der

andere ein Engländer. Der erste ist unstreitig der tollste, ob er sich gleich ein ziemlich kluges Ansehen zu geben sucht, und sogar das Herz gehabt hat, sich in eines unserer besten Journale einzuschleichen. Er behauptet unter anderm, daß die Luft die Ursache der Schwere sei. Da nun bekanntlich die Luft selbst schwer ist, ja da man, um die Gesetze der Schwere zu entdecken, zuweilen die Luft sorgfältig von den Körpern weggeschafft hat, so sieht man schon hieraus, wes Geistes Kind er ist. Den Namen des Vaters verschweigen wir aus landsmannschaftlicher Liebe noch zur Zeit. Der Engländer ist ein Werkchen unter dem Titel: Inquiry into the Copernican System by *John Cunningham*. Ob dieser *John Cunningham* derselbe sei, der als americanischer Freibeuter im vorigen Kriege das englische Packetboot unter dem Commando des Capt. Storey zwischen Helvoet und Harwich weggekapert hat, können wir nicht sagen, so viel ist aber gewiß, aus der Art zu disputiren, die in diesem Geistesproduct herrscht, ist es uns wahrscheinlich. Leichte Einwürfe, die er sich macht, beantwortet er, so gut er kann, wenn ihm schwerere aufstoßen, so versichert er schlechtweg mit einem damn'em, es sei kein wahres Wort daran. Nachdem er auf diese Weise das copernicanische System umgeworfen, etablirt er das seinige, das darauf hinausläuft: daß Erde, Sonne und Mond eine emblematische Darstellung des großen Jehovah, nämlich, Vaters, Sohn und Geistes und deren unüberschwenglichen Gnade sei.

In Nro. 3 sitzen zwei seltsame Früchtchen aus des Herrn *Jacques Henri Bernardin de St. Pierre* *) études de la Nature. Dieser St. Peter hat viel Lustiges, er ist aber nicht einmal ein solcher Peter Newton, als Woolcot **) ein Peter Pindar. Er behauptet, die Ströme des atlantischen Meeres und Ebbe und Fluth kämen von dem Eise an den Polen, und die Erde sei an den Polen nicht abgeplattet, sondern länglich. Was diese letztere Meinung, welcher ehedem sehr vortreffliche Männer, aber durch unrichtige Messungen verleitet, beipflichteten, jetzt eigentlich hierher bringt, ist, daß Hr. St. Pierre nicht die Messungen in Zweifel zieht, sondern eben daraus, daß man die Grade gegen die Pole zu größer gefunden habe, folgert, die Erde gleiche nicht der Orange, sondern der Citrone Dieses verstößt wider Euklid und Einmal Eins. Das Buch hat in Frankreich drei Ausgaben erlebt. — In Nro. 4 haben wir Hrn. Carra's ***) *Agent* eingesperrt. Dieses Agent

*) Bernardin de St. Pierre, geb. zu Havre, 1737, gest. 1814. Mitglied des franz. Instituts. Verfasser von Paul et Virginie. 1788. Seit 1772 mit J. J. Rousseau sehr liirt.

**) John Woolcot, oder Wolcot, bekannter unter dem Namen Peter Pindar, als Satyriker. Geb. zu Dodbrocke in Devonshire, gest. zu Somerset 1819. Seine gesammelten Schriften sind in drei Bänden erschienen; London 1797, 2te Ausgabe 1812.

***) Jean Louis Carra, geb. 1743 zu Pont-de-Vesle. Im Nationalconvent exaltirter Fanatiker. Durch das Revo-

ist äußerst gefällig, und übertrifft darin den Äther der Physiker bei weiten. Wir setzen den Charakter desselben mit des Vaters eigenen Worten her: C'est un fluide élémentaire, immatériel, insolide, indivisible, indissoluble, sans parties, sans forme et sans pesanteur et cependant compressible et élastique à l'extrême. Dieses Agent erklärt Alles, was man will; wenn es unter einer Form widerlegt ist, so zieht es sich einen Augenblick zurück und kommt unter einer andern wieder. Es ist unüberwindlich, bloß weil es Alles ist; und weil es überall ist, so sitzt es auch hier in Nro. 4. — Nro. 5 enthält einen ansehnlichen, aber sehr erbarmungswürdigen Patienten: Le Microscope moderne, pour débrouiller la nature par le filtre d'un nouvel alambic chymique, où l'on voit un nouveau Méchanisme universel par M. *Charles Rabiqueau*, Avocat au Parlement, Ingénieur-Opticien du Roi etc. Hier ist die Sonne ein Hohlspiegel, von der vordern Seite erleuchtet (wodurch?) und von der hintern dunkel. Die erstere gibt den Tag, die letztere die Nacht. Die Erde ist nicht rund, sondern platt und ohne Gegenfüßler. Bloß der Akademie hat man ihre Rundung zu danken, und dieses aus keinem andern Grunde, als

---

lutionstribunal in Paris verurtheilt, wurde er am 31. Oktober 1793 enthauptet. Er schrieb: Nouveaux principes de Physique. Paris 1782. 1783. 4 Voll. 8. Dissertation élémentaire sur la nature de la lumière, de la chaleur du feu et de l'électricité. 1787.

weil sie rund sein muß. Daß die Sonne von ihrem Aufgange bis zum Niedergange einen Bogen beschreibt, ist bloß ein optischer Betrug, denn sie bewegt sich in einer geraden Linie: hieraus folgt, daß die Erde feststeht, und keine Gegenfüßler Statt finden. Der Mond und die Sterne sind keine Körper, sondern Blasen (also wohl Geister wie die Seifenblasen auch), die in dem großen Destillirkolben der Welt unaufhörlich aufsteigen, und sich an dem innern Theile des Helms anhängen. Die Sonne läuft nicht um die Erde herum, sondern ungefähr 30 lieues über ihr weg. Geboren 1781. — In Nro. 6 sitzt wieder ein junger Carra (S. Nro. 4), der alle Wände mit einem Beweise beschmiert, daß die Erde inwendig Quecksilber enthalte, und daß der Mond in 25½ Tag um die Erde laufe, er beruft sich auf seine Nouveaux principes de Physique T. III. à Paris chez l'auteur etc. Promenaden durch solche Krankenstuben hält man nicht lange aus, also das Weitere künftig.

Georg Christoph Lichtenberg's
Vermischte Schriften.

Neue vermehrte,

von dessen Söhnen veranstaltete

Original-Ausgabe.

Mit dem Portrait, Facsimile und einer Ansicht des Geburtshauses des Verfassers.

Sechster Band.

Göttingen
Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1845.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Vermischte Schriften.

Sechster Theil.

Von der Äolusharfe *).

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 137 — 145.)

Die Vorstellung von einer Folge harmonischer Töne, die ohne bestimmte Melodie sanft anschwellend, nach und nach wieder in der Ferne hinsterben, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel Reizendes für meine Phantasie gehabt. Ich glaube, ich habe die erste Idee hiervon in den Jahren der Kindheit von dem singenden Baum in den tausend und einer Nacht aufgefangen. Dieser Baum, wenn ein

*) Ein hierher gehöriger kleiner Aufsatz, veranlaßt durch die merkwürdige Wetterharfe im Garten des Hauptmanns Haas zu Basel, steht im götting. Taschenkalender 1789 S. 129—134, unter den daselbst vorkommenden: neuen Erfindungen, physikalischen und anderen Merkwürdigkeiten. Als nur physikalischen Inhalts wird derselbe in die gegenwärtige Ausgabe der vermischten Schriften von uns nicht mit aufgenommen.

Lüftchen seine Blätter bewegte, ließ entzückende Töne hören, die mit dem Winde sich hoben und sich mit ihm wieder verloren. Eine Stelle in des phantasiereichen Zauberers, Spenser's Ruins of time, werde ich daher nicht müde zu lesen. Er sah Orpheus Harfe nach dem Himmel steigen, und hörte in diesem Fluge die Saiten von dem Winde gerührt himmlische Töne verbreiten. Ich setze sie ganz her:

I saw an harp strung all with silver twine;
At length out of the river it was rear'd,
And borne about the clouds to be divined:
Whilst all the way most heavenly noise was heard
Of the strings stirred with the warbling wind.

Nach Allem, was ich von der Äolusharfe gehört und gelesen habe, ist durch sie meine Vorstellung größtentheils realisirt, und was würde ein solches Instrument in Deutschland unter den Händen der Hrn. Chladni*) und Quandt**) nicht werden können? Ich theile deßwegen eine kurze Nachricht davon aus einem beträchtlichen Quartanten mit, der unter einer Menge

*) Ernst Florenz Friedr. Chladni, geb. zu Wittenberg 1756, gest. zu Breslau in seines Freundes Steffens Hause 1827.

**) Quandt, Dr. der Medicin; geb. zu Niesky bei Görlitz, gest. 1806. Erfinder der Glaslattenharmonica. Schrieb u. a. Versuche über die Äolsharfe 1797. Nach Chladni einer der scharfsinnigsten Akustiker.

gewagter und excentrischer Ideen auf allen Seiten zeigt, daß es seinem würdigen Verfasser zwar hier und da gar sehr an erworbenen gründlichen Kenntnissen, aber nicht an Kraft fehle. Es sind dieses die Physiological disquisitions or discourses on the natural philosophy of the elements, des Hrn. William Jones F. R. S.*), die zu London 1781 erschienen sind. Er führt obige Stelle aus dem Spenser an, und selbst eine aus dem Talmud (Berac Fol. 6 **)), wo gesagt wird, daß die Harfe Davids um Mitternacht, wenn der Nordwind sie gerührt, geklungen habe, um damit seinen Aufsatz über die Äolusharfe einzuleiten. Für den Erfinder der Äolusharfe oder des Saiteninstruments, das dem Winde ausgesetzt, für sich zu tönen anfängt, wird gemeiniglich P. Kircher***) angegeben, der davon in s. Phonurgia S. 148 handelt. Indessen hat dieses Instrument seine Wiedererweckung in England weder dem P. Kircher, noch dem Verfasser des Werks on the Principles and power of Harmony, der davon redet, zu verdanken, sondern einem

---

*) William Jones, geb. zu Lowick in Northumberland 1726, gest. 1800.

**) Beracha (jüd. Gebet) bei den Rabbinen Lob- und Dankgebet. Talmud bekanntlich die Sammlung der Vorschriften der jüdischen Gesetzgeber (Rabbinen) aus der Mischna und Gemara bestehend.

***) Athanasius Kircher, Jesuit aus Fulda. Geb. 1602, gest. in Rom 1680.

Dichter, der durch Harmonien einer andern Art unsterblich geworden ist, Popen. Als dieser nämlich, während er den Homer übersetzte, öfters den Eustathius *) nachschlug, stieß er in diesem auf eine Stelle, worin gesagt wird, daß der Wind, wenn er auf gespannte Saiten stieße, harmonische Töne erzeuge. Diese Idee wurde einem Herrn Oswald, einem schottischen Virtuosen auf dem Violoncello und sehr geschickten Componisten im schottischen Styl, mitgetheilt; dieser erzählte dem Hrn. Jones Folgendes hierüber. Als er von Popens Entdeckung im Eustathius gehört hatte, fing er sogleich an Versuche darüber anzustellen. Er nahm eine alte Laute, bezog sie, und setzte sie dem Winde in allen nur ersinnlichen Lagen aus, aber ohne Erfolg, und schon war er im Begriff, das Ganze als eine Fabel aufzugeben, als ihn ein glücklicher Zufall wieder darauf zurückbrachte. Ein Harfenspieler, der eine Harfe in einem Boot auf der Themse bei sich hatte, bemerkte, daß bei einem Windstoß die Harfe plötzlich einige Töne in der Manier, die man nach eben diesem Instrument, Harpeggio nennt, hören ließ. Der Mann erstaunte über den Zufall, machte ebenfalls viel Versuche eine gleiche Wirkung wieder zu erhalten, aber vergebens. Die schönen Töne waren dahin wie ein Traum. Indessen machte diese Erfahrung Hrn. Oswald wieder Muth mit seinen Ver-

*) Eustathius, aus Constantinopel. Berühmter Commentator des Homers. Starb 1194, nachdem er 1155 Erzbischof von Thessalonich geworden war.

suchen fortzufahren. Nun kam ihm in den Sinn, daß vielleicht ein mehr beschränkter Luftstrom nöthig wäre den Effect hervorzubringen. Er nahm also seine alte Laute und legte sie an die Öffnung eines nur etwas gelüfteten Aufschiebfensters (Sash window). In der Nacht erhob sich der Wind, und das Instrument tönte. Der Künstler hörte es, sprang aus dem Bette, merkte alle Umstände auf das genaueste an, und da er auf diese Weise den Grund entdeckt hatte, hauptsächlich, daß es auf den dünnen, aber breiten Luftstrom ankam, so fehlte auch der Effect in der Folge nie, und so war die Äolusharfe wieder erfunden.

Nach dieser Vorstellung ist nun die Construction einer solchen Harfe leicht. Es wird ein schmaler, etwas hoher und langer Kasten von trocknem Tannenholze verfertigt, der unten einen Resonanzboden hat, auf diesem werden über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang (unisono), nicht allzu stark aufgespannt, eine der breiten Seiten läßt sich aufschieben, so daß man einen dünnen, aber breiten Luftstrom quer auf die Saiten leiten kann. Um diesem den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an beiden Seiten noch Flügel hat, theils um auch bei der Öffnung desselben die Luft von den Seiten einzuschränken, und theils um den Deckel bei jedem Grade von Öffnung durch Friction festzuhalten. So eingerichtet, wird das Instrument mit der Öffnung am Schie-

der dem Winde ausgesetzt. Sobald nun dieser durchzieht, tönt das Instrument. Die tiefsten Töne sind die des obigen Einklangs, aber so wie sich der Wind mehr erhebt, so entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beschreibung übertrifft. Sie gleichen dem sanft anschwellenden und nach und nach wieder dahin sterbenden Gesang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmonischen Gaukelspiel ätherischer Wesen, als einem Werke menschlicher Kunst. Es ist hier der Ort nicht, sich in eine Erzählung von Hrn. Jones Theorie hierüber einzulassen. Sie ist sehr gewagt, und läuft kurz darauf hinaus, daß die Äolusharfe das für die Töne sei, was das Prisma für die Farben ist. Außer diesem ersten Anschein von etwas Wahrem hat der Gedanke aber auch Nichts. Eine scharfe Prüfung hält er nicht aus, es ergeben sich zwar einige Ähnlichkeiten, die etwas Gefälliges haben, aber viel zu entfernt sind, um etwas Wahres und weiter Führendes daraus herzuleiten. Schwer ist es allerdings zu erklären, wie eine einzige Saite, die man in der Äolusharfe aufspannt, alle die harmonischen Töne, sieben oder acht an der Zahl, durchlaufen, und zuweilen mehrere derselben zu gleicher Zeit hören lassen könne, wie Hr. Jones bemerkt hat. Hr. Jones hat ein Modell eines solchen Instrumentes an die Herren Longman und Broderip in Cheapside*) geschickt, und unter seiner

---

*) Eine der schönsten Straßen der City von London.

Aufsicht welche verfertigen lassen, wo sie also vermuthlich zu haben sein werden. — Ich bin zu wenig mit der Geschichte der Musik und der musikalischen Instrumente bekannt, um zu wissen, ob man nicht schon versucht habe, Saiteninstrumente zu blasen. So sonderbar der Gedanke von Anfang scheint, so sieht man doch bei der Äolusharfe die Möglichkeit eines solchen Instrumentes ein, denn wenn der natürliche Wind Töne auf Saiten hervorbringt, und zwar solche anmuthige und sanfte, warum sollte der aus einem Blasebalg, wie bei der Orgel, es nicht auch können? Freilich mag wohl Vieles von dem Reiz dieses luftigen Harfenspiels, und was die Hörer mit so vieler Begeisterung davon reden macht, hauptsächlich mit in dem Umstand liegen, daß die Töne so ganz ohne alles Zuthun der Kunst von selbst gleichsam entstehen, und dadurch unvermerkt die Seele auf höheres Zauberwerk leiten, unter dessen Einfluß sich gefühlvolle Menschen zur Erhöhung unschuldigen Vergnügens oft vorsätzlich und gern schmiegen, so sehr sich auch sonst ihre wachende Vernunft dagegen empören mag. — Zum Beschluß merke ich noch an, daß diese natürliche Äolusharfe also angenehmer klingen muß, als die Musik der noch natürlicheren Äolusorgeln, womit uns zuweilen bei einem Regenwindchen unsere schlecht verwahrten Fenster und Thüren unterhalten. Jedoch erinnere ich mich, in einem Gartenhause, wo die Ritzen in Fenstern und Thüren, durch die Stäbe verschlossener Sommerläden gar mannichfaltig angeblasen wurden, auch angenehme Töne gehört zu haben. Es

waren gewöhnlich Octaven, Quinten, und zuweilen Septimen. Was aber das Vergnügen hierbei gar sehr verminderte, war die beständige Arbeit der Vernunft, von diesen Empfindungen die stark associirten Ideen von schlechter Beschaffenheit des Hauses, Zahnweh, Schnupfen und rauher Witterung zu trennen, welches, aller Mühe unerachtet, nicht immer gelingen wollte.

Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 92—109.)

Diese Frage ist, dünkt mich, vor mehreren Jahren schon einmal im hannöverischen Magazin aufgeworfen worden. Ob sie Jemand beantwortet hat, weiß ich nicht zuverlässig, ich glaube es aber kaum. Noch weniger glaube ich, daß eine öffentliche Wiederholung derselben jetzt nicht mehr Statt findet. Denn wo gibt es in Deutschland ein Seebad? Hier und da vielleicht eine kleine Gelegenheit, sich an einem einsamen Ort, ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit in der See zu baden, die sich allenfalls jeder, ohne Jemanden zu fragen, selbst verschaffen kann, mag wohl Alles sein. Allein wo sind die Orte, die, wie etwa Brighthelmstone*), Mar-

*) Brighthelmstone, jetzt gewöhnlich Brighton genannt; in Sussex belegen, 45 engl. M. von London. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es, namentlich in Veranlassung eines Werks des Dr. Richard Russell, der auf den

gate**), und andere in England, in den Sommermonaten an Frequenz selbst unsere berühmtesten einländischen Bäder und Brunnenplätze übertreffen? Ich weiß von keinem. Ist dieses nicht sonderbar? Fast in jedem Decennium entsteht ein neuer Bad- und Brunnenort, und hebt sich, wenigstens eine Zeit lang. Neue Bäder heilen gut. Warum findet sich bei dieser Bereitwilligkeit unserer Landsleute, sich nicht bloß neue Bäder empfehlen, sondern sich auch wirklich dadurch heilen zu lassen, kein speculirender Kopf, der auf die Einrichtung eines Seebades denkt? Vielleicht kommt durch diese neue Erinnerung die Sache einmal ernstlich zur Sprache, wo nicht in einem medicinischen Journal, doch in einem des Luxus und der Moden, oder, weil die Sache auf beide Bezug hat, in beiden zugleich. Bis dahin mögen einige flüchtige Bemerkungen eines Laien in der Heilkunde, der seinem Aufenthalte zu Margate

---

Nutzen des Seebadens aufmerksam machte, ein Seebad. 1784 ließ der Prinz von Wales, nachher Georg IV., den Grund zu dem Pavilionpallast legen. Die Population war 1801 nur 7339 und stieg bis 1831 auf mehr als 41000 Seelen. Berühmt ist der $18^{22}/_{23}$ für 30,000 Pf. St. erbaute, 1136 Fuß lange Chain pier.

**) Margate, an der Küste von Kent, 65 engl. M. von London. Sehr besuchtes Seebad von (1831) 10,339 Seelen, und Hafen, der namentlich durch einen 900 Fuß langen Steindamm (Stone pier) geschützt wird, der 100,000 Pf. St. gekostet hat.

die gesundesten Tage seines Lebens verdankt, hier stehen. An empfehlenden Zeugnissen einiger der ersten Eingeweiheten in der Wissenschaft fehlt es ihm indessen nicht; er hält sie aber bei einer so ausgemachten Sache, wenigstens hier für entbehrlich. Denn weder der *Médecin Penseur*, noch der *Médecin Seigneur* werden jetzt den Nutzen des Seebades leugnen. Von dem erstern wenigstens ist nichts zu befürchten, und der andere würde schweigen, sobald man ihm sagte, daß in England nicht allein eine sehr hohe Noblesse, sondern die königliche Familie selbst, vermuthlich durch Penseurs und den glücklichsten unverkennbaren Erfolg geleitet, sich dieser Bäder jetzt vorzüglich bedient. Was aber außer der Heilkraft jenen Bädern einen so großen Vorzug vor den inländischen gibt, ist der unbeschreibliche Reiz, den ein Aufenthalt am Gestade des Weltmeers in den Sommermonaten, zumal für den Mittelländer, hat. Der Anblick der Meereswogen, ihr Leuchten und das Rollen ihres Donners, der sich auch in den Sommermonaten zuweilen hören läßt, gegen welchen der hochgepriesene Rheinfall wohl bloßer Waschbeckentumult ist; die großen Phänomene der Ebbe und Fluth, deren Beobachtung immer beschäftigt ohne zu ermüden; die Betrachtung, daß die Welle, die jetzt hier meinen Fuß benetzt, ununterbrochen mit der zusammenhängt, die Otaheite und China bespült, und die große Heerstraße um die Welt ausmachen hilft; und der Gedanke, dieses sind die Gewässer, denen unsere bewohnte Erdkruste ihre Form zu danken hat, nunmehr von der Vorsehung in diese Grenzen zurück gerufen, — alles dieses,

mit Spielraum, wo er nöthig ist. An die hintere Seite ist eine Art von Zelt befestigt, das wie ein Reifrock aufgezogen und herabgelassen werden kann. Wenn dieses Fuhrwerk, das an den Badeorten eine Maschine (a machine) heißt, auf dem Trocknen in Ruhe steht, so ist der Reifrock etwas aufgezogen, vermittelst eines Seils, das unter dem Dach des Kastens weg nach dem Fuhrmanne hingeht. An der hintern Thür findet sich eine schwebende, aber sehr feste Treppe, die den Boden nicht ganz berührt. Über dieser Treppe ist ein freihängendes Seil befestigt, das bis an die Erde reicht und den Personen zur Unterstützung dient, die, ohne schwimmen zu können, untertauchen wollen, oder sich sonst fürchten. In dieses Häuschen steigt man nun, und während der Fuhrmann nach der See fährt, kleidet man sich aus. An Ort und Stelle, die der Fuhrmann sehr richtig zu treffen weiß, indem er das Maaß für die gehörige Tiefe am Pferde nimmt, und es bei Ebbe und Fluth, wenn man lange verweilt, durch Fortfahren oder Hufen immer hält, läßt er das Zelt nieder. Wenn also der ausgekleidete Badegast alsdann die hintere Thür öffnet, so findet er ein sehr schönes dichtes leinenes Zelt, dessen Boden die See ist, in welche die Treppe führt. Man faßt mit beiden Händen das Seil und steigt hinab. Wer untertauchen will, hält den Strick fest und fällt auf ein Knie, wie die Soldaten beim Feuern im ersten Gliede, steigt alsdann wieder herauf, kleidet sich bei der Rückreise wieder an u. s. w. Es gehört für den Arzt zu bestimmen, wie lange man diesem Vergnügen (denn dieses ist es in sehr hohem Grade,) nachhängen

darf. Nach meinem Gefühl war es vollkommen hinreichend, drei bis viermal kurz hinter einander im ersten Gliede zu feuern, und dann auf die Rückreise zu denken. Beim erstenmale wollte ich, um seinen eignen Körper erst kennen zu lernen, rathen, nur einmal unterzutauchen, und dann sich anzukleiden, und nie die Zeit zu überschreiten, da die angenehme Glut, die man beim Aussteigen empfinden muß, in Schauder übergeht. Da das schöne Geschlecht von Anfang, wie ich gehört habe, auch hier, gegen das Unversuchte einige Schüchternheit äußern soll, so finden sich an diesen Orten vortreffliche Kupplerinnen zwischen der Thetis und ihnen, die sie sehr bald dahin bringen, selbst wieder Kupplerinnen zu werden. Dieses sind in Margate junge Bürgerweiber, die sich damit abgeben, die Damen aus- und ankleiden zu helfen, auch eine Art von losem Anzug zu vermiethen, der, ob er gleich schwimmt, doch beim Baden das Sicherheitsgefühl der Bekleidung unterhält, das der Unschuld selbst im Weltmeere, so wie in der dicksten Finsterniß, immer heilig ist. Unter diesen Weibern gibt es natürlich, so wie bei den fern verwandten Hebammen, immer einige, die durch Sittsamkeit, Reinlichkeit, Anstand und Gefälligkeit vor den übrigen Eindruck machen und Beifall erhalten. Ich habe eine darunter gekannt, die damals Mode war. Diese besorgte öfters zwei bis drei Fahrzeuge zugleich. Und da war es lustig vom Fenster anzusehen, wie diese Syrene, wenn sie mit einer Gesellschaft fertig war, von einem Karren nach dem andern oft 20 bis 30 Schritte weit wanderte. Es war bloß der mit Kopfzeug und Bändern

gezierte Kopf, was man sah, der wie ein Carousselkopf aus Pappdeckel auf der Oberfläche des Meeres zu schwimmen schien. — Ist nun der Boden der See wie der zu Deal, der aus Geschieben von Feuersteinen rc. besteht, nicht günstig, so endigt sich die Freitreppe in einen geräumigen viereckigen Korb, in dem man also steht, ohne je den Boden zu berühren. Doch ich glaube nicht, daß diese Einrichtung, die mir im Ganzen nicht recht gefällt, in Curhafen nöthig sein wird. Geschiebe von Feuersteinen sind da gewiß nicht, ob nicht Schlamm oder glitschiges Seekraut so etwas nöthig machen könnte, getraue ich mir nicht schlechtweg zu entscheiden, glaube es aber kaum. Überdieß aber kommt noch bei jenen Gegenden der sehr wenig inclinirte Boden in Betracht. Das Meer tritt da, auf den sogenannten Watten, bei der Ebbe sehr weit zurück, ein zwar großes und herrliches Schauspiel, das aber für die Hauptabsicht Unbequemlichkeiten haben könnte. Denn die eigentliche Badezeit ist von Sonnenaufgang an bis etwa um 9 Uhr, da es anfängt heiß zu werden. Die größte Frequenz war zu Margate immer zwischen 6 Uhr und halb 9 im Julius und August. Nun könnte es kommen, oder muß vielmehr kommen, daß zuweilen gerade um diese Zeit zu Curhaven das Meer sehr weit von dem Wohnorte zurück getreten wäre, dieses würde oft eine kleine Reise im Schäferkarren nach dem Wasser, und, selbst bei der Ankunft bei dem Wasser, noch eine kleine Seereise auf der Achse nöthig machen, um die gehörige Tiefe zu gewinnen. So etwas ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, den gesunden Patienten

nichts weniger als unangenehm, zumal wenn ihrer mehrere, die mit derselben Krankheit behaftet sind, zugleich fahren, allein den Patienten im eigentlichen Verstande könnte doch so etwas lästig sein. — Aber auch hier ließe sich vielleicht Rath schaffen. Wie? das gehört nicht hierher. Ich hoffe, mein Freund, Hr. Woltmann*) zu Curhaven, der bekanntlich mit sehr tiefen Kenntnissen die größte Thätigkeit verbindet, soll nun hier den Faden anfassen, wo ich ihn fahren lasse, wenn er es der Mühe werth hält. Sein Gutachten wird hier, in einer wichtigen Angelegenheit entscheidend sein. —

Nun aber vorausgesetzt, daß dort alle Bequemlichkeit zum Baden erhalten werden könnte, woran ich nicht zweifle, so hat jene Gegend Vorzüge, deren sich vielleicht wenige Seeplätze in Europa rühmen können. Die glückliche Lage zwischen zwei großen Strömen, der Elbe und der Weser, auf denen alle nur ersinnlichen Bedürfnisse für Gesunde und Kranke, auch mineralische Wasser, leicht zugeführt werden können. Die Phänomene der Ebbe und Fluth, die dort auffallender erscheinen als an wenigen Orten, vielleicht keinem in Europa. Zwischen Ritzebüttel und dem Neuen Werk könnte noch heute einem verfolgenden Heere begegnen, was Pharao mit dem seinigen begegnete**).

---

*) Reinhard Woltmann, Wasserbaudirector in Ritzebüttel; schrieb Beiträge zur hydraulischen Architektur, 4 B. 1791—1799. Beiträge zur Baukunde schiffbarer Canäle 1802.

**) 2. Buch Mose, 14.

Man macht da die Hinreise auf der Achse, und einige Stunden darauf über demselben Gleise die Rückreise in einem bemasteten Schiff. Mit Entzücken erinnere ich mich der Spaziergänge auf dem so eben von dem Meere verlassenen Boden, ja ich möchte sagen, selbst auf dem noch nicht ganz verlassenen, wo noch der Schuh, ohne Gefahr von Erkältung, überströmt ward; der Tausende von Seegeschöpfen, die in den kleinen Vertiefungen zurückbleiben, deren einige man selbst für die Tafel sammeln kann, und die den Gleichgültigsten zum Naturaliensammler machen können, wenn er es nicht schon ist; des Heeres von See= und andern Vögeln (auch darunter Naturalien für die Tafel), die sich dann einfinden und die angenehmste Jagd zu Fuß an der Stelle gewähren, über die man noch vor einigen Stunden wegsegelte und nach wenigen wieder wegsegeln kann. Hierzu kommt nun das ununterbrochene Aus= und Einsegeln oft majestätischer Schiffe mehrerer Nationen, die Curhaven gegenüber vor Anker gehen, und die man besteigen oder wenigstens in kleinen Fahrzeugen besuchen und umfahren kann, immer unter dem Anwehen der reinsten Luft und der Eßlust. Freilich werden diese kleinen gar nicht gefährlichen Reisen, öfters kleine Vomitivreischen, und dafür nur desto gesunder. Ich habe von einem der römischen Kaiser gelesen, wo ich nicht irre, so war es August selbst, der in der reinen Seeluft jährlich solche Vomitivreisen unternahm. — Der gesunden Patienten wegen merke ich noch an, daß man hier alle Arten von Seefischen und Schalthieren immer aus der ersten Hand hat, und gerade

um diese Zeit den Häring, noch ehe er das Mittelland erreicht. Die wohlschmeckendste Auster, frischriechend bei der heißen Sonne und den königlichen Steinbütt! Eine mächtige Unterstützung für das Geschäft im Schäferkarren. Und nun Helgoland*)! Kleine geschlossene Gesellschaften unternehmen, statt Ball und Pharao, eine Reise nach dieser außerordentlichen Insel. Die Vomitivchen unterwegs verschwinden in dem Genuß dieses großen Anblicks. Wer so Etwas noch nicht gesehen hat, datirt ein neues Leben von einem solchen Anblick, und liest alle Beschreibungen von Seereisen mit einem neuen Sinn. Ich glaube, jeder Mann von Gefühl, der das Vermögen hat sich diesen großen Genuß zu verschaffen und es nicht thut, ist sich Verantwortung schuldig. Nie habe ich mit so vieler, fast schmerzhafter Theilnehmung an meine hinterlassenen Freunde in den dumpfigen Städten zurückgedacht, als auf Helgoland. Ich weiß Nichts hinzuzusetzen, als: man komme und sehe und höre. — Sollte eine solche Anstalt in jenem glücklichen Winkel nicht möglich sein? Ich glaube es. Von Hamburg läßt sich Alles erwarten. Diese vortreffliche Stadt mit ihren Gesellschaften, könnte verbunden mit Bremen, Stade, Glückstadt rc. schon allein einem solchen Bade Aufnahme verschaffen, der Fremde bedürfte weiter nichts. Sollte unter den vielen speculirenden Köpfen

---

*) Während des Kriegs mit Dänemark wurde diese Insel 1807 von den Engländern in Besitz genommen, und verblieb sie ihnen bei den neuesten Friedensschlüssen.

dort nicht einer sein, der ein solches Unternehmen beförderte, auf dessen Ausführung keine geringe Anzahl von Theilnehmern wartet, wenn ich aus meiner Bekanntschaft auf die übrigen schließen darf? Große Anstalten wären zum ersten Versuch nicht nöthig, nur Bequemlichkeit für die Gäste. Fürs erste, keine Komödienhäuser, keine Tanzsäle (das würde sich am Ende Alles von selbst finden), und keine Pharaobänke. Pharao mit seinem Heer gehört zwischen Ritzebüttel und das Neue Werk zur Zeit der Fluth. Nun noch eine kurze Antwort zur Hebung von einem Paar Bedenklichkeiten, die ich habe äußern hören:

1) Der Ort sei zu weit abgelegen, und

2) verdiene bei einem Seebad das Schicksal des Propheten Jonas immer eine kleine Beherzigung, und der häßliche Rachen eines Haifisches sei im Grunde am Ende nicht viel besser als eine Pharaobank.

Was die erste Bedenklichkeit betrifft, so ist sie freilich so ganz ungegründet nicht. Allein nicht zu gedenken, daß alle Seebäder den natürlichen Fehler haben, daß sie an der Grenze der Länder liegen, wo sie sich befinden, so könnte man fragen: was ist ein abgelegener Ort im allgemeinen Verstand, so wie das Wort hier genommen wird, ohne etwa Wien oder Prag oder sonst einen Ort zu nennen, der weit von Ritzebüttel abliegt? Mit ein wenig Überlegung wird es sich bald finden, daß Ritzebüttel diese Benennung nicht verdient, weil nicht allein ein reiches, sondern auch ein bevölkertes Land in der Nachbarschaft liegt. Hat es freilich auf einer Seite, wie alle See-

bäder, kein festes Land, so hat es dafür eine Fläche, die einem großen Theil des festen Landes die Passage dahin sehr erleichtert, zumal hier vermittelst der Elbe und der Weser. Dieß ist so wahr, daß ich hiervon einen Beweis nicht zurückhalten will, ob ich gleich merke, daß er für eine Empfehlung fast etwas zu viel beweiset. Das schön gelegene Margate wird von Vornehmen nicht so häufig besucht als andere Seebäder, die die schöne Nachbarschaft nicht haben, eben weil die Themse die Passage dahin, zumal von London aus, zu sehr erleichtert. Daher geschieht es denn, daß sich eine Menge von allerlei Gesindel einfindet, das sich seiner oft guten Kleider wegen nicht ganz von den Gesellschaften zurückhalten läßt, und welches dennoch unerträglich zu finden ein gesitteter Mann eben keine Ahnen nöthig hat. Zum Glück sind Hamburg und Bremen, ihres übrigen Reichthums ungeachtet, noch immer arm an dieser Menschenclasse. — Vor dem Schicksal des Jonas wird nicht leicht Jemand im Ernste bange sein, der das Locale dieser Örter kennt. Die Fische, die einen Propheten fressen könnten, sind da so selten als die Propheten. Eher könnte man die dortigen Fische vor den Badegästen warnen. Seit jeher sind zwar die Fische dort, zumal von Fremden, mit großer Prädilection gespeiset worden, es ist mir aber nicht bekannt, daß je einer von ihnen das Compliment erwiedert hätte.

Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29sten Februar geboren sind.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 110—119.)

Man mag sagen was man will, so ist ein Mensch, der nur alle vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch wie andere. Ja, einer der in seinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kommt mir in mancher Rücksicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläuftige Classe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben; denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seiner Existenz und seines Lebens freuen? Wäre auch die Freude dieser Wesen nicht immer die aufrichtigste, wovon man wohl Beispiele hat, gut, so ist es nicht minder angenehm zu sehen, daß diese Wesen es doch nöthig finden müssen, so zu thun als freuten sie sich. Jene aufrichtige Freude verräth zwar Liebe, das ist wahr; die nicht aufrichtige dafür Furcht und Respect, die in sehr vielen Fällen un-

endlich mehr werth sind. Von diesen Freudensbezeigungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29sten Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens bare 75 Procent in Vergleich mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sei nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen oder ein wirkliches Gedicht; es seien Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden, so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sei der Regent eines Reichs oder einer Stadtschule, der das Recht hat freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen, wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare, in Jahren wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae *)? Ja, wenn die griechischen Calendae bloß ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterei diesen artigen Ausdruck schuf, so sind die 29sten Februare dreimal in vier Jahren, ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was Anderes. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das Bisherige galt bloß das Physische bei dieser Verkürzung;

*) *Ad Calendas graecas* gebrauchte August statt *nunquam*; da die Griechen keine Calendae hatten, also auch nicht danach rechneten. Sueton. Octav. Aug. 87.

von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer. Denn, da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson*), künftig früher aufzustehen, oder die Bibel im nächsten Jahre ganz gewiß durchzulesen, oder wie jene Dame keinen Branntwein mehr zu trinken; so kommt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zur Entschließung kommen kann — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort, den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch, also den 75 Procenten geht auch hier nichts ab. Ja, was endlich das Traurigste ist, so wird dieses Unheil, wie manches andere, das uns dieses Jahrhundert zugeführt hat, ebenfalls gegen das Ende desselben ärger. Wenn nämlich das Jahr 1796 vorbei ist (das letzte Schaltjahr in diesem Jahrhundert), so haben wir in acht Jahren keines wieder. Also ein Kind, das den 29. Februar 1796 geboren würde und etwa den 28. Febr. 1804 stürbe, wäre acht Jahr alt geworden, ohne einen einzigen wahren Geburtstag erlebt zu haben, den kümmerlichen etwa ausgenommen, an dem es geboren worden ist, der gar nicht in Rechnung kommen darf und kann, und in dem wahren Gratulantensinn des Worts, kein eigentlicher Ge-

---

*) S. James Boswell's Life of Samuel Johnson. Voll. II. S. 144. 145. 8te Ausgabe. London 1816.

burtstag ist. — Doch nun nicht eine Sylbe weiter in diesem Ton, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29. Febr. Geborner seinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journal ziemlich ernstlich aufgeworfen, und — unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost:

Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren, allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Punct von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Punct der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt sein, wenn die Sonne das nächste Mal wieder in demselben Punct der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender wie er wolle. Dieses ist, dünkt mich, sehr klar. Das Problem: wann soll ich meinen Geburtstag feiern, wenn ich am 29. Februar geboren bin, wird also auf folgende Weise vollkommen aufgelöset werden, und im Recept- und Problemlösungsstyl abgefaßt etwa so lauten: 1) Laß dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt sagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuch, weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden bist, so mußt du im letzten Fall etwas Bestimmtes annehmen, z. B. die Mitte des Tages, also Mittags um zwölf. 2) Suche in einem astronomischen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der

Sonne (ihre Länge) für diesen Zeitpunct. Kannst du ihn selbst berechnen, so ist es desto besser, alsdann würdest du aber eine so einfältige Frage vermuthlich gar nicht thun. 3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre, da du deinen Geburtstag feiern willst, den Tag, da die Sonne genau dieselbe Länge hat, dieser Tag ist dein Geburtstag, er heiße nun wie er wolle. Wenn du so verfährst, so wirst du etwas bemerken, das dich frappiren wird, vorausgesetzt, daß du von der Sache, wovon hier die Rede ist, gar nichts verstehst, nämlich, daß du, wenn du auch an jedem andern Tage, z. B. den 1. Mai geboren wärest, du dennoch deinen Geburtstag unter gewissen Umständen zuweilen den 30. April, zuweilen den 2ten Mai feiern müßtest, und daß selbst die Geburtstage der höchsten Potentaten öfters ganz falsch gefeiert werden, und folglich der am 29sten Febr. Geborne nicht gerade immer der Einzige ist, der seinen Geburtstag an einem andern Monatstage feiern muß, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiset. Dieses gründet sich auf den Umstand, daß das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, sondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden besteht, wir aber bei unseren bürgerlichen Geschäften uns unmöglich mit solchen Brüchen von Tagen abgeben können. Daher geht es denn auch wirklich dem Jahr selbst nicht besser als uns und den hohen Potentaten. Seine Geburtsstunde wenigstens wird dreimal unter vieren falsch gefeiert. Man freut sich oft über den Tod des alten Jahres mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden schmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden vor-

her, ehe es geboren wird u. s. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten, der am 29sten Februar geboren, an seinem Geburtstage gern so schmausen wollte, daß von Seiten des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29sten Februar Morgens um 12 Uhr geboren ist, feiert seinen Geburtstag oder eigentlich Geburtsstunde

das nächste Jahr den 28. Febr. Morgens um 6,
das 2te Jahr den 28. Febr. Mittags um 12,
das 3te Jahr den 28. Febr. Abends um 6,
das 4te Jahr den 29. Febr. um 12 des Morgens.

Am 29. Febr. um 6 des Morgens geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 12 des Mittags,
das 2te Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,
das 3te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,
das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Morgens.

Am 29. Febr. um 12 Mittags geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,
das 2te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,
das 3te Jahr den ersten März um 6 Uhr des Morgens,
das 4te Jahr den 29sten Febr. um 12 des Mittags.

Am 29. Febr. Abends um 6 geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. Nachts um 12 oder am ersten März,
das 2te Jahr den 1 März um 6 des Morgens,

Die vierzehn Schwestern.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 113—115.)

Voriges Jahr starb in Lancashire in England Miß Anna Dickinson unverheirathet, in ihrem zwei und sechzigsten Jahre. Sie war die zwölfte von vierzehn Geschwistern, lauter Schwestern, die alle bejahrt und unverheirathet gestorben sind, bis auf die beiden nicht viel jüngern, die noch leben, aber ebenfalls nicht verheirathet sind, und, wenn man ihren Versicherungen trauen darf, sich auch nicht verheirathen wollen. Sich nicht verheirathen, hat aber seit jeher so nahe mit Keuschheit, Keuschheit so nahe mit Heiligkeit und Heiligkeit (wenigstens die Heiligen), immer so nahe mit dem Kalenderwesen in Verbindung gestanden, daß wir diesen vierzehn Heiligen, die eine einzige Familie gleichsam in einem Wurf hervorgebracht hat, und deren Namen den halben Februar roth zu färben hinreichen würde, unmöglich eine Stelle versagen können. Schade ist es, daß das Gentleman's Magazine, aus dem wir diese Nachricht nehmen, sonst so gar wenig von dieser liebenswürdi-

gen Schwesterschaft sagt. Denn es dringt sich einem, wie man zu reden pflegt, fast die Frage unwillkürlich auf: was war denn die Ursache dieser Heiligkeit und Keuschheit? Der Schwachen wegen wird angemerkt, daß diese Frage nichts weniger als muthwillig, sondern bloß philosophisch ist. — An Stand und Herkommen hat es diesen Gerechten nicht gefehlt, denn sie heißen *Ladies*, und das sagt, heilig oder nicht, so viel als Damen oder Frauenzimmer, und gemeine Mädchen sind weder das Eine, noch das Andere. Häßlichkeit allein kann es auch nicht gewesen sein, so wenig als Armuth allein. Vielleicht eine Mischung aus beiden, die bei etwas Mangel an Temperament sehr stark von der Erde abziehen soll. Mich dünkt aber doch, die Sache liegt tiefer, und vermuthlich in der Form der Keime selbst. Wenn doch nur eine darunter geheirathet hätte, damit man hätte sehen können, ob wieder lauter Mädchen gekommen wären. Vielleicht hat die Natur dadurch einen solchen verderblichen Fortpflanzungsplan abzubrechen gesucht, daß sie die Vereinigung so vieler weiblichen Keime zugleich mit Abneigung gegen gemischte Gesellschaft verbunden hat, so daß also das Leben der vierzehn Jungfrauen außer Mutterleibe nur bloß eine Fortsetzung ihrer gesellschaftlichen Existenz im Ovario war. — Diese neue Theorie hat mit manchen neuern physikalischen das Artige gemein, daß sich einige Haupterscheinungen nicht daraus erklären lassen. So fallen mir z. B. so eben die Söhne des Erzvaters Jacob ein, die nichts weniger als Feinde gemischter Gesellschaft gewesen sind, wovon der Sand am Meer zeugt, der hier und da unsere schönsten Fluren übersandet und aller Urbarmachung so sehr entgegen ist.

Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 116—125.)

Dieses Pays plat, wie es insgemein heißt, liegt in Nordamerica an der nordöstlichen Seite des See Superior (Lake Superior), oder, wie er von den Franzosen, einem ehemaligen (1665) Statthalter de Tracy zu Ehren genannt wurde, See Tracy. Dieser See hat, nach der von J. Long *) herausgegebenen und im Uebersetzer-Land bereits zweimal übersetzten Reisebeschreibung 600 französ. oder 300 deutsche Meilen im Umfang, und schließt eine Menge großer und kleiner Inseln in sich **). Um diesen See wohnen allerlei Völker, die

*) Joh. Long, See und Landreisen, enth. eine Beschreibung der nordamericanischen Wilden. Aus dem Engl. von E. A. Zimmermann. Hamburg 1791. Long schiffte sich 1768 nach Canada ein. Kam 1787 nach England zurück.

**) Daß dieser See eine Menge großer und kleiner Inseln enthält, gibt einen richtigern Begriff von seiner Größe, als

man unter den Namen der **wilden** Indianer begreift, und deren gleichen man in dem gesitteten Europa vergeblich suchen würde, unter andern eines, das Hr. **Long** so schildert: „Sie lachen, wenn sie von Gehorsam gegen Könige reden hören: denn sie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menschen nicht reimen. Jeder Einzelne ist, seiner Meinung nach, ein Fürst; und in der Ueberzeugung, daß er seine Freiheit einzig von dem **großen Geiste** erhielt, kann er sich nicht entschließen, eine andere Macht anzuerkennen.“ Hier liegt denn nun auch das **Paysplat**, in welchem der Ungenannte, dessen Reise Hr. **Long** eigentlich bloß herausgegeben hat, am 4. Julii 1777 anlangte. Ich erzähle nun mit den Worten des Ver-

---

sein Umfang von 300 deutschen Meilen, vorausgesetzt, daß die Größe dieser Inseln nicht auch nach dem Umfange geschätzt worden ist. — Wann werden doch endlich einmal **Geographen** und **Geographienschreiber**, und sogenannte **Statistiker** aufhören, die Größe der Städte und Seen ꝛc. nach dem bloßen Umfang anzugeben! — Wenn ich sagte: zwischen **Göttingen** und **Dresden** liegt eine Strecke des fruchtbarsten, gesundesten Landes von mehr als 60 deutschen Meilen im Umfang, gänzlich unbebaut; und was die Sache noch unverzeihlicher macht, so ist hart dabei Alles mit Wiesen, Kornfeldern und Wäldern bepflanzt: ist das nicht schändlich? so würden zehn Statistiker gegen einen nachrufen: **das ist schändlich**. Ein Geometer würde fragen: ist das nicht vielleicht ein Fußsteig?

Anm. des Verfassers.

fassers weiter: „Als wir an das Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es für gut, unsere Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauschhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir sie nach geendigtem Geschäfte wieder einschiffen könnten. Nachdem Alles in gehörige Sicherheit gebracht war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig schätzte; die meisten waren von dem Stamme der Tschippewehs (Chippeways), und die übrigen von der Nation der Wassen. Sie gaben mir Fische, trocknes Fleisch und Felle, wofür sie von mir kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer, Matschi Quewisch, hielt eine Versammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache verstand *), schlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgestanden, wußte aber wohl, was dabei vorging, weil mir von verschiedenen Kaufleuten gesagt worden war, was für Schmerzen sie dabei hätten leiden müssen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber dessen ungeachtet beschloß ich,

---

*) Der Verfasser, ein americanischer Pelzhändler und Dolmetscher, hatte sich damals schon neun Jahre unter diesen freien Menschen, ohne scalpirt oder geschunden worden zu sein, aufgehalten, welches, so wie diese ganze Geschichte, ein Beweis von seiner nicht gemeinen Klugheit und Schlauheit ist.

Anm. des Verfassers.

mich dieser Operation zu unterwerfen, damit sie nicht meine Weigerung der Furcht zuschrieben, und ich mich in der Achtung derer herabsetzte, von denen ich große Vortheile erwartete. — Die Ceremonie der Aufnahme ist folgende: Man bereitet ein Mahl von Hundsfleisch, in Bärentalg gesotten, mit Heidelbeeren, wobei jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit wird der Kriegsgesang in folgenden Worten gesungen: „Herr des Lebens! sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verstand begabt zu sein scheint, Stärke im Arm hat, und seinen Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht.“ Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegsgesange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, so wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn diese Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, sondern auch für die höchste Empfehlung. Nachher läßt man ihn sich auf ein Biberkleid setzen, reicht ihm eine Kriegspfeife zum Rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kommt, und wirft ihm einen Wampum-Gürtel über den Hals.“

„Das Kalumet, oder die indianische Pfeife, die weit größer ist, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein (?) oder Thon verfertigt, und ist nach der Sitte der Nation, roth, weiß, oder schwarz, die rothen aber werden am meisten geschätzt. Das Rohr ist aus starkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerlei Farben verziert, und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verschiedenen Gestalten durchwebt. Der Kopf ist schön

polirt, und es sind zwei Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehen eines Mercurstabes geben. Dieses Kalumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobei man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde."

"Das Wampum ist von verschiedenen Farben; schwarzes und weißes aber wird am häufigsten gebraucht. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel (Venus mercenaria *Linn.*), das andere aus Miesmuscheln *) gemacht; beide werden in Gestalt von länglichen Corallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden."

"Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Bei einer Versammlung werden sie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie sind die Urkunden ihrer Verträge. Wird ein Gürtel von Wampum zurückgeschickt, so ist es ein Zeichen, daß man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobei er gegeben worden ist."

"Wenn nun die Pfeife rund umgegangen ist, so wird von sechs langen, in den Grund gesteckten und oben zugespitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drei Personen fassen kann. Der Candidat wird nackt ausgezogen **),

*) Mytilus Linn. margaritifer, Perlenmuttermuschel.

**) Dieses geschah am linken Ufer des Rheins erst nachdem die Leute bereits aufgenommen waren. Anm. des Vfs.

und geht mit zwei Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwei glühend gemachte Steine herein, und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wasser in einer großen Schale hereingebracht, und mit Zederzweigen auf die Steine gespritzt. Dadurch kommt die in der Hütte befindliche Person in starken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um sie für den andern Theil der Ceremonie empfänglich zu machen."

„Wenn der Schweiß aufs Höchste gestiegen ist, so verläßt der Aufzunehmende das Haus, und springt ins Wasser. Indem er heraus kommt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhaupts, wo er folgende Operation ausstehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Wasser, worin Schießpulver aufgelöset ist, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen gedenkt; alsdann sticht er mit zehn, in Zinnober getunkten, in einer kleinen hölzernen Form befestigten, Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkeren Umrisse zusammenlaufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechselungen von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit dem holzigen Theil des Zündschwamms ausgebrannt, damit sie nicht eitern."

„Diese Operation geschieht nicht auf einmal, sondern dauert zwei bis drei Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Wasser gewaschen, worin ein Kraut, Namens Pockquisegan, eingeweicht ist, das dem englischen Buchs gleicht, und das die

Indianer mit ihrem Rauchtaback vermischen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation singen sie Kriegslieder (ça ira?) und schütteln dazu unablässig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tschessaquoy, um das Winseln zu ersticken, welches solche Qualen nothwendig hervor bringen müssen. Nach vollbrachter Ceremonie bekommt der Neuaufgenommene einen Namen; mir ward der Name Amick, d. i. Biber, gegeben.“ So ward also unser Dolmetscher und Pelzhändler, nachdem er sein eignes Biberfell schier darüber zugesetzt hatte, Citoyen de la République du pays plat. Es ging ihm sehr übel, und er war am Ende herzlich froh, wie er sein liebes England wieder sah, wo nicht alle Leute Fürsten sind. Ob er etwas Mehreres dahin mitgebracht habe, als rothe und himmelblaue Streifen auf dem Leibe, wird zwar nicht deutlich gesagt, es erhellt aber aus den übrigen Umständen hinlänglich, daß es außer seinem neuen Namen und Bürgerrecht nicht viel mag gewesen sein.

Nachricht von einer Wallrathfabrik.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 125—134.)

Der Wallrath (Sperma Ceti, Blanc de Baleine) ist bekanntlich eine weiße, fettige, brüchige Masse von talgartigem Geruch, die in dem Kopfe des Pottfisches (Physeter macrocephalus) gefunden wird. Sie liegt zwischen der weichen und harten Haut des Gehirns sowohl, als des Rückenmarks, dieses Fisches in solcher Menge, daß man mit dem von einem einzigen Thiere gesammelten oft mehrere Tonnen anfüllen kann. Er wird in der Heilkunst verschiedentlich, sowohl innerlich in verschiedener Form, als auch äußerlich in Pflastern gebraucht. Vorzüglich aber dient er als Zusatz zum Wachs bei den Lichtern, die dadurch eine sehr schöne Weiße erhalten, nicht so brüchig sind, als die Wachslichter, und dabei nicht allein heller, sondern auch rathsamer brennen. Freilich ist sehr begreiflich, daß, so lange man diese Materie nur allein aus den Köpfen der Pottfische nehmen kann, sie nie sehr gemein, und dergleichen

Lichter nie sehr wohlfeil werden können. Desto angenehmer wird also unsern Lesern die Nachricht sein, die uns von einem Freunde mitgetheilt worden ist, daß man diese Materie in England nunmehr aus dem Fleische der Thiere durch Kunst zu verfertigen wisse, und daß ein gewisser Doctor, dessen Name nicht genau angegeben werden konnte, bereits ein Patent über diese Erfindung genommen habe, und Wallrathlichter wohlfeiler als Wachslichter liefern werde. Da die Sache ihre Richtigkeit hat, das Verfahren aber wenigstens eine Zeit lang ein Geheimniß bleiben wird, so wollen wir unsern Lesern ein Paar Geschichten mittheilen, die vermuthlich die Veranlassung zu der Entdeckung gewesen sind, und also auch manchen thätigen Landsmann von uns ebenfalls darauf leiten können. Überdieß gibt die erstere einen kleinen Beitrag zur Geschichte unsers Leibes nach dem Tode ab, und hat sonst noch so viel Lehrreiches für den Physiker, daß sie schon allein deßwegen eine Stelle hier verdient. Wir entlehnen die Erzählung auszugsweise aus Hrn. v. Crells chemischen Annalen, von 1792, 12ten St. S. 522 u. s. w., wo sie sich aus den Annales de Chimie T. V. p. 154. übersetzt befindet. Der Aufsatz selbst ist von Hrn. Fourcroy *):

Bei der Gelegenheit, daß die Ärzte für die Gesundheit der Gräber auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder (des

---

*) Antoine François Fourcroy, geb. zu Paris 1755, gest. 1809. Einer der ersten neuen franz. Chemiker. Französischer Staatsrath, Reichsgraf, Mitglied des Nationalinstituts 2c.

innocens) zu Paris wachen sollten, entdeckten sie eine ganze Reihe neuer Thatsachen, die den Beobachter der thierischen Natur in Erstaunen setzen mußten, weil sie seit so vielen verflossenen Jahrhunderten noch nicht wahrgenommen sind. Man glaubte nämlich, daß binnen sechs Jahren, alle Leichname gänzlich in Verwesung gingen, und man hatte nicht den mindesten Grund zu vermuthen, daß in einer Zeit von vierzig Jahren, dieser gänzlichen Zerstörung irgend Etwas entgangen sein könnte. Noch weniger ahndete man die Art der Veränderung, welche ein Boden, der seit sehr langer Zeit gleichsam mit thierischen Ausdünstungen gesättigt war, auf frische Leichen hervorbringen könne. Man fand die Leichen in dreierlei Form. Von einigen die bloßen Gerippe und Knochen, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, wenn Körper einzeln in eine feuchte Erde gescharrt werden, die öfters wieder umgegraben wird. Bei der zweiten Gattung der einzeln Begrabenen fand man die weichen Theile, zwischen der Haut und den Knochen, vertrocknet und hart wie bei Mumien. Die dritte und merkwürdigste, von welcher hier eigentlich die Rede sein wird, hatte eine Art von Verwandlung erlitten. Sie fand sich in den Gräbern von dreißig Fuß Tiefe und zwanzig ins Gevierte, worin man, so dicht als möglich neben einander, der armen Leute Särge (aus Brettern von ungefähr einen halb Zoll Dicke) setzte und wo in jede Gruft 1500 Leichen kamen. Hierauf bedeckte man die letzte Schicht mit etwa einem Fuß Erde, und grub in einiger Entfernung gleich wieder eine neue Gruft: eine solche Gruft blieb ungefähr drei

Jahre offen ehe sie angefüllt wurde *). Gemeiniglich geschah es nicht unter funfzehn, und nicht über dreißig Jahre, daß an demselben Orte wieder eine neue Gruft gemacht wurde. — In einer dergleichen seit funfzehn Jahr verschlossenen, fanden die Herren Fourcroy und Thouret **) die Särge noch ganz gut erhalten, nur wo sie über einander stehen (vermuthlich wo sie oben und unten einander berühren, nicht an den Seiten), etwas angegangen: das Holz war fast überall noch gesund, nur gelb gefärbt. Nach aufgehobenen Deckeln von mehreren Särgen fanden sie die Leichen auf dem Rücken liegend, und so platt und zusammengedrückt, als wenn sie einen starken Druck ausgestanden hätten. Das leinene Zeug, was sie umgab, war an den Leichen gleichsam anklebend, und ungeachtet der scheinbar erhaltenen Form der Theile, fand man darunter nur unförmliche Massen von einer weichen, biegsamen, weißgrauen Materie, welche die Knochen von allen Seiten umgab, sie hatte keine Festigkeit und zerbrach bei einer etwas harten Berührung und

*) Im Vorbeigehen eine ganz artige Probe von den so oft gerühmten Polizeianstalten in dem damals noch behos'ten Frankreich (Gallia braccata). Anm. des Verfassers.

**) Michael Augustin Thouret, geb. 1748 zu Pont-l'Evêque gest. 1810. Mitglied der k. Gesellschaft der Medicin, der Assemblée constituante, des Tribunals und der constituirenden Versammlung. Bruder des Jacob Wilh. Thouret, geb. 1746. enthauptet 1794, eines der berühmtesten Mitglieder der Assemblée constituante.

hatte selbst die Eindrücke der Leinwand angenommen. Sie gab dem Druck der Finger nach, und erweichte sich, wenn man sie etwas rieb. Die Leichen rochen nicht sehr widrig, und die Todtengräber kannten diese Materie, die sie ganz treffend Fett nannten, recht wohl, und berührten sie ohne Widerwillen. Sie sagten, bei einzelnen Körpern fänden sie dieses Fett nie, sondern nur in den gemeinschaftlichen Gruben. Nicht bei allen Leichen war der Uebergang in dieses fette Wesen gleich weit gediehen, in einigen fand man noch kenntliche Stücke von Muskeln. Bei denen, wo diese Umwandlung vollkommen war, waren die Massen, welche die Knochen bedeckten, durchaus von derselben Art fettiger Materie. Die Bänder und Flechsen waren nicht mehr vorhanden; die Knochen-Gelenke waren ohne Verbindung, und jene ihrer eigenen Schwere überlassen; die geringste Gewalt trennte sie; deshalb pflegten auch die Todtengräber die Leichen, welche die Herren nach Hause geschafft haben wollten, über einander mit Leichtigkeit vom Kopf bis zum Fuße zusammen zu rollen. In solchen Leichen findet sich die Höhle des Unterleibes nicht mehr. Seine Decken und Muskeln sind in Fett verwandelt, und liegen auf dem Rückgrath. Der Bauch ist ganz platt und meistentheils ohne Spur von Eingeweiden. Man fand weder Lunge noch Herz, statt dessen einige Klumpen von der weißen Materie, so wie zuweilen auch dergleichen in der Gegend der Milz und der Leber. Die Brüste waren in eine sehr weiße und gleichförmige Fettmasse verwandelt, eben diese Masse umgab auch die Köpfe, die Ohren waren verwandelt, ja selbst

das Haupthaar, doch fand sich auch immer welches noch unverändert. Merkwürdig ist, daß beim Gehirn die Verwandlung nie fehlte. Die Masse hatte, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht bei allen einerlei Consistenz, welches wohl von der Zeit abhängt. Bei den älteren hatte sie, zumal in trocknem Erdreich, das Ansehen von Wachs und war halb durchsichtig. Doch dieses mag für uns genug sein, weiteren Unterricht wird man in dem Aufsatze selbst, am angeführten Ort finden, der überhaupt noch herrliche Beiträge zu einer Geschichte des Leibes nach dem Tode enthält, nämlich derer, die der mütterlichen Erde auf die gewöhnliche Weise wieder zugezählt werden. Denn von solchen, die in kostbaren Gefäßen in Kellern, und denen, die an hänfenen Schnüren an der Luft getrocknet werden, ist die Rede nicht.

Die zweite Geschichte, die wahrscheinlich die nächste Veranlassung zu der Entdeckung war, nehmen wir aus dem neuesten Bande der philosophical Transactions, für das Jahr 1792, P. II. S. 197. Ein gewisser Hr. Sneyd übersandte der londonschen königl. Societät ein Stück von einem Vogel, wahrscheinlich einer Ente oder jungen Gans, die man in einem Fischteich, da wo ein kleiner Bach in denselben fällt, unten auf dem Schlamme liegend gefunden hatte. Sie war ebenfalls in eine fettige Materie verwandelt, die dem Wallrath sehr glich, nach der Schmelzung eine noch stärkere Consistenz bekam, und dem Wachse ähnlich wurde. Da Herr S. nie etwas von einer besondern Eigenschaft jenes Wassers gehört hat, so hält er für

wahrscheinlich, daß die Veränderung des Körpers unten im Morast vorgegangen sei, und der Bach ihn nach der Hand herausgespühlt und nach dem Teiche geführt habe. Dieses wären nun diese merkwürdigen Erscheinungen und das Resultat eines chemischen Naturprozesses, Muskeln, Gehirn u. s. w. von Thieren in Fett zu verwandeln, dem es, sollte man denken, nicht gar schwer sein könnte, auf die Spur zu kommen. In einer Note, die dem Aufsatz des Herrn Fourcroy beigefügt ist, wird gesagt, Hr. Thouret habe zwei Jahre hindurch mit unermüdetem Eifer seine Aufmerksamkeit auf alle Umstände bei diesem Ausgraben gewandt, und werde ein besonderes Werk darüber schreiben. Ob dieses Werk wirklich erschienen sei, ist uns nicht bekannt; genug daß es dem Engländer geglückt ist, durch Kunst diese Operation der Natur nachzumachen.

Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst einem Traum.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 134—145.)

Welcher Naturforscher hätte ehemals nur muthmaßen können, daß ein Haufen von 1500 vergrabenen menschlichen Körpern sich in dreißig Jahren in Fett verwandeln würde? Gesetzt, es wären dieser Körper, wie etwa der Bäume in einem Wald, eine oder mehrere Millionen gewesen, und die Knochen wären mit der Zeit ebenfalls verschwunden, was würde nicht über ein solches Wallrath-Flötz geschrieben und gezankt worden sein! Wir sehen also auch aus diesem uns so nahe liegenden Beispiele wieder, daß die unorganische Natur ihre chemischen Prozesse hat, die wir nicht kennen, und wie viele mag es dieser nicht in der Tiefe gegeben haben, wo nicht allein die Ingredienzen in ungeheuren Massen, langsam, und welches wohl ein Hauptumstand ist, entfernt von atmosphärischer Luft, in ganz anderen Mediis behandelt werden? Unsere Chemie hängt ab von der Schicht der Dunstkugel, worin wir leben,

ihrem Druck und ihrer Qualität. Ihre Bestandtheile sowohl, als die der Materien, die sie aufnimmt, vorzüglich des Wassers, mischen sich in Alles. Wir können, ohne die uns umgebende Luft zu zersetzen, keine große Hitze hervorbringen, dieses gibt unsern Prozessen von der Seite eine sehr große Einförmigkeit und Beschränktheit. Da aber Hitze ganz independent von reiner Luft, ja von aller Luft ist; so läßt sich leicht ermessen, daß da, wo sie einen sehr hohen Grad, ohne diese Zersetzung der Körper durch Luft, erreicht, die Producte derselben ganz verschieden sein müssen von denen in unserer Schicht, wo sogleich Brand entsteht. Was die Vulkane auswerfen, braucht in der Tiefe nicht zu brennen, und brennt auch da vermuthlich nicht. Man bedenke ferner die Gewalt der Dämpfe, nicht bloß des Wassers, sondern anderer Flüssigkeiten u. s. w. in jenen tiefern Schichten, was für Veränderungen können diese nicht in den Körpern in ihrer Nachbarschaft hervorbringen! Vermuthlich war es auch bloß ein Dunst, was die Muskeln in Fett verwandelte! Hierbei erinnere man sich an die Steinkohlen-Flötze, an die Steinsalz-Flötze, an die Gänge, und frage sich, ob es nicht Verwegenheit ist, über jene Prozesse, aus der unserer Luft- und Dunstschicht allein angemessenen Chemie zu entscheiden. Und doch ist hier noch bei weiten nicht die Rede von der Hyperchemie in organischen Körpern; ich meine von der Erzeugung des Elfenbeins, des Horns, des Talgs, der Butter und der Seide aus Vegetabilien, und des Harzes, des Laugensalzes, der Weine und Säuren durch

Vegetabilien aus Luft und Wasser u. s. w. Dieses liegt freilich jenseit unsrer Laboratorien, aber wer will die Gränze angeben, wo sich unsere Chemie in jene verliert? Zu welcher gehört die Gährung? Die Bestandtheile des Turmalins*) hat man auf ein Haar angegeben, wenigstens glaubt man es; aber hat man Turmaline gemacht? Ich muß gestehen, wenn ich alles dieses zusammennehme, und noch überdieß bedenke, daß nun doch Manches in unsrer Kruste gewiß uns eben so organisch aussieht, als einer Büchermilbe die Schweinsleder- Papier- und Kleisterflötze, in denen sie wühlt, so überfällt mich eine gewisse Schüchternheit bei unsrer sogenannten Theorie der Erde und chemischen Zerlegung der Körper, von der ich mich kaum loszumachen im Stande bin. Alles das ist aber nun seit einiger Zeit sehr viel, durch einen ganz ärgerlichen Traum, verschlimmert worden, den ich hatte, und den ich nun in möglichster Kürze ohne allen morgenländischen Prunk in bloßer Werktagsprose erzählen will:

Ein Traum.

Mir war, als schwebte ich, weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, dessen Ansehen mich mit etwas viel Höherem als bloßem Respect erfüllte. So oft ich meine Augen gegen ihn aufschlug, durchdrang mich ein unwiderstehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und ich war eben im

---

*) Edler Schörl, auch Aschenzieher genannt, aus Ceilon ꝛc., ein Mineral, das sich durch seine elektrische Eigenschaft besonders auszeichnet.

Begriff, mich vor ihm niederzuwerfen, als er mich mit einer Stimme von unbeschreiblicher Sanftheit anredete. „Du liebst die Untersuchung der Natur,“ sagte er, „hier sollst du Etwas sehen, das dir nützlich sein kann.“ Indem er dieses sagte, überreichte er mir eine bläulich grüne und hier und da ins Graue spielende Kugel, die er zwischen dem Zeigefinger und Daumen hielt. Sie schien mir etwa einen Zoll im Durchmesser zu haben. „Nimm dieses Mineral,“ fuhr er fort, „prüfe es, und sage mir, was du gefunden hast. Du findest da hinter dir Alles, was zu solchen Untersuchungen nöthig ist, in höchster Vollkommenheit; ich will mich nun entfernen, bin aber zu rechter Zeit wieder bei dir.“ Als ich mich umsah, erblickte ich einen schönen Saal mit Werkzeugen aller Art, der mir im Traum nicht so fremd schien, als nachher beim Erwachen. Es war mir, als wäre ich öfter da gewesen, und ich fand, was ich nöthig hatte, so leicht, als hätte ich Alles selbst vorher hingelegt. Ich besah, befühlte und beroch nunmehr die Kugel, ich schüttelte und behorchte sie, wie einen Adlerstein *); ich brachte sie an die Zunge; ich wischte den Staub und eine Art von kaum merklichem Beschlag mit einem reinen Tuche ab, erwärmte sie und rieb sie auf Elektricität am Rockärmel; ich probirte sie gegen den Stahl, das Glas, und den Magneten, und be-

*) Ein Thoneisenstein, auch Eisenniere, Klapperstein genannt, mit eingeschlossenen und daher klappernden Stückchen und Körnern.

stimmte ihr specif. Gewicht, das ich, wo ich mich recht erinnere, zwischen vier und fünf fand. Alle diese Proben fielen so aus, daß ich wohl sah, daß das Mineral nicht sonderlich viel werth war, auch erinnerte ich mich, daß ich in meiner Kindheit von dergleichen Kugeln, oder doch nicht sehr verschiedenen, drei für einen Kreuzer auf der Frankfurter Messe gekauft hatte. Indeß schritt ich doch nun zu der chemischen Prüfung, und bestimmte die Bestandtheile in Hunderttheilen des Ganzen. Auch hier ergab sich nichts Sonderliches. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr eben so viel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieselerde, endlich zeigte sich noch Eisen und etwas Kochsalz und ein unbekannter Stoff, wenigstens einer, der zwar manche Eigenschaften der bekannten hatte, dafür aber wieder eigene. Es that mir Leid, daß ich den Namen meines Alten nicht wußte, ich hätte ihn sonst gern dieser Erde beigelegt, um ihm auf meinem Zettelchen ein Compliment zu machen. Übrigens muß ich sehr genau bei meinen Untersuchungen verfahren sein, denn als ich Alles zusammen addirte, was ich gefunden hatte, so machte es genau hundert. So eben hatte ich den letzten Strich in meiner Rechnung gemacht, als der Alte vor mich hintrat. Er nahm das Papier und las es mit einem sanften Lächeln, das kaum zu bemerken war; hierauf wandte er sich mit einem Blick voll himmlischer Güte, mit Ernst gemischt, gegen mich, und fragte, „weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft hast?“ Der ganze Ton und Anstand, womit er dieses sprach, verkündigte nunmehr

deutlich den Überirdischen. „Nein! Unsterblicher," rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, „ich weiß es nicht." Denn auf mein Zettelchen wollte ich mich nun nicht mehr berufen.

Der Geist. So wisse, es war, nach einem verjüngten Maßstabe, nichts Geringeres als — die ganze Erde.

Ich. Die Erde? — Ewiger, großer Gott! und das Weltmeer mit allen seinen Bewohnern, wo sind denn die?

Er. Dort hängen sie in deiner Serviette, die hast du weggewischt.

Ich. Ach! und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des festen Landes!

Er. Das Luftmeer? Das wird dort in der Tasse mit destillirtem Wasser sitzen geblieben sein, und mit deiner Herrlichkeit des festen Landes? Wie kannst du so fragen? Das ist unfühlbarer Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher.

Ich. Aber ich fand ja nicht eine Spur von Silber und Gold, das den Erdkreis lenkt!

Er. Schlimm genug. Ich sehe, ich muß dir helfen. Wisse: mit deinem Feuerstahl hast du die ganze Schweiz und Savoyen, und den schönsten Theil von Sicilien herunter gehauen, und von Africa einen ganzen Strich von mehr als 1000 Quadratmeilen, vom mittelländischen Meer bis an den Tafelberg, völlig ruinirt und umgewendet. Und dort auf jener Glasscheibe — o! so eben sind sie herunter geflogen — lagen die Cordilleren, und was dir vorhin beim Glasschneiden ins Auge sprang, war der Chimborasso.

Ich verstand und schwieg. Aber neun Zehntheile meines noch übrigen Lebens hätte ich darum gegeben, wenn ich meine chemisch zerstörte Erde wieder gehabt hätte. Allein um eine andere bitten, einer solchen Stirne gegenüber, das konnte ich nicht. Je weiser und gütiger der Geber war, desto schwerer wird es dem Armen von Gefühl ihn zum zweiten Mal um eine Gabe anzusprechen, sobald sich der Gedanke in ihm regt, er habe von der ersten vielleicht nicht den besten Gebrauch gemacht. Aber eine neue Bitte, dachte ich, vergibt dir wohl dieses verklärte Vatergesicht: „O!“ rief ich aus, „großes, unsterbliches Wesen, was du auch bist, ich weiß, du kannst es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flötze darauf zu untersuchen, bis zur Entwickelung des Keims, bloß der Revolutionen wegen.“ „Was würde dir das helfen?“ war die Antwort. „An deinem Planeten hast du ja schon ein Körnchen für dich zur Dicke der Erde vergrößert. Da prüfe. Vor deiner Umwandlung kommst du nicht auf die andere Seite des Vorhangs, die du suchst, weder auf diesem, noch einem andern Körnchen der Schöpfung. Hier nimm diesen Beutel, prüfe was darin ist, und sage mir, was du gefunden hast.“ Beim Weggehen setzte er fast scherzend hinzu: „verstehe mich recht, chemisch prüfe es, mein Sohn; ich bleibe dieses Mal länger aus.“ — Wie froh war ich, als ich wieder was zu untersuchen hatte, denn nun, dachte ich, will ich mich besser in Acht nehmen. Gib Acht, sprach ich zu mir selbst, es wird glänzen, und wenn es

glänzt, so ist es gewiß die Sonne, oder sonst ein Fixstern. Als ich den Beutel aufzog, fand ich, ganz wider meine Erwartung, ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desselben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angesehen, ziemlich so ließen, so waren sie es, näher betrachtet, doch eben so wenig als die verwickeltsten. Alles was ich lesen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: Dieses prüfe, mein Sohn, aber chemisch, und sage mir, was du gefunden hast. Ich kann nicht läugnen, ich fand mich etwas betroffen in meinem weitläuftigen Laboratorio. Wie? sprach ich zu mir selbst, ich soll den Inhalt eines Buchs chemisch untersuchen? Der Inhalt eines Buchs ist ja sein Sinn, und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal helle in meinem Kopf, und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröthe auf. O! rief ich lauter und lauter, ich verstehe, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, o vergib, vergib mir; ich fasse deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen, daß ich ihn fassen kann! — Ich war unbeschreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.

Auch ein paar Worte von Polen.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 109—114.)

Wer in diesem kleinen Aufsatze die Wörter: Constitution, Revolution, Rebellion, Kosciusko*), Targowitz**), Jacobiner und französisches Geld sucht, wird gewiß vergeblich suchen. Vielleicht findet er aber hier und da einen kleinen Zug, der sich bei der Lectüre von Blättern gebrauchen läßt, in denen jene Wörter vorkommen. Es ist ein bloßes Sittengemälde, das zwar nur wenig umfaßt, aber dennoch auf das Ganze schließen läßt, klein, aber von großer Wahrheit. Man ist zwar in Deutschland nicht bloß unter Ge-

*) Thaddäus Kosciuszko, geb. 1756, gest. 1817 zu Solothurn, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Sein Leichnam 1818 in Krakau beigesetzt.

**) Polnische Stadt; bekannt durch den Abschluß der polnischen Conföderation vom Jahre 1791, welche den Untergang des Königreichs mit beförderte.

lehrten, sondern selbst in den minder unterrichteten Classen von Menschen, von dem Vorurtheil zurückgekommen, als gäbe es in Polen Nichts, als adliche Despoten, Kantschuhe, schmutzige Juden und Weichselzöpfe. Allein wie es, trotz der Bemühungen so vieler vortrefflichen Männer, noch hier und da unter diesem braven Volke aussieht, werden die Leser aus diesem kleinen Beispiele beurtheilen können. Warum es aber so aussieht, ist eine Frage, die schwerlich Jemand, der kein Ex-Jesuit ist, mit Präcision wird beantworten können. Ob es je anders werden wird, ist noch schwerer zu entscheiden. Vielleicht denkt man an diesen Schlamm, wenn man einmal mit dem Pontinischen fertig sein wird.

Ich sah, sagt der Bischof Kosakovski*) (1792 Coadjutor von Lithauen), da, wo ich mich aufhielt, und selbst auf dem Wege, erschreckliche Figuren einherschleichen, welche die Pferde scheu machten und mit Lumpen behangen waren, männlichen und weiblichen Geschlechts. Die noch unmündigen Kinder lernten die Lebensart ihrer Ältern — und gleichwohl war die Erde fruchtbar und fett, welches mich augenscheinlich überzeugte, daß es nur an Lehrern fehle, welche den Fleiß beleben, Sittlichkeit pflanzen, und ihrem Nächsten aus dem Stande der Ohnmacht helfen möchten. Den Pfarrer traf ich auf dem Kirchhofe lärmend und scheltend an. Er war ein untersetzter, starker,

*) S. die bekannten Nachrichten von Polen im 1sten Theil.
Anm. des Verfassers.

schwarzer [von Gesicht nämlich] und runzeliger Mann, dem die Augenbraunen über die Augen hingen. In der Hand hielt er einen Stock und sah mich kaum mit halben Augen an. Ich wollte dieser donnernden Miene nicht entgegengehen, sondern ging in die Kirche. [Nun höre man, was für ein christliches Gotteshaus dieses war]. Neben der Thüre erblickte ich mehrere Halseisen, eiserne Schellen für Hände und Füße, und Ringe für den Leib angeschlagen, und an der Thüre selbst hingen zwei aus dicken Seilen zusammen gedrehte Peitschen. [Mein Gott! war denn niemand da, die Worte darüber zu schreiben: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht!] Beim Eingange in die Kirche lagen auf der einen Seite allerhand unbekannte Geräthe, Hörner auf den Kopf zu setzen und ein großer Strohkranz [vermuthlich Schimpfschmuck für arme Wild- und Felddiebe, denn daß sie bei Copulationen gebraucht worden wären, ist nicht wahrscheinlich], in kleine Tücher gehüllte Götzen und dergleichen. Auf der andern Seite war eine große, mit einem starken Vorhängeschlosse verwahrte, Sparbüchse [vermuthlich der Hausgötze des schwarzen Mannes], und dabei das Weihwasser. Einige vierschrötige, mit gehörigen (Aufklärungs-)Prügeln versehene Kerls, hatten beim Eingang in die Kirche die Wache. [Was war das? Nöthige sie herein zu gehen? oder nöthige sie wegzulaufen?]. Der Gottesdienst [so wie etwa der Kirchhof eine Sanitätsanstalt ist] fing sich mit einem durchdringenden Geschrei auf dem Kirchhofe an [also mit Heulen und Zähn-

klappen]; ich ging geschwind hervor und sah den Herrn Pfarrer mit Chorhemd und Stole bekleidet, das Kreuz in der Hand haltend, über einem auf die Erde gestreckten Unglücklichen stehen, welchen unter geistlichen Ermahnungen zwei Kerls mit zwei dicken [leiblichen] Stricken bläueten. [Wenn solche Ermahnungen die von der Natur eigentlich zu ihrem Empfang bestimmte Stelle treffen, so wird wenigstens dem unanständigen Niedersitzen während des Gottesdienstes dadurch vorgebeugt]. Acht oder zehn wurden so nach der Reihe hingelegt. Aus dem geistlichen Unterricht selbst erfuhr ich die Ursachen, daß dieses die Strafe dafür wäre, daß

1) diese Leute zu ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen das Getränk bei Juden, als Feinden Christi, mit Vorbeigehung der Schenke (des Freundes Christi) des Herrn Pfarrers genommen hatten, wo es theurer und schlechter, und oben drein mit kleinerem Maaß geschenkt wurde, aber sonst ohne allen [kirchlichen] Makel war.

2) Daß sie sich bei Ketzern, Juden und Ungläubigen vermiethet hatten; und

3) daß sie dem *) Ruf des Herrn Pfarrers zur Bebauung der [heiligen] Erde seiner Äcker [vermuthlich für bloße auf den Himmel gestellte Assignate], nicht wollten gebrauchen lassen.

Deutscher Landsmann, der du dieses liesest, hebe deine Hände auf zum Himmel und danke ihm, daß er dich in ein

*) Daß sie sich auf den (?).

Land gesetzt hat, wo es freilich auch Halseisen gibt, aber bloß zu deiner Sicherheit, und Schellen, in die dich Niemand schmieden kann, als du selbst durch deine Thaten; segne das Land, wo kein Sterblicher die Macht hat, dich auf den Kirchhof hinzustrecken, als wiederum nur du durch deine Ausschweifungen, oder der Todtengräber, oder höchstens der Arzt; wo dir geistliche Ermahnung und Lehre aller Art überall frei und offen steht, und wo du dich zur leiblichen immer mit Muthwillen selbst drängen mußt, und endlich das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgesetzt werden, wie die, die da in der Kirche lagen, sie doch nie den armen Wilddieb krönen, sondern nur den armseligen Jäger selbst, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bißchen Wildpret zu hüten, das in seinem häuslichen Park, zwischen Tisch und Bett, friedlich einherging.

Das Luftbad.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 115 — 126.)

In unserm Taschenbuche von 1792 *) haben wir einige Nachricht vom Seebad gegeben, und nachher mit Vergnügen bemerkt, daß unsere Vorschläge nicht ganz fruchtlos gewesen sind. Der Himmel gebe, daß es die Bäder selbst eben so wenig sein mögen, woran wohl nicht zu zweifeln ist. Würden auch in einem Jahr nur zehn Krankheiten damit abgewaschen, so wäre der Nutzen schon sehr groß, zumal in dieser traurigen Zeit, wo die Arzneien täglich theurer und die Krankheiten immer wohlfeiler werden. Diesen Artikel wollen wir dem Luftbad widmen, das vermuthlich die wenigsten unsrer Leser noch in dem Lichte werden betrachtet haben, in welchem es hier erscheinen wird.

Ehemals badete man sich bloß im Wasser, und sehr viele Völker, namentlich die gesundesten, kennen bis diese Stunde

*) Sollte heißen 1793, S. oben S. 11.

noch keine andere Bäder als See- und Flußbäder. Hätten sie auch schon einige darüber, so haben sie doch die Wörter nicht dazu, und das ist gerade so viel, als hätten sie gar Nichts. In der Christenheit badet man sich jetzt in allen vier Elementen, und da, wo man deren fünfe zählt, obendrein auch im fünften. Erstens im Wasser; zweitens im Feuer, so weit man es vertragen kann, dahin gehören die russischen Schweißtreibhäuser, und die den Alten schon bekannte Insolation*) und Aprication**), das Sonnen, wenn man diese nicht etwa lieber ein Lichtbad nennen will; drittens in der Luft, wovon wir sogleich reden werden; viertens in der Erde. Dieses Bad sowohl als das Wort dazu, ist eine Erfindung des berühmten Dr. Graham***), des Erfinders des himmlischen Bettes. So kostbar sein himmlisches Bett war, so wohlfeil ist sein Erdbad. Man läßt ein Loch in die Erde graben, so tief, daß man darin bis an den Hals stehen kann, und stellt sich nackend hinein, läßt alsdann wieder Erde hinzuwerfen, und etwas fest anstampfen bis an den Hals. Es darf nichts frei bleiben, als der Kopf, selbst die Arme nicht, daher man sich in ameisenreichen Gegenden die Ameisen wedeln lassen muß. Auch die Hunde müssen entfernt werden, weil diese manche Köpfe leicht für Ackersteine halten möchten. Es soll dieses Bad

---

*) Bestrahlung, durch die Sonne.

**) Aufenthalt im Sonnenschein.

***) S. Th. 5. Seite 355. 356.

ein Mittel wider sehr viele Übel sein, fast so wie das Grab selbst, das am Ende alle heilt, und Graham's beide Erfindungen, Erdbad und himmlisches Bett, in sich vereint. Der gelehrte Erfinder hat auch eine Theorie davon gegeben; sie ist aber etwas verwickelt, und erwartet noch ihre Bestätigung erst von der Erfahrung. Der Dr. selbst hat es einigemal ohne Schaden gebraucht; Andere wollen es nicht rühmen. Es gehört also in der Materia medica in die reiche Classe von Arzneimitteln, die zuweilen nicht schaden. Fünftens endlich das Bad im fünften Element, ich meine das elektrische. Hierzu könnte man noch ein sechstes rechnen, Mesmers magnetisches Bad, und endlich bloß der Zahl Sieben zu Liebe, das Quecksilber- oder Mercurialbad. Dieses paßt freilich nicht so ganz hierher. Wer indessen Philosophie studirt hat, wird mir diese Einschaltung leicht vergeben, und bloß der Unstudirten wegen merke ich an, daß man es mit dem Verpacken von Begriffen hält, wie mit dem Verpacken von Waaren. Wenn Alles in der Kiste ist, was eigentlich hineingehört, und es schlottert noch, so steckt man etwas Anderes dazwischen.

Daß den nackenden Körper ganz, einer angenehm kühlen oder auch selbst einer kalten Luft auf kurze Zeit auszusetzen, eben die Wirkung ungefähr thut, wie das kalte Bad, wenigstens die angenehme Wärme beim Ankleiden hervorbringt, wie ein mäßig gebrauchtes kaltes Bad, werden vermuthlich mehrere unserer Leser aus der Erfahrung wissen. Ja, bei der guten Wirkung des kalten Bades selbst ist es ungewiß, wie viel davon der Be-

rührung der Luft zugeschrieben werden muß, die nun, nachdem der Leib von allen unmerklichen Unreinigkeiten, die die Ausdünstung zurückläßt, gereinigt ist, desto näher an den Körper antreten, und die beste Wirkung in kurzer Zeit hervorbringen kann. Vermuthlich ist auch die Sache von Ärzten schon weiter untersucht worden, als mir bekannt ist. Ich führe hier nur an, daß Franklin, dessen flüchtigste Äußerungen immer mit Respect gehört zu werden verdienen, ein großer Freund von dem Luftbad gewesen ist. Besonders verdient aber hier erwähnt zu werden das, freilich sonderbare, Cabinetstückchen von einem Menschen, ich meine Burnet Lord Monbobbo*), ein bekanntlich schwer gelehrter Mann. Der berühmte Schauspieler Foote nannte ihn eine elzevirsche**) Ausgabe von Dr. Johnson, vermuthlich weil sein Anblick weder an Koloß noch Bär, erinnert, wovon das Kaliber des erstern und die Sitten des letztern leicht jedem ins Gedächtniß kommen mußten, der das Glück hätte, den Doctor zu sehen, oder das Unglück, ihm zu widersprechen. Man weiß lei-

*) Monboddo, Jacob Burnet Lord. Geb. 1714 zu Monboddo in Schottland; gest. 1799. Richter zu Edinburgh. Schrieb: On the origin and progress of Language. 1773—1792. 6 Voll. 8. Ancient metaphysic, on the science of the universals. 1779—1799. 6 Voll. 4.

**) Elzevir oder Elzevier, bekanntlich eine berühmte Buchdruckerfamilie, die im 16ten und 17ten Jahrhundert in Holland (Leiden) blühte, und sich durch Feinheit und Zierlichkeit ihrer Typen auszeichnete.

der freilich, daß Lord Monboddo glaubt, die Menschen wären ehemals riesenmäßig und dabei geschwänzt gewesen; daß er sogar deßwegen den Weltumseglern Untersuchungspläne vorgelegt hat, die Sache aufs Reine zu bringen; daß er glaubt, er spreche das Griechische völlig so aus, wie man es ehemals zu Athen ausgesprochen habe; daß er sich mit Öl salbt, wie die Alten rc. Alles dieses kümmert uns hier wenig, genug, er nimmt sehr oft ein Luftbad, das ist, er macht sich ganz nackend, in freier Luft, eine starke Bewegung, und glaubt, daß er es diesem Verfahren zu danken habe, daß er sich in seinem siebenzigsten Jahre noch so jung fühlt, als in seinem dreißigsten. Auch hat man mir erzählt, daß er die Fräulein Burnet, seine Töchter, zuweilen nöthigen soll, dieses Bad zu gebrauchen, welches wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft und (da man bei Tage baden muß), der großen Scharfsichtigkeit der im Stande der Schuld Lebenden wegen, immer eine bedenkliche Cur ist. Dieses Alles war längst bekannt, und man achtete nicht viel darauf. Nun aber fängt doch die Sache an ernstlicher zu werden, wenigstens ist sie nun dahin gebracht, daß man davon reden kann, ohne zu fürchten, durch gesuchte unnütze Grübelei die Würde der Naturlehre, oder durch muthwillig scheinende Vorschläge die Majestät der Sittsamkeit und Unschuld zu beleidigen.

Ein englischer Arzt, Abernethy*), hat durch viele Ge-

---

*) Surgical and physiological Essays by *John Abernethy* P. II. London 1793. Die Abhandlung selbst ist überschrieben:

mer, wenigstens behaglicher. Es mag nun hier Wärme nach Abernethy's Vorstellung erzeugt werden, oder die kalte Luft mag wirken wie kalte Bäder überhaupt, und in der Haut sowohl als den Gefäßen die Spannung hervorbringen, die den Umlauf des Bluts begünstigt, und auf diese Weise erwärmen. Ja es kann Beides zugleich stattfinden, oder auch beides einerlei sein, nur anders gedacht. Genug, daß es im Ganzen wahr ist. Es scheint also nichts weniger als verwerflich zu sein, sich tagtäglich oder wenigstens zuweilen auf eine kurze Zeit nackend der Luft auszusetzen. Doch ist es unser ernstlicher Rath, ja dabei einen Arzt zu befragen, oder wenigstens, nach Maßgabe der Beschaffenheit des Körpers, behutsam zu Werk zu gehen, damit nicht in unserm Comtoir Klagen über Schnupfen, Zahnweh und Erkältungen einlaufen. Denn unser kleines Taschenbuch möchte lieber Alles in der Welt sein, nur kein: *Jeder Mensch sein eigner Doctor*, das wohl im Grunde nichts Anderes sagt, als: Jeder Mensch sein eigner Giftmischer. In wie fern durch Hrn. Dr. Faust's*) Vorschläge zu Kindertrachten, die Sache eingeleitet werden könnte, oder wie weit sich seine Vorschläge mit dieser Theorie vertragen, oder ob nicht von dieser Seite her selbst seine Vorschläge eine anständigere Einleitung

---

*) Bernh. Chph. Faust, geb. 1755 zu Rotenburg in Churhessen, gest. 1812, Hofrath und Leibarzt in Bückeburg. Berühmt namentlich auch durch seinen Gesundheitskatechismus, 1794.

hätten erhalten können, überlasse ich dem sehr würdigen und gewiß wohlmeinenden Manne selbst zur Entscheidung. Er hat sicherlich sehr viel Wahres gesagt, das aber wenig Eindruck gemacht hat, weil der Hauptgesichtspunkt, wie mich dünkt, etwas unanständig gewählt ist. Es wäre genug gewesen, nur einmal in einer einzigen Zeile auf so etwas hinzuweisen; man hätte ihn doch verstanden. Hat es nicht überhaupt eine besondere Beschaffenheit mit unsrer jetzigen Schriftstellerei, daß man über heimliche Sünden überall öffentlich schreiben kann, aber über öffentliche immer heimlich schreiben muß, wenn man nicht eingesteckt sein will?

So viel von dem Luftbad, das freilich den Nachtheil mit sich führt, daß man, um es zu gebrauchen, fast weiter Nichts nöthig hat, als im Freien das Hemd einmal über die Ohren zu ziehen. Alle die herrlichen Reisen nach fremden Gegenden fallen weg, und mit diesen auch die zu manchen Zwecken so zuträglichen Trennungen der im Himmel zusammengeschlossenen, ich meine die sogenannte Strohwittwenschaften. Die Ärzte müßten denn etwa zeigen, daß zu einem ächten Luftbad eine reinere und daher höhere Luftschicht nothwendig gewählt werden müßte, und sonach, den Harz oder die Bergstraße oder die Schweiz in Vorschlag bringen, wo dann freilich die Unternehmer Sorge tragen müßten, der Durchsichtigkeit und Scharfsichtigkeit zu begegnen, von der wir oben geredet haben.

Über Gewitterfurcht und Blitzableitung.

(Auf Verlangen.)

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 127—144.)

Jetzt, da ich dieses schreibe (im Anfang des August 1794), zeigen sich bei uns, so wie an mehreren Orten, Spuren der Ruhr. Es sollen, wie man sagt, schon sechs Menschen daran gestorben sein; das wären also schon gerade noch einmal so viel in wenigen Tagen, als der Blitz Menschen in unserer Stadt in mehr als einem halben Jahrhundert *) getödtet hat; und wie

---

*) Die ältesten Menschen erinnern sich bloß dieser drei Fälle, die sich alle in den letzten sechs und zwanzig Jahren ereignet haben. Die hiesige Chronik, die sonst sorgfältig von Einschlagen spricht, erwähnt nur eines einzigen Falles, den man nicht einmal hierher rechnen kann, denn der Blitz traf nicht den Verunglückten selbst, sondern er wurde von Steinen getödtet, die der durch denselben entzündete Pulvervorrath umherwarf. Also hätte statt des halben Jahrhunderts ein weit größerer Zeitraum im Text gesetzt werden können. Anm. des Verfassers.

viele Menschen mag die Ruhr wohl in diesem halben Jahrhundert getödtet haben? Und doch ist man dabei sehr ruhig. Ich sehe sogar, daß man nicht einmal für die wohlfeilsten Ruhrableiter sorgt. Man geht noch immer in den dünnsten Westchen einher, obgleich der Wind schon über die Stoppeln weht; ja ich habe bemerkt, daß man noch vor wenigen Tagen hier und da bei offenen Fenstern schlief, die man bei Gewittern sehr sorgfältig verschloß; und doch hat man kein Beispiel, daß der Blitz je zu einem offenen Fenster hineingefahren wäre, da hingegen die Ruhr gar leicht in die Schlafkammern schlägt, wenn sie ein offenes Fenster findet, zumal, wenn sie unversehens, nach einem heißen Tage, mit einem kühlen Regen und einem feuchten Lüftchen ankommt. — Ist das nicht sonderbar? Wie würden sich wohl die Menschen in diesen Tagen verhalten, wenn die Ruhr, wie ein dickes, schwarzes Gewölk, oder gar wie ein dunkelgrünes, dergleichen Donnerwetter einmal Jemand gesehen haben wollte, am Horizont herauf, niedrig und langsam angezogen käme, die Spitzen der Bäume berührte, den Tag in Dämmerung verwandelte, und nun das bestimmte Schlachtopfer jedesmal mit einem Donnerschlag befiele, der die Häuser beben machte? Blitzen sollte es nicht dabei, doch um den Schlag anzukündigen, müßte etwa die Dämmerung einige Secunden vor demselben noch um einige Tintenstufen schwärzer werden. — Ich glaube, des Singens und Betens würde kein Ende sein. Ja ich fürchte, selbst mancher Weise (sapiens) möchte sich von einem solchen Himmel etwas mehr als bloß decken lassen. Daß dabei

die tödtlichen Schläge sich noch besonders auszeichnen müßten, versteht sich. Wie da? Und doch schwebt jetzt ein solches Wetter über unsern Häuptern, nur ohne Donnerschläge und schwarzgrüne Wolken, die überhaupt gerade die Nebensache bei dem Handel wären, und wir setzen unsere Geschäfte ruhig fort. Nun bedenke man noch die Fieber-, Pocken- und Schlagflußwetter, die immer umherziehen und einschlagen. — — Doch wir überlassen diese Betrachtungen dem Leser, aus Furcht durch weiteres Ausmalen die Gattungen der Donnerwetter für manche Menschen zu vermehren, für die schon eine einzige zu viel ist. Nun zur Anwendung:

Also in Göttingen sind in einem halben Jahrhundert und darüber nur drei Menschen vom Blitze getödtet worden, und dieses, welches ein Hauptumstand ist, nicht einmal in drei verschiedenen Schlägen, sondern in zweien *). Ferner, so weit die Erinnerung alter Menschen und die hiesige Chronik reicht, hat der Blitz hier niemals gezündet, ausgenommen im Jahr 1555, zwischen Weihnachten und Neujahr, unsern damals viel höhern Jacobithurm, und dann einmal in einem Pulverthurm. Doch wurde nicht der Thurm gezündet, sondern das Pulver; also Wohnhäuser, so weit unsere Erfahrung reicht, eigentlich nie, und dennoch fürchtet man sich, wie ich höre, noch hier

*) Zwei Personen tödtete der Strahl am 16. Jul. 1768 auf einmal, und einen Dritten am 24. Jun. dieses Jahrs (1794).
Anm. des Verfassers.

und da bei einem Donnerwetter wie bei einer Belagerung. Ich bitte Euch, theuerste Phantasiekranken, wenn es donnert, einmal einen Augenblick nur an das Wort Belagerung zu denken und Euch allenfalls an unsere braven Landsleute, zum Beispiel in Menin*), zu erinnern, wo es überall donnerte und blitzte, überall einschlug, überall zündete und überall tödtete, und das in einer Viertelstunde mehr, als der Blitz bei uns in 500 Jahren. Und dennoch fürchtet Ihr Euch, die Ihr bei der herrschenden Ruhr gelassen bleibt? Also so viel vermag eine finstere Wolke und ein Bißchen Donner über Euch! O! ich fühle, daß es fast kindisch ist, selbst bei dem schweresten Donnerwetter, an die leichteste Belagerung zu erinnern, aber ich weiß auch, daß manche Menschen, die sich vor dem Tode fürchten, es gar wohl vertragen können, daß man sie mit Rettungsmitteln erstickt. Jemand, der sich aus Furcht nicht entschließen konnte, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ging mit hohem Muthe an das Werk, nachdem man ihn an die Gelassenheit erinnert hatte, womit Sokrates seiner großen Seele den Körper auszog. Wenns nur hilft. Jedermann ist Herr in seiner Geistesökonomie, und wir wollen uns nicht darum be-

*) Menin, kleine durch Vauban angelegte Festung in Belgien, an der Lys. Berühmt durch den Ausfall, welchen die Hannoveraner am 30. April 1794, unter der oberen Anführung des Generals von Hammerstein, machten, und wobei der damalige hannov. Artilleriehauptmann Scharnhorst sich namentlich auszeichnete.

menschliche Natur von einer Seite begünstigte Furcht, weiß ich in der Welt keinen Rath, als man lehre den Patienten Wahrheit in ihrer reinsten Form, die schadet niemals. Man erkläre ihm, was das Gewitter ist, ohne leichtsinnige Herabsetzung noch ängstliche Übertreibung der Gefahr. Man vergleiche die Gefahr dabei mit der von Krankheiten, wie wir oben gesehen haben, und zeige mit aller der Stärke, die man dem Satze, ohne tiefe Einsicht und ganz ohne Rednerkünste so leicht ertheilen kann, daß die Gewitter die leichtesten Epidemien sind, die einen Landstrich befallen können. Eigentlich gar keine. Der Schlagfluß, vor dem kein Mensch einen Augenblick sicher ist, tödtet in jedem Städtchen in einem Jahre mehr Menschen, als der Blitz in einem großen Lande, in zehn. Man sage ihm, daß der Blitz, dessen Donner die Erde beben macht, sich durch ein wenig Draht oder ein Bißchen Vergoldung hinleiten läßt, wo man ihn hin haben will. Daß er Menschen tödtet (jedoch nicht einmal alle die er trifft), habe er mit jedem fallenden Dachziegel, und daß er Häuser anzünde, mit jedem verwahrlosten Lichte gemein. Bei weiten die wenigsten Feuersbrünste rühren vom Blitze her, gerade so wie bei weiten die wenigsten gewaltsamen Todesarten. Man sage ihm dieses. Kann er sich bei dieser Lehre des Lächelns nicht enthalten (welches Gottlob! gewöhnlich der Fall ist), desto besser. Ja ich rechnete schon zum voraus auf dieses Lächeln, als ich es niederschrieb: daß bei weiten die wenigsten Feuersbrünste vom Blitze herrührten. Es ist immer gut und selbst angenehm, Furcht und Trost sich auf einer

Stelle begegnen und becomplimentiren zu lassen, wo der Rangstreit längst entschieden ist. Wenigstens für einen Dritten. Wäre es möglich, unsere tagtägliche Feuersgefahr durch Donner anzudeuten, es würde nicht aufhören zu donnern, zumal an Orten, wo man des Nachts im Bette studirt. Gottlob, daß die meisten dieser oft nahen Schläge kalt sind. So viel von Gewitterfurcht für den Menschen, der seiner Vernunft noch mächtig ist. Er wird nach einiger Übung finden, daß zwar der Donnerschlag bei ihm Nichts von seiner Erhabenheit und Größe verlieren, aber in ihm eben das seelenstärkende, hohe, andächtige Gefühl, ohne alle Furcht, erwecken wird, womit ihn der Paukendonner bei einem: Herr Gott dich loben wir ꝛc. erfüllt. Was ihm sonst schrecklich war, wird ihm nun eine Art von Unterhaltung werden, die er außer dem Trost, den er andern Anwesenden damit reicht, sogar erblich machen kann. Ein kleiner Wink für Hausväter und Hausmütter, den ich zu verstehen bitte. — Armseligen Nervenkranken kann freilich nicht geprebigt werden, für die ist die Kirche aus; man muß sie dem Arzt übergeben, der sie nach der Apotheke begleitet: ein Spaziergang, der, die Begleitung des Arztes abgerechnet, an manchen Orten ohnehin schon sehr gewöhnlich sein soll.

Aber nun! Wenn es gar in unsrer Macht stände, diesen Blitz, vor dem wir uns, der Paukenparade wegen, womit er sich zeigt, so sehr fürchten, ganz von unsern Häusern, wo nicht zu entfernen, doch eben so unschädlich für sie zu machen, und ihn eben so von uns abhalten zu können, wie wir von uns und unsern Meubeln den

Regen durch Dächer abhalten. Aber dieses können wir. Und zwar gerade mit der Zuverlässigkeit, mit der wir uns gegen den Regen unter einem guten Obdach, und gegen den Sonnenstich unter einer dichten Laube, verwahren. Daß dieses nicht Jedermann glaubt, ist nicht zu verwundern. Wir haben so selten Gelegenheit die Probe zu machen, weil leider! jene Schirme gegen den Blitz noch immer nicht den allgemeinen Eingang finden wollen, der nöthig wäre, jene Überzeugung endlich zu bewirken. Wäre zum Beispiel eine ganze Stadt mit Blei oder Kupfer gedeckt, so daß auch kein Stall ohne ein solches Dach wäre, und würden diese Dächer alle gehörig durch Metall mit der Erde verbunden: so würde man gar nichts mehr von schädlichen Wirkungen des Blitzes an diesem Orte hören, ja man würde am Ende gar nicht mehr wissen, ob und wo der Blitz herabgefahren sei, wenn er herabgefahren wäre. Nach einer Generation würde sich alles Schreckliche hierbei völlig verlieren; man würde dem Donnerwetter, das man jetzt wie eine Belagerung fürchtet, zuhören, wie der Kanonade bei einer Musterung, und dem Wetterstrahl zusehen wie einem Lustfeuer. Hörte man von andern Orten her, daß unarmirte Häuser vom Blitz gezündet oder Menschen in denselben getödtet worden wären, so würde man dieses eben so wenig seltsam finden, als daß es Jemanden auf seinen Speicher regnet, wenn das Dach nicht verwahrt ist, oder daß Jemand bei einem Gewitter naß wird, der sich nicht unterstellt. So muß es kommen, wenn alle Gewitterfurcht sich von der Erde verlieren soll. Man muß nur deut-

lich und anschaulich einsehen lernen, daß man sich vor dem Blitze sichern kann, wenn man will. Wer es nicht thun will, gut, *habeat sibi*, wenn er getroffen wird oder ihm sein Haus abbrennt. Ich habe oben das Donnerwetter mit der Ruhr verglichen, vielleicht schadet es nicht, es hier noch zu guter Letzt einmal mit der Winterkälte zu vergleichen, also Wetter mit Witterung. Eine strenge Kälte ist etwas sehr viel Fürchterlicheres und Gefährlicheres als alle Donnerwetter von sechs Sommern zusammengenommen, ob es gleich gemeiniglich sehr stille dabei hergeht. Warum fürchtet man sich nicht davor? Deßhalb weil wir sichere Ableiter für dieselbe haben, Brennmaterialien und Kleidung. Wenn wir auch hören, daß Menschen, denen ihre Geschäfte oder ihre Armuth nicht verstatteten, die Ableitung gehörig anzubringen, um ihre gesunden Glieder oder gar um ihr Leben durch die Kälte gekommen sind; so beklagen wir diese Unglücklichen mit Recht, aber die Kälte selbst wird uns durch solche Beispiele nicht schrecklicher, weil wir wissen, woran die Schuld lag. Eben so und nicht um ein Haar anders verhält es sich mit dem Blitze. So weit hat man es in der Naturkunde gebracht. Die Häuser werden von ihm gezündet und Menschen von ihm getödtet, weil sie nicht für Ableitung desselben gesorgt haben. Der Mensch, der sich bei einem Donnerwetter unter einen hohen Baum stellt, handelt eben so unvorsichtig, als der, der sich bei einer strengen Kälte im Freien dem Schlafe überläßt. Wir wissen jetzt mit dem Grade von Zuverlässigkeit, daß man sich vor dem Blitze verwahren kann, mit dem wir es von

der Kälte wissen. Daß man an die Verwahrung gegen den ersten nicht so gern geht, weil sie eines Theils kostbar und andern Theils das Einschlagen sehr selten ist, ändert hier für unsere Betrachtungen schlechterdings nichts. Genug, daß der Satz außer allem Zweifel ist: Die Menschen werden vom Blitze getroffen und ihre Häuser angezündet, weil sie es nicht anders haben wollten. Was die Ursache hiervon ist: Knauserei, Leichtsinn, Unwissenheit oder sonst Etwas, darum haben wir uns hier nicht zu bekümmern.

Aber bleierne und kupferne Dächer sind kostbar. Freilich. Aber sie sind auch glücklicherweise zu unsrer gegenwärtigen Absicht nicht nöthig. Es ist schon vollkommen hinreichend, wenn nur die Schornsteine, die Firsten und alle hervorstehende Ecken der Gebäude mit zusammenhängenden Streifen, von Blei oder Kupfer belegt, und alle diese Belegungen mit ähnlichen Streifen, die man an der Wand des Hauses herunter an die Erde führt, in Verbindung gebracht werden. Die hohen und spitzen Stangen können ganz wegbleiben. Unsere Absicht ist nicht, hier diese Einrichtung zu lehren. Ohne Zeichnung würde Vieles gar nicht verstanden werden, und selbst der nöthige Unterricht würde ein eignes Taschenbuch für die Liebhaber erfordern. Wir geben also bloß irgend einem künftigen Verleger hiermit den Wink zu einem solchen Taschenbuche, ohne uns, weder um den Titel desselben, noch den davon zu erwartenden Vortheil, und am allerwenigsten um die Taschen der Deutschen zu bekümmern, die, nach dem zu urtheilen, was sie bisher hineingesteckt haben, ohnehin

unmöglich viel kleiner als Maltersäcke sein können. Wir verweisen aber dafür mit Ernst auf ein Werk, das Niemand unbekannt bleiben sollte, den der wichtige Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nur im mindesten interessirt, nämlich auf Hrn. Reimarus*) neuere Betrachtungen vom Blitze, die in diesem Jahre (1794) zu Hamburg erschienen sind. Das Werk ist von der einen Seite eben so lehrreich für den größten Kenner, als es von der andern herablassend für die gemeinste Fähigkeit ist. Amtleute und Prediger, oder sonst irgend ein Stand in der Welt, zu dem sich der Leidende flüchtet, und von dem er mit Recht Hülfe und Belehrung erwartet, sollten dieses Buch kennen, um rathen zu können. Will man nicht folgen. Auch gut. Nur spreche man alsdann vom Erschlagenen oder von dem vom Blitze Abgebrannten nie anders als von dem Erfrornen. Es ist völlig einerlei. Der Unterschied, wenn einer da ist, liegt bloß in unserm Leichtsinn, in unserer Nachlässigkeit, und leider! freilich etwas in unsrer Dürftigkeit, und was können die in der Welt nicht verderben? Vielleicht wäre es gut, um wenigstens dem Furchtsamen, dem es bloß auf persönliche Sicherheit ankommt, einige Hülfe zu verschaffen, wenn man an jedem Ort ein Gebäude, oder ein Paar recht gut gegen den Blitz sicherte, wo man bei einem schweren Donnerwetter hineingehen, oder sich auch incognito hineintragen lassen könnte. Es könnte

*) Johann Albert Heinrich Reimarus, Dr. med., Professor der Naturgeschichte und Naturlehre zu Hamburg. Geb. daselbst 1729, gest. in Ranzau 1814.

dazu die Kirche oder auch das Hauptwirthshaus, die Schule, die Badstube u. s. w. ausersehen werden. — Am meisten ist es zu verwundern, daß die Großen und Reichen, die sich vor dem Gewitter fürchten, nicht mehr auf ihre Sicherheit und Ruhe dabei denken. Wollten sie auch nicht ihre ganzen Schlösser und Palläste sichern lassen, wie leicht könnte nicht ein niedlicher kleiner Pavillon im Garten dazu eingerichtet werden? Man kann kaum, wenn man nur etwas von einem Baumeister oder Dichter ist, dem Trieb widerstehen, allegorische Verzierungen und Sinnsprüche für einen solchen Schlupfwinkel zu erfinden, in den sich die Götter der Erde verkriechen, wenn der Gott des Himmels zu donnern anfängt.

Über das Eselslehn und die ehemalige Weiberpolizei in Darmstadt.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 145—156.)

Nachstehende Erzählung entlehne ich wörtlich aus der vortrefflichen hessischen Geschichte meines würdigen und gelehrten Herrn Landsmanns des Hrn. Consistorialrath und Prof. Wencks *) zu Darmstadt. Der Inhalt derselben scheint, flüchtig betrachtet, etwas stark verfänglich für die Ehre der hessischen Damen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Nur bitte ich ums Himmels willen, wenn ich hier von Ehre und Verfänglichkeit spreche, meine Worte nicht gleich wieder selbst in dem verfänglichsten Sinne zu nehmen. Es ist hier bloß von derjenigen Damenehre die Rede, die die Begleiterin jener stillen Sanftmuth, jener himmlischen Nachgiebigkeit und jener unüberwindlichen

*) Helfrich Bernh. Wenck, geb. zu Idstein 1739, gest. 1803. Schrieb: Hessische Landesgeschichte, 3 Bd. 1783—1803; auch mehrfach aufgelegte und zum Theil umgearbeitete (durch Grotefend) lateinische Schulgrammatiken.

Stärke, die in dem stillen Geständniß natürlicher Wehrlosigkeit liegt, bei allen gesitteten Völkern seit jeher gewesen ist. Für diese Ehre, sage ich, scheint die Erzählung etwas verfänglich, für keine andere. Denn an Verscherzung desjenigen, was jetzt Damenehre, und, wie mich dünkt, mit Recht ausschließlich heißt, konnte man damals nicht denken, denn das ist, wie sich leicht erweisen ließe, wenn hier der Ort dazu wäre, offenbar eine neue Erfindung. Auch scheint bloß die Erzählung diesem ehrwürdigen Geschlecht allein nachtheilig. Ein großer Theil kommt sicherlich dabei auf die Rechnung des andern. Es ist, wie man finden wird, bloß vom ehelichen Menschen die Rede. Aber wer nicht weiß, daß der verheirathete Mensch bloß einfach aussieht, aber wirklich ein einziges an sich ganzes, vierfüßiges Geschöpf ist, der weiß fürwahr sehr wenig, und muß entweder selbst nicht vierfüßig sein, oder nicht verdienen es zu werden. Wird also, wie wir sogleich hören wollen, die eine Hälfte, ich meine die Frau, auf den Esel gesetzt; so möchte ich wohl wissen, wie es nur möglich ist, den Mann nicht sogleich mit darauf zu setzen. Bringt der Mann die Frau selbst darauf, es gehe nun zu, wie es wolle, so thut Sie weiter nichts, als was Er Ihr entweder schon vorgethan, oder Sie wenigstens in der Hoffnung gelitten hat, daß Er Ihr sogleich nachsteigen werde. — Ich setze nun die Erzählung mit des Hrn. Consistor.-Raths eignen Worten her, und in Wahrheit mit nicht geringem Vergnügen, nicht sowohl, wie man leicht denken kann, weil ich selbst aus dem

Lande stamme, worin das Eselslehn ehemals Statt fand (so etwas verschwiege ich wohl, wenns weiter nichts wäre), sondern meinen verehrungswürdigen jetzigen Landsmänninnen hierdurch öffentlich meine Hochachtung dafür zu bezeigen, daß sie ihrem deutschen Vaterlande nun mit Triumph zurufen können: so waren wir ehemals leider! aber thut uns den Gefallen, kommt und seht, was wir jetzt sind; da man in mancher Provinz unsers lieben Vaterlandes gar oft hört: leider! ist es nun freilich mit uns so, aber thut uns den Gefallen und seht in die Chronik, da werdet ihr finden, was wir wenigstens waren.

„Der alte, männliche Teutsche," heißt es in der oben genannten Schrift S. 519, „kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts Schmählicheres als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man es auch. Die hiesige Stadt (Darmstadt) wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Frankenstein unter dem Namen des Eselslehns zu Bessungen (einem Dorfe nahe bei Darmstadt) fielen, und die sie zuweilen wieder als Afterlehn an andere verlieh, zuletzt aber selbst behielt. Der Einhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel schicken, auf dem die unteutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, nach Urthel und Recht durch die Stadt ritte. Das Recht, den Esel zu führen, hatte seine Einschränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne

daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Frankensteiner Bote: war aber der Mann in offner, ehelicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er den Esel selbst leiten. [Sehr recht, wie mich dünkt.] Nachher wurde dieser Esel, vermuthlich auf Anrathen einer gescheidten Frau, gebraucht, sonst ungezogene Männer zu bestrafen, denn im Jahr 1536 schrieben Bürgermeister und Rath zu Darmstadt an die Herren von Frankenstein: „Unsern freund„lichen Dienst zuvor. Ehrenveste besonders gute Freunde. Wir „wissen Euch nicht zu verhalten, wie daß etliche Bürger unter „uns haben, die sich ungebürlich und übel gehalten haben; daß „wir sie in Willens uff nechst Aschermittwochen nach unserm „alten Herkommens und Gebrauch zu straffen. Dieweilen nun „allewegen zu solcher Straffe uff Eschermittwochen die von „Franckenstein oder ihre Lehenträger so das Lehen inne gehabt „haben genannt Eßels Lehen, davon dann etlich Korn zu „Bessingen gefällig ꝛc. Derhalben an Euch unser freundlich „Gesinnes und Begehren, Ihr wolt uns uff genannten Dag „solchen Esel sambt dem Mann zu früher Tageszeit zuschicken, „damit wir an unsern Sachen und Fürnehmen ohngehindert „bleiben, wollen wir uns also unserm alten Gebrauch nach „gänzlich zu Euch versehen und im gleichen und mehreren umb „Euch zu verdienen geneigt sein. Darmstadt uff Montag Mathei „Apostoli. Anno 1536.“ Zu andrer Zeit aber verwahrten sich die Herren von Frankenstein ausdrücklich, daß sie den Esel nur gegen die bösen Weiber, die ihre Männer geschlagen, zu

stellen verbunden seien. Und dieses bewährt ein, sowohl dem Inhalt, als seinem Bürgerstyl nach, merkwürdiges Schreiben von Schulteis und Scheffen des bössen Hunderts zu Darmstat *) an Junker Hans von Frankenstein und dessen Bruder Georgs Kinder: „Unsern willigen Dienst mit Fleiß „zuvor. Erbaren und vestigen lieben Juncker. Es hat sich bei „unsern Nachbauern zu Darmstat Zweidracht, Zanck, Unenigkeit „zwuschen etlichen übermutigen, stoltzen, piſtigen und bossen „Weibern erhaben, die sich haben uffgeworffen gegen yren „Männern, und haben sie underſtanden yre Männer zu schla„gen, undt deren auch etliche das volbracht haben. Sollicher „Gewalt, Frebel und Uebermut ist wider ein ganzen Samm„lung einer Gemein, auch sonderlich wider das Burcklohn, und „das bose Hundert, und diweil es dann in unser Straff so „hart vervallen ist, und uns in keinen Wegk will geburen „nachzulassen — — so ist es unser ernstlicher Fursäz dieselben „zu straffen, bit und an seiner Ewer Vestn, uns zu Hilff zu „kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Esel „und den Mann daruff zu schicken, und wolt uns nit säumen

*) Schultheiß und Schöffen vom bößen Hundert geben sich in den Acten nicht nur selbst diesen Titel, sondern empfangen ihn auch von Andern. Es scheint ein Ausschuß aus der Bürgerschaft gewesen zu sein, der in Polizei- und Criminalsachen zu sprechen, auch vielleicht für die Verwahrung der Vestung zu sorgen hatte, und daher den Namen des bößen Hunderts erhielt. Anmerk. des Originals.

„oder verhindern sunderlich den Esel uff erste Dinstage mit dem „Mann zu schicken, so wollen wir uff genannten Dinstag Mor„gen fru unsern Statboten zu uch schicken, der soll den Esel „und den Mann geleiten gein Darmstat ꝛc. Datum uff des „Herrn Vasenacht.“ — Noch im Jahr 1555 forderte der Fürstl. Keller, Johann Sanger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geschlagen, den Frankensteinischen Esel nach Darmstadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herren von Frankenstein nicht allein hierher, sondern im Nothfall auch nach Pfungstadt, Nieder-Ramstadt, und andere Orte der Obergrafschaft (Katzenelnbogen) zu stellen hätten, gegen welches Letztere aber Ludwig von Frankenstein in der Antwort heftig protestirte [vielleicht seine Gemahlin durch ihn]. — Wie hat sich, ruft der Herr Verfasser mit Recht aus, seit der Zeit die Welt verfeinert! Wie ist es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders geworden! Daß in Darmstadt insbesondere der Frankensteiner Esel, oder Schultheiß und Schöffen vom bösen Hundert dazu beigetragen, wird Niemand vermuthen, wenigstens schweigen die Acten davon. Genug, man fand im folgenden Jahrhundert weder Esel noch Eselslehen mehr nöthig. Auch muß ich zu Rettung hiesiger Stadt nicht vergessen, daß ihr dieses ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Übermacht nicht ausschließlich einheimisch war. Als sich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homburg an der Ohm, gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen, und ihn sogar geschlagen hatte; so berichtete der dortige Keller, Georg

Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn Etliche versichert, in solchem Falle, nach altem Brauch, die Frau auf einem Esel reiten, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse. So weit der Verfasser.

Was man auch immer von der ganzen Sache denken mag, so dünkt mich ist der unmaßgebliche Zuruf des Herrn Keller, Georg Rüdig, immer eine Sache, die Aufmerksamkeit verdient. Es müßte, dünkt mich, überhaupt in der Welt etwas mehr zugerufen werden, und zwar voraus, nicht hintendrein. Es fällt doch zuweilen etwas auf ein gutes Land. In der Türkei wird von den Nachtwächtern den Ehemännern eine kleine Erinnerung gegeben, die bei uns wegfällt, weil sie unnöthig ist; das bewahret Euer Feuer (Küchenfeuer nämlich) und das lobet Gott dem Herrn kommt auch ab. Wo will das hinaus? Ich lobe mir daher sehr das venetianische Criminalgericht, das sich immer beim Anfang einer Sitzung an den armen Müller (einen ehemals von ihm unschuldig zum Tode verdammten) laut erinnern läßt: Erinnert euch des armen Müllers! Und noch mehr gefällt mir König Philipp, von Macedonien, der sich täglich oder gar stündlich zurufen ließ: Philipp, du bist ein Mensch! Ja, wenn die Sprechmaschinen je zur Vollkommenheit sollten gebracht werden, wozu jetzt Hoffnung ist, so würde ich bei unsern Stubenuhren, statt des Kuckucks, der uns (sehr weltlich) bloß an den Frühling erinnert, die Worte vorschlagen: Du bist ein Mensch. Da

der Sylben gerade viere sind, so könnte der Hingang des ersten Viertheils durch: Du, des zweiten durch: Du bist, des dritten durch: Du bist ein, und endlich der ganzen Stunde vor dem Stundenschlag selbst durch: Du bist ein Mensch, angedeutet werden. Die Worte: Du bist ein ꝛc. müßten eine erstaunliche Wirkung bei schlaflosen Nächten thun, weil das Abbrechen des Urthels beim Artikel, nun einem, vor der gänzlichen Hinfahrt der Stunde, noch Zeit ließe sich selbst zu fragen: was man eigentlich sei? Ein wahrhaftes Vorbild des Lebens, wo man auch gewöhnlich erst beim Anfang des vierten Viertheils diese Frage mit Ernst an sich thut. Überhaupt, glaube ich, könnten keine Worte einen größern Eindruck auf irgend einen Menschen machen, er sei König oder Bettler, als die: Du bist ein ꝛc., auf einem einsamen Spaziergange vom Himmel herab gegen ihn gesprochen; oder, wenn es ein Frauenzimmer wäre: Du bist eine ꝛc. Wohl alsdann Dem oder Der, die ruhig horchen, und nichts als: rechtschaffener Mann oder rechtschaffene Frau für den Schluß der Versicherung erwarten kann! Welche Glückseligkeit und welches Verdienst, so in der Welt gelebt zu haben, daß man bei einer solchen Anrede vom Himmel das Substantivum mit Ruhe abwarten kann! Charaktere wie diese, würden gemeiner sein, als sie sind, wenn wir von der Natur Ohren empfangen hätten, schon zu hören, wenn es im Leben Ein Viertheil schlägt.

Wie kommt dieses Alles hierher, werden unsere Leser fra-

gen, zum Frankensteinschen Esel? Ich habe mich in Wahrheit über den König-Philipps-Uhren so verirrt, daß ich es kaum selbst mehr weiß. Doch nun erinnere ich mich. Die Verirrung fing sich mit der Klage über Mangel an Zuruf an, und da meinte ich bloß, daß es nicht schaden könnte, auch noch heut zu Tage dem vierfüßigen Ehethiere zuzurufen: Erinnere dich an den lieben Frankensteiner.

Von den Kriegs- und Fastschulen der Schinesen, nebst einigen andern Neuigkeiten von daher.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 121—146.)

So lange ich über Völker zu denken im Stande gewesen bin, habe ich immer gemuthmaßet, daß die Schinesen das weiseste, gerechteste, sinnreichste und glücklichste Volk auf Gottes Erdboden seien. Durch dieses häufige Muthmaßen habe ich es nun endlich so weit gebracht, daß ich wirklich und mit völliger Überzeugung, als wäre ich selbst dabei gewesen, glaube, daß diese Auserwählten des Himmels alle unsere sogenannten leidigen neuen Erfindungen schon vor zehntausend Jahren gekannt haben, und folglich wohl noch in dem Besitz von tausend andern sein mögen, die wir, der Himmel weiß wann, noch alle werden machen müssen, ehe wir, wie sie, zur Ruhe kommen. Gesetzt auch, es fände sich hier und da Etwas, das sich mit der ersten Behauptung nicht recht zu vertragen scheint, z. B. daß sie bis diese Stunde noch keine Taschenuhr repariren können, daß sie nicht die ersten Anfangsgründe der Perspective verstehen 2c.:

so sind das wahre Kindereien. Und außerdem, wer Viel weiß, vergißt Viel. Dieses ist ja so wahr, daß wir im Deutschen sogar, und mit Recht, den höchsten Grad von langer, verjährter und vertrauter Bekanntschaft mit einer Sache dadurch ausdrücken, daß wir sagen: das hätten wir längst vergessen. O wer weiß, ob wir uns nicht auch noch auf das Rückwärtserfinden (so sollte man das Vergessen bei einem sinnreichen und erfinderischen Volk nennen), werden legen müssen, wenn es in der Welt, diesseits des Rheins so fortgehen sollte, wie es jenseits angefangen hat. Ich sage, solche Vorwürfe sind wahre Kleinigkeiten. — Dagegen aber bedenke man ihre himmlische Verfassung im Staate, so wie im Hause; in der Kirche, wie in der Küche! Fürwahr nächst dem Strumpfwirkerstuhl und der englischen Spinnmaschine, das feinste Kunstwerk, das die Welt je gesehen hat, und doch will man noch von Taschenuhren sprechen! Millionen greifen da, wie ihr Flügelmann greift. Diese Flügelmänner exerciren wieder höhern Flügelmännern nach, und so immer weiter, bis zum Flügelmann aller Flügelmänner, und folglich aller Millionen, hinauf. Thut dieser Pulver auf die Pfanne, so liegt in einem Nu Pulver auf allen Pfannen der ganzen Welt (so heißt Schina im Schinesischen). Wo hundert Bediente für eine Tafel aufwarten, gesetzt auch, der Saal faßte ihrer nur achtzig zu gleicher Zeit, so ist da kein Gedränge und kein Geräusch; keine Bouteille läuft gegen die andere, und kein Braten wider den andern, und die flüssigsten Saucen schweben zwischen den seidenen Klei-

der ihn zu Cambridge gekannt hat, folgende Nachrichten mitgetheilt, die wir in einer wörtlichen Übersetzung hier einrücken:

Wir fanden auf dem platten Lande von China eine besondere Art weitläuftiger Gebäude, die ein klostermäßiges Ansehen hatten, und wie aus einer Form gegossen schienen, welches in diesem Lande überhaupt bei Dingen einer Art sehr gewöhnlich ist. Wer eine Species von Gebäuden kennt, der kennt gleich alle, die zu demselben Genus gehören. So sehen z. B. die Knabenschulen, der Form nach, aus wie Mädchenschulen, nur sind die letztern bunter, und unter den Fenstern sind Perlenschnüre angemalt, an den Dächern hängen Schellen, und die Stunden ruft ein Kuckuck, da bei den Knabenschulen ein großes Becken angeschlagen wird. Eben so sehen die Häuser, worin hohe Hazardspiele gespielt werden, von außen völlig aus, wie die Tollhäuser, nur daß in den letztern eiserne Gitter vor den Fenstern, und die Wände anders bemalt sind. So fand ich an einem Tollhause einen Mann abgebildet, der Bindfaden von einem runden Haspel ab auf einen viereckigen haspelte, welches (ich), wie ich glaube, auf die Quadratur des Zirkels ging. Bei den Spielhäusern ist die gewöhnliche Zierde oben ein sogenannter Trappenfuß, welches die Spadille der Schinesen ist, und über der Hausthüre sah ich einmal einen Mann gemalt, der Geld neben einer Pulvertonne zählte, und dabei sein Pfeifchen rauchte, und obendrein ein Stümpchen Wachslicht ohne Leuchter auf die Tonne geklebt hatte. Doch ich komme auf mein Klostergebäude zurück. Wir sahen ihrer

auf einer Tour von sieben und funfzig Meilen (funfzehn deutsche) wenigstens sechs bis sieben. Auf mein Befragen, was dieses für Gebäude seien, sagte mir der Mandarin, der mir mitgegeben war, sie hießen Tsing-Long, welches unser Dolmetscher, der kleine Wang-o-Tang, den wir so oft beim Capitain Blake in Parlement-Street gesehen haben, und der mir und uns allen von unendlichem Nutzen war *), durch Kriegs- und Hungerakademien oder Kriegshungerschulen übersetzte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, wie sich der arme Wang-o-Tang quälte, mir dieses auf Englisch, wo man auf den Kriegsschulen nichts weniger als hungert, deutlich machen wollte. Sie wissen, er kann das r nicht aussprechen, und kein Schinese kann es, da kam immer das militaly academies to lealn the alt of stalving (military academies to learn the art of starving) hervor. Was ist das? fragte ich den Mandarin. Das will ich Euch erklären, sagte er. Doch ehe ich Ihnen erzähle, was er sagte, muß ich Ihnen den Mann beschreiben.

---

*) Der Herausgeber hat diesen vortrefflichen jungen Menschen selbst gekannt und gesprochen, und besitzt noch einige Schriftzüge von ihm, die er ganz auf schinesische Weise in seiner Gegenwart geschrieben hat. Anm. des Verfassers.

Daß Herausgeber hier und in den folgenden Anmerkungen zu dem gegenwärtigen Aufsatze mit dem Verfasser ein und dieselbe Person sei, haben wir bereits oben, in der Bemerkung zu Amintor's Morgenandacht, anzuführen Gelegenheit gehabt.

Er schien mir zwischen vierzig und funfzig Jahren zu sein, von mittlerer Größe, und nicht sowohl fett als dickbäuchig. Sein Gesicht erinnerte mich an den Pfeifenkopf, den, wie Sie wissen, Smith im Cajus-Collegio *) aus dem Haag mitbrachte. Völlig so. Das Gesicht war wie aus Meerschaum geschnitten, und fast von der Farbe, nur etwas grünlicher, die Nase erkannte man nur, wenn er von der Seite saß, dabei saß er immer mit tief im Schooße gefaltenen Händen, und wirbelte die Daumen, vermuthlich bloß für uns, oder für seinen innern Sinn, denn sehen konnte er das Wirbeln nicht, es lag sehr Vieles darzwischen. Dabei sah er uns nur selten mit seinen zartgeschlitzten Sauaugen an, aber wenn er einen ansah, so war es auch darnach. Sie können sich keinen fatalern Spionenblick denken. Bei jedem glaubte ich, er zöge mir das Hemd über die Ohren. Der Anblick ging über alle Beschreibung. Es mußte auch wirklich etwas Rares sein, denn selbst Wang-o-Tang trat mir zuweilen auf den Fuß und lächelte, wenn es der Mann nicht sehen konnte. Kurz, wir waren noch keine halbe Stunde gefahren, so merkte ich wohl, daß man uns in diesem Pudding zur Zehrung, zugleich den Hof, die ganze Geistlichkeit und die Rentkammer, nach einem verjüngten Maßstabe *quasi in nuce*

---

*) Im Englischen steht **clever Smith of Cajus College.** **Vermuthlich der Name eines Studenten von Cambridge aus diesem Collegio, der den Beinamen *clever*, wacker, geschickt, erhalten hatte.** **Anm. des Verfassers.**

mit eingebacken hatte. Dem Himmel sei nur Dank, daß ich es früh genug merkte, so war Alles gut. Unsere Tsing-Long sagte er, sind Kriegsschulen. Ich weiß, Ihr habt auch welche. Ich kenne sie. Sie sind für den Activkrieg, zum Unterricht des eigentlichen Soldaten. Dergleichen haben wir auch, nur, setzte er bescheiden hinzu, sind die unsrigen unendlich viel besser. Wir sind Schinesen und denken weiter. Die Schulen, die Ihr hier seht, sind das nicht, was die Eurigen sind. Hier lehrt man den Passivkrieg; nicht die Kunst, den Krieg geschickt zu führen, sondern ihn mit Standhaftigkeit zu ertragen. Der Gedanke frappirte mich, ich kann es nicht leugnen, und ich fing an die Daumen zu wirbeln. Er stutzte einen Augenblick, und hörte mit den seinigen auf. Nach einer Pause fuhr er fort: Wie ist es möglich, daß ein kluges Volk, wie Ihr, nur darauf denkt, Menschen abzurichten, den Krieg geschickt zu führen, und an die übrigen, die ihn eigentlich leiden, gar nicht denkt. Auch diesen lehren Wir ihr Exercitium, auch diese müssen geübt werden, so wie die andern, so wird der Krieg eine Kleinigkeit. Es kommt in der Welt Alles auf Übung an. Wo der Feind einfällt, findet er bei uns jetzt ein Volk, das sich so gut auf das Erdulden versteht, als er sich auf das Kränken. Ich versichere Euch, wir haben auf diesen Akademien Leute gezogen, die, wenn sie von dem Feinde geplündert, gepeitscht und geschunden wurden, anstatt zu heulen und zu wehklagen, sich bloß dabei an die Universitätsjahre erinnerten. Ihr habt bei euch Menschen, aber Ihr wißt nicht, was Ihr aus ihnen machen

sollt. Wenn Ihr ein Schiff bauet, so haut Ihr der Eiche die Äste ab, sägt und zimmert und hobelt an ihr, biegt die Bohlen mit Kraft, bekrampt und benagelt sie von allen Seiten. Nicht wahr? Und Ihr wollt eine Staatsverfassung bauen, das künstlichste Schiff von der Welt, und wollt es im Sturm steuern, während Ihr den Bäumen, woraus es besteht, ihr Laub und ihre Äste laßt? Geht mir weg mit Eurer politischen Baukunst. Das versteht Ihr nicht. — Dieses war für einen Britten zu viel, das Blut stieg mir zu Kopfe, *D— Your Polit—* *) hatte ich schon gesagt, als Wang-o-Tang mich bei den Händen anfaßte und rief: hier Hofkutsche, hier Hofkutsche, hier nicht Unterhaus, nicht Unterhaus. Die Ängstlichkeit des Menschen, seine Gutmüthigkeit, und vorzüglich seine naive Voraussetzung, daß meine gebrauchte Phrase parlamentarischer Natur wäre, wirkte sehr glücklich auf mich. Ich mußte lachen, und drückte dem treuen Dolmetscher zwischen meiner Vernunft und meiner Hitze die Hände recht herzlich. Wenn man doch immer einen solchen Dolmetscher hätte. Indessen etwas verdorben hatte ich denn doch die Sache. Der Pudding fragte den Wang-o-Tang, was *d— Your* hieße? Wang-o-Tang sagte ihm, wie er mir nach der Hand erzählte, es wäre dieses ein gewöhn-

---

*) Diese Redensart, die mit ähnlichen einigemal vorkommt, hat Hr. Sharp doch wohl nicht aus der Kirche mit in den Keller genommen. Es scheint eine neue Acquisition zu sein. Vielleicht unter Weges gemacht. Anm. des Herausgebers.

licher englischer Gruß, man bediene sich dessen aber auch beim Disputiren, um seine Zweifel gegen ein wichtiges Argument einzuleiten. Hierauf erwiderte der Mandarin nichts, als Zweifel? Hm! — So viel glaube ich gewiß: hätte ich nicht mit zur Gesandtschaft gehört, ich wäre nach einem Tsing-Long gebracht worden, um meine noch übrige Lebenszeit den Passivkrieg zu studiren. Nach einigem Stillschweigen sagte ich, daß ich sehr begierig wäre, die innere Einrichtung einer solchen Akademie kennen zu lernen. Es dauerte aber wenigstens fünf Minuten, ehe er ein Wort sagte. Diese Pausen heißen hier zu Lande Tsi, das ist so viel als Brandmauer. Wang-o-Tang versicherte mich, daß dieses eine seltene Herablassung des Mannes wäre, daß er ein so dünnes Tsi zwischen sich und meinem großen respectwidrigen Eifer gesetzt hätte, es müßte wirklich ein guter Mann sein. Es gebe Brandmauern von Stunden und halben Tagen. Ja es habe einmal ein gemeiner Bürger einen angesehenen Mann im Staate aus Mangel an Überlegung gefragt: wie lange er noch auf sein Geld warten sollte, das er ihm vorgeschossen hätte? Die Folge war ein Tsi von anderthalb Jahren, worauf er die Antwort erhielt: So lange als es mir gefällt. Meine Antwort war indessen günstiger. Das sollt Ihr; Ihr sollt sie kennen lernen, sagte er, wenn Ihr Euch etwas wollet gefallen lassen. — O ja! Alles lasse ich mir gefallen. Nun wohlan, hier zog er ein Büchschen aus der Tasche, und nahm vier Kugeln heraus; wenigstens von der Dicke einer großen Haselnuß. Was wollen Sie da-

mit? fragte ich. Diese Kugeln sind von Federharz, versetzte er, davon drücke ich Euch ein Paar in jedes Ohr, so tief als sie hinunter wollen, Ihr habt nichts zu befürchten, die Kugeln verquellen nicht, es ist Harz. — Warum aber die Ohren verstopfen?

Er. (Etwas hohnlächelnd.) Weil Ihr nichts hören sollt.

Ich. Nun gut, warum aber nicht hören?

Er. Weil die Jugend da sehr laut spricht.

Ich. Ich verstehe aber ja kein Schinesisch.

Er. Es wird nur wenig Schinesisch da gesprochen.

Ich. Was denn? Englisch? (Hier eine dünne Brandmauer.)

Wang-o-Tang. Mein Gott, verstehen Sie ihn denn nicht, er meint, in den untern Classen werde viel geheult, gewinselt und gewehklagt, das man durch Mauern durchhören könne, das meint er mit dem Lautsprechen und nicht Schinesisch sprechen.

Er. Wollt Ihr?

Ich. Wie krieg ich aber die Blitzdinger wieder heraus? (Diese Worte übersetzte Wang-o-Tang durch: Wie bringe ich aber die kleinen Corallen wieder heraus?)

Er. Das thut der Hofchirurgus.

Ich. Wo?

Er. Zu Peking.

Ich. Aber da kommen wir ja unter acht Tagen nicht wieder hin, wie lange soll ich denn taub bleiben?

Er. Könnt Ihr nicht rechnen? Acht Tage.

Ich. Nein! Ich will nicht, ich will Eure verdammten Menschenschindereien nicht sehen. (Übersetzung: Ich will Eure Kriegsphilanthropine nicht sehen.)

Er. Wie Ihr befehlt: Ich habe Ordre, mich ganz nach Euch zu richten.

Ich. Der Henker hole Eure Ordre (hang Your order). (Übers. Sie sind sehr gütig.)

Er. Aber kann ich denn die Einrichtung nicht wenigstens von einem glaubwürdigen Manne erfahren.

Wang-o-Tang. Glaubwürdig? dafür haben wir im Schinesischen kein Wort.

Ich. Das habe ich wohl gemerkt, und die Leute, die es sind, auch nicht? Nicht wahr?

Nein! sagte der redliche W. o. T., mit einem verschämten Lächeln, wodurch seine Versicherung über die Hälfte wieder gestrichen wurde, weil kein Schinese lügt. O, lieber, guter Freund, sagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, es thut mir dann sehr Leid, so eben gefunden zu haben, daß Du diese noble Kunst in Europa gelernt hast. Er verstand mich ganz so, wie ich es meinte, und wurde so roth, als es ein gelber Schinese werden kann. Mache nur, fuhr ich fort, daß ich etwas von Euern Hungerakademien zu hören kriege. Mein Appetit darnach ist sehr gestiegen, und ich fürchte, der Pudding da läßt mich verhungern. Sorgen Sie nicht, sagte W. o. T., und wendete sich zu dem Mandarin: Hr. Schalp (Sharp),

der völlig überzeugt ist, daß Sie alle Einrichtungen der ganzen Welt (China) kennen, bittet unterthänig um eine Nachricht von einem kleinen Theil derselben, von unsern Tsing-Longs. Dieses war die eigentliche Sprache für dieses Paar Ohren, und nun hob er mit einer Freundlichkeit, die ich auf der ganzen Reise noch nicht an ihm bemerkt hatte, gegen mich mit einer kleinen Verbeugung an: Eure Ignoranz in der Staatsverfassung des ersten Volks der Erde, macht Euch keine Schande, weil Ihr sie demüthig eingesteht, und Verlangen bezeigt, klüger zu werden. So wißt denn, daß die Chinesen nur bloß in Dingen unterrichtet werden, wovon sie in der Welt dereinst Gebrauch machen können, und daß sie darin zu einem solchen Grade von Vollkommenheit unterrichtet werden, daß sie auch nothwendig davon Gebrauch machen müssen, wenn sie fortkommen wollen. Ihr werdet daher gesehen haben, Alles, was der Chinese thut, thut er, als hätte ihn die Natur ausdrücklich für das Geschäft gemacht, das er treibt. So ersparen wir unsern Leuten alles Denken, so wie es die große Weltursache der Biene, dem Biber und der Kreuzspinne erspart. Die Vernunft dazu liegt freilich irgendwo, aber es ist europäischer Wahnwitz, sie noch in dem Instinctmenschen ferner fortzuhägen, nachdem sie nicht weiter nöthig ist. Ich wette Hundert gegen Eins, wenn Eure Taschenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der andern gleichgehen. Ihr excolirt, wie ich höre, die Vernunft. Nun fürwahr, wenn das nicht ein europäischer Einfall ist, so gibt es keinen, dabei lachte er zum ersten Mal ganz

laut. Ihr Hohlköpfe Ihr *), habt Ihr denn nicht gemerkt, daß die Vernunft eine Gabe des Menschen ist, die er bloß zum Gebrauch bekommen hat, andere Dinge zu bessern, nicht sie selbst, das kann er nicht, und was Eure Schwätzer so nennen, das war Alles schon da, und Ihr habt von diesen sogenannten Verbesserungen oft selbst schon Gebrauch gemacht, ehe Ihr sie erfandet. Hieraus sah ich in der That, daß dieser Mensch etwas von unserer Philosophie erfahren hatte. Ich sagte aber bloß: Tsing-Löng, damit er sich nicht verlöre. Recht gut, sagte er, ich komme gleich Eurem Verlangen entgegen; ich muß nur nothwendig anmerken, daß also der einzige Gebrauch, den wir von der Vernunft machen, der ist, sie selbst nach und nach mit dem Körper unter der Form von Instinct und Kunsttrieb gleichsam wie zu verschmelzen und aus dem Menschen höhere Thierarten zu schaffen, mit Instinctkünsten, die noch ganz das Ansehen von höchster Vernunft haben, aber eigentlich es nicht mehr sind. Vernunft hat sie geschaffen, hat sich aber nach vollendetem Bau nach und nach weggeschlichen, oder ist durch Vertheilung unmerklich geworden. Eben so ist es mit unserer Philosophie. Diese war bereits vor funfzigtausend Jahren völlig fertig. Jetzt philosophirt man, wie man lackirt, nach Recepten.

*) Wir lassen hier die kleinen Einschiebsel weg, die Hr. Sharp hier und da in diesen Vortrag hineingemurmelt haben will, sie sind nicht immer die gesittetsten. Hier z. B. sagt er: *You impertinent puppy You.* Anm. des Herausgebers.

Oder so wie wir Musikanten haben und keine Musiker mehr, so haben wir auch nur bloß Philosophanten und Physikanten, und keine Philosophen und keine Physiker mehr. Aus diesen bestand bloß die constituirende Versammlung vor funfzigtausend Jahren. Findet sich jetzt Einer, der unsern Kunstthieren wieder Vernunft einhauchen will, so schneide man ihm ein Ohr ab, brennt ihn auf die Stirn, und gibt ihm in eignen Häusern zu leben. Wird er auch da noch zu laut, so gibt man ihm den Genickfang. Nun haben unsere Weisen gezeigt, daß die Summe der Übel in der Welt immer dieselbe bleibt, so wie die Summe der Luft und des Wassers, nur sind sie dem Laufe der Natur nach über das Ganze vertheilt, so wie es ungesundes Wasser und ungesunde Luft hier und da gibt. Wäre es aber nicht besser, wenn alles schlechte Wasser und alle schlechte Luft an einem Orte in der Welt beisammen wäre, so würde sich Alles dahin ziehen, was nur darin leben und wachsen kann, und wir hätten Alles rein. Ja die Natur hat wirklich schon den Anfang mit dem Wasser gemacht. Hat nicht das Salzwasser seine angewiesenen Grenzen, wo sich nun unzählige Thiere hingezogen haben? So haben wir nun den Gedanken gehabt, das unvermeidliche Übel in der Welt, und zumal das des Passivkrieges, ganz auf eine einzige Menschenclasse zu wälzen, so können die Übrigen in Ruhe und im Überflusse leben. Weil es aber hart sein würde, dieses den Leuten ohne Unterricht zuzumuthen, so werden sie sorgfältig dazu erzogen, und dieses geschieht in unsern Tsing-Longs. Das Studium ist allerdings schwer, daher hat man

den jungen Studenten es durch einen großen Ehrentitel zu erleichtern gesucht, den niemand als sie und der Kaiser führen darf, sie heißen Li-Tsu, das ist, die Himmlischen. Das Hauptstudium ist Fasten und schlechtes Essen. Sie bekommen zuweilen in fünf Tagen kein Essen zu sehen. Wenn sie ohnmächtig werden, so macht man ihnen Rauch mit Gänsefedern; will es gar nicht mehr gehen, so erhalten sie mäßige Portionen Pferdefleisch oder sonst Etwas von weggeworfenen Thieren, kurz sie leben immer in einem Belagerungszustande, und sie sind dabei vergnügt, weil sie glauben, es wäre in der ganzen Welt so. Ja, ich versichere Euch, wir haben auf diese Weise nun über eine halbe Million Menschen in Wesen umgeschmolzen, die das Feld vortrefflich bauen, und schlechterdings Nichts essen wollen und essen können, als was wir wegwerfen, und schlechterdings nicht essen wollen und nicht essen können. Ihr seht daraus, was eine weise Regierung aus dem Menschen machen kann, wenn sie die Kunst versteht, die Vernunft zu Kunsttrieben zu verschmelzen. Der Mensch ist das Thier, das für sich selbst eigentlich Nichts ist, aber Alles werden kann, und von diesen göttlichen Anlagen macht Ihr keinen Gebrauch. Ich sehe, Ihr werdet müde. Ich gebe Euch also nur ein Beispiel von dem Nutzen unserer Himmlischen auch außer dem Kriege, eins unter Tausenden. Vor etwa sechstausend Jahren entstand in einem Theile der Welt ein solcher Mißwachs, daß unsere Rechenmaschinen zeigten, es würden gegen achtzigtausend Menschen Hungers sterben müssen, und das in einer Zeit von vier-

unter den Frauenzimmern anzuführen. Herr Sharp hat sie überdieß mit einigen Betrachtungen eingeleitet, die auch unter uns wirken können. Wahrscheinlich ist die Rede nicht mehr von Schina. Wir machen daher daraus einen besondern Artikel:

Ein neuer Damenanzug, vermuthlich in Indien.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 146 ff.)

Die größten Leser der Modenjournale und die einsichtsvollsten Kenner von Damenputz haben seit jeher beklagt, daß dieses über die ganze Erde in Erfindungen unerschöpfliche Geschlecht, wo es auf Zierde ankommt, noch nicht auf den Einfall gerathen ist, den Modenwechsel, der jetzt auf langweilige Monate oder Wochen eingeschränkt bleibt, auf Minuten und Secunden zurückzubringen. Was ich hier meine, ist, es müßte mehr augenblickliche Veränderung in dem Damenputze sein. Man bedenke nur die unzähligen Lagen des dreieckigen Huts mit ungleicher Spitze bei den Mannspersonen. Was für Bedeutung in seiner veränderlichen Lage! 1) Mit dem breiten Ende voraus, die Kokarde hinten und tief in das glühende Gesicht gedrückt, was für Muth spricht nicht aus ihm, selbst da, wo die Sonne nicht scheint? 2) Bei eben dieser Lage der Ecken gegen die Welt-

gegenden, aber zurückgeworfen, so daß die weiße Stirne bis an den Haarwuchs frei wird, was für reizende Liederlichkeit (man vergebe diesen Ausdruck) schwebt nicht um ein solches Haupt, zumal wenn der übrige Anzug, vorzüglich die Wäsche, der Materie nach ohne Tadel ist. Sitzt 3) die Spitze gerade über der Nase, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, so vermuthet man einen eben so richtig gesetzten, in Allem sich immer parallelen Mann. Sobald aber 4) die Spitze nur im mindesten gegen Osten oder Westen abweicht*), so geht aus dieser Zierde sogleich höhere Bedeutung hervor. Es ist immer etwas Männliches, Positives darin. Man ist sein eigener Herr. 5) In dieser Lage zurückgestoßen, mischt sich die Bedeutung stark mit Nr. 2. Bleibt 6) die Spitze zwar über der Nase, und ist hingegen eine der Seiten gegen den Horizont geneigt, so entsteht die Lage, die man den Hut auf einem Ohr nennt. Ist die Inclination stark, so ist es schwerlich unten darunter ganz richtig. Er fällt aus dieser Lage sehr oft auf die Erde, und der Besitzer, der ihn aufheben will, nicht selten hintendrein.

---

*) In diesem Ausdruck wird die Lage des Gesichtsmeridians allemal durch die Richtung der Nase bestimmt. Dieses ist völlig der Sprache des gemeinen Lebens gemäß. In manchen Gegenden von Deutschland, wo nicht gar in allen, sagt man von einem so gesetzten Hute, er weise auf halb Zwölf. Der Ausdruck ist aus der Gnomonik hergeholt.

Anm. des Herausgebers.



So etwas kann den rechtlichsten und parallelsten Menschen aus Nr. 3. begegnen, wenn sie sich nicht in Acht nehmen. Wir haben dieses öfters bei den wackersten Bürgersleuten bemerkt. Es geschieht gewöhnlich in dem Zustande, der bei ihnen den Übergang von den Sonntagsandachten zu den Montagsandachten macht. Wird 7) eine Krempe heruntergeschlagen, wie gewöhnlich im Sommer geschieht, so entsteht daraus Schutz und Zierde, zumal für Gesichter, die einem ohnehin etwas aufzurathen geben, und denen etwas Nebel günstig ist. Auf diesem Nr. 7. beruht die ganze Theorie der Damenhüte des alten Styls; die leere Stirne wird dadurch gedeckt, die Vergleichung schöner Augen mit dem schönen Munde und seinen Zähnen dem Anstauner unendlich erleichtert, und über alle diese Herrlichkeiten kann am Ende vom Unterfutter des Hutes rosenfarbenes Licht zurückgeworfen werden, wodurch Nichts in der Welt verdorben wird. — Hat man den Hut vorn heruntergeschlagen, so muß man sich nur in Acht nehmen, daß die Krempe nicht wieder halb in die Höhe springt, oder gar so heruntergeschlagen, 8) hintenhin geräth, dieses erniedrigt den besten Mann, und mancher gute Christ könnte sogar durch ein solches Dach über dem Zopf, in Verdacht wegen seines Glaubens gerathen.

Aus diesem Wenigen werden die Leser gesehen haben, was aus beweglicher Kleidung gemacht werden kann. Nichts Geringeres als eine ganze Sprache, wovon dieses kaum acht Stammwörter für den Hut sind, die aber sehr reich ist, und ihre ei-

genen Wendungen und Figuren, ihre eigene Prose und Poesie hat. Der Männeranzug hat daher durch den runden Hut wirklich unendlich viel von seiner Bedeutung verloren. Ehemals preßte man zwar seinen dreieckigen Vorgänger, und trug das trockene Präparat unter dem Arme. Allein, weil er da nicht blieb, sondern aus einer Hand in die andere ging, so betete und fluchte, und drohte und charmirte er mit in der Welt, wie auf dem Theater, vertrat Fächerstelle, Präsentirtellerstelle für Fächer, Schnupftücher, Handschuhe, oder was sonst noch einer schönen Hand entfallen konnte, und war daher sehr gesprächig. Dieses ist nun Alles durch den runden Hut gleichsam wie abgeschnitten. Er ist viel zu einfach und von zu wenig Worten für die beredte Welt, daher er auch selten mitgenommen wird, wo Beredsamkeit nöthig ist. Er ist eigentlich Trauer, und wurde daher ehedem bloß im tiefsten Leid, und also immer nur kurze Zeit, getragen. Zumal hat der Anblick eines Menschengewühls durch ihn fast allen Reiz für den Zuschauer verloren. Es ist Nichts mehr. Die Pantalons, der Spazierknüppel, und der hohe steife Kragen, sind nur ein geringer Ersatz für den Triangel. Beinkleider bleiben Beinkleider. Sie waren, so lange sie existiren, immer nur von wenig Worten, und diese sprachen die strammen, ledernen, seit jeher besser als die Pantalons. Der Spazierknüppel ist freilich beredter, aber doch immer nur in gewissen Fächern, *Meum* und *Tuum*, Menschenrechte, Raum und Zeit u. d. gl.; beim steifen Kragen denkt man höchstens einmal

an das Halseisen, so ist man fertig. In der That fängt man auch schon wieder an, den runden Hut oval zu schneiden, und sonach Parteilichkeit gegen die Weltgegenden bei ihm einzuführen. Das war ein guter Schritt, und es lassen sich bessere Zeiten hoffen.

Vergleicht man nun dieses mit den Hüten unserer Damen (der englischen), was für Einförmigkeit pro tempore! Wie der Hut sitzt, so sitzt er von vier des Nachmittags bis Morgens um zwei. Ist das Spiel der Augen und der Lippen auch noch so mannichfaltig, was hilft das, wenn um den Kopf herum immer auf einer Saite dazu gegeigt wird? Fast nichts ist ja veränderlich an dem Meisterstück der Schöpfung, als höchstens die Gürtung mit der Saloppe, und der Flug der Robe beim schnellen Gange, oder wenn Luvwärts (gegen den Wind) gesegelt wird, oder das Einreffen*) derselben, wenn Leewärts (vor dem Winde) gelaufen oder über einen kleinen Gassenkanal gesetzt werden soll. Wäre es nicht herrlich, ihrem Anzuge noch mehr Beweglichkeit und dadurch mehr Bedeutung zu geben. Davon haben wir an diesem Hofe**) eine Probe gesehen, die wirklich Alles übersteigt, was man von dieser Art

*) Einreffen (to reef) heißt einen Theil eines Segels einbinden, um dadurch seine Fläche gegen den Wind zu vermindern. Anm. des Herausg.

**) Wo? das wird sich künftig angeben lassen. Anm. des Herausg.

sehen kann. Die reichste Sprache verarmt hierbei und erschöpft sich (*it beggars all description*).

Die Damen tragen da, statt der biegsamen Schleppen der Roben, eine Art von steifem Pfauenschweif, der sich an den Hüften anfängt, und von da in einer ziemlich sanften Neigung gegen den Horizont herabsteigt. Nach einer ungefähren Schätzung sind es von den Hüften bis ans Ende wenigstens zwölf Fuß. Wenn sie über die Straße gehen, tragen sie ihn in einem abwechselnd mit Rosenfarbe, Silber- und Perlenfarbe gestreiften Beutel, und das Ende wird von Kindern getragen, die Liebesgöttern nicht unähnlich sehen. Schon dieses läßt groß, und gibt Hoffnungen, die noch viel größer sind. Wenn sie in den Präsentationssaal kommen, der, beiläufig zu sagen, von einer solchen stupenden Größe ist, daß das Exercierhaus, das ich auf unsern Reisen durch Deutschland in Manheim gesehen habe *), etlichemal darin Platz haben würde; so wird der Schweif aus der Scheide gezogen, und die Dame stellt sich, dem Throne gegenüber, auf eine bestimmte Stelle des mit Marmor bunt ausgelegten Fußbodens. Diese Stellen sind kreisförmige Platten von einer sehr abstechenden Farbe, und liegen wenigstens vier und zwanzig Fuß aus einander. Mehr Damen,

---

*) Dieses ist keine sehr angenehme Probe von dem Gedächtnisse oder der Genauigkeit dieses Reisenden. Das Exercierhaus steht nicht zu Manheim, sondern zu Darmstadt.

Anm. des Herausg.

als solcher Stellen sind, können bei einer Audienz nicht erscheinen. Ich stand seitwärts hinter dem Throne etwas hoch, und erhielt, kraft eines Patents, das vom Hof-Fourier unterzeichnet war, die Erlaubniß, durch das vergoldete Laubwerk des Throns durchzusehen. Die Damen rangirten sich, vier in einer Reihe und *en quinconce* sechs Reihen hinter einander. Diese vier und zwanzig Personen nahmen also einen Raum von fast vierzehntausend Quadratfußen ein. Schon wie sie jetzt standen, ging der Anblick über alle Beschreibung, sie waren mit Juwelen wie besäet, und mit Federn aller Art wie bepflanzt. Allein alles dieses war nur das Gestell zum Feuerwerk. Jetzt erschien der Kaiser unter einem Donner von Pauken und kriegerischer Musik, und auf einmal fingen die Schweife an, langsam aufzuschwellen, und das Pflaster allmälig unter Wellen von tausendfarbigem Licht zu verschwinden. So wie sich der Kaiser gesetzt hatte, und nun die Assemblee mit einer gnädigen Neigung des Haupts begrüßte, braußten die Schweife völlig auf, und jede Dame stand mitten in einem Halbkreise von vier und zwanzig Fuß im Durchmesser; die Pracht eines solchen Halbmessers mit dem Regenbogen vergleichen, hieße sie völlig herabsetzen. Nicht einmal zum Saume dieser Sonnen aus Colibris Federn hätte der Regenbogen in aller seiner Herrlichkeit dienen können. Alle Farben hatten den höchsten metallischen Glanz, und viele darunter schienen wirkliches Feuer. Nachdem sie eine Minute so gestanden hatten, fingen die Schweife an, sich nach einer sanften Musik zu wiegen, und bald auf

diese bald jene Seite langsam um den Mittelpunkt zu drehen, dieses that einen bewundernswürdigen Effect. Fürwahr! alle Macht der Feuerwerkerei ist Verfinsterung, und alle Farbenclaviere der Welt sind Maultrommeln gegen eine solche Herrlichkeit. Als sie so standen, gingen die jungen Hofcavaliere durch die Reihen, und machten den Damen die Cour, ich hörte oft lachen, und einer hatte sogar die Verwegenheit, den Kopf durch einen Schweif zu stecken. Die Dame, der er zugehörte, lächelte zwar, allein man hat mir gesagt, es hätte dem jungen Herrn gefährlich werden können, wenn es der Kaiser gesehen hätte. Es muß dieser Scherz immer so getrieben werden, daß es von der Mitte des Throns nicht gesehen werden kann, und überdieß muß man die Dame genau kennen. Von dem Mechanismus der Schweife und wie sie gesteuert werden, habe ich nichts Deutliches erfahren können. So viel ist aber gewiß, daß es zum Theil durch die Beugung der Knie geschieht, denn bei den tiefsten Verbeugungen war er gewöhnlich am höchsten und am breitesten. Auch hatten sie die Hände an der Seite in einer Art von Taschen, worin vermuthlich die Hebel verborgen waren. Wir übergehen hier die Abschiedsceremonien, und zeichnen nur Folgendes aus. Sobald der Kaiser weg war, ließen die Damen die Schweife alle fallen und zogen sie zusammen, und sprachen Paarweise mit einander, und ich konnte deutlich einen gewissen Rang unterscheiden, denn wenn eine gegen die andere fast völlig aufbraußte, so lüftete oft die andere kaum den Schweif, oder breitete ihn auch aus, ohne

ihn von der Erde aufzuheben, welches vortrefflich aussah, aber Stolz bedeuten soll, und es ist nicht zu leugnen, es war Würde darin. Andere, die von gleichem Range waren, und etwas gegen einander hatten, hoben ihn hoch auf, ohne ihn aus einander zu machen, und das zuweilen einigemal hinter einander. Unter andern war dieses bei einem Paar sehr auffallend, die sich auch wahrscheinlich zankten, denn die Schweife gingen immer auf und nieder, und es war unmöglich, nicht an ein Paar Elstern (freilich von himmlischer Pracht und Schönheit) dabei zu denken. Auf einmal ging die eine plötzlich zurück, und drehte sich so schnell um, daß das Ende des Schwanzes der andern gerade unter der Nase hinfuhr, welches diese damit erwiderte, daß sie der ersten den Rücken kehrte, und den ihrigen ganz hoch auseinander machte. Hierbei hatte ich die erwünschte Gelegenheit, zu sehen, wie ein ausgebreiteter Schweif von hinten aussieht. Ich kann den Anblick nicht rühmen. Der ganze Bogen war weiß, aber man konnte deutlich sehen, wie die Fischbeinstäbe, wodurch er vermuthlich die Aussteifung erhielt, alle nach einem Mittelpunkt zuliefen, wie die Federn bei dem Pfau, wodurch denn freilich Verachtung nach allgemein anerkannten Principiis ausgedrückt werden kann. Es sollte mich sehr freuen, setzt Hr. S. hinzu, durch diese Nachricht unsern Putzmacherinnen und Balletmeistern Gelegenheit gegeben zu haben, unsern Assembleen und Theatern eine neue Zierde zu verschaffen, denn Dieses würde eine solche Mode noch immer sein, wenn auch die Zirkelflächen nur den sechszehnten

Theil von jenen betrügen, und die Durchmesser von vier und zwanzig Fuß auf sechs zurückgebracht würden, wobei freilich das Schleppen des Schweifes ganz wegfallen würde. Allein schon eine Volante, die sich bei einer Verbeugung der Dame zu einer Glorie um dieselbe ausbreitete, müßte eine Wirkung thun, die weit über mein Lob erhaben wäre.

Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen bischöflichen.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 132—137.)

Bekanntlich hat Boileau den Streit über ein Chorpult zu einem komischen Heldengedicht *) und seiner eignen Unsterblichkeit mit großer Kunst genützt. Hier ist die Geschichte auch eines Streites, auch über ein Kirchen-Ameublement, nämlich einen Familienstand in derselben. Will sie Jemand auch zu seiner eignen Unsterblichkeit nützen, so steht sie ihm sehr gern zu Befehl. Sie ist zwar nicht komisch, vielmehr gerade das Gegentheil, allein dabei so einzig in ihrer Art, so blutreich, und so toll, daß, um ein Meisterwerk für die jetzige deutsche Lesewelt daraus zu machen, man fast nichts weiter zu thun hat, als das Kalenderblättchen, so wie es hier ist, ein paar Mal durch die poetische Strecke laufen zu lassen. Denn

*) Le Lutrin, Poëme héroi-comique (en six chants).

es stirbt in dieser kurzen Geschichte eine Person vor Schrecken, einer zweiten werden beide Ohren abgeschnitten, und eine dritte wird unschuldig gehenkt. Dieses ist, dünkt mich, alles Mögliche, nicht bloß für ein Trauerspiel, sondern für jede schreckliche Geschichte überhaupt. Die Begebenheit hat sich in Irland zugetragen, und zu ihrer Zeit, vor ungefähr ein und zwanzig Jahren, wie man denken kann, großes Aufsehen erregt. Im Jahr 1795 wurde das Andenken an dieselbe durch den Tod der Person, die ihre Ohren dabei eingebüßt hatte, wieder erneuert. In der Todtenliste nämlich, die jedem Monate des Gentlemans Magazins angehängt wird, werden nicht selten Lebensumstände merkwürdiger Verstorbener kurz erzählt, und da findet sich in dem Novemberstück jenes Jahres nachstehender Artikel: Im October dieses Jahrs starb zu Newton-Barry in Irland Mad. Ralph, deren Geschichte merkwürdig ist. Es war nämlich an ihrem Todestage gerade neunzehn Jahre, daß zwei Männer, Carrol und Daugan, dafür gehenkt wurden, daß sie dieser Mad. Ralph beide Ohren abgeschnitten hatten. Die Ursache dieser unmenschlichen Behandlung war, daß ein gewisser sonst schwacher aber rachsüchtiger Mann, Namens Dempsey, in der Kirche einen Sitz für sich und seine Familie errichten ließ, wodurch er den schönsten Theil des Gebäudes versperrte. Dieses nahmen Herr und Madam Ralph sehr übel, und ließen den Sitz niederreißen. Was sie für ein Recht dazu hatten, wird nicht gesagt. Hierüber wurde Dempsey so aufgebracht, daß er sogleich einige der damaligen umherstreifenden

Whiteboys*) engagirte, ihn an dieser Familie zu rächen. Diese Kerle überfielen daher in der Nacht die Wohnung des Herrn Ralph, der zu seinem Glück nicht zu Hause war. Sie ergriffen also Mad. Ralph, schleiften sie aus dem Bette auf die Heerstraße, und schnitten ihr da beide Ohren ab. Eine ihrer Töchter, ein junges und schönes Frauenzimmer, starb an den Folgen des Schreckens, das ihr das Schreien der Mutter verursacht hatte. Diese schreckliche Begebenheit erregte den Abscheu der ganzen Gegend; viele Personen wurden ergriffen, und unter diesen auch Carrol und Dangan, die, durch das eidliche Zeugniß der Frau Ralph überführt, beide gehenkt wurden. Dangan gestand vor seinem Tode, daß er zwar mit in dem Ralphischen Hause gewesen wäre, an der abscheulichen That aber keinen Antheil habe, und daß Carrol ganz unschuldig sei. Carrol selbst bestand durchaus auf seiner Unschuld, und Jedermann glaubte auch, er würde wegen seines sonstigen guten Charakters pardonirt werden. Es geschah aber nicht. Eine geraume Zeit nach dieser Begebenheit wurde ein berüchtigter Whiteboy, Namens Arthur Murphy, in der Provinz zum Tode verdammt. Dieser gestand vor seiner Hinrichtung, daß er die Hauptperson bei dem Ohrenabschneiden

---

*) Bekanntlich eine Bande namentlich nächtlicher Unruhstifter in Irland, in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die ihren Namen von den weißen Hemden erhielten, welche sie über ihrer Kleidung trugen.

gewesen, und Carrol hingegen ganz unschuldig sei. Gerechter Himmel, was für eine Begebenheit! Menschen, die sich Christen nennen, besolden ausdrücklich einen Mann, um ihnen wöchentlich einmal die göttlichen Lehren der allgemeinen Menschenliebe und Verträglichkeit mit Nachdruck einzuschärfen, oder was sich davon in der Woche etwa verwischt haben könnte, wieder aufzufrischen. Diese Vorträge mit Bequemlichkeit und ungestört anhören zu können, bauen sie sich Sitze; über die Lage dieser Sitze gegen die Stelle, von welcher das Wort allen Ohren gleich reichlich zuströmte (denn von einem Bethesda*) ist hier die Rede nicht), zanken sie sich. Und über diesem Zank werden ein Paar Christenohren abgeschnitten, ein junges und schönes Mädchen stirbt vor Schrecken, und ein Mann unschuldig unter Henkers Händen! — Daß Frau Ralph gerade am Anniversario von Carrol's Execution starb, ist wohl nicht bloßer Zufall. Mehrere Jahre vor ihrem Tode ward Carrol's Unschuld klar. Sie hatte den armen Teufel mit irländischer Hastigkeit und Übereilung an den Galgen geschworen. Es trinkt sich mit schlechtem Appetit aus dem Lebensbecher, wenn ein solcher bitterer Bodensatz sich mit jedem Zuge mischt. Der Octobertag mag ihr wohl jährlich bitterer

*) Der aus dem Evangelio Johannis, Cap. 5., bekannte ehemalige Teich der Barmherzigkeit, dessen Wasser denjenigen heilte, der sich zuerst in ihm badete, nachdem er von einem Engel bewegt worden war.

und bitterer geworden sein, bis endlich die Schwäche des Alters und seine Empfindlichkeit den Lebensfaden zu dem Grade verdünnt hatten, daß es ihn zu zerreißen Nichts weiter bedurfte, als der Erinnerung: heute sind es neunzehn Jahre, daß bloß durch dich ein Mensch unschuldig am Galgen gestorben ist.

Über Ernährung, Kochen und Kostsparkunst.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 137—156.)

Nachstehende Blätter sind hauptsächlich aus einer der neuesten Schriften des Grafen von Rumford (ehemaligen Sir Benjamin Thompson's) gezogen *). Bei dem Reichthum von neuer Materie, die sie enthalten, kann von uns hier Nichts

*) *Count Rumford's* Experimental Essays, political, economical and philosophical. London 1796, wovon eine Übersetzung im Verlag des weimarischen Industriecomtoirs angekündigt worden ist. Anm. des Verfassers.

Graf von Rumford, geb. 1752 auf der kleinen amerikanischen Insel Rumford. Diente während des amerik. Kriegs als Major in der englischen Armee, nach dem Frieden in bairischen Diensten. Churfürst Carl Theodor machte ihn zum Grafen und Generallieutenant. Kehrte 1808 nach England zurück; ließ sich 1812 in Frankreich nieder und starb 1814 zu Anteuil bei Paris.

als höchstens Erweckung der Neugierde auf das Buch selbst erwartet werden, Befriedigung keinesweges, ob wir uns gleich auch hier nur auf einen sehr kleinen Theil derselben einschränken. Graf von Rumford gehört unstreitig mit unter die ersten Naturforscher unserer Zeit. Alle Theile der Naturlehre, die er nur berührt, erhalten von seinem Genie Aufklärung und Erweiterung. Was er hier der Welt übergibt, sind nicht etwa bloß sinnreiche Speculationen, die immer, von einem solchen Genie angestellt, respectabel sein würden; es sind großentheils Versuche, alle nach einer sehr großen Scale in der wirklichen Welt ausgeführt. Seine Vermögensumstände sowohl, als übrige glückliche Lage in der Welt, setzen ihn in den Stand, seine Speculationen nicht allein, wo es nöthig ist, mit Aufwand zu verfolgen, sondern, wenn sie zur Reife gediehen sind, im Großen anzuwenden, und so nachher das Ganze, zugleich mit dessen Rechtfertigung zur Seite, bekannt zu machen. Wo würde unsere Naturlehre mit ihrer Anwendung auf das gemeine Leben nicht jetzt schon sein, wenn sie immer so behandelt würde, oder wenn Menschen, die sie so zu behandeln im Stande sind, ihr ihre Muße widmen wollten, wie Graf von Rumford? Gewöhnlich aber macht man aus jeder flüchtigen Hypothese ein Erwerbartikelchen, und zieht damit auf die Messe. Ist die Hypothese auf der einen abgesetzt, so verkauft man auf der nächsten den Widerruf davon, und die Erzählung aller Umstände, wodurch der Irrthum endlich an den Tag kam, und so bezahlt das Publikum am Ende ein künstliches Nichts immer dop-

pelt so theuer, als eine simple Realität. Nachstehende Gedanken befinden sich hier und da zerstreut in dem vortrefflichen Aufsatze über die Armenanstalten in Baiern. Graf Rumford ist bekanntlich Soldat in Churbaierischen Diensten, in welche er mit Erlaubniß Sr. Majestät unsers Königs im Jahr 1784 trat. Seine Hauptbeschäftigung war, ein neues System von Ordnung, Disciplin und Ökonomie unter den dortigen Truppen einzuführen. Hierbei hatte er beständig die große und wichtige Wahrheit vor Augen, daß keine besondere politische Anstalt in der Welt anders gut sein kann, als in sofern sie zum Besten des Ganzen beiträgt. Bei allen seinen Unternehmungen hierin, suchte er also beständig das Interesse des Soldaten mit dem Interesse des Bürgers zu verbinden, und das Militär, selbst in Friedenszeiten, zum öffentlichen Wohl mitwirken zu machen. Diesen großen Zweck zu erreichen, nämlich ein respectables stehendes Corps zu erhalten, das der Bevölkerung, den guten Sitten, den Manufacturen und dem Ackerbau so wenig als möglich schadete, war es nothwendig den Soldaten zum Bürger und den Bürger zum Soldaten zu machen. Was er zu dem Ende dort wirklich ausgeführt hat, wird man zu Anfang des ersten Versuchs mit Vergnügen und selbst nicht ohne Bewunderung lesen. Die Verbesserung des Soldatenstandes, mit jenem großen Zweck vor Augen, ernstlich gesucht, mußte nothwendig Reformen in andern Fächern der Staatsverwaltung und der Policei nach sich ziehen. Unter den mannichfaltigen Maaßregeln, wodurch der Soldat zur Mitwirkung zum öffentlichen Wohl in

Friedenszeiten gebracht werden konnte, schien keine von größerem Gewicht, als die, ihn zu brauchen das Land von Bettlern, Dieben und Vagabunden zu reinigen, mit denen Baiern zum Erstaunen, ja zum Unglaublichen, überall überschwemmt war. Allein dieses machte Unterhaltungsanstalten für diese Menschenclassen nothwendig. Denn daß man, wie sich Riesbeck*) ausdrückte, in Baiern die Heerstraßen ehemals mit Galgen bepflanzte, wie an andern Orten mit Wallnußbäumen, hatte nicht geholfen. So gab immer Eines das Andere. Dieses Gesindel mußte nämlich beschäftigt und gespeist werden. Diese Speise mußte nahrhaft, aber auch wohlfeil sein; dieses führte unsern großen Naturforscher auf die Untersuchung sowohl der Nahrhaftigkeit der Speisen und der Ernährung überhaupt, als auch der Wärmeökonomie und der Holzsparkunst. Seine Untersuchungen über die erstern theilt er in obengenannten Schriften mit, die über die letztern werden diesen bald folgen, und, aus dem Wenigen zu schließen, was uns aus Unterredungen mit dem vortrefflichen Erfinder davon bekannt geworden ist, jene für das menschliche Geschlecht so höchst interessante Wissenschaft um einen großen Schritt weiter bringen**).

---

*) Casp. Riesbeck, geb. 1750 zu Höchst, bei Frankfurt, gest. 1786 in Arau. Verfasser einer geschätzten Reise durch Deutschland, die zuerst 1783 in Zürich erschien.

**) Die Schrift über die Verbesserung der offnen Camine, so wie sie in England im Gebrauche sind, befindet sich schon

seine Erwartung. Er fand bald, daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht sowohl von der Menge fester nahrhafter Theile in derselben, als vielmehr von einer schicklichen Auswahl derselben und der Behandlung des Feuers dabei abhänge. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie wenig solide Nahrung nöthig ist, den Hunger zu stillen und Leben und Gesundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der stärkste Mann und der thätigste Taglöhner bei der sauersten Arbeit gesättigt werden kann. Wie wenn es also mit den Speisen wäre, wie mit dem Dünger bei den Pflanzen, und die solideren, z. B. mit den Suppen gemischten Theile, bloß dienten, die Zersetzung der Flüssigkeit zu befördern? Es kann kaum anders sein, wenn man bedenkt, daß eine Portion von 20 Unzen einer Suppe, wozu der Verfasser das Recept gibt, völlig hinreichend befunden worden ist, den Hunger einer erwachsenen Person zu stillen; und daß dennoch in dieser Portion kaum 6 Unzen soliden Stoffs waren. Der letztere bestand aus Gerstengraupen, Erbsen, Kartoffeln, einigen gedörrten Semmelschnitten, und dem nöthigen Salze; der flüssige Theil bloß aus Wasser und etwas Essig. So wird es auch begreiflich, wie man im Werkhause zu München 1200 Menschen täglich mit einer kräftigen Suppe hat speisen und sättigen können, die, Kost und Lohn von drei weiblichen und zwei männlichen Bedienten, Feuerung und sogar die jährlich nöthigen Küchenreparaturen mit eingerechnet, nur etwas über eilftehalb Thaler kostete. Das beträgt für die Portion zu 20 Unzen (*Avoir dupois*), nicht einmal drei Pfennige hiesigen

Geldes. Noch wohlfeiler, fast in dem Verhältniß von 4 zu 3, wurde die Suppe, als man Kartoffeln hinzuthun, und dadurch die andern kostbarern Zuthaten ersparen konnte. Man liest nämlich hier mit Verwunderung, daß noch vor noch nicht gar langer Zeit die Kartoffeln in Baiern fast gänzlich unbekannt waren, und nachher, als man sie einführte, so stark, zumal von den Armen, verabscheut wurden, daß man sie in dem Werkhause schlechterdings heimlich einführen mußte. In einem entlegenen Winkel des Gebäudes wurde ein Zimmer zur Küche zurecht gemacht, und darin die Kartoffeln so lange gekocht, bis alle Textur, woran man sie noch hätte erkennen können, zerstört war. So mischte man sie mit der Suppe. Allein die Kostgänger bemerkten bald, daß sich ihre Suppe gar sehr verbessert hatte, und gaben der Abänderung ihren Beifall endlich so deutlich und laut, daß man nicht länger Anstand nahm, ihnen das Geheimniß zu eröffnen; und nun sind sie so sehr für die Kartoffeln eingenommen, daß man ohne dieselben nicht leicht mit ihnen mehr würde fertig werden können. Die Art und Weise, wie hier das Directorium ein, allerdings ganz respectables, Corps armer Menschen behandelte, zeigt, daß ein eben so feiner Menschenkenner und Menschenfreund, als großer Naturforscher, an der Spitze desselben steht. An andern Orten hätte man vielleicht, um die Kartoffeln schmackhaft zu machen, die Peitsche mit dem Eßlöffel verbunden, oder die Gesellschaft in eine Art von Belagerungszustand gesetzt und hungern lassen. — Die gedörrten Brotschnitte werden hinzugethan, um das Kauen zu verlängern,

und das mit dem Essen verbundene Vergnügen (*the pleasure of eating*), das sich Niemand gern nehmen läßt, zu vermehren. Dieses Vergnügen, dem unser Verfasser, mit weisem Vorbedacht, ein eignes Kapitel gewidmet hat, wird theils dadurch befördert, daß man der eigentlich nährenden, aber öfters geschmacklosen, Substanz einen angenehmen Geschmack zu geben sucht, welches durch eine Menge sehr wohlfeiler Mittel, worunter das Salz selbst gehört, erhalten werden kann, und dann, daß man dem schnellen Verschlucken vorbeugt, und zum Kauen nöthigt. Dieses Letztere wird nun durch die Schnitte befördert, die an sich geschmacklos sind. Man röstet sie deßwegen zuweilen, und öfters sogar in einer Fettigkeit, die das Eindringen des Wassers, und folglich das schnelle Zergehen derselben hindert, und daher das Kauen immer nothwendiger macht. Was hierauf der Verfasser über die Art sagt, wie der Soldat in Baiern gespeist wird, verdient gewiß die Aufmerksamkeit der Personen, von deren Direction das Wohlbefinden dieses Standes abhängt, und ist mit einer so lehrreichen Umständlichkeit und Präcision erzählt, die Nichts zu wünschen übrig läßt.

Um aber diese Absicht, sowohl in Rücksicht auf die Nahrhaftigkeit und die Wohlfeile der Speisen, sicher zu erreichen, kommt es gar sehr auf die Art zu kochen und die Behandlung des Feuers an. Es muß Nichts übereilt, Alles lange und langsam gekocht werden, ja es ist sehr viel besser, die Suppe mehr **kochend heiß, als kochend zu erhalten. Es ist unglaublich, wie sehr hierin nicht bloß in den Küchen, sondern auch in allen**

Werkstätten, worin gekocht werden muß, gefehlt wird. Ich will nur auf einen Hauptumstand aufmerksam machen, der erst in künftigen Aufsätzen des Grafen vollständig erörtert werden wird. Jeder Anfänger in der neuern Naturlehre kennt die ungeheure latente Wärme der Dämpfe des kochenden Wassers. Beim Wasserkochen werden also in einer Stadt oft tausende von Klafterholz verbrannt, kochend heißen Dampf zu erzeugen, der Niemanden dient; er verliert sich in der Luft. An seinem Wasser freilich ist nichts verloren, aber an seiner kostspieligen Hitze sehr viel. Wenn uns der nächste Regen das erstere mit großen Procenten wieder gibt, so ist letztere mit allen den Procenten, die sie hätte bringen können, verloren. Wasser kochend, das heißt aufwallend, zu erhalten, erfordert unglaublichen Aufwand von Brennmaterialien, bloß zur Erzeugung eines unnützen Dampfs in einer solchen Menge, als sich bei jenen heftigen Aufwallungen erzeugt. Hingegen Wasser, das Einmal gekocht hat, kochend heiß zu erhalten, erfordert nur wenig Feuerung, und doch ist gewiß bei neun Operationen unter zehn, wobei Wasser gekocht wird, letzteres nicht bloß hinreichend, sondern vortheilhafter auch in Rücksicht der Vereinigung des Gekochten mit dem Wasser. Bei unsern Theemaschinen hat man auch längst, ohne den eigentlichen Grund des Verfahrens zu kennen, davon Gebrauch gemacht; auch den einmal kochenden Theekessel öfters über Nachtlichtern mit Vortheil aufgehängt. Wer, um Wasser bloß kochend heiß zu erhalten, es immer kochend erhält, verfährt nicht klüger, als der, der einen Be-

cher Weins bis zum Überlaufen voll zu erhalten, immer Wein zugießen wollte, der alle wieder abflösse. Je schneller er zugösse, desto mehr würde ablaufen. Je mehr man Feuer unter das kochende Wasser macht, desto mehr Dampf entsteht; allein so wie dort der Becher nicht voller wird durch das Zugießen, so wird hier das Wasser nicht heißer durch das verstärkte Feuer. So wie es also bei dem Becher sehr viel rathsamer gewesen wäre, ihn erst so hoch als möglich anzufüllen, und dann allenfalls das, was verdampft, oder sonst verspillt wird, mit Vorsicht wieder nachzutragen, eben so auch hier. Wenn der Kessel bedeckt und überhaupt zwischen Materien eingeschlossen ist, die die Wärme wenig fortleiten, und man einmal weiß, wie viel ein solches mit kochend heißem Wasser angefülltes Gefäß in einer gegebenen Zeit an Hitze verliert, so läßt sich dieser Verlust mit sehr geringem Aufwand ersetzen, und der Endzweck des Kochens völlig erreichen. Zur Probe von dem Unterschied zwischen der gewöhnlichen empirischen Kocherei und einem vernunftmäßigen Kochen: Bei Speisung der Soldaten wurde, was die Feuerung anbetrifft, noch auf die gewöhnliche Weise verfahren und in irdenen Töpfen gekocht, und im Durchschnitt kam auf ein Pfund Suppe gahr zu machen, fast ein Pfund Holz ($^{10}/_{11}$). In dem neuen Werkhause, wo man wissenschaftlich verfuhr, wurden 600 Pfund Suppe mit 44 Pfund Tannenholz gahr gekocht. Dieses gibt eine Holzersparniß in dem Verhältniß von fast 13 zu 1. Das ist doch fürwahr keine Kleinigkeit, mit einer Klafter Holz eben so viel ausrichten zu können, als

ein Anderer mit einem Dutzend und darüber. Merkwürdig ist noch, daß das Kochen im Werkhause fünftehalb Stunden dauerte, bei den Soldaten nur drittehalb. Hier zeigt sich eine kleine Verwandtschaft mit dem mechanischen Gesetz, daß was man an Kraft gewinnt, an der Zeit verloren wird, die aber hier von gar keinem Belang ist, und selbst noch von sehr geringem sein würde, wenn sich die Köche die Zeit bezahlen ließen, und der Lohn sich verhielte, wie die gebrauchte Zeit. Freilich um diese so höchst vortheilhafte Verfahrungsart ganz kennen zu lernen, werden wir erst die übrigen Abhandlungen des Grafen abwarten müssen, denn selbst Einiges von dem, was ich hier beigebracht habe, ist mir aus der Unterredung mit ihm bekannt, aber jetzt (August 1796) vermuthlich schon in London gedruckt. Doch kann ein Umstand nicht übergangen werden, dessen auch schon in diesen Versuchen gedacht wird. Um die Hitze so viel als möglich zusammenzuhalten, müssen die Gefäße gut bedeckt und nicht zu oft geöffnet werden. So würden aber die Speisen leicht anbrennen. Dieses zu verhindern, werden die Böden der Kessel doppelt gemacht. Inwendig in dem Kessel wird nämlich ein zweiter Boden angenietet, nur muß dieses mit sehr kleinen Nägeln geschehen, weil die Speisen um die Köpfe starker Nägel herum leicht etwas anbrennen. Übrigens kann der innere Boden den Kessel ganz durchaus berühren, denn die kleinste Luftschicht, oder bloß der Mangel an physischer Cohäsion zwischen den beiden Böden, ist hinreichend dem Anbrennen vorzubeugen. Der größeren Festigkeit wegen,

kann man auch die beiden Böden noch, außer dem Rand, an verschiedenen Stellen zusammennieten. Beim Verzinnen des Kessels wird gesorgt, daß das Zinn sich an dem Rande des innern Bodens etwas setzt, um dem Eindringen des Wassers zwischen beide Böden vorzubeugen.

Wenn erst langsames und langes Kochen, wie wir gesehen haben, mit Holzersparung vereint werden kann, so wird manches Gericht an Nahrhaftigkeit und Schmackhaftigkeit unendlich gewinnen. Übereiltes Gahrmachen ist beiden so nachtheilig als übereiltes Verschlucken. Der türkische Weitzen, den immer ein gewisser roher Geschmack noch von der Küche entfernte, wird, auf diese Weise behandelt, eines der schmackhaftesten und nahrhaftesten Mittel, die es gibt, und übertrifft sogar hierin den Reis. Dieses haben selbst die Neger in Nordamerica und Westindien ausgefunden; sie pflegen da, mehr deutlich als anständig, in ihrer Sprache zu sagen: der Reis wird in unsern Bäuchen zu Wasser und fließt ab; der Maiz bleibt bei uns, und gibt uns Kraft zu arbeiten. —

Aus diesen wenigen Proben wird man ersehen, was aus der Kochkunst gemacht werden kann, sobald sie ein einsichtsvoller Physiker seiner Aufmerksamkeit würdigt. Vermuthlich sind auch die Zeiten nicht mehr fern, da Physik und Chemie, denen die lateinische Küche, ich meine die Apotheke, so Vieles, wo nicht gar Alles, zu danken hat, ihre Herrschaft auch über die populäre Hausapotheke, ich meine die Küche, erstrecken wird. Da sie so viel geleistet haben, die Apotheke, die sonst wie eine

Art von Fegfeuer, dicht zwischen Küche und Kirchhof lag *), so weit als möglich von dem letztern abzurücken, so wäre es unstreitig ihr größter Triumph, sie auch so weit als möglich von ersterer zu entfernen, die noch immer Hand in Hand gehen und sich einander in die Hände arbeiten.

Nun zum Beschluß dieser kurzen Kritik der Kochkünste ein

Recept zu einem schmackhaften und kräftigen Punsch,

welches in einer der Abhandlungen nur beiläufig und in einer Note vorkommt: Man läßt in dem dazu bestimmten Wasser eine Handvoll Reis zwei bis drei Stunden kochen, und verfährt übrigens wie gewöhnlich.

---

*) Zu Elze, einem hildesheimischen Städtchen †), an der Poststraße zwischen Eimbeck und Hannover, war ein Theil hiervon, ehemals wenigstens, bildlich zu sehen. Da lag die Apotheke dicht am Kirchhofe, und es war unmöglich, vorbeizufahren, ohne an das: Sic pagina jungit amicos zu denken. Eine französische Küche von der andern Seite hätte das Kleeblatt und die Zahl der guten Dinge vollkommen gemacht.

Anm. des Verfassers.

†) Ist seit 1813 hannöverisch.

Anhang zu vorstehendem Artikel.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 157—160, wo der Artikel unter der Rubrik Miscellaneen ꝛc. steht.)

a) Vom Feuer.

Aus dem unmittelbar vorstehenden Artikel erkennt man schon, wie wenigen Gebrauch man bisher im Ernst in der Haushaltung, Gewerben und Künsten von demjenigen gemacht hat, was die Physik von dem Feuer und dessen vortheilhafter Unterhaltung bereits sehr deutlich lehrt. Es scheint, als wenn die Noth hier zum zweiten Mal als Lehrmeisterin auftreten müßte, die Menschen klüger zu machen. Noch immer besteht die Wolke, die über London schwebt, aus Tausenden von Scheffeln von Steinkohlen, die die Ungeschicklichkeit da hinauf wegwirft, ohne den mindesten Gewinn, als etwa den, die Sonne zu verfinstern und die Häuser mit Ruß zu bepudern. Mit unserm Rauch aus den Schornsteinen ist es nicht viel besser; es ist weggeworfenes oder eigentlich ohne allen vernünftigen Zweck gänzlich zerstörtes Brennholz. Zumal verstehen die

Bäcker die Kunst, uns unser Brot durch solche Rauchopfer zu vertheuern. Feuer, das jetzt bei unsern gegenwärtigen Kenntnissen unter der Direction des Menschen brennt, sollte bloß dienen, nie herrschen und nie mehr verzehren, als gerade zu dem Dienst, den es leistet, nöthig ist. Allein selbst da, wo man sich sonst manche Bequemlichkeit versagt, heizet, kochet und siedet man noch gewöhnlich auf einen sehr hohen Fuß, ich meine mit zwei-, dreimal so großem Aufwand von Feuer, als nöthig ist. Freilich, um Alles, was Physik und Chemie hierüber lehren, nun in das bürgerliche Leben überzutragen, dazu sind Einrichtungen nöthig, die oft, bis die beste gefunden ist, großen Aufwand erfordern. Holz und Kohlen zu verbrennen, ist sehr leicht. Den Rauch mit zu verbrennen, so daß man die Schornsteine inwendig könnte anweißen lassen, ohne Gefahr sie deßwegen früher beschmutzt zu sehen, als manche Wohnstube; dadurch die größtmögliche Hitze zu erhalten, und diese Hitze ganz zu dem vorgesetzten Zweck hinzuleiten, ist möglich, allein es auf die wohlfeilste Art auszuführen, macht Versuche nöthig. Ist die Einrichtung gefunden, so ist die Sache gewöhnlich leicht nachgemacht. Bei der englischen Dampfmaschine hat man diese Einrichtung bereits getroffen. Diese Anstalten werden freilich immer etwas von der argandschen Lampe haben müssen, die eigentlich ein kleiner Windofen ist, bei dessen Feuer man bloß sehen, so wie der Windofen eine argandsche Lampe darstellt, bei deren Feuer man sich bloß wärmen will. Aber in besondern Fällen sind, wenn man auch gleich dieses weiß, die

Anwendungen nicht leicht. Was für ein Feld für Große und Reiche mit solchen Versuchen dem Dürftigern vorzugehen, und, möchte man hinzusetzen, über ihn zu herrschen! Wem wird nicht Ungleichheit des Standes und Vermögens verehrungswürdig sein, wenn sie sich unter dieser Form zeigen? Auch ist die Sache Gottlob! so selten nicht, eben weil das Studium der Natur einen unwiderstehlichen Reiz für den unbefangenen Menschen hat, der nur bloß durch Erziehungskünste abgestumpft werden kann. Der große Naturforscher, von welchem im vorhergehenden Artikel die Rede war, verdient auch hierin Allen von seinem Rang und Glücksumständen zum bleibenden Muster aufgestellt zu werden. Nicht allein viele von seinen Einrichtungen, die er nun jedermann so leicht hingibt, haben ihm sehr großen Aufwand verursacht, sondern er hat, wie ich höre, in England sowohl als America (seinem Vaterlande, wo ich nicht irre), Capitalien niedergelegt, von deren Ertrag jeder belohnt werden soll, der die Lehre vom Feuer und dessen Behandlung zum Nutzen des gemeinen Lebens mit neuen Entdeckungen bereichern wird. Wie Viele gibt es nicht in Deutschland, die den Grafen, wenigstens in dem letzten Punkt, nachahmen könnten, und wie Viele ahmen ihn nach?

b) Über ökonomische Behandlung der Wasserdämpfe.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 190 — 195.)

Es ist im Taschenbuche vom vorigen Jahre *) bereits gesagt worden, daß die Dämpfe des kochenden Wassers eine ungeheure Menge Hitze wegnehmen, die völlig, mit allem Aufwand von Brennmaterialien, wodurch sie erzeugt werden muß, verloren geht. Von der Wahrheit dieser Behauptung kann man sich schon durch folgende Betrachtung überzeugen, die wohl für Niemand zu schwer sein wird. Es ist eine völlig ausgemachte Wahrheit, daß, wenn man um einen großen Kessel mit Wasser ein Feuer machte, das hinlänglich wäre Kupfer und Gold zu schmelzen, so würde das Wasser, vorausgesetzt, daß dessen Dämpfe einen freien Abzug hätten, doch nur die geringe Hitze von 212° Fahrenheit, annehmen, und der Kessel würde nicht eher schmelzen, bis alles Wasser verkocht wäre. Was ist es hier, das das Wasser so sehr abkühlt? Nichts Anderes, als der aufsteigende Dampf. Das kochende Wasser befindet sich in der Mitte zwischen einem Heizer und einem Abkühler, einem positiven und einem negativen Feuerquell, die immer gleich viel geben, daher nimmt dessen Hitze nicht zu, aus eben der schönen Ur-

*) S. den vorhergehenden Aufsatz: Vom Feuer.

sache, warum ein Gefäß nicht voll werden kann, wenn unten so Viel abfließt, als oben hineingegossen wird. Nur findet hier noch der nicht sehr tröstliche Unterschied Statt, daß das Gefäß doch angefüllt werden kann, wenn ich mehr zugösse, als abfließt; dieses aber beim Feuer unmöglich ist, denn je mehr Hitze zugeführt wird, desto mehr erweitert sich das Loch, durch das sie abfließt, und Einnahme und Ausgabe bleiben immer gleich. Alles was das stärkere Zufeuern bewirkt, ist Beschleunigung des Prozesses. Der Kessel, der bei einem schwachen Feuer Tage gebraucht hätte, um zu verkochen, verkocht nun vielleicht in wenigen Stunden; aber das Wasser ist während des Prozesses in einem so heiß, als im andern. — In diesem Punkte nun ist die Haushaltungskunst weit hinter der Naturlehre zurückgeblieben; mit welcher sie, wo möglich, gleichen Schritt zu halten suchen sollte. Daß man in vielen Fällen eine Menge Brennmaterialien ersparen könnte, wenn man Wasser statt kochend zu erhalten, bloß kochend heiß oder nahe dabei erhielte, ist schon oben angezeigt worden. Wo aber Dieses nicht gut angeht, sollte man wenigstens suchen, die ungeheure Menge von Feuerwesen in den Dämpfen zu nützen. Wenn man zum Beispiel an den Deckel eines dicht verschlossenen Kessels mit Wasser, ein krummgebogenes Rohr anlöthet, dessen anderes Ende man bis an den Boden eines mit kaltem Wasser angefüllten hölzernen Eimers leitet, so kann man, wenn das Wasser im Kessel kocht, auch dem im Eimer die Hitze des kochenden geben, und das bloß durch den Wasserdampf aus

dem Kessel, der ohne diesen Gebrauch in den Schornstein gegangen wäre. So wurden hier Kartoffeln in einem hölzernen Eimer in einer halben Stunde bis zum Zerplatzen gahr gekocht. Der Versuch sah drollig genug aus. Das Wasser in dem bloß blechernen Gefäße kochte bei einem sehr mäßigen Feuer auf einem Dreifuß im Camin, und der Eimer mit den Kartoffeln stand frei auf dem Fußboden des Zimmers. Doch hatte man die Vorsicht gebraucht, auch den Eimer mit einem hölzernen Deckel zu schließen, durch den das Rohr ging. Dessen ungeachtet entwischte da noch eine große Menge kochend heißer Dämpfe, die man wieder in einen zweiten Eimer hätte leiten können, u. s. f. Daß man das im Kessel kochende Wasser noch hätte nutzen können, versteht sich von selbst, und ist eigentlich das, was hier den Vortheil ausmacht. Es ist überhaupt unverzeihlich, daß man noch bei dem sich überall zeigenden Holzmangel, der noch am Ende gar einmal Völkerwanderungen verursachen könnte, mit dem so kostbaren Feuer so wirthschaftet, wie mit dem Wasser, das Nichts kostet. Hr. Wedgwood*) hat mit seinem Pyrometer gefunden, daß bei einigen englischen Glas- und Schmelzhütten die Hitze viel zu

*) Josias Wedgwood, geb. 1730, gest. 1795. Chef einer englischen Porcellanfabrik, Mitglied der k. Societät in London und der Alterthumsforscher; veranlaßte den Ankauf der ersten Sammlung der hamiltonschen hetrurischen Vasen durch die Nation.

groß ist. Sollte es bei den unsrigen anders sein? In den Küchen gehet es nicht besser her. Könnten die Köche, die ja ohnehin ein Geschlecht ausmachen, das zwischen dem zweiten und dritten Stande schwebt, wie die Fledermäuse zwischen den Vögeln und Säugethieren, auch Wärme versuchen (kosten) lernen, wie sie Saucen versuchen. Der Gebrauch des Thermometers ist ja nicht schwer. Man könnte eines in dem Kochlöffelstiel anbringen. — Doch ich muß abbrechen, damit nicht ein Spötter glaubt, ich habe die Idee zu einem solchen Thermometer aus Hrn. Marlowe's Auktionskatalog genommen, und den Artikel dort verschwiegen*).

*) Vergleiche den unten S. 162 folgenden Aufsatz: Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche — öffentlich verauctionirt werden sollen.

Das war mir einmal eine Wurst.

(Ein Beitrag zur Theorie der Processionen.)

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 121—131.)

Man kann sich, dünkt mich, ohne dem Begriffe sonderliche Gewalt anzuthun, jede Procession von Menschen im Zuge, es mögen nun immer je einer nach dem andern, oder ihrer je zwei und zwei, oder je drei und drei, u. s. f. hinter einander aufmarschiren, als eine Schnur gedenken, auf die man sie aufgereihet hat, zu allerlei Gebrauch, etwa wie Corallen, Perlen, Morcheln und dergl. Ist diese Vergleichung, woran ich nicht zweifle, richtig, so verdiente wohl bei der Theorie der Processionen die Schnur hauptsächlich Rücksicht, da jedermann bekannt ist, daß weder Corallen noch Perlen, noch Morcheln, auf Schnüren wachsen, und erst manche Vorbereitung erfordern, ehe sie sich auf Fäden ziehen lassen. Nun habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sich nahe an tausend Menschen, von einem etwas feisten Manne, mit einer Wachskerze in der Hand, nicht bloß durch alle Straßen der Stadt schleifen ließen, son-

dern obendrein einen ganzen Berg hinauf, und alles dieses ging so glatt und gerade durch, daß an keiner Ecke und an keiner Schenke auch nur eine einzige dieser Perlen hängen geblieben wäre. Das muß eine sonderbare Schnur sein, dachte ich, denn wenn ich auch gleich begriff, wie dieses oder jenes mikroskopische Perlchen sich an dem feinen, mir wenigstens unsichtbaren, Faden fortschleppen ließ: so war es mir unbegreiflich, wie der nächste Nachbar derselben, ein grober, bleierner Sechspfünder eben so leicht folgte. Bei diesen Schwierigkeiten, die die Theorie der Schnur bei Processionen darbietet, habe ich mich eines bekannten Erfindungsmittels bedient, das freilich, wie alle künstliche Erfindungsmittel, den ehrlichsten Mann zuweilen im Stich läßt. Ich habe Alles compilirt, was ich über Processionen, mit Wachslichtern, Crucifixen, Fahnen, heiligen Lumpen, Cocarden ein- zwei- und dreifarbigen u. s. f. auftreiben konnte, und endlich das Glück gehabt, einen sichtbaren Faden zu finden, der durch Analogie auf die unsichtbaren in allen übrigen zu führen vielleicht im Stande ist. Es ist immer viel gewonnen, wenn man unter verwandten Dingen ein einziges ganz kennt. Wer nicht weiß, wo die Schwalben im Winter hinkommen, hat, wo nicht Alles, doch das Beste gewiß gewonnen, wenn er entdeckt, was zu der Zeit aus den Störchen wird.

Die Procession, auf die hier gezielet wird, ist nämlich eine, worin sich der Faden sogar mehr als einem Sinne offenbaret, und die also folglich der größten Aufmerksamkeit eines Jeden

werth ist, der weiter über diesen Zweig menschlicher Handlungen, der sogar am Ende mit dem gesellschaftlichen Vertrag überhaupt aus einem Stamme zu sprossen scheint, nachdenken will. — Die Scene liegt zu Königsberg in Preußen, also in dem Lande, dem wir das einzig wahre Weltsystem, die einzig wahre Philosophie, und die einzig wahre Taktik bereits zu danken haben, und, man sollte denken, die einzig wahre Theorie von Processionsschnüren, wenn sie dort entdeckbar gemacht worden sein sollte, wäre einer solchen Gesellschaft nicht ganz unwürdig.

Der Faden, worauf die Menschen bei dieser Procession sichtbarlich gereihet waren, und an welcher sie einher geschleift wurden, war eine Bratwurst, und zwar eine Bratwurst von nicht weniger als einer Länge von 1005, schreibe Ein Tausend und fünf Ellen oder zwei Tausend und zehn Fuß. Was für eine Wurst! So wird gewiß mancher Leser ausrufen, und selbst in der hiesigen Gegend, die doch in ganz Deutschland gleichsam für das eigentliche Gosen der Würste angesehen wird. Solche Wurstprocessionen waren zwar in Preußen nicht selten, und Casp. Henneberger*) hat in seiner Erklärung der preuß. Landtafel Fol. 190, 191 umständliche Nachricht davon gegeben, allein gegenwärtige übertrifft jene alle. Ich entlehne die Nachricht davon, größtentheils wörtlich, aus Lilienthal's**) erläutertem Preußen, worin sie sich

*) Pfarrer des großen Hospitals in Königsberg. Geb. 1529. in Thüringen, gest. 1600.

**) Michael Lilienthal, geb. 1686 zu Liebstadt in Preußen,

im ersten Bande S. 77 ff. und zwar, wie ausdrücklich erinnert wird, aus einem Diario MSpto genommen, befindet.

„Anno 1601. den 1. Jan. haben die Fleischer allhier zu Königsberg eine Wurst 1005 Ellen lang durch die Städte Königsberg nach Schloß getragen, und Ihro Fürstl. Gnaden davon etliche Ellen verehret, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie sind mit Drommeln und Pfeiffen aufgezogen, vornan ein Führer mit einem Spiese, wohl ausgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegender weißen und grünen Fahne. Diesen sind gefolget 103 Fleischhauerknechte, haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind beiher gegangen, welche die Wurst in Acht nahmen, daß sie nicht Schaden litte. Wie sie nach Schloß sind gekommen, haben sie Ihrer Fürstl. Gnaden verehret 130 Ellen von selbiger Wurst. Vom Schloß sind sie über die Schmiedebrücke in den Kneiphof, von da durch die Altstadt in den Löwenicht gezogen, allda sind sie von den Beckern empfangen worden, welchen sie auch viel Ellen von selbiger Wurst geschenket, und von den Beckern nachmahls zu Gaste behalten worden, auch bis in die Nacht zusammen lustig gewesen.

Auf Begehren Fürstl. Durchlaucht ist von den Fleischhauern, was die lange Wurst gekostet, und drauf gegangen alles aufs fleißigste überschlagen und zum Bericht aufgesetzet worden:

---

gest. in Königsberg 1750. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin und Petersburg.



Die Wurst ist 1005 Ellen lang, hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, thut 885 Pfund. Dazu ist kein ander Fleisch gekommen, als: 81 lautere Schweineschinken; 118 Mr. 10 gr.

Die Därme von 45 Schweinen (wahrscheinlich noch von andern, die ihre Schinken nicht dazu hergegeben hatten).			
Item anderthalb Tonnen Salz; . .	3 —	5 —	
Item anderthalb Tonnen Bier; . .	3 —		
Item 18 und 1/4 Pfund Pfeffer; . .	24 —	13 —	
Item haben daran gearbeitet 3 Meister, 87 Gesellen, thut 90 Personen:			
Haben dabei ausgetrunken 2 Faß und eine Tonne Bier. Aber die ganze Zeche über ist aufgegangen ungefähr 40 Faß Bier, jedes Faß 12 Mark thut	480 —		
Den ersten Tag daran gearbeitet von 6 Uhr des Morgens an bis auf den Abend um 7; des andern Tages von 8 bis um 1. Der Kränze (womit sie geschmückt war) sind gewesen 109, haben gekostet	112 —	16 —	3 Pf.
Summa	743 —	14 —	3 —

An Thalern, den Thaler zu 36 gr. gerechnet, thut 412 Thaler 16 gr. 3 Pf. *)".

*) Sollte nach der Summe in Marken zu 20 gr. wohl

„Zu dieser Wurst hatten die Kuchenbecker acht große Strützel (Strietzel) und sechs große runde Kringel gebacken, und auf Fürstl. Durchl. gnädiges Begehren berichtet, was bei Backung der großen Strützel aufgegangen und dazu gekommen.“ Weil diese Geschichte eigentlich nicht mehr zu jenem ersten großen Phänomen gerechnet werden kann; so lassen wir hier die detaillirte Specification weg, und führen nur an, daß zu diesen Strützeln, Kringeln und Bretzeln 12 Scheffel Weitzen genommen worden, daß der Strützel achte, und darunter zwei von 9½ Fuß Länge, der Bretzeln aber sechs gewesen sind, die, mit dem verbrannten Holz, der Höwe (Hefen), Salz, zwei Pfund Anis, dem angebrachten, aus Pfefferkuchenteich gebackenen und vergoldeten Beckergesellenwappen, den Löwenköpfen, Sonne, Mond, Sternen und Kronen aus gleichem Teig, nicht mehr als 43 Mr. 3 gr., also nur etwa 24 Thaler, gekostet haben. Dafür sind es aber auch nun nahe an 200 Jahre her, wo das Geld noch nicht so wohlfeil war wie jetzt. Durch diese Betrachtung wird auch die Wurst von 412 Thalern noch sehr viel respectabler, ob sie gleich keines weiteren Raisonnements bedarf, um jeden, der Gefühl für diese Art von Producten der Kunst hat, mit Respect für sich zu erfüllen.

---

heißen 413 Thlr. 6 gr. 3 Pf., allein auch jene Summe ist unrichtig, sie ist eigentlich = 742 Mr. 4 gr. 3 Pf., welches 412 Thaler 12 gr. 3 Pf. macht. Hr. Lilienthal gedenkt auch eines Irrthums überhaupt, fügt aber hinzu, daß Alles so im Manuscript stehe. Anm. des Verfassers.

Artig ist hierbei, daß die Becker, die eigentlich nicht aufzogen, sondern bloß die andern empfingen, und also wahrscheinlich nur in kurzen Gliedern, oder wohl gar nur im Kreise standen, sich auch durch kurze Striezel, Bretzeln und Kringel gleichsam zusammengebunden hatten, dahingegen die Fleischhauerknechte, gerade, wie ihre Wurst, eine Linie von 1005 Ellen formirten. Nach geschehenem Verein wird sich auch die Wurst aufgerollt haben, und da läßt sich doch wirklich auch kein schöneres Sinnbild von Segen, Frieden und Eintracht unter Wesen, die doch nun einmal etwas Derberes sind, als mathematische oder metaphysische Pünktchen, gedenken, als ein Trupp fröhlicher Fleischer- und Beckerknechte, um die sich eine Bratwurst schlingt, die am Ende, wo sie geknüpft werden muß, sich gleichsam in eine Bandschleife von Bretzeln und Kringeln und in Trotteln von Striezeln verwandelt. So was verdiente gemalt zu werden. Die Procession ist auch wirklich gemalt worden, und zwar im altstädtischen Gemeingarten zu Königsberg, unten an der Wand. Ja man hat das Gemälde sogar im Jahr 1691 renovirt. Dieses hätte billig erst im Jahr 1701 geschehen müssen, so hätte sich Alles leichter behalten lassen. Die oben von uns angegebene Vorstellung ist mehr für die Bearbeitung des Medailleurs, und ich hoffe, man wird das Jahr 1801 nicht ohne eine solche Erneuerung vorübergehen lassen, oder, noch besser, die Procession selbst erneuern. Noch herzlicher aber ist der Wunsch, und selbst die Hoffnung, daß in meinem armen, zerrütteten Vaterlande, und namentlich am linken Ufer des Rheins, den

Malern und Medailleuren, noch vor dem Jahr 1801, Stoff zur Verewigung solcher Processionen und solcher Gruppirungen gegeben werden möge. Ein einziges solches Bataillon *rond*, wie das königsbergische, das mit so vieler herzlichen Fröhlichkeit geschlossen worden ist, und eine einzige solche Wurstprocession wäre ihres Genies und ihres Fleißes unendlich würdiger, wenigstens als alle die Bataillons *quarrés* und die dortigen Fleischhauerprocessionen der Neufranken mit Fahnen und schwerem Geschütz. Diese bedürfen zu ihrer Verewigung weder des Malers, noch des Medailleurs. Die *Obligeance* der Bataillenerzähler (Geschichtschreiber) und die Segenswünsche der Länder, die sie zertreten haben, sind ihnen sichere Bürgen für ihren Nachruhm!

Die Anwendung dieser, wie wir hoffen, neuen Theorie der Processionen, erfolgt nach dem allgemeinen Frieden.

Eine kleine Aufgabe für die Übersetzer des Ovid in Deutschland.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 132—138.)

Dryden sagt: folgende beide schönen Verse aus Ovid's: Sappho an Phaon*), könnten nicht in gleich vielen Zeilen englisch gegeben werden:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est; nulla futura tua est.

Da dieses eine kleine Aufgabe nicht bloß für deutsche Dichter, sondern auch für Dichterinnen, die wohl hierin vorzüglich Rücksicht verdienen, sein soll: so will ich den Sinn jener Zeilen, umschrieben, hersetzen, in der sichern Überzeugung, daß vorzüglich die Dichterinnen, wenn sie ihn einmal gefaßt haben, auch den nächsten Weg vom Herzen zur Sprache, den sie, sich selbst überlassen, selten verfehlen, hier am sichersten finden werden. Es war ja eine Geschlechtsverwandte, die den Gedanken hatte,

*) Heroid. XV. 39 und 40.

und alle sind Erbinnen irgend einer kleinen Verlassenschaft dieses verewigten Mädchens.

Sappho sagt oder will sagen: Phaon! Wenn nur Die, die Deiner durch Schönheit würdig wäre, die Deinige werden kann: so kann nie eine die Deinige werden. — Dieses ist der Sinn, die Materie; die Form ist in der Schmelzung zu Prose größtentheils verloren gegangen. Für unsere Dichter bedurften die Zeilen keiner Erläuterung, für die Dichterinnen wird ein Wink von ihrem Phaon oder selbst ein Blick auf sein Bild, hinreichen, dem zerflossenen Ausdruck der Empfindung wieder die dichterisch-metrische Naturform, Krystallisation möchte ich sagen, wiederzugeben, die von Ewigkeit her immer einerlei war und es auch fernerhin sein wird. Getändelt hat Ovid, seiner Gewohnheit nach, auch hier ein wenig. Aber wer in aller Welt tändelt nicht in diesen Dingen zuweilen, auch selbst wenn er es ernstlich meint? Auch dieß ist ja Natur. Ich sollte denken, wenn nur die Empfindung, die der Tändelei zum Grunde liegt, richtig, wahr, stark und deutlich aus dem Herzen stammt, so adelt sie leicht jeden Ausdruck, zumal wenn er dem Ohre schmeichelt. — Die Wiederholungen der Worte in der zweiten Zeile, so wie sein berühmtes

Principium dulce est, sed finis *amoris amarus.*

gehören ganz zur Familie der Reime, und scheinen aus denselben Anlagen unseres Gemüthes zu stammen, die diesen hernach in Umlauf gebracht haben. Nun wieder zur Geschichte der Aufgabe.

Obgleich Dryden dieses behauptet hatte, fanden sich doch bald zwei englische Übersetzungen jener Zeilen ein, und zwar von demselben Manne, einem gewissen Herrn Corbyn Morris. Ich setze sie beide hierher, weil die darin genommenen Wendungen, wegen der Verwandtschaft unserer Sprache mit der englischen, einen deutschen Übersetzer vielleicht leiten können. Die Übersetzung wird man mir hoffentlich schenken.

(1)

If but to one, that's equally divine,
None you'll incline to, you'll to none incline.

(2)

If, save whose charms with equal lustre shine,
None ever thine can be, none ever can be thine.

Wäre es also nicht einmal der Mühe werth, zu versuchen, ob wir es im Deutschen nicht besser können? Denn ich zweifle sehr, ob die englische Übersetzung dem großen Dryden Genüge gethan haben würde, der gewiß, als er seinen Ausspruch that, etwas Lieblicheres, wenigstens gewiß etwas Geschmeidigeres, verlangte, als diese englischen Zeilen. — Vor mehreren Jahren sprach ich an einem Abend mit unserm sel. Bürger*) über dieses drydensche Problem. Es schien ihm zu gefallen, und schon am folgenden Morgen schickte er mir nicht weniger als

---

*) Gottfried August Bürger, der berühmte Dichter der Lenore ꝛc., geb. den 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt, gest. den 8. Juni 1794 zu Göttingen.

fünf Übersetzungen, wovon aber zwei durch vorsätzlichen Muthwillen mehr Parodien und Caricaturen, als ernstlich gemeinte Übersetzungen waren, und in der That sind die Verse des Ovid's sehr geschickt, allerlei lustige Schwänke zu veranlassen. Ich muß aber sehr bedauern, daß ich das Blatt, auf welchem sie von Bürger's eigener Hand geschrieben standen, und worauf ich überdieß nachher die wohlgerathenen Versuche einiger hannöverischen Freunde, diese Verse ins Französische zu übersetzen, geschrieben hatte, jetzt nicht auffinden kann. Ganz verloren glaube ich indessen nicht, daß es ist *). Doch muß ich zugleich

*) Unter den auf uns gekommenen Papieren des Verfassers hat sich das Blatt nicht gefunden. Doch sind von Bürger's fünf Übersetzungen, durch dessen Biographen, die drei deutschen erhalten, während die übrigen zwei zu muthwillig schienen, um mitgetheilt zu werden. Wir lassen sie hier folgen:

1. Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die Deine,
Dein Herz nicht Eine rührt: so rührt Dein Herz nicht Eine.

2. Wenn außer einer Braut, der Deine Reize fehlen,
Du Keine wählen darfst: so darfst Du Keine wählen.

3. Wenn außer der, die Dir an Schönheit gleicht auf Erden,
Dein Keine werden kann: so kann Dein Keine werden.

S. Ludw. Chph's Althof's Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfr. Aug. Bürgers; nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Abgedruckt in Bür-

zum Trost künftiger Übersetzer anmerken, daß weder Bürger noch ich ganz mit der Arbeit zufrieden waren. Es hatte sich

---

ger's sämmtlichen Werken, 4ter Band, Göttingen 1844, S. 106--203.

Dem Verfasser waren außerdem noch folgende Übersetzungen zugegangen, die wir in seinem literärischen Nachlasse aufgefunden:

4. Ach es wird, kann Deiner an Reiz unwürdig, o Schönster,
Keine die Deinige sein, Keine die Deinige sein.

(Von Geo. Ludw. Spalding, Prof. am Berl. Gymnasium; Herausgeber des Quinctilian, geb. 1762, gest. 1811. —)

5. Willst Du, Adonis! nur die ähnlich-schönste frei'n,
So wird Dir Keine recht, und Keine für Dich sein!

(Vom Hofr. Justus Claproth in Göttingen, Verfasser der Jurisprudentia heurematica etc., geb. 1728, gest. 1805. —)

6. Darf nur jenes, das Mädchen, das Deiner werth durch den Reiz ist,
Dein sich nennen, so nennt Keines von Allen sich Dein.

7. Darf nur Jene, die Deiner an Liebreiz würdig erscheinet,
Dein sich nennen, so nennt keines der Mädchen sich Dein.

(Vom Reg.-Rathe Renatus Freih. von Senkenberg, in Gießen, Verfasser von carmina graeca et latina, der Supplemente zu Lipenii Bibliotheca juridica und der Fortsetzung von Häberlins Reichsgeschichte. Geb. 1751, gest. 1800. —)

8. O! wenn außer dem Weibe, das Dich durch Reize verdienet,
Kein Du nennest die Braut: nennest Du keine die Braut.

(Von einem Ungenannten aus Göttingen.)

nämlich auch, wie der Engländer, dem Zwange des Reims unterworfen. Das ist aber unbillig. Wenn sich die deutsche Sprache mit der lateinischen hier messen soll, so müssen beide, nach allen Gesetzen des rechtlichen Zweikampfs, mit gleicher Armatur auf dem Platze erscheinen, und die deutsche vergäbe sich allerdings zu viel, wenn sie, bei ihrer eigenen Wohlbeleibtheit, noch obendrein ihr Roß mit einem Geläute behängen wollte, das dessen Bewegungen nothwendig erschweren muß. — Also keine Reime. Diese können auch, wie mich dünkt, hier um so eher entbehrt werden, da ja der ganze Ton dieser Zeilen, der nicht verfehlt werden darf, in einer dem Reime ähnlichen Symmetrie der Worte besteht.

Sollten sich in unserm Vaterlande Dichter oder Dichterinnen finden, die durch Auflösung des drydenschen Problems die bekannten Prätensionen unsrer Muttersprache von Neuem zu begründen suchen wollten: so werden ja wohl die Herausgeber

---

9. Wenn einzig, o Phaon, das Weib, Dein würdig an Schönheit und Liebreiz,
Die Deinige nennen sich darf: darf Keine nennen sich Dein.

(Vom Justizrathe Buri in Offenbach.)

10. S'il faut, pour Vous charmer, avoir tous Vos attraits,
Vous n'aimerez jamais, Vous n'aimerez jamais.

11. Si, pour te plaire, il faut t'égaler en attraits,
Phaon, tu n'aimeras, tu n'aimeras jamais.

(Von Ungenannten.)



unsrer Musenalmanache den glücklichsten Versuchen darunter, über deren Werth zu richten, ihnen, so viel ich ihrer kenne, Niemand die völlige Competenz absprechen wird, ein Plätzchen in ihren Annalen einräumen. Viel Raum wird, bei solchen Richtern, nicht nöthig sein. Zur Belohnung freilich habe ich weiter Nichts zu versprechen, als die, die gewöhnlich von dem Fähigsten nur allein gesucht wird, den Beifall der Kenner, und das Vergnügen, das mit Auflösung jeder schwierigen Aufgabe immer verbunden ist. Es ist ja ohnehin bekannt genug, daß man zwar für gute Verse am Ende Geld nehmen kann (das ist sehr billig), daß aber, so lange die Welt steht, schwerlich noch eine einzige gute Zeile des Geldes wegen ist gemacht worden. O wenn der Lohn des Augenblicks nicht wäre, und erst gerechnet werden müßte, wahrlich die Welt würde stille stehen!

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Nach dem Englischen.)

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 154—169.)

Vielleicht gewährt nachstehendes Verzeichniß einigen unserer Leser eine kurze Unterhaltung. Ich fand dasselbe bei meinem kurzen Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swift's Werken von einer saubern Hand geschrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufschrift stand in einer Parenthese: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swift's Manier). Der Besitzer der Bibliothek versicherte, es sei aus einem öffentlichen Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damals verstorbenen, reichen aber unwissenden Naturalien-, Artefacten- und Raritätensammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützesten Plunders in seinem Cabinet aufgehäuft habe.

Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane*) genannt, und darauf zielten die Buchstaben in der Aufschrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlowe geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachstehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben so tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, sollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter Andern eine Cocusnuß, welche in Schottland wild gewachsen; eine solide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beiden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Besitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere solide oder gar mit Blei ausgegossen war. Der Schalk, der ihn mit dieser Rarität betrogen hatte, war vorsichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork sowohl als das Metall

---

*) Nach dem bekannten großen Manne, dessen vortreffliche Sammlung die Basis der jetzigen Naturaliensammlung des brittischen Museums ausmacht. Anm. des Verfassers.

Geb. zu Killileagh in Irland 1660, gest. 1752. Ging mit dem Herzog von Albemarle nach Jamaica, von wo er eine große Menge neuer Pflanzen zurückbrachte. Secretair der k. Gesellschaft (1693), Newton's Nachfolger als deren Präsident (1727). Sein Cabinet zu sehen kam Linné (1736) nach London. Er überließ dasselbe für 20,000 Rthlr. der Nation, während es ihm wenigstens 50,000 gekostet.

so an ihm zu befestigen, daß sie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechseln, oder sie auf einer andern Wage zu wiegen. Außerdem soll die Zahl unnützen und dabei kostbaren Hausgeräthes über alle Maßen groß gewesen sein.

Swift's niedrig komische Manier ist, wie mich dünkt, ziemlich gut getroffen. Kenner der Producte dieses sonderbaren Kopfes werden wissen, daß Sr. Hochwürden nicht selten noch viel niedriger gedichtet, ja sich sogar sehr häufig zu groben Unfläthereien herabgelassen haben. Auch diese waren in dem Verzeichnisse nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht bloß übersetzt, sondern manches auf unsere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieser Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen sehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leser bitten, nicht zu vergessen, daß der Aufsatz einige Tage nach dem Tode des unsinnigen Sammlers erschien, von dem damals in allen Gesellschaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur bloß elend aufgetrocknet erscheint:

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.
2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.
3) Eine Repetirsonnenuhr von Silber.
4) Eine Sonnenuhr an einen Reisewagen zu schrauben.
5) Eine ditto, welche Lieder spielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner, feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.

7) Eine Chaise *per se* (soll vermuthlich percée heißen). Wenn man sich gehörig daraufsetzt, so wird ein Dusch mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat 100 Guineen gekostet.

8) Eine große Sammlung von percellanenen Kammertöpfen, von zum Theil sehr lustigen Formen. — Die beiden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer spanischen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer, probirt werden.

9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeizt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Betschwestern.

10) Eine ditto Bettstelle, sich selbst des Nachts darin in der Stube herumzufahren.

11) Ein prächtiges Imperialbett, worin drei Großveziere an der Pest gestorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von polirtem Stahl, und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumal ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemerkünste.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

14) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im

Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinaussetzt, sich gleichsam seiner Freiheit erinnert, und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der königlichen Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerlei Cabalen nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas Einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daß er über ein Gelenk zu stehen kommt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe, ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollständige Hauspulvermühle, worin Jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade, in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein astronomischer Vexirtubus; wenn ein Freund durchsieht und man drehet eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber soll der Selige einmal ein Paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagdtubus mit einem Flintenschloß; wenn man die Gläser herausnimmt, welches mit einem einzigen

Ruck geschieht (eigentlich werden sie bloß in ihre Seitenbehälter geschoben), so kann man kleine Vögel damit schießen.

19) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerlei Trauergeräthe für hohe Häuser, als:

a) Ein schwarzes Billard mit weißen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Cattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz mit weißen Punkten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violett mit schwarzen Punkten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarokkarten mit breitem schwarzem Rande, und andern bloß schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueurgläschen in der Form von antiken Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche.

f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bei der Leiche schwarz zu beizen.

g) **Ein vortreffliches, vollständiges Tafelservice von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine sinnreiche Art auf den Tod** anspielt, welches Alles hier zu weitläuftig wäre herzuerzählen. Nur Eins anzuführen, so ist zum Beispiel die Butterbüchse ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daß man glaubt, er lebe. Der Deckel, oder der obere Theil des Cranii, ist, selbst inwendig, so osteologisch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal wenn man der Butter die gehörige Farbe gibt, schauderhaft schön aussieht. Bei einem Versuche, den der Selige einmal damit machte, fielen, als er die Butter anschnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht; andere sprangen vom Tische auf, und Keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter essen.

h) Eine bleierne Eßglocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den größten Meistern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmermasken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an den Mas-

ken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sind u. s. w.

21) Eine Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis ins zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menschen angezogen werden, welches, zumal in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Scenen Anlaß gibt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweidrittelstücke zu gießen, nebst einem Centner Metall dazu. Dieser Artikel wird, um der Delicatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bei einer Diebslaterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaschen Lappländer Achtundvierziger. Im Englischen steht: some bottles of Iceland-Madeira (einige Flaschen von isländischem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbotenen, theils sehr verrufenen Büchern, mit Kupferstichen von großer, obscöner Schönheit. Sie sind sämmtlich in schwarzen Corduan mit goldenem Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend zu Eton und Westmünster*), sich in der Kirche damit zu amüsiren.

*) Der Übersetzer hat es nicht wagen wollen, die Namen

25) **Ein höchst merkwürdiges Stück.** Eine kleine mit unbeschreiblicher Kunst gearbeitete Maschine des concubinium (soll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche Alles in Bewegung setzt, hat drei verschiedene Stellungen für die drei bekannten Systeme; eine für den physischen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Ursachen, und eine für die vorherbestimmte Harmonie. Doch hat die Walze noch Raum für zwei bis drei andere; nur müssen sie einen Leib und eine Seele statuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch herausgenommen werden. Der Leib an diesem kostbaren Werke ist von viel mehr als halbdurchsichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameise, ist ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur ist ihr linkes Beinchen etwas schadhaft. Die Bewegung wird der Maschine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde sie damit zerreißen), sondern durch ein Paar kleine Windmühlenflügel aus der feinsten Goldschlägerhaut, gegen welche mit einem dazu gehörigen, und in einiger Ent-

---

dieser berühmtesten Schulen Englands mit deutschen zu vertauschen, so leicht es auch sonst gewesen wäre. Anm. des Verf.

Eton, 21 Meilen von London, an der Themse bei Windsor. Die Schule wurde 1440 von Heinrich VI. gestiftet.

Westminster-School, innerhalb der Mauer der Abtei belegen; von der Königin Elisabeth 1560 gestiftet.

fernung von der Maschine befestigten, sogenannten doppelten, stäte fortblasenden Blasebalg (follis *infinitus*) geblasen wird, durch diese Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea *infinita*) gedreht, welche Alles in Bewegung setzt.

26) Die peinliche Halsgerichtsordnung *) (im Englischen steht die Habeas Corpus Acte **)), von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bei einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Kanonenschüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Masse ist dabei. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundenen Muscheln, die damit verfertigt worden: sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes *Aleph* so fest steckt, daß es durch Menschenhände unmöglich hineingekommen sein, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch herausgezogen werden kann. Alle, die es sehen, bekennen einstimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder

*) Kaiser Karls V. von 1532.

**) Königs Karls II. von 1679.

Rede der Ziffer 8

am jüngsten Tage des 1798sten Jahres im großen Rath der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidentenstuhl.)

Inhalt.

Anfang; die Rednerin spricht viel von sich; wird ausgelacht; ereifert sich; Lobrede auf die Nulle; Decimalsystem; Touloner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; Erster Tag des XIXten Jahrhunderts; Beschluß; Ende.

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 83 — 108.)

Durchlauchtigste Nulle,

Großgütigste Präsidentin und Stellvertreterin Unser Aller,

Allerseits, nach angestammter Ungleichheit, höchst zu verehrende Mitschwestern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 *).

Morgen wird der Tag sein, an welchem ich in unserem geheimen chronologischen Ausschuß die Bank der Einer auf zehn

---

*) Daß nachstehende Rede, sogar mit Äußerungen der Zu=

Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit ultimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuß der Schwester Neune, übertrage, ein paar Worte zu Euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf diese Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beispiel, daß je von irgend einer Schwester bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre gesprochen worden. Ja ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daß ich sogar am ersten Jänner, 800,

---

hörer dabei, schon jetzt (im Julius 1798), also fast ein halbes Jahr vorher, ehe sie gehalten worden ist, abgedruckt erscheint, würde nicht leicht Jemand unter unsern Lesern, der zugleich Zeitungsleser ist, wunderbar finden, selbst wenn sie, als von Menschen vor Menschen gehalten vorausgesetzt würde. Hier aber sprechen bloße arithmetische Wesen zu arithmetischen Wesen, deren Geschichte einer reinen Behandlung a priori, nach ewigen Gesetzen unserer Natur, um so mehr fähig erachtet werden muß, als man sogar diese Methode nicht ohne Glück in unsern Tagen selbst auf unreine, empyrische historica und physica anzuwenden versucht hat. Anm. des Verfassers.

an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum erstenmal in centgräflicher Glorie im Ausschuß zu sitzen, nicht zu Euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestern, tempora mutantur. Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läßt sich wohl was lernen. O ich habe es hundertmal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem praesidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der sichern Erbin des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte, nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen, was ich versäumet habe, nämlich zu erweisen, daß Bastillen und Philosophien geboren werden und sterben und wieder geboren werden und wieder sterben, so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch.) O! ich verstehe Euch wohl. Ihr scheint es nicht zum Besten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitschwester, und weder die höchste noch die geringste unter Euch, es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für Euch. (Gemurmel.) Doch damit Ihr seht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum studirt habe: so müßt Ihr allerdings wissen: ich bin unter Euch allen erstens die vollkommenste gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter Euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von

der Präsidentin und der Eins); bestehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präsidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von Vorn und von Hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickeln), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigesi, ewigen Weisheit im Range der arithmetischen Größe, zwischen Dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune*), und Dich, hochwürdige apokalyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammennehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daß keine unter Euch allen, in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; sehr wahr, Andere; und Eine hatte sogar die Verwegenheit, *ancora* zu rufen. Dieses brachte die Rednerin sichtbarlich auf und sie fuhr mit einiger Heftigkeit fort:) Pfui schämt Euch! Ist

*) Die Rednerin spielt hier offenbar auf das deutsche Sprichwort an: aller guten Dinge sind Drei.

Anm. des Verfassers.

das eine Aufführung für ganze Zahlen? Oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem Paar Pünktchen oder einem et cetera ersetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präsidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt Ihr wohl die wahrscheinliche Grenze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur ausersehen, diese Grenzen zu bestimmen? Habt Ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenns hoch kommt, so sinds achtzig *)? Und wie schreibt man diese Achtzig? Wie? — O! es sollte mir ein Leichtes sein, Euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde bloß zeigen, daß Euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentin sich allein auf Eure Ignoranz gründete. Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentin unseres Raths, Kreis, Kugel, Bild der Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie Du sonst genannt sein willst, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe, bei Deinem Verdienst verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder

*) Der 90ste Psalm, v. 10.

zählen wird, wenn diese nicht mehr sein werden? Fand nicht Shakespear, der große Allfühler, selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daß er sogar die Welt damit bezeichnete *), und die Schaubühne, die seine Privatwelt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 ꝛc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwänkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 ꝛc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich das Größeste, was je in der Welt, im Felde sowohl, als auf dem Papier, durch Schwänkung ausgerichtet worden ist, und überdieß so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft bloß von Schwänkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerste Mitschwestern (so nenne ich Euch schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bei Euch bemerke), daß, sage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz sein würde, alles dieses zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des großen Decimalsystems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat **), den Lauf der

---

*) S. Th. 4, S. 44.

**) Er verlor einen Arm bei Teneriffa. Anm. d. Vrf. (1797) Admiral Lord Horatio Nelson, Herzog von Brenta, geb.

Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn Ihr müßt wissen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten *), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigsten Thronen, die Durchstecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen; daß, sage ich, diese Nation dieses Decimalsystem mit der ihr eignen Kraft und Barschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's **) geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demselben anzulegen, und so das Decimalsystem über die ganze rechnende Welt zu

---

den 29. Sptbr. 1758 zu Burnham Thorpe in Norfolk, blieb in der Schlacht von Trafalgar, auf der Victory, am 21. October 1805.

*) Genius der Zeit. Juni 1798, S. 252. Anm. d. Vf.

**) So, und nicht Buonaparte muß man schreiben. Er selbst schreibt, wie ich höre, seinen Namen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichsten Porträt.

Anm. des Herausgebers (Verf.).

Napoleon Bonaparte, geb. zu Ajaccio, den 15. August 1769, starb auf St. Helena, den 5. Mai 1821.

verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes *). Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimalsystem auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction schuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaße, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so wird mit den neuen Sinustafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Universalorographie der Berg künftig seinen Namen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit bloß mit *Mons Sin:* bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will, *Sinai* oder *Sinuum* **). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung Deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in Dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden? Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten Deinen bürgerlichen Ver-

*) Man sagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerst gehabt.
Anm. des Verfassers.

**) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commission niedergesetzt sei, die verba irregularia abzuschaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.
Anm. des Verfassers.

hältnissen in tiefster Verehrung zu weihen. Warst Du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn Alles fehlte, aus Deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit Deinem runden Ambrosiazwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lottospielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröstend hinab perltest. Warst Du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrigblieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Cosacke Pugatscheff*) und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen, *à jour* gefaßt, zurückließen? (Die Präsidentin verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinsterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über).

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun (indem sie sich die Augen wischt), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Rednerart, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich. Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und

*) Jameljan Pugatschaff, geb. zu Sänoviesk am Don, 1726. Zu Moskau hingerichtet 1775.

noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter sogar einigen englischen, mit Verwunderung ersehen, daß man in der Christenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Ähnlichkeit hat; nur mit dem Unterschiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittellinie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentin ist, trotz so vieler diplomatischen Geschäfte, die sie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwei Jahre tritt sie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit so vielem Ruhme die Allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun, wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstagsschmäuse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich diese ein Jahr besessen habe), an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1sten Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daß mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muß. Mein ganzes erstes Regierungsjahr mit Hunderterrang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strom-

breite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankommt: ob jenes, mein erstes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines *alten* Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines *neuen* sein soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerin des *neunzehnten*, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten *verdoppeln*, und die der Trabanten und der Metalle *vervierfachen* wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daß die Zeitungsschreiber, von *Paris* bis *Hamburg*, sie mit hundertfüßigen Teleskopen aus dem Comtoir selbst devisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können; und worin man die hoch vorübersausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft schießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit großem Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen *Experimentalpolitik*, entweder einzuernten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder *Utopisches* wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber muß ich mich erklären (*sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden*).

Ihr wißt allerseits, daß im 6ten Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hieß Dionysius*), und wegen seines geringfügigen Körpers, der kleine (*exiguus*). Dieser kleine Mann hatte zuerst den großen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften. So viel ich weiß, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverlässigkeit, daß er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kommt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleichviel, fand Beifall, und dieser mächtige Epochenstamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzerepochen, die sich an denselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammer Schade ist, daß noch sogar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius gerechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist, sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groß (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dio-

*) Starb um 540.

nysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, sondern ein derber Sechsfüßer von einem französischen Jesuiten, Namens Dionysius Petavius*), der, ob er gleich im 16ten Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist größtentheils in den alten Zeiten spükte, sie so groß fand, daß er anfangs nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmal sogar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müßten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, allerseits gesehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Grenzstreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob scharf dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300000 Mann, sich jetzt noch einem so alten christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es ließe außer dem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daß wir gar nichts weiter er-

*) Dionysius Petav oder Paetus, geb. zu Orleans 1583, gest. im Collegio von Clermont in Paris, 1652. Schrieb unter Andern: Tabulae chronologicae; Opus de doctrina temporum; Rationarium temporum.

finden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerscalen und neue Schmarotzerepochen. (Hier etwas Gemurmel von *Mons Sin*: und Uhrzifferblättern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort.) Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u. s. w. So bald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluß. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798ste nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsschmauß des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden: am 1sten Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme), der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit trösten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe, das 18te Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18ten Jahrhunderts führen werde: so hoffe ich auch damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18te Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18ten Jahrhundert gelebt haben. Der Ge-

rechte erbarmt sich auch seines Rindviehes. Ihr erkennt nunmehr, theuerste Mitschwestern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (sich ermunternd), mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts. — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsschmauser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Jan. 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, statt eines, zwei (frohes, jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datumszug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deßwegen schon eines kleinen Präliminärschmauses, vor dem großen Definitivschmause, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daß sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1sten Jänner 1801 anfange, so kann ich Euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe gibt, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daß diese Gründe eben nicht gerade die sein mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nämlich gewiß, 1) daß unsere gegenwärtige, wahr oder fälschlich sogenannte dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25sten December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbei so wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 sogar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen *), und noch bis jetzt spielt dieser Tag (der 25ste März, *Lady-day*, Mariaverkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten u. d. gl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankommt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnationstage, sondern nach dem Geburts- und Incarnationsjahr Christi. 2) Ist wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen. Unser gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeugt; so wie der lateinische Ausdruck: anno *post Christum natum primo, millesimo* etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählet, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, so wie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck bloß Jahre

---

*) Erst in diesem Jahre (1752) nahmen die Engländer den neuen verbesserten (gregorianischen) Kalender an, wie dies 1753 in Schweden geschah.

nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also Nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der christlichbürgerlichen Epoche zurückzusetzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankommt, sondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemand zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meßkunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bei den Längen der Planeten und seine Monatstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Denn III Uhr, 50′ heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie

100 Rthlr. 6 Sgr. nicht 6 Sgr. des 100sten Thalers, oder so viel als 99 Rthlr. 6 Sgr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1. Jul. gerade so viel sagen, als 6 Monate des 1798sten Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn, so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul., 5 Uhr berechnen will, so schreibt man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahrs nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798sten Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja mit dem Ende das 1798ste von jener 0 angerechnet einerlei. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre, 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799sten Jahr, nach der gewöhnlichen Rechnung, das 100ste des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nämlich, nicht laufende, sondern vergangene, und diese noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbessern,

nicht neuern, sondern bloß entschuldigen wollte. (Die Neune regt sich, um von der Bank Besitz zu nehmen.) Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerin, Du eilst meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, Du hast ein wichtiges Jahr vor Dir. Sorge ja für Frieden, und halte Dich durchaus, während Deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge, und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um Nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten.)

Nachschrift des Herausgebers*).

Vorstehende Rede ist von unbekannter Hand mit der beigefügten Versicherung eingeschickt worden, daß einigen Freunden des hiesigen Taschenbuchs ein Dienst geschähe, wenn sie in diesen Jahrgang eingerückt würde. Man konnte der Erfüllung dieses Wunsches um so weniger entgegen sein, als man wirklich Willens war, etwas Ähnliches im Jahrgange für 1800 zu sagen. Da indessen die Wendung, die der Verfasser genommen hat, die Einrückung im gegenwärtigen ganz gut entschuldigt, so mag der Aufsatz nun hier stehen. Auf den Nullpunkt der

*) Herausgeber und Verfasser sind hier wieder ein und dieselbe Person. S. die Bemerkung Th. 5, S. 334.

Epochen, als schicklichen terminum a quo, hätte der Verfasser wohl einen noch stärkern Accent legen können. Wir zählen die geographischen Längen mit Recht von dem westlichen Ende der alten Welt, von der Insel Ferro, wie man sich ausdrückt. Aber da, wo der Nullpunkt dieses Maßstabes hinfällt, liegt weder das westliche Ende der alten Welt, noch die Insel Ferro. Sondern jener Punkt ist eigentlich derjenige, von welchem ab gezählt, das pariser Observatorium eine Länge von 20 runden Graden erhält. Vielleicht nahm der Verfasser Anstoß an der Vergleichung des Festes der Beschneidung mit dem pariser Observatorio. Allein diese Bedenklichkeit wäre von geringer Bedeutung gewesen. Denn wirklich ist dem Herausgeber kaum ein Beispiel bekannt, worin das alte Paris so bescheiden gehandelt hätte, als in dieser Längenzählung. Nunmehr aber freilich, da bei der neuen Theilung des Quadranten die Länge des pariser Observatoriums = 22°, 222 ...... et sic in infinitum, werden müßte, so müssen wir die Entscheidung des Directoriums erwarten, wo die alte Welt künftig aufhören soll.

Wie wir hören, soll die 7 gewillet sein, ebenfalls vor ihrem Abtritt von der Bank der Hunderte, Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Da diese große Aufklärerin, oder wie sie in obiger Rede heißt, die apokalyptische, hundert merkwürdige Jahre darauf gesessen hat, so kann ein solcher compte rendu allerdings sehr interessant werden. Da wir nun Hoffnung haben, das Original so früh als möglich zum Ge-

schon gerade auf den Lorbern ruhend eingeschlafen fand, die mich die ganze Nacht wach erhielten. Das Buch ist grün eingebunden, und soll daher künftig Alles, was ich daraus entlehnen werde, welches wohl der Fall zuweilen sein könnte, mit der Überschrift: aus dem grünen Buche, bezeichnet werden. Der Titel ist etwas sonderbar, wiewohl nicht ohne Menschen- und Messekenntniß abgefaßt, er heißt: echt deutsche Flüche, und Verwünschungen für alle Stände, nebst einem Anhange von Sprichwörtern und Fictionen. Von den Fictionen haben unsere Leser schon wirklich Einiges gehabt, unter andern war unser Bedlam für Erfinder *) fast wörtlich aus dem grünen Buche genommen. Beim Aufmachen des Manuscripts fiel mir ein Brief in die Hände, der, wie die Unterschrift zeigt, von einem nicht sehr unbekannten Verleger war. Mein Freund hatte ihm das Manuscript angeboten, ohne mir Etwas davon zu sagen, vermuthlich um mir mit dem Gelde eine unvermuthete Freude zu machen. Das war ganz seine Art. Daß er mir aber mit dem Briefe keine unerwartete Freude gemacht hat, verstehe ich nicht ganz. Hier ist der Brief.

„Ew. erhalten anbei Dero Manuskript zurück, weil selbiges Dero Zeit so nicht gebrauchen kan. Einige Artickel sind wircklich reitzbar, per Exempel jener vom doppelten Printzen und jener von Flüchen vor Kindern. Doch winschen meine Frau und ich etwas mehr von Deologen hinein und der Schaam Hafftig-

*) S. Th. 5, S. 372 ff.

keit und die Obrigkeit, etwas reizbar versteht sich und Pasquillandisch, das sind itzoiger Zeit warme Semmel in der Welt. Wollten Selbige Selbiges noch einschieben wollen, so wollen Wir sehen. Zenzur haben Wir nicht zu fürchten; meine Frau liest ihm alles für, und ist bei ihm wie ein Kind im Hause. Sie hüppt auch über manches *). Verbleibe Dero affectionirter ꝛc."

Außer der hohen mercantilischen Suade, die durchaus in diesem Briefe glüht, war es mir besonders angenehm, eine alte fast vergessene Idee von mir, ich meine die von einem doppelten Kronerben, wieder zu finden, wovon das grüne Buch zwar nicht die Ausführung, aber doch den Plan ziemlich deutlich enthält. Hauptsächlich dieser Frau Verlegerin wegen, die, wie ihr eigener Mann gesteht, über Manches gern weghüpft, muß ich sagen, was das eigentlich für eine Idee ist, und von wem sie herstammt, falls etwa besagte Dame damit über ihr Gewissen weg, in irgend eine Romanenmanufactur damit hüpfen sollte. Hier ist Etwas davon:

In einem bisher nicht sehr bekannten Reiche Asiens gibt eine geliebte Königin außerordentliche Hoffnung zu einem Thronerben, oder eigentlich zu reden, Hoffnung zu einem außerordentlichen Thronerben. Denn wirklich wuchsen die Hoffnungen gegen das Ende der Schwangerschaft so stark, daß man sich öffentlich ins Ohr sagte: es würden wohl zwei Kronprinzen

---

*) Soll wohl heißen: überhüpft beim Lesen Manches.
Anm. des Verfassers.

auf einmal kommen. — Das Publikum fängt an mit Meinungen schwanger zu gehen, ebenfalls doppelt und ebenfalls eine schwere Geburt verkündigend. — Politiker mit und ohne Prügel regen sich. — Kleine Vorentscheidungen ehe der Himmel entschieden hat. — Entscheidung des Himmels. — Bülletin: Gestern Abend wurde Ihro Majestät von zwei Kronerben glücklich entbunden, beide vollkommen ausgebildet, schön, gesund und munter, nur am untern Theile des Rückgrats und etwas weiter abwärts zusammengewachsen, und gewissermaßen Ein Stück, in allen übrigen Haupttheilen völlig doppelt. Dank, Anbetung und Verehrung für den doppelten Segen! — Geschichte der Entbindung von einem Zuschauer in der Nebenstube. — Sie erblicken das Licht der Welt mit zwei Füßchen einerlei Art, ob zwei rechten oder zwei linken, ist ungewiß. Wendung und Geburt. — Eine Deputation des Magistrats wünscht unterthänigst, daß die Mißgeburt zum Wohl des Vaterlandes möchte sanft erstickt werden. — Unsanfte Erstickung der Deputation von Rechtswegen. — Tiefsinnige Untersuchung über den Werth des Doppelten in der Welt. — Von Leib und Seele. — Vom doppelten Adler. — Es erscheinen Addressen und Glückwünsche von allen Enden des Königreichs. — Die Dichter sprechen von einem Versuch der Natur, endlich der Welt ein Modell von einem vollkommenen Regenten zu geben. Das Kind heißt bei ihnen bald Castor und Pollux an einem Stück; bald Majorität und Minorität an einem Stück und einer nennt es sogar den Zweieinigen. — Erziehung

bis zur Beinkleiderzeit und Schnitt dieser Beinkleider. Man merkt beim Anprobiren, daß dieses ein wichtiger Artikel in der künftigen Regierung sein werde. — Es wird ein eignes Conseil niedergesetzt, das über die beste Form dieses Anzugs entscheiden soll; bestehet aus drei Ärzten, drei Philosophen und drei Schneidern. — Große Uneinigkeit in diesem Conseil, sogar einige Prügeleien. — Cülottisten und Sanscülottisten durch das ganze Reich. — Sieg der erstern, weil sich mit Recht die Geistlichkeit zu ihnen schlägt. — Der Prinz bekommt Hosen. — Dreitägige öffentliche Ausstellung derselben und Urtheile der Welt darüber. Verzeichniß von Schriften darüber, die sich an die 200 belaufen. — Neigungen des Doppelprinzen fangen an zu keimen. Der eine zeigt viel Hang zur Speculation und einem sitzenden Leben, der andere zum activen. — Sonderbare Scenen, die sich daraus schon jetzt ergeben. — Ärzte und Schneider lachen, der Klerus und die Philosophen weinen. — Doppelte Pagen, doppelte Kammerdiener und doppelte Hofmeister. Es will sonst nicht gehen *). Hiermit schließt sich der erste Theil. — —

Indem ich zum zweiten Theil übergehen will, sehe ich mit schriftstellerischem Entsetzen, aus der Überschrift dieses Artikels,

---

*) Die Fragmente, welche in Beziehung auf den beabsichtigten Roman, worin ein doppelter Prinz die Hauptperson sein sollte, unter den Papieren des Verfassers aufgefunden wurden, sind Th. 1, S. 50 ff. mitgetheilt.

daß ich mich verloren habe, und fürchte fast, daß die Verwünschung, die sie enthält, über mich und meinen doppelten Prinzen, von manchem Leser möge ausgesprochen worden sein. Ich bitte um Vergebung; es kam in meinem Eigenthum Feuer aus, da dieses nun so ziemlich geborgen ist, so habe ich die Ehre, versprochenermaßen, aufzuwarten.

Alles Folgende sind die eigenen Worte meines in dem zweiten Viertel dieses Jahres (1798) leider! verstorbenen Freundes. Die Anrede ist an mich wie folgt:

Du weißt, mein Theuerster, daß es seit jeher eines meiner Lieblingsgeschäfte in müssigen Stunden gewesen ist, deutsche Nationalflüche und Verwünschungen zu sammeln, um daraus gelegentlich einige zur endlichen Bestimmung des Nationalcharakters nöthiger und noch fehlender Elemente durch Philosophie zu scheiden. So wie Leibnitz schon gesagt hat, daß die Menschen sehr viel sinnreicher in ihren Spielereien, als in ihren ernsten Geschäften wären, so habe ich auch gefunden, daß, ohne deßwegen die Flüche unter die Spielereien zu rechnen, der Mensch sehr viel charakteristischer flucht als betet, vielleicht, weil er meistens aus dunkelem Gefühl seines hohen Werthes flucht und verwünscht, und aus einem ähnlichen Bewußtsein seines Unwerthes und seiner Abhängigkeit betet. Um Etwas dieser Art auszufinden, legte ich mich neulich mit meinem Dir bekannten Zettel zu Bette, in der Absicht Etwas dieser Art, vor dem Einschlafen, auszufinden, was ich am Morgen in meine sogenannte Noctes G . . . es (G . . . . sche Nächte)

eintragen könnte. Ich stieß sehr bald auf die in manchen Gegenden Deutschlands sehr bekannte Verwünschung: Daß du auf dem Blocksberge*) wärst. Ich weiß nicht, was mich eigentlich bei dieser Zeile zum Stillstand brachte, ich ruhete dabei aus und schlief ein. Sogleich saß ich in einem leichten Wagen mit Vieren, und fuhr in einer Nacht bei sternenhellem Himmel frisch zu. Ich kann nicht sagen, daß mir die Fahrt sehr gefallen hätte. Vermuthlich hatte sich beim Einschlafen Etwas von Walpurgisnacht auf meinen Traumapparat niedergeschlagen, so daß ich mich bei meinem Postillion nicht viel besser befand, als Bürger's Lenore gegen das Ende ihrer Reise

*) So heißt unser Brocken in einem großen Theile von Deutschland, und ist unter diesem Namen selbst Kindern, die 100 Meilen von ihm leben, bekannt. Man wünscht oder verwünscht gewöhnlich Dinge dahin, deren man im hohen Grade überdrüssig ist. Die Verwünschung verträgt sich wirklich mehr als eine mit christlicher Liebe; sie thut nämlich dem Affect Genüge und hebt die Wiederkehr des Verwünschten nicht auf, wodurch sie sich sehr von andern unterscheidet, die man, im christlichen Deutschland wenigstens (denn von der deutschen Türkei ist hier noch nicht die Rede), und mit einem Anfangsbuchstaben und Punkten druckt. Wer eine sehr merkwürdige, neuere Verwünschung, auf den Blocksberg, lesen will, wird sie im 2ten Hefte des IVten Bandes der neuesten Staatsanzeigen S. 142 finden. Der Verwünscher ist ein rechtschaffener Mann, der Franziskaner, Pater Guido Schulz.

Anmerk. des Verfassers.

Er. Lieber Herrr, ich meine es gut, das können Sie glauben. Ich habe lange keinen so freundlichen Herrn gefahren.

Ich. Nun gut, gut, heraus mit der Sprache.

Er. I! wenn Sie es so haben wollen. Ich meine nur (hier wieder gefälliges, hörbares Lächeln), es wäre möglich, daß Ihre liebe Frau Sie im vergangenen Jahre auf den Blocksberg gewünscht hätte.

Ich. Und was denn da?

Er. Da würden Sie sich selbst denn dort oben herum marschiren sehen, so wie Sie da in der Kutsche sitzen, gerade so, Tracht und Alles, wie im Spiegel; vor so was graut einem.

Ich. (laut lachend) Ehrlicher Teufel. Also das meintest Du? O! wenn es weiter Nichts ist, guter Kerl, habe keine Sorge. Gesetzt, ich sähe mich auch da, muß es denn gerade meine Frau sein, die mich dahin gewünscht hat? das könnten ja andere Leute sein. Ich kenne ihrer eine Menge, die mich auf den Blocksberg wünschen. Das weiß ich und mache mir eine Ehre daraus. Jeder rechtschaffene Mann in dieser Welt zählt ihrer leicht ein Dutzend, eben weil er ein rechtschaffener Mann ist.

Er. Gut, lieber Herr, das weiß ich wohl, aber wenn der Zettel nicht wäre.

Ich. Was für ein Zettel?

Er. I! der Zettel auf dem Rücken.

Ich. Ich bitte Dich ums Himmels willen, sprich fort, wir kommen sonst um die Hochzeit. Was sind denn das für Zettel?

Er. Ein jeder trägt da einen Zettel auf dem Rücken, darauf steht mit feurigen (hier eine Pause), mit feurigen, feurigen Buchstaben geschrieben.

Ich. Was denn?

Er. Von wem man herauf gewünscht worden ist, und wie viele Male.

(Hier eine Pause von meiner Seite. In der That wurde mir doch hierbei nicht ganz recht zu Muthe. Denn man kann in einer sehr vergnügten Ehe leben, und dann doch zuweilen auf den Blocksberg gewünscht werden. Es war mir um die Leute zu thun. Ich dachte nach, und erinnerte mich einiger kleinen Vorfälle, dieses merkte der Schwager.)

Er. Schlafen Sie? Sie sind ja so stille?

Ich. Wer wird schlafen, bei einer solchen Reise mit einem so angenehmen Schwager? Aber höre Er. Gesetzt, ich fände nun meine Frau auch da, würde Sie mich kennen?

Er. Nein! Als bloßen Passagier und Zuschauer nicht. Die sind unsichtbar für die Verwünschten. Aber die Verwünschten selbst sehen einander. Die bloßen Passagiere sehen Alles, ohne gesehen zu werden. Erblicken Sie also Ihre liebe Frau oben, so werden Sie es am besten wissen, was das sagen will. Erblicken Sie sich selbst und Ihre Frau Arm in Arm, so hat dieses nichts zu bedeuten. Das können immer gute Ehen sein. Nur auf den Kopfputz kommt alsdann viel an.

Ich. Ich sehe, der Schwager ist sehr informirt.

Er. O! Ich müßte ein Dummkopf sein, wenn ich es nicht verstände. Ich habe Hunderte hinaufgefahren, auch wieder herunter, wenn sie sich nicht — — Sie verstehen mich wohl.

Ich. Nein, lieber Schwager, ich verstehe es nicht.

Er. O doch.

Ich. Nein wahrlich nicht.

Er. Ich meine, wenn sie sich nicht droben erhenkt haben.

Ich. Also haben sich wirklich Passagiere droben erhenkt?

Er. O! mehr als einmal.

Ich. Und weswegen denn?

Er. Von wegen des Kopfputzes, von dem ich vorher geredet habe.

Ich. Kopfputz? Gibt es denn einen zum Erhenken?

Er. O ja.

Ich. Was für einen?

Er. Wenn Sie nicht wollen für ungut nehmen — Hörner.

Ich. Kannst Du mich, lieber Schwager, wohl in einer Stunde hinführen?

Er. O! in — in — einer Minute. Ich sehe, Sie wissen nicht, wer Sie fährt. Ich habe meine geheimen Verbindungen hier, bin aber Ihr guter Engel, fürchten Sie nichts.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich weit über Alles erhoben, was die Welt Chausseen nennt. Ich schwamm, wie an einem Luftballon hängend, sanft dem Nordlicht entgegen. Alles, was noch in mir wog und zog, waren einige schwere Gedanken

über die Folgen dieser Aufklärung, über wichtige Punkte des vergangenen sowohl, als künftigen Lebens, der ich jetzt entgegenging, und die der Himmel so weislich in Dunkel hüllt. Ich tadelte im Grunde meiner Seele nunmehr meine Verwegenheit, denn mein ganzes Leben zielte gar nicht auf einen solchen Überfall hin. Wer hätte auch so was denken sollen? Nach wenigen Minuten sanken wir auf den kleinen Brocken nieder, mechanisch sanft, aber für mich, mit einer Art von elektrischem Stoße aus dem Boden der Weissagung, der durch alle Glieder ging. In diesem Augenblicke war mir der Brocken heilig.

Man kann sich keinen himmlischern Anblick denken, der ganze höhere Gipfel des Brockens, der vor uns lag, stand wie im Feuer. Alles noch etwas fern. Mein Postillion, der, wie ich nun deutlich sah, weder die braunschweigische, noch die kaiserliche Montur trug, faßte mich bei der Hand, schüttelte sie lächelnd. Ich bin noch immer der alte Schwager im Thale. Sie denken nach; haben Sie keine Sorge, und (setzte er, Gottlob! lächelnd, hinzu) zum Erhenken ist immer Zeit. Nun ging ich mit Muth dem Berge zu.

Himmlischer Anblick überall. Überall wie Junius Licht an einem heitern Mittage. Aber selbst in der Allee, der wir uns näherten, erschien keine Spur von Schatten. Was ist das? fragte ich meinen Führer, sind das Harztannen? J! mein Himmel, Sie wissen nicht, wo Sie sind, versetzte er, das Licht blendet Sie. Das sind Bäume, die Deutschland hierher gewünscht hat. In dem Augenblick sah ich, daß es Freiheitsbäume

waren, roth, blau und weiß gestreift; oben Bänder von gleicher Farbe. Bravo, meine lieben Landsleute, dachte ich, und nun fing ich an zu verstehen. So viel kommt auf einen guten Wink an. Trotz meines Unterrichts im Thale, hielt ich Alles hier für ein Paradies, und hatte gänzlich vergessen, daß ich mich unter lauter verwünschten Dingen befand. — Der Glanz hatte alle Schuld. An den Bäumen wehten Flaggen mit Zahlen. Was soll die Zahl da? fragte ich meinen Führer. Das ist die Zahl der Verwünschungen, sagte er. Nun dachte ich, willst du doch eine wenigstens behalten. Es war ein herrlich gehobelter und verzierter Baum, oben mit vier Schilden, nach den vier Weltgegenden, mit Inschriften, die ich nicht lesen mochte. Es war mir mehr um die Zahlen zu thun, woraus sich auf die Inschriften schließen ließ. Es war zum Erstaunen: voran stand eine Eins, und, dafür stehe ich, hinterher zum allerwenigsten fünf Nullen. Also war dieser Baum wenigstens hundert tausend Mal verwünscht worden. Das dachte ich wohl, sagte ich zu mir selbst, so mußte es kommen. Unter den Bäumen spazierten einige Officiere mit gestickter Uniform, Arm in Arm mit Leuten, die nicht in Uniform waren. Es wurde viel Französisch gesprochen, aber von Einigen so schlecht und breit, daß man wohl hören konnte, es waren Deutsche, die es erst in späteren Jahren aus ökonomischer Desperation gelernt hatten. Was ist denn das für ein Trupp dort unter jenen Freiheitstannen, der keine Uniform trägt? fragte ich. Das sind Lieferanten an sich, antwortete mein Führer. Hierbei konnte ich

mich kaum des herzlichsten Lachens enthalten, über meine eigne Ideenverbindung, versteht sich. Mir fielen dabei die Dinge an sich der neuen Philosophie ein, und so gewann der Ausdruck, im Munde eines Postillions, also eigentlich des Mundstücks zum Mundstücke des Posthorns, ein etwas drolliges Ansehen. Der gute Kerl, der sich meinen Schutzengel nannte, war ganz unschuldig dabei. Er verstand unter Lieferanten an sich, eine sehr bekannte Species von Lieferanten, die bloß an sich selbst liefern, und dieses Ungeziefer, deutsches und französisches, auf dem Blocksberge zu finden, war nicht unerwartet. Wer würde diese Strichvögel nicht lieber in der Halsschlinge sehen, als hier im Freien streichend?

Gleich hinter der Freiheitstanne erblickte ich eine Menge Buden mit Kleidern; alle waren weiß, braun und schwarz. Ich glaubte in Monmouth-street*) in London zu sein. Als ich etwas näher trat, sah ich aus der Überschrift, daß es lauter Ordenshabite waren, vorzüglich Habite junger Nonnen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Sammlung auf 5000 schätze. Sie waren systematisch aufgehängt, zwischen einem Paare Nonnenkleidern hingen immer einige Mönchshabite. Capuciner,

*) Eine Straße, worin nicht sowohl vor Alter gestorbene Kleider, als vielmehr solche, die die Pest der Mode oft in der Blüthe ihrer Jahre hingerafft hat, ihre Auferstehung erwarten, die denn auch nicht ausbleibt; wenn man die Erlaubniß, in den Provinzen und im Auslande zu spüken, Auferstehung nennen kann. Anm. des Verfassers.

Franciskaner und die von La Trappe konnte ich deutlich erkennen. Sie schienen sich wie zu umarmen. Jetzt fing ich an, diesen Tag zu preisen, der meine Theorie vom Menschen so sehr bestätigte. Leid that es mir, als ich in denselben Buden einige protestantische Krägelchen, schwarzen Rock und Mantel und schwarz gebundene Bücher mit vergoldetem Schnitt erblickte. Wie ist das in aller Welt möglich? sagte ich ganz laut. Was möglich! versetzte mein Führer, es ist Alles möglich, fort, fort, wir haben keine Zeit. Es wird besser kommen. Das Nächste war ein kaum übersehbares Gehäge, worin es von wilden Schweinen, Hirschen, Rehböcken und Hasen wimmelte. In der Mitte glänzte auf einer erhöhten Tafel in feuriger Schrift:

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Was Henker, fragte ich, haben denn die wilden Schweine in Deutschland Unterthanen? — Hier nicht viel gefragt. Sehen Sie, sehen Sie dort die herrlichen Equipagen! Es war zum Entzücken. Zum wenigsten zehn sechsspännige Wagen von einer Leichtigkeit, daß ein Pferd ihrer sechs gezogen hätte, rennten unter Begleitung von menschlichen Rennthieren, schön wie Engel, in ihrem Silbergeschirr *), vorüber. Ich kannte keinen von den Herrn darin, doch glaube ich, vier bis fünf Tonsuren bemerkt zu haben, zwei fuhren rückwärts, und vorwärts saßen Damen. Nonnen waren es nicht. O! da hätte

---

*) Vermuthlich Läufer. Anm. des Verfassers.

ich die Kehrseite sehen mögen, rief ich. Geschwind, Geschwind! Sehen Sie, da stehts auf den Kutschen hinten, rief mein Führer. Es war nicht zu verkennen. Die Flammenschrift hieß;

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Das haben wir schon einmal gehabt, sagte ich. Nun öffnete sich der Schauplatz immer mehr. Gänge, gedrängt wie die Börse zu Amsterdam um Mittag, zeigten sich zu beiden Seiten. Es war nicht auszukommen, der Geist ermüdete. Ich las bloß einige Aufschriften. Z. B. *Gang der alten Tanten. Gang der Ehemänner.* Allgemeine Rückendevise: *Von der Frau. Promenade der Hofmeister.* Hier erkannte ich zwei oder drei. Ganz voran stand unser lieber N. mit seinem abgespannten Passionsgesichte. Er hatte seinen kleinen Dollond in der Hand, und sah gerade nach mir. Ich wollte ihn grüßen, als mir einfiel, daß ich unsichtbar für ihn wäre. Ich sah mich also in der Richtung seines Fernglases um, und siehe, da stand der junge Schurke hinter mir, der gewiß diese gute Seele, zum Dank für ihre weise und väterliche Leitung, tausendmal heraufgewünscht hatte. Ich suchte den Revers des Buben zu gewinnen, um zu sehen, wem er seine Brockenreise zu verdanken hätte. Das Zettelchen glühte ganz fein: *von seinem ewig treuen Engel, Signora Cassandra, an dem Tage da Monsieur aufhörte zu zahlen.* Recht so, dachte ich. Vielleicht zielte der kleine Dollond nach dieser Inscription. Indem ich noch diesem infamen Geschöpfe meine tiefste Verachtung durch Freude bezeigen wollte*), stieß mich

*) Hieraus können manche Leser lernen, was Dictate reiner

mein Führer fast etwas unsanft an. Ums Himmels willen erschrecken Sie nicht! — Was, was ist denn? — Sehen Sie denn nicht dort den Herrn? — Wo, wo? I, dort! Sie kennen doch auch wahrlich alle Menschen, und sich selbst nicht. — Wie ein Donnerschlag ging es mir durch alle Glieder, nicht was mein Führer sagte (das wußte ich längst), sondern der Anblick von meinem Ich nicht Ich, zum erstenmale in der Welt, außerhalb des Spiegels, und mit Bewegungen, die mit den meinigen gar nicht in katoptrischer Harmonia praestabilita standen. Ich stand, wie eine Bildsäule versteinert, da; Ich nicht Ich hingegen war sehr munter, schaute umher, und schien sehr viel vergnügter, als sein Er nicht Er. Offenbar mußte Etwas zwischen Uns sein, was weder Er noch Ich war, und wovon Keiner von uns Etwas wußte. — Es war ein unbeschreiblicher Anblick, Sich selbst so, ohne Sich selbst, gehen zu sehen, wo man bei jedem Tritt der Abbildung zu erblicken fürchtet, was man nicht sieht, wenn man ihn selbst thut. — Aufrichtig zu reden, so gefiel ich mir nicht sonderlich. Ich würde den Hut anders gesetzt, den Stock anders getragen, und mich nicht so oft umgesehen haben, wie Ich nicht Ich. Indeß dachte ich:

---

praktischer Vernunft sind. Ich wußte, daß mich der Kerl nicht sah, und daß ihn meine Freude weder verwunden, noch heilen konnte. Dessenungeachtet machte ich das ganze Exercitium an ihm durch, wie an einer Gliederpuppe.

Anmerk. des Verfassers.

es ist Alles sonst so genau und richtig, also vermuthlich auch das, was du nicht für so genau hältst. Nun wohlan, sagte ich zu mir selbst, das soll mir der Keim zu einer Theorie des Schauspiels sein. Dieses war eine kleine Autorregung, ein Intermezzo, das der Kopf der Autoren ihrem Herzen oft zum Besten gibt, wenn er etwas Besseres geben könnte, oder sollte. Nun kam der Mensch in mir wieder. — Mir gefiel in Wahrheit der Hut mit dem hohen Deckel, den Ich nicht Ich trug, nicht so ganz, ob Ich gleich selbst einen solchen auf hatte. Mir fiel der Kopfputz ein. Meine Unruhe und meine Neugierde war unglaublich. Ich hätte einen Fürstenhut darum gegeben, diesen Filz abheben zu können. Auf einmal begegnete meinem Repräsentanten ein alter guter Freund von uns, den vermuthlich seine Haushälterin, mit ihrem verlobten Exspectanten, hierher gewünscht hatte. Mein Echowesen zog den Hut ab. Gerechter Himmel! Was für ein Anblick! Wenn Dir je, theuerster Leser, an dem zweiten oder dritten Abend deiner ersten Liebe, der aufgehende Vollmond durch das Blüthengitter deiner Laube in dein begeistertes Auge geblickt hat, so hast du den Vollmond ganz mit dem Wonnegefühl gesehen, mit dem ich durch ein Gedränge von Bändern, Federn und anderen wehenden und nicht wehenden Kopfzierden, meinen kahlen Scheitel erblickte. Er war es völlig, so wie ich ihn noch diesen Morgen vor dem Spiegel gesehen hatte; glatt freilich, aber auch ohne alle Spur von jenen kleinen, aber solideren Sprößlingen, die oft der bloße geheime Wunsch des Weibes schon keimen machen soll. Also

nicht einmal der Spießer*) bist du, dachte ich. Eigentliches Gehörn hatte ich nie gefürchtet. Dieses erfüllte mich mit einem Muthe. — O! ich glaube, ich wäre dem Leidigen selbst entgegengegangen.

Ich. Komm, komm, guter Freund, geschwind, sagte ich zu meinem Führer.

Er. Was denn, was wollen Sie denn?

Ich. Ich muß die Inscription lesen.

Er. Was für Inspection?

Ich. Guter Tropf, ich will wissen, wer mich auf den Blocksberg gewünscht hat.

Er. O thun Sie das nicht. Es wäre doch wohl möglich.

Ich. Was möglich? Ich fürchte keine Möglichkeit. Komm, komm.

Wir eilten. Ich las den Zettel, und lächelte. Es war nichts Neues. Ich erblickte zwei Namen. Der eine war der von einem sonst scheinbar guten Schlucker, der eine entfernte Anwartschaft auf mein Amt hat, der mir immer zum neuen Jahre gratulirt, und des Monats wenigstens einmal bei mir speist. Der andere, der von einem Bedienten, der nicht mehr allein in Keller gehen darf. — Ich gratulire, gratulire aus Ihrem Gesichte, lieber Herr, sagte mein Führer, indem er mir die

---

*) Ein junger Hirsch, der das erstemal aufsetzt, und daher nur Spieße, statt des Gehörnes, hat. Adelung.

Anm. des Verfassers.

Hand drückte. — Auf einmal sah er sich um und stutzte — Wat — die — schwere — — rief er, indem er meine Hand wegwarf und lief. Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. — Auf einmal löste sich das Räthsel. Ich sah nämlich das Ich nicht Ich meines treuen Führers einherschreiten, nicht als Spießer, sondern mit dem vollkommensten Gehörn, das ich in meinem Leben gesehen habe, und von Ast zu Ast glänzte die Inschrift: *von seiner lieben Ehefrau.* Die Worte galten bloß die Verwünschung, das Gehörne bedurfte keiner Inschrift. Ich muß bekennen, weil der Kerl rüstig, jung und schön war, und ich einige Ursache hatte zu glauben, daß *seine liebe Ehefrau* auch hier irgendwo noch in gleichem Putz spüke, so konnte ich mich des herzlichen Lachens nicht enthalten. Nach dem Gehäge mit ihm, nach dem Gehäge, rief ein Gedränge von Menschen, worunter selbst einige Spießer waren. Meine Bewegung über diesen sonderbaren Vorfall wurde immer heftiger und so — erwachte ich. — — Das, was aber von meinem eigentlichen Ich wieder zuerst recht wieder zu sich kam, war doch wieder der Autor. Ich dachte an meine neue Theorie vom Schauspiele, und fand nun wachend, zu meinem nicht geringen Verdruß, daß das Alles längst bekannte Sachen waren; längst gedachte und gesagte, wenigstens aber zum erstenmal lebhaft empfunden. Das ist doch immer etwas werth. Ich kam hierbei auf deinen alten Satz, lieber Freund. Du sagtest einmal bei dem Sprichworte: hierüber muß ich mich beschlafen, es gelte

bei verwickelten Angelegenheiten des Lebens, wo es gewöhnlich gebraucht werde, nicht vom Schlaf, sondern vom Wachen im Bette, und hauptsächlich dem Erwachen am Morgen; von Gegenständen der schönen Künste hingegen, in mehr eigentlichem Verstande, doch sollte man da lieber sagen: hierüber muß ich mich beträumen. Die größten Dichter und Künstler seien immer Menschen gewesen, die dieses wachend gekonnt, und immer in desto höherem Grade, je weniger sie sich auf das obige Beschlafen verstanden hätten. — Schade nur, lieber Freund, daß Deine Regel den traurigen Umstand mit dem besten gemein hat, daß sie der, der sie versteht und fühlt, nicht nöthig hat, und der, der sie nöthig hätte, vice versa u. s. w.

Leuchtende Kartoffeln.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 164—167. unter der Rubrik: Neue Entdeckungen &c.)

Es gibt Leute, die glauben, daß sich aus Kartoffeln Alles machen lasse, was der Mensch zur Nothdurft gebraucht, und das Meiste von dem, was er zum Überfluß, also eigentlich zum Unnöthigen, nöthig hat. Freilich, wenn man etwa die verschiedenen Zeuge zu Kleidern und manchen Geräthschaften, die zu dieser Metamorphosirung der Kartoffeln nöthig sind, ausnähme, so hätten diese Leute so gar unrecht eben nicht: selbst bei Kleidungsstücken ließen sich noch hier und da Auswege finden. Daß man z. B. wo nicht Schuhe, doch Holschen aus Kartoffeln machen könne, wird Niemand bezweifeln, der weiß, daß man die elegantesten Dosen und Spiegelrahmen aus ihnen macht; ja selbst für die Perücken sehe ich schon eine Möglichkeit, seitdem ich gehört habe, daß ein Genie die kühnen Gedanken gehabt habe, Perücken aus Papier maché zu machen und aus Gyps zu gießen, die des Puders eben so wenig bedürfen, als sie es vertragen. Was ich zur Bestärkung jener Leute in ihrem Glau-

den eigentlich hier beibringen wollte, ist, daß man nun wohl künftig auch einmal ohne weiteres Zuthun bei Kartoffelschein im Dunkeln wird lesen und schreiben können. Meine Hoffnung ist Scherz, aber folgendes Factum ist Ernst. Am 7. Jänner dieses Jahrs (1790) ging ein Officier zu Strasburg des Abends um 11 Uhr an den Casernen vorbei und bemerkte in einem Zimmer der gemeinen Soldaten noch Licht. Da dieses den Leuten scharf verboten ist und also Feuer zu vermuthen war, so verfügte er sich sogleich nach dem Zimmer. Als er hineintrat, fand er die Leute im Bette sitzend und voller Vergnügen über leuchtende Körper, mit denen sie auf der Decke ihr Spiel trieben. Auf Befragen, was das sei, hörte er, daß es Stücke einer rohen Kartoffel wären, die sie, als sie welche für die morgende Suppe geschälet, beim Anschneiden untauglich befunden und weggeworfen, nachher aber leuchten gesehen und wieder aufgenommen hätten. Der Officier ließ sich einige Scheiben geben, um sie zu untersuchen, und fand, daß sie von einer Kartoffel waren, die bereits in die Keimungsgährung übergegangen war. Sie leuchtete so stark, daß man bequem dabei lesen konnte. Am Tage untersucht, fand er sie wenig mehlig, mit weißen Adern durchlaufen und mit einer Menge, dem bloßen Auge kaum sichtbarer, Theilchen besäet, die einen fast metallischen Glanz hatten; sie hatten den frischen Champignongeruch, den man auch beim leuchtenden faulen Holze bemerkt. Am 8ten Jänner leuchteten sie noch, aber schwächer; den 9ten noch schwächer; am 10ten war alles Licht verschwunden. Merkwürdig ist doch hierbei, daß man dieses Phänomen

nicht öfter bemerkt, da die Kartoffeln so häufig aus dunkeln Kellern geholt werden müssen: vielleicht ist es aber auch nöthig, daß man sie durchschneidet. Bekäme man den Prozeß, Kartoffeln leuchtend zu machen, und zwar durch bloßes Keimen=lassen, in seine Gewalt, so würden sie unstreitig einen neuen Vortheil, zumal den Armen, bei manchen Verrichtungen gewähren. Noch muß ich anmerken, daß der bekannte Hr. Valmont de Bomare *) ein Sendschreiben dieses Officiers über diese merkwürdige Erscheinung in der königl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues vorgelesen hat.

*) Jacob Christoph Valmont de Bomare, geb. zu Rouen 1731, gest. 1807. Bekannt durch sein Dictionnaire raisonné universel d'histoire naturelle, das zuerst 1765 in 5 Th. 8. erschien, und zuletzt, mit Supplementen, zu Lyon 1800 in 15 Theilen.

Lieutenant Riou.

(Gött. Taschenkalender 1791. S. 167—171, unter: Neue Entdeckungen ꝛc.)

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einer Geschichte aus den Zeitungen, vom Frühjahr 1790, die vieles Aufsehen in England machte: daß nämlich ein gewisser Schiffslieut. Riou, der ein Schiff, the Guardian, commandirte, in einer Entfernung vom Cap, wo so etwas gar nicht zu erwarten war, auf eine Eisinsel stieß, wodurch sein Schiff einen solchen Leck bekam, daß man die Boote aussetzte und ein Theil des Volks das Schiff verließ; daß aber Lieut. Riou es nicht verließ, und zwar nicht etwa aus Verwirrung, oder sonst zufälligen Ursachen, sondern mit kaltem Blute sich dazu entschloß, und sogar noch dem Secretair der Admiralität mit wenigen Worten seinen Entschluß in einem Billet meldete, das er den Flüchtenden mitgab; daß dieser Lieut. Riou aber endlich wohlbehalten am Cap mit seinem baufälligen Schiffe ankam ꝛc. *). Bei Lesung dieser Geschichte

*) Man hat diese Begebenheit sogar auf das Theater gebracht. Anm. des Verfassers.

fielen mir einige Gedanken des großen Franklin wieder ein, die er in einem Schreiben an Hrn. Le Roy*) zu Paris äußerte, und die von Commandeuren sowohl, als Eigenthümern von Schiffen nie genug beherzigt werden können: Ich lese nun (schrieb der philosophische Greis im August 1785, und zwar auf der See am Bord des londonschen Packetboots) fast siebzig ganzer Jahre Zeitungen, und wenige Jahre gingen vorbei, daß ich nicht Nachrichten gelesen hätte von Schiffen, die man ohne eine Seele am Bord, und mit Wasser im Raum herumschwimmend angetroffen hätte, oder von andern, die in gleichem Zustand ans Land geworfen worden wären. Die Besatzung hatte nämlich in diesen Fällen das Schiff verlassen, war vielleicht glücklich angekommen, vielleicht aber auch nicht. Die Nachricht, die dergleichen Leute von ihrem Unfall geben, lautet gewöhnlich so: Das Schiff hätte ein Leck bekommen, sie hätten lange gepumpt, da aber das Wasser immer mehr gewonnen, so haben sie sich in das Boot geworfen u. s. w. Daß dieses sehr oft viel zu voreilig geschehe, ist Hrn. Franklin sehr wahrscheinlich, und er gibt Folgendes als Ursachen an, die den Muth der Leute ohne Noth zu sehr niederschlagen. Das Schiff ist nach unten zu viel enger als oben, also ein Leck, der von Anfang schnell zu füllen scheint, wird nachlassen, wenn das Wasser höher kommt; ferner wenn

---

*) Joh. David Le Roy, Mitglied des franz. Instituts; geb. 1728, gest. 1803. Schrieb unter Andern: Nouvelle voilure proposée pour les vaisseaux etc.

der Leck unten ist, so füllt sich auch deßwegen das Schiff schneller, weil die äußern Wassersäulen durch ihre Höhe stärker drücken; allein so wie sich das Schiff füllt, und die innern Wassersäulen sich der Gleichheit mit den äußern nähern, so verlieren die äußern ihre Gewalt, das Wasser in das Schiff zu treiben, immer mehr. — Allein, so wie das Wasser im Schiffe steigt, so erreicht es nach und nach eine Menge leichter Körper, z. B. leere Kisten und hauptsächlich leere Wasserfässer, die, wenn sie befestigt sind, daß sie nicht frei schwimmen können, nun das Schiff sehr mächtig zu unterstützen anfangen. Auch besteht die Ladung der Schiffe selbst oft aus einer Menge von Dingen, die specifisch leichter sind als das Wasser, die, so lange sie über Wasser sind, das Schiff belästigen, sobald sie aber in das Wasser zu liegen kommen, das Schiff heben helfen; Salz und Zucker, die specifisch schwerer sind als Wasser, schmelzen, fließen fort und erleichtern das Schiff ꝛc. Alle diese Umstände wird Niemand unbedeutend finden, der bedenkt, daß es von dem Gewicht einer Unze abhängen kann, ob ein Schiff flott bleiben oder sinken soll. Franklin ist überzeugt, daß manches Kriegsschiff, wo wegen der Größe der Consumtion die Zahl der leeren Wasserfässer sehr beträchtlich sein muß, in der Schlacht noch vom Sinken hätte gerettet werden können, wenn man es zur beständigen Regel gemacht hätte, die ausgetrunkenen Fässer jedesmal fest zuzuschlagen, und an solche Orte in Verwahrung zu bringen, wo sie nicht frei schwimmen können. Er billigt daher das Verfahren der Schinesen sehr, die den Schiffsraum in eine Menge

kleiner Kammern abtheilen, die alle wasserdicht verschlossen werden können, so daß, wenn ein Leck springt, immer nur eine davon gefüllt wird, wodurch das Schiff, wenn sie sich auch bis zur Wasserlinie füllte, nicht zum Sinken gebracht werden kann. Wir haben, sagt er, diesen Gebrauch nicht nachgeahmt, vielleicht weil man Packraum verliert; allein dieses meint er, ließe sich wieder durch die geringere Assecuranz und ein höheres Geld, das der Passagier bezahlte, der sich gewiß bei großen Reisen, lieber einem solchen Schiff anvertrauen würde, als einem andern, wieder gewinnen. Unsere Seeleute, fährt er fort, sind aber ein unerschrockenes Volk, das dergleichen Vorschläge bloß aus der Furcht verwirft, man möchte sie für Memmen halten, es kennt keine andre Furcht, als die, für furchtsam gehalten zu werden.

Wie weit manche Vögel zählen können.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 168—172, unter: Miscellaneen Nr. 2.)

Ich hatte eine Nachtigal, der ich des Tages zweimal, jedesmal drei von den Larven des Mehlwurms zu essen gab. Dabei hielten wir es so: Ich öffnete die Thüre, die an der schmalen Seite ihres länglich viereckigen Cabinets war, da sie denn, die meine Absicht kannte, sogleich auf die Stange zunächst der Thüre sprang, mich mit ihren großen Augen ansah und die Speise erwartete. Sobald sie einen Wurm empfangen hatte, hüpfte sie mit demselben auf die entfernteste Stange, gar nicht aus Furcht, denn sie ließ mich sonst oft Minuten lang bei offenem Thürchen ihr ganz nahe in die Augen sehen, sondern vermuthlich weil es bei Nachtigallen so der Gebrauch ist. Dort wendete sie ihn einige Mal im Schnabel herum und verschlang ihn alsdann ganz und auf einmal. Hierauf sprang sie wieder an die Thüre, um den zweiten zu empfangen, mit dem sie es eben so machte, und eben so empfing sie auch den dritten, allein

nie kam sie wieder hervor, nachdem sie diesen empfangen hatte, ob ich gleich immer in der Stellung stehen blieb, und sie unmöglich bemerken konnte, daß keine Würmer mehr da waren. Um genau zu wissen, ob dieses wirklich Anlage zur Rechenkunst in dem Vogel war, oder bloß Sättigung, so wurde ihr, wiewohl selten, ein vierter Wurm angeboten, da sie denn sogleich mit Begierde hervorsprang. Meine Nachtigall konnte also bis auf drei zählen. Gern hätte ich versucht, sie bis zur Zahl vier zu bringen, allein das wäre dem guten Thier schädlich gewesen, und ich wußte damals schon aus eigener Erfahrung, daß es im Ganzen ein sehr schnöder Gewinn im Leben ist, den Kopf auf Kosten des Magens zu bereichern. Nachher hörte ich, daß man bei einer Eule etwas Ähnliches bemerkt hatte. Drei Freunde pflegten des Abends öfters nach einer Felsenhöhle spazieren zu gehen, in welcher eine Eule genistet hatte. Wenn diese den Besuch kommen hörte, pflegte sie heraus zu fliegen und sich nicht weit von dem Eingange hinzusetzen, und sogleich wieder hinein zu fliegen, wenn diese alle Drei wieder heraus waren, allein nie flog sie hinein, so lange sie nur Zwei außen bemerkte. Dieses sieht auch aus wie zählen, jedoch da 3 Menschen ein anderer Haufe sind als 2, und das Ganze anders aussieht, so ist die Sache leichter, als bei der Nachtigall, indessen will ich auch nicht entscheiden, durch was für eine Art von Anschauung die Nachtigall zu jenem Begriff gelangt sein möge. Also vom Vogel der Liebe (wenigstens verdiente die Nachtigall es zu sein, so gut als die Taube oder der — Sperling), und dem Vogel

der Weisheit, wissen wir, daß sie wenigstens auf 3 zählen können, vom Vogel der Juno, also der Macht, dem Pfau, habe ich nie so etwas gehört, er ist auch viel zu stolz und zu schön geputzt, als daß sich von Seiten des Geistes viel von ihm erwarten ließe.

Von einer in dieser Kaffeezeit seltenen weiblichen Erscheinung.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 123—128, unter: Miscellaneen Nr. 2.)

Unter den vielen Ähnlichkeiten, die das reine Wasser mit der Tugend hat, ist gewiß die keine von den geringsten, daß es viel gelobt und wenig geachtet wird. So wie diese wird es in seiner reinsten Form, wie es vom Himmel strömt, am wenigsten geschätzt; man verlangt bei beiden immer Etwas von Beimischung dessen, was bei der einen keine eigentliche Tugend und beim andern kein eigentliches Wasser mehr ist. Man leitet es daher, um es trinkbar zu machen, in unzählige Töpfe, Kessel und Schalen, um sich in denselben mit fremden Stoffen zu verbinden, oder läßt es von der Sonne durch die Fibern von tausend Wurzeln, Hölzern und Stängeln treiben, da man es dann mannichfaltig gewürzt, entweder aus Früchten saugt oder, zu Wein geadelt, mit Wohlbehagen trinkt. Ja im letzten Fall zählt man sogar die Jahre seiner Erhebung über das verächtliche Regenwasser wie Ahnen, und schätzt den, so wie in den weisesten Staaten die Menschen, am meisten, der ihrer die mei-

sten zählt. Es darf da nichts Wässeriges in der Composition sein; Rhein- und Moselweine werden immer desto mehr gesucht, je weniger von dem Rhein und der Mosel selbst unmittelbar hineingelaufen ist. Da nun wegen der fast allgemeinen Gleichgültigkeit der Menschen gegen die Tugend, immer diejenigen, die eine besondere Parteilichkeit gegen dieselbe geäußert haben, von den Geschichtschreibern, wenn nämlich Platz dazu war, einiges Andenkens gewürdigt worden sind, so können wir aus einem ähnlichen Grunde einer exemplarischen Wassertrinkerin in unsern kleinen Annalen unmöglich eine Stelle versagen. Hier ist Raum genug, und wir zeichnen uns dadurch gar sehr von den eben erwähnten Geschichtschreibern aus, bei denen, mut. mut., die Wassertrinker, vor der Menge von Weinsäufern, Kaffeeschwestern und Schnapsbrüdern, gar nicht zukommen können.

Katharina Bonsergent wurde, wegen ihres außerordentlichen Durstes, schon in ihrer frühesten Kindheit merkwürdig, und zog die Aufmerksamkeit sorgfältiger Beobachter auf sich. Bis in ihr drittes Jahr hatten sie ihre Eltern andern Leuten übergeben, am Ende desselben nahmen sie sie aber zu sich ins Haus. Hier bemerkten sie bald, daß eine ungewöhnliche Menge Wasser im Hause aufging, und fanden endlich, daß ihre kleine Tochter täglich ungefähr zwei Eimer voll zu sich nahm. Im Anfange glaubten sie, sie sei bloß verwöhnt. Sie suchten sie daher durch Liebkosungen und endlich durch Drohungen vom Trinken abzuhalten. Man versagte ihr das Wasser, verkleinerte die Portionen, aber Alles war umsonst. Sie sahen mit Er-

staunen, wie listig sie sich heimlich Wasser zu verschaffen wußte. Im Sommer trank sie das erste das beste, was ihr vorkam, und im Winter nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee. Besonders trug sie Sorge, sich jedesmal für die Nacht einen reichlichen Vorrath zu ersparen. Als ihr aber endlich doch ihr seltsamer Hang üble Begegnung von ihren Eltern zuzog, entlief sie und kam nach Paris, wo sie sich als Magd vermiethete, und eine bessere Aufnahme fand. Ihrer übrigen guten Aufführung wegen übersah man ihr diese kleine Schwelgerei; denn man muß sich erinnern, daß in Paris das Wasser Geld kostet, nämlich eine Tracht, zu zwei Eimern gerechnet, sechs Sols. Bald darauf, in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre, verheirathete sie sich an einen Schuhflicker Namens Fery. Diesem verschwieg sie ihre sonderbare Capacität bis nach der Hochzeit, da denn der arme Teufel öfters die Folgen davon sehr bitter empfand. Er verdiente nicht selten des Tages kaum so viel, als nöthig war, den Durst seiner lieben Ehehälfte zu stillen (vom Wasser abstrahirt), gerade so wie bei uns. Indessen müssen sie sich doch gut vertragen haben, denn mit diesem Manne hat sie eilf Kinder gehabt. Merkwürdig ist, daß sie, während ihrer Wochen, da man denken sollte, daß sie vielleicht Verlangen nach stärkenden Getränken haben würde, das Wasser allen andern vorzieht. Ja ihr Durst darnach ist alsdann weit stärker, und sie trinkt gewöhnlich vier Quartier ohne abzusetzen. In dem kalten Winter 1788, da sie mit dem zehnten Kinde schwanger war, trank sie täglich vier gestrichene Eimer voll. Dieses

fiel dem Hrn. Fery sehr schwer, er nahm daher seine Zuflucht zum Schnee, den er von den Dächern kratzte. Daß man doch die Kaffeebohnen bei uns nicht auch von den Dächern kratzen kann! Sie trinkt übrigens Nichts als Wasser, keinen Kaffee!! keinen Branntwein und keinen Wein. Ein einziges Glas des letztern ist im Stande ihr Ohnmachten zuzuziehen. Sie spuckt nie aus, ist nicht wassersüchtig, liebt gesalzene Sachen nicht, auch trinkt sie im Sommer nicht mehr als im Winter. Sobald sie sich übel befindet, läßt der Durst nach. Sie ist von mittlerer Statur, von feiner zarter Haut, etwas sommerfleckig und von röthlicher Gesichtsfarbe, übrigens eher fett als mager, doch sind ihre Arme verhältnißmäßig etwas magerer, als der übrige Körper. Die Unterlippe ist etwas dick, springt öfters auf und schmerzt alsdann. Von den eilf Kindern hat sie indessen nur zwei aufgebracht, wovon das älteste mit einem Ausschlag behaftet ist. Von den Ursachen, die eine so seltsame Disposition hätten bewirken können, hat sich Nichts gefunden, als daß die Großmutter, bei welcher sie sich vor ihrem dritten Jahre aufhielt, den Wein liebte, und dem kleinen Kinde öfters welchen gegeben haben soll. — Der Raum des Taschenbuchs verstattet nicht, die Beweise von der Wahrheit dieser Geschichte beizubringen. Sie ist aber außer allem Zweifel. Wer sich davon selbst überzeugen will, kann die umständliche Erzählung in den Medical Facts des Dr. Simmons Nro. 68. nachsehen.

Hupazoli und Cornaro, oder: Thue es ihnen nach wer kann.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 137—143, unter: Miscellaneen Nr. 5.)

Ich glaube kaum, daß Hupazoli, wenn man Alles zusammennimmt, je seines Gleichen gehabt hat, wenigstens in der Zeit des neuen Testaments nicht. Er ward den 15ten März 1587 zu Casale geboren, und starb den 27sten Jänner 1702 in seinem 115ten Jahr. Er lebte also in drei Jahrhunderten, ein Glück, das selbst der 169jährige Henry Jenkins, wiewohl nur um zwei Jahre verfehlte: er wurde nämlich 1501 geboren und starb 1670 *). Er heirathete fünf Frauen, mit denen er

*) Der berühmte Thomas Parr war hierin bei seinem geringeren Alter glücklicher: er wurde 1583 geboren, und starb 1735, wurde also 152 Jahre alt, und lebte in drei Jahrhunderten. Anm. des Verfassers.

Aus der Note zu dem Aufsatze: Das Neueste über die Kröten (götting. Taschenkalender 1797. S. 190), fügen wir

vier und zwanzig Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch fünf und zwanzig Bastarde. Er trank nie etwas Anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig, aber gut, besonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn diese hinlänglich mit Feuchtigkeit versähen, so trank er öfters ganze Monate hindurch Nichts als den Saft der Skorzonerwurzel*). Er wohnte nie einem Schmause bei, um allzeit früh zu Abend essen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arznei als seine Diät (dieses Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig sonderbar, indessen ist auch nur die Rede von seiner

---

obiger biographischen Notiz noch hinzu, daß Thomas Parr nicht vor Alter, sondern an einer Indigestion starb, die er sich aus der königlichen Küche am 5. Nov. 1735 holte. Als Carl I. eines Tags zu ihm sagte: Parr, ihr habt länger gelebt als andere Menschen, was habt ihr mehr gethan, als andere? antwortete er sogleich aus dem Stegreif: Ich habe im hundertsten Jahre Kirchenbuße gethan. Er heirathete noch einmal in seinem 120. Jahre. Nach seinem Tode genoß er die Ehre — von dem großen Harvey secirt zu werden.

*) Dieses ist nicht sehr präcis gesprochen: Er trank nie etwas Anderes als Wasser — und weil er Feuchtigkeit genug hatte, so trank er 2c. Vermuthlich gebrauchte er den Skorzonersaft nicht als regelmäßiges Getränk, sondern nur zuweilen in kleinen Dosen, oder man muß diesen Trank mit zu dem Saft aus Früchten rechnen. Anm. des Verfassers.

Diät). Im 100sten Jahre wurden seine grauen Haare wieder schwarz; im 109ten verlor er die Zähne, und im 111ten bekam er wieder zwei neue. Er hinterließ zwei und zwanzig Bände, worin Alles aufgeschrieben war, was er in seinem Leben verrichtet hatte. Ich entlehne diese Geschichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem hannöverschen Magazin (1787. St. 38), in welches sie aus dem berliner Intelligenzblatt gekommen ist. Man wird da noch mehrere Umstände aufgezeichnet finden. — Ob dieser Mann noch etwas außer seiner Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht. Weiter nachzusuchen gestattet mir jetzt die Zeit nicht. Im Jöcher, den ich bei der Hand habe, habe ich ihn vergeblich gesucht, und freilich, wenn er weiter nichts geschrieben hat, als seine zwei und zwanzig Bände, so geben ihm diese so wenig ein Recht auf eine Stelle in jenem Werk, als seine fünf und zwanzig Bastarde. Obwohl diese Bände irgendwo vorhanden sein mögen? Ein merkwürdiges Manuscript wäre es allemal, und ich möchte wohl lieber einmal einen Blick in dasselbe thun, als in ein gedrucktes Opus von so vielen Bänden, das ich kenne. Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Essen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßstabe geschätzt, fast an Mangelleiden grenzt, durch dauerhafte Gesundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu sehen, hat etwas sehr Angenehmes und zu Nachahmung Reizendes, und das Lesen solcher Geschichten ist daher sehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen. Freilich taugt dazu Hupazoli's Geschichte weniger, als die des bekann-

teren Cornaro *), weil bei Ersterem die offenbare Parteilichkeit der Natur, bei der Aussteuer seines Körpers, eher niederschlagend als aufmunternd ist. Die Geschichte des Letzteren hingegen wird man nicht ohne lebhaftes Vergnügen in einem vortrefflichen Aufsatz des Herrn Hofmed. Hufeland in Weimar (deutsch. Mercur 1792. St. 3 S. 256) über die Verlängerung des Lebens lesen. Man sieht da deutlicher, welches Ursache und welches Wirkung ist. Er führte bis in sein vierzigstes Jahr ein sehr schwelgerisches Leben, und zog sich dadurch eine fürchterliche Krankheit zu. Die Ärzte gaben ihn nicht bloß auf, sondern bestimmten ihm, so zu sagen, schon die Stunde seines unvermeidlichen Todes. Indessen er genaß (vielleicht weil ihn die Ärzte verlassen hatten), und unterwarf sich nun einer Diät und hielt sie mit einer Präcision, die freilich von ungewöhnlicher Seelenstärke und Macht über sich selbst zeugt. Wo ich nicht irre, so waren es nicht viele Unzen **), was er täglich aß, und

*) Ludovico Cornaro aus Venedig, starb zu Padua 1566 im 104ten Jahre. Schrieb: Discorsi della vita sobria, in verschiedene Sprachen übersetzt, namentlich ins Deutsche durch Ludovici, Leipzig 1707.

**) Zusatz des Verfassers von S. 201 des bezeichneten götting. Taschenkalenders:

„Damit — der Ausdruck: nur wenige Unzen, Niemanden von einem Leben à la Cornaro abschrecken möge, so füge ich hier die bestimmte Zahl für diejenigen bei, die etwa den deutschen Mercur nicht gleich bei der Hand haben. Er

so brachte er sein Leben über hundert Jahre hinaus. O! wenn man doch alle die Gewichte und Gegengewichte kennte, wodurch der große Mann einen so schweren Entschluß auf einer so feinen und zerbrechlichen Spitze, über ein halbes Jahrhundert durch, so weg balancirte, ohne auch nur zu wanken, als hätte Alles auf der gleichen Erde gestanden! Liebe zum Leben oder zu körperlichem Wohlbehagen war es schwerlich allein. Vielleicht Gefallen an der Sache selbst, Ehrgeiz, hohe überspannte Begriffe von der Würde des Menschen, religiöse Büßung oder sonst Etwas, das man nicht erfahren hat. Der Himmel führt seine Heiligen wunderlich. — Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts, wenigstens des zahmen Theils desselben, den man den gesitteten nennt, über die Hälfte zu viel ißt, denn was man, zumal unter den höhern Classen, Hunger nennt, ist meistens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger selbst. Was müßte nicht ein allgemeines Essen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den — Finanzen! Ich sagte so eben, daß man bei Cornaro's Geschichte deutlicher sähe, was Ursache und was Wirkung hierin sei. Ich glaube nämlich, daß in mancher von dergleichen Geschichtserzählungen beide verwechselt worden sind. Ich habe mehr

---

aß täglich 24 Unzen und trank 26. Mehr sage ich nicht, denn meine Absicht war eigentlich, auf Hrn. Hufeland's vortreffliche Schrift aufmerksam und nicht die Lesung derselben entbehrlich zu machen."

alte Leute gekannt, die einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbrachten, das Logbuch, bei ihrer uninteressanten Reise über das leidige Mare mortuum des Lebens, mit großer Pünktlichkeit zu führen, so wie Hupazoli. Sie waren überhaupt pünktlich. Die sogenannten Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber setzt innere uhrmäßige Anlage voraus, wovon Ersteres nur die Fortsetzung und Sichtbarmachung ist. Alles, was man treibt, ut apes Geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur. Umgekehrt könnte Zwang, auch wenn ihn die Vernunft gut hieße, zuweilen wenigstens eben so wirken, wie Mangel an Diät, und es auch in manchen Fällen wirklich sein. Nun — so eben bemerke ich erst, daß ich bei der besten Absicht Mäßigkeit und ein Leben à la Cornaro zu empfehlen, unvermerkt Gefahr laufe, der Vertheidiger des Gegentheils zu scheinen. Einen kräftigeren Wink für einen Schriftsteller, abzubrechen, gibt es wohl in der Welt nicht. Also kein Wort weiter.

Vom Würfel.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 146—149, unter: Miscellaneen Nr. 7.)

Der geometrische Würfel ist derjenige reguläre Körper, der von sechs Quadraten begrenzt wird. Weitere Bestimmungen seiner Eigenschaften sind für unsere gegenwärtige Betrachtung unnütz. Was die Betrachtung desselben hierher bringt, ist die wirklich besondere Unbestimmtheit, womit man sich im gemeinen Leben ausdrückt, wenn man von ihm spricht, und die vielleicht den Psychologen wichtig werden kann. Nichts ist gemeiner als den Würfel viereckt zu nennen. Ein junger Engländer, den ich unterrichtete, nannte ihn zum erstenmal a solid square, ein solides Quadrat, und ein berühmter deutscher Schriftsteller von sonst großen Verdiensten in der Naturgeschichte, spricht sehr deutlich von den vier Seiten eines Würfels, und meint unstreitig damit alle. Auch wurde in den Relationen von dem schwedischen Königsmord in vielen Blättern von viereckigen Kugeln gesprochen, das ist nun freilich arg. Was diese ganze Würfelgeschichte dem Philosophen aber noch besonders merkwür-

dig machen muß, ist der Umstand, daß unter allen regulären Körpern, der Würfel gerade der einzige ist, der in allen Läden mit numerirten Seiten verkauft wird. Die Seiten desselben werden eins, zwei, drei bis sechs allen Menschen vorgezählt, man würfelt, gewinnt und verliert damit, und wenn man davon, als einem Körper, überhaupt spricht, so ist das viereckige und vierseitige immer wieder da. Am ganzen Würfel ist schlechterdings Nichts, was etwas von vieren an sich hätte, als die Seite des Quadrats, deren sechs er zu Grenzen hat. Der Würfel hat sechs Seiten, jede ein Quadrat; er hat acht Ecken, solide Winkel, deren jeder von drei rechten ebenen Winkeln, und zwölf Eckseiten, deren jede durch den Durchschnitt zweier auf einander senkrecht stehenden Ebenen formirt wird, und endlich die vier und zwanzig ebenen rechten Winkel seiner sechs Seitenflächen. Also hier haben wir deutlich, sechs, acht, zwölf, und vier und zwanzig, was den ganzen Körper angeht, aber Etwas, das nur viermal vorkäme, bloß bei einzelnen Seitenflächen. Also den Würfel viereckt nennen, heiße ich doch wirklich ein sehr solides Wesen, ja den Maßstab der Solidität selbst, sehr superficiell und sehr einseitig, im strengsten Verstande des Worts, betrachten. Man hat ihn, wo ich nicht irre, bisher als Emblem der Dauer und Beständigkeit gebraucht, weil er schwer zu wälzen ist, und eher rutscht, als überschlägt. Es ist die Frage, ob man ihn nicht, wo nicht als Sinnbild, doch als eclatantes Beispiel der Einseitigkeit und Superficialität anführen

könnte, wenn man ihre Folgen in wissenschaftlichen Dingen beleuchten will. Doch jede Wissenschaft hat ihre eigenen soliden Quadrate und viereckte Würfel, die sich bequemer dazu gebrauchen lassen. Vielleicht haben an dieser sehr gemeinen falschen Vorstellungsart, oder eigentlich an dem falschen Ausdruck, unsere Wohnzimmer Schuld. Man sagt, zwischen seinen vier Wänden sitzen, und nennt überhaupt ein Zimmer viereckt, wenn es vier Wände hat. Allein da ist auch der Ausdruck ganz richtig, weil das Wort Wand weder von dem Fußboden, noch von der Decke eigentlich gebraucht werden kann.

Von Maculaturbleichen *).

(Götting. Taschenkalender 1793, unter: Einige physikalische Merkwürdigkeiten Nr. 7 und 8, S. 158—160.)

Wenn man doch auch Maculaturbleichen hätte, es (das Papier) noch einmal wieder bedrucken zu können, wenn die Dessins darauf aus der Mode kommen, oder eigentlich gar nicht recht Mode werden wollen! — Ich sehe gar nicht ein, warum man gleich jeden Wisch eines Anfängers mit eben der permanenten Farbe druckt, mit welcher die Werke der Meisterhand gedruckt werden. Denn so gering auch immer die Dauer des Wisches sein mag, so dauert er doch immer so lange als das Papier, worauf er gedruckt ist, und das ist viel zu

*) Der Verfasser wurde auf diesen Gedanken wohl dadurch geleitet, daß in dem unmittelbar vorhergehenden Artikel des Taschenbuchs (7), von dem künstlichen Bleichen der Leinwand die Rede war. Obiger kleiner Aufsatz kommt übrigens, als solcher, im Taschenbuche nicht vor, er ist vielmehr aus dem Schlusse des oben bemerkten 7ten und einem Theile des 8ten zusammengesetzt; und haben wir die ursprüngliche Fassung wieder hergestellt.

lange. Nun aber erfordert unser Durst nach Wissenschaft, von der einen Seite, immer mehr Papier, und von der andern, unser Freiheitssinn, immer mehr Lumpen zu Bandagen und Charpie. Wo will das am Ende hinaus? Da wäre nun mein unmaßgeblicher Vorschlag, Druckerfarbe von verschiedener Dauer zu erfinden, wenigstens noch eine außer der jetzigen. Diese müßte so beschaffen sein, daß man sie in einer einzigen Nacht wieder wegbleichen könnte. Geschähe dieses durch einen wohlfeilen Zusatz zum Wasser, so riskirte man nicht, bei dem gewöhnlichen Gebrauch in der Haushaltung, Etwas von dem Buche durch Wasser zu verlieren. Wäre nun der Werth des Buches entschieden, so druckte man die folgenden Auflagen, oder wäre es der Werth des Mannes, gleich die erste auf die jetzige Weise. Was das für eine Freude für einen jungen Schriftsteller sein müßte, wenn er nun zum erstenmal mit stehenbleibenden Buchstaben gedruckt würde! Es wäre eine Art von literarischer Majorennität. Freilich müßte, wenn die Sache Eingang finden sollte, kein Spötter darüber kommen und gewisse Schriftsteller alsdann etwa Gens de Couleur nennen, oder gar anfangen, von Mulatten zu sprechen, das würde den ganzen Handel verderben. Allein ganz im Ernst: ich sehe nicht ein, warum man unserm Druck eine so ungeheure Festigkeit gibt, daß man ihn fast durch keine Kunst wegbringen kann. Etwas weniger Festigkeit würde der Hauptabsicht gar nicht schaden, und in mancher Rücksicht z. B. auch bei der Verarbeitung gedruckter Bücher zu Papiermasse, von beträchtlichem Nutzen sein.

Urnen und Aschenkrüge von einer neuen Art.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 178—181, unter: Neue Entdeckungen ꝛc. Nr. 8.)

Wenn man von dem Scheitel seiner Silhouette durch die Mitte des Halses eine gerade Linie zieht, wodurch also der Schatten des Kopfes in zwei Theile getheilt wird, und nunmehr diejenige Hälfte, die das Gesicht enthält, sich um diese Linie drehen läßt, bis sie wieder in die erste Lage kommt, so beschreibt jeder Punkt des Umrisses einen Kreis, auf dessen Ebene jene Linie (die Achse) senkrecht steht, und das Silhouettenstück selbst wird einen Körper beschreiben, der in den meisten Fällen, zumal wenn die Lage der Achse gut gewählt wird, einer gewöhnlichen Urne nicht unähnlich ist. Zuweilen entstehen sogar herrliche hetruscische Formen, und gemeiniglich geben die schönsten Frauenzimmerköpfe die schönsten Urnen. Fallen sie etwas breit und nicht schlank genug aus, so darf man nur die Achse der Umdrehung etwas mehr nach vorn zu nehmen; der Anfang der erhabenen Brust gibt immer ein gutes Fußgestell. Die Lage

der Achse auch gegen den Anfang der Frisur und die Form dieses Anfangs selbst tragen oft etwas zur Verschönerung bei. Wer versuchen will, was für eine Urne sein Schattenriß gibt, kann sich davon vorläufig auf folgende Weise leicht überzeugen. Man falzt ein Blättchen Papier zusammen, öffnet es wieder und zeichnet das Vordertheil der Silhouette mit Bleistift so hinein, daß der Bruch des Papiers die Achse der Umdrehung vorstellt; alsdann fährt man den Zügen schnell mit Dinte nach, und falzt während die Dinte noch naß ist, die andere Hälfte des Blättchens wieder darauf, so druckt sich die Zeichnung auch darauf ab, und beide Gesichter stellen nun einen Januskopf vor, der zugleich den Umriß der Urne darstellt, wonach denn die Urne selbst leicht verfertigt werden kann. Vermuthlich werden unsere Leser schon solche Stockknöpfchen, oder andere Knöpfchen, die hier und da zu Handhaben kleiner Deckel dienen könnten, gesehen haben, deren Profile Silhouetten vorstellen. Ich habe unter andern ein solches Knöpfchen gesehen, das die Silhouette Ludwig des XVI. vorstellte, das sehr gut gearbeitet war. Ich glaube aber, es ist eben nicht gerade das schmeichelhafteste Denkmal, das man geliebten Personen in seiner Haushaltung stiftet, wenn man ihre Köpfe zu Stockknöpfen oder zu Handhaben an Deckeln von Rauchtabacksdosen gebraucht. Ich denke, wenn man ja solche, leicht zu verfertigende und dabei in eine nicht unangenehme Mystik gehüllte Denkmäler nun doch einmal haben will, so wähle man lieber dazu die Urne. Ich bin überzeugt, daß manche solche Urnen selbst geschmackvolle

Grabmäler nicht verunzieren würden, und ein geringer Verstoß gegen die Schönheit, würde ja wohl durch die Erinnerung zugedeckt, daß das Gefäß zugleich den Profil des Verstorbenen enthalte. Daß aber schöne und zumal jugendliche Gesichter gehörig behandelt, auch schöne, geschmackvolle Urnen geben, hätte ich gern mit einer Zeichnung bewiesen, wenn die Zeit nicht zu kurz gewesen wäre. Freilich ist der Welt mit solchen Urnen auf Grabmälern, so wie überhaupt mit solchen jugendlichen Köpfen auf Kirchhöfen, wenig gedient. — Geometrischen Lesern braucht man übrigens nicht zu sagen, daß nicht alle Gesichter zu solchen Urnen taugen, nämlich diejenigen nicht, bei denen ein Perpendikel aus irgend einem Punkt des Umrisses auf die Achse, den Umriß noch einmal oder zweimal schneidet. Dahin gehören z. B. die Gesichter mit den überhängenden Habichtsnasen u. s. w., wovon man den Beweis leicht selbst finden wird.

Ein Wort über das Alter der Guillotine.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 157—165, unter: Miscellaneen Nr. 1.)

Der lyoner Arzt Jean-Baptiste Guillotin*) wird gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, für den Erfinder

*) Die dem Verfasser vorgelegenen biographischen Notizen über den Arzt Guillotin stimmen zum Theil mit den später gesammelten, welche einer ruhigern Zeit angehören, nicht überein. Nach diesen war der Arzt Joseph Ignatius Guillotin 1738 zu Saintes geboren. Er war der Verfasser einer «Petition des citoyens domiciliés à Paris du 8 Decembre 1788,» so wie eines «Résultat du Conseil d'Etat du Roi, et très-humble adresse de remerciment présentée au Roi par les six «Corps de la ville de Paris.» Der freie Ton, in dem er geschrieben, brachte ihn dem Schaffot nahe, endigte aber mit seinem Triumph. Er wurde Mitglied der Etats généraux, und beschäftigte sich, im Auftrage des Comité de législation, mit einer Untersuchung, welche die Erfindung der s. g. Guillotine zur Folge hatte. Er starb als geachteter praktischer Arzt zu

der berüchtigten Maschine gehalten, durch die er selbst am 14. März 1794, weil er einer verdächtigen Correspondenz mit Turin beschuldigt wurde, sein Leben endigen mußte. Des Mannes Absicht war gut, denn, wenn doch einmal Köpfe abgeschlagen werden sollen, so ist nicht leicht eine vollkommnere Maschine zu dieser Absicht möglich, als die Guillotine. Sie wird indessen nunmehr das so unsichere Schwert, oder das nicht viel zuverlässigere Beil, bei uns nicht mehr verdrängen, seitdem die Hunnen des achtzehnten Jahrhunderts sie zu einer Absicht genützt haben, die mit ihrer eigentlichen ersten Bestimmung fast eben einen solchen Contrast macht, als Herrn Guillotin's Vornahme (Johannes der Täufer) mit Herrn Guillotin's Erfindung selbst. Man hat darüber gespottet, daß ein Arzt eine Köpfmaschine erfunden habe; gerade als wenn es so etwas Seltenes wäre, daß Ärzte Mittel erfänden, die Menschen geschwind aus der Welt zu schaffen. Es ist noch eine große Frage, durch welche Erfindung mehr Menschen gefallen sind, durch die Guillotine, oder durch die beliebten Pülverchen des Hrn. Doctor Ailhaud *).

Paris am 26ten Mai 1814, wo ihm Dr. Bourru die Leichenrede hielt. (S. Biographie universelle ancienne et moderne. T. XIX, Paris 1817. und J. M. Quérard, La France Litéraire ou Dictionnaire Bibliographique. T. III. Paris 1829.)

*) Jean Ailhaud, behauptete der Erfinder des nach ihm genannten Pulvers zu sein, dessen Verkauf ihm große Reichthü-

Man hat bisher in verschiedenen Blättern Nachrichten über das Alter dieser Erfindung geliefert, wovon mir vermuthlich die wenigsten zu Gesicht gekommen sind, weil ich überhaupt nicht darnach gesucht, sondern mir nur angemerkt habe, was ich in Schriften fand, die ich ohnehin würde gelesen haben. So wird in dem European Magazine, January 1794 S. 7 die Erfindung auf das Jahr 1590 zurückgeführt; im Gentleman's Magazine, January 1794 S. 40 bis auf 1553. In den hamburger Adreß-Comtoir-Nachrichten 1794 Nro. 65 bis auf 1552. In allen diesen Nachrichten wird sich auf Abbildungen bezogen. Die älteste mir vorgekommene Nachricht von einem Werkzeuge, das sich hierherziehen läßt, befindet sich aber in einem Werke, dessen man, wo ich nicht irre, einmal in der jenaischen Literaturzeitung zu gleichem Zweck gedacht hat, das mir aber vor schon geraumer Zeit, von unserm Herrn Bibliothekar Reuß*) aus hiesiger Bibliothek mitgetheilt worden ist. Ich setze den Titel

mer verschaffte. Schrieb: Traité de l'origine des maladies et des effets de la poudre purgative 1738, wovon mehrere Ausgaben erschienen sind. Starb zu Aix 1756. Sein Sohn Jean Caspar Ailhaud, Baron de la Pellet, kaufte die Stelle eines Secrétaire du Roi, und starb 1800. Er schrieb: Médecine universelle prouvée par le raisonnement etc. 1760. 1764.

*) Jeremias David Reuß, geb. zu Rendsburg 1750, gest. zu Göttingen 1837. Verfasser des Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum etc.

her: Catalogus Sanctorum et gestorum eorum ex diversis voluminibus collectus etc. a Dom. Petro de Natalibus *) de Venetiis, Dei gratia Episcopo Equilino. Impressum Lugduni per *Jacobum Saccon.* Anno 1514. In diesem Werke, dessen nicht sehr elegante Holzschnitte die Inspection aller derer verdienen, die einmal Willens sind, neue Martermaschinen zu erdenken, befindet sich auch Fol. 16, 18, 85, 89 eine solche Maschine abgebildet. Nämlich ein schweres Beil, das, wie der Block einer Ramme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt. Dieses allein beweisen alle diese antiquarischen Untersuchungen. Aber das ist keine Guillotine. Alle diese Anstalten, so weit man sie aus den Abbildungen beurtheilen kann, sind so sehr von der Guillotine unterschieden, als das Hackemesser von dem Krauthobel. Das herabfallende schwere Beil hackt den Kopf ab, aber die Guillotine schneidet ihn ab. Das ist doch offenbar zweierlei, und, wo ich mich recht erinnere, hat auch Hr. Guillotin hierauf einen besondern Accent gelegt. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen abhacken und abschneiden. Die Unterscheidung findet sich ja schon sogar in der Sprache, wenigstens in der unsrigen. Bei

---

*) **Petrus de Natalibus, Bischof von Isola, im venetianischen Gebiete, in Venedig geboren, lebte zu Ende des 14ten Jahrhunderts. Sein «Catalogus» erschien zuerst zu Vicenza 1493 in folio.**

allen den alten Köpfmaschinen, die man für Guillotinen ausgibt, fällt die Schneide des Messers oder Beils horizontal herab, faßt also alle Fibern des Halses nach der Breite auf einmal, und bleibt, nachdem der Kopf (wenn der Himmel will) ab ist, auf dem Klotze liegen. Auch ist von der ganzen Schneide des Beils nur ein geringer Theil wirksam, nämlich gerade so viel davon, als die Breite des Halses beträgt. Bei der Guillotine hingegen ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, das fallende Messer greift also nur anfangs wenige Fibern des Halses an, und bahnt sich so unvermerkt den Weg zu dem stärkern Theil. Daher auch der Hals bei der Guillotine in einer Aushöhlung, oder gar in einer Art von Halsband, das durch Breter formirt wird, liegen muß, um bei dem ersten Anfall nicht von der Seite auszuweichen, und das Messer bleibt nicht auf einem Block liegen, sondern geht an den Bretern ganz vorbei, über den abgeschnittenen Hals hinaus, wie der Hobel. Der wirksame Theil der fallenden Schneide ist hier sehr viel größer, als bei dem hackenden Beil, und richtet sich nach dem Neigungswinkel der Schneide gegen den Horizont. Wird nun übrigens dafür gesorgt, daß die Zeit des Durchgangs des Messers durch den Hals nicht größer ist, als die zum Abhacken nöthige, so wird auch dieser kleine Zeitraum bei der Guillotine minder empfindlich sein, als bei dem fallenden Beil. Die Sache ist einer mathematischen Darstellung fähig, womit ich aber unsere Leser verschonen will. Ich habe gehört, daß das Messer der

Guillotine einen Fall von 32 Fuß haben soll. Das Gewicht desselben ist mir unbekannt. Das Beil klemmt zugleich, indem es schneidet, so wie die Scheere, und ist schmerzhaft, weil die Muskelfibern der senkrecht auf ihre Länge eindringenden Schneide den größtmöglichen Widerstand leisten, und ohne Klemmung des Ganzen nicht getrennt werden können. Der Leidende stirbt freilich in beiden Fällen (wenn die Maschine kräftig genug ist) in einem Augenblick; aber die Schmerzen dieses Augenblicks haben ihre Grade, wo nicht immer für den Leidenden selbst von Dauer, doch für die Zurückgebliebenen, die sich diesen Punkt mit Recht, in seinem Namen, zu Minuten ausdehnen. Aber auch was der Leidende in dem kritischen Punkt, in welchem er leidet, von Zeit zu wenig für die Empfindung hat, das hat er sehr oft im Vorauswissen zu viel. Wer da weiß, daß er unter dem Beil sterben muß, in einem Augenblick, betrachtet diesen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel. Unter solchen Umständen, glaube ich, ist es Pflicht, selbst für die praktische Mechanik, jene schwere Passage nach allen Kräften zu erleichtern.

Wenn ich anders recht gesehen habe, so verbindet schon das Schwert selbst, Beil und Guillotine. Die Spitze des Schwerts beschreibt beim Abhauen nicht durchaus einen Kreis, sondern der erste Einhieb ist ein Abhacken, und der zweite Theil ein Schnitt, wobei das Schwert von dem Scharfrichter angezogen wird. Aus diesen wenigen Betrachtungen, mit Jedes eigner Erfahrung im Leben bei Verwundungen zu-

sammen gehalten, wird leicht erhellen: Daß die Guillotine mit langer Schneide, großem Gewicht, und hohem Falle, das sanfteste Mittel ist, den Kopf vom Rumpf zu trennen; sie allein schneidet, im eigentlichen Verstande; das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet, und klemmt also auch, weil es hackt; die Scheere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, zerreißt durch Dehnung und schneidet. Wenn also nichts Näheres über die fallenden Messer der Alten bekannt wird, so ist und bleibt die Erfindung der Guillotine eine Erfindung des Herrn Jean Baptiste Guillotin zu Lyon. Denn wenn man einmal in der Geschichte der Erfindungen nicht subtiler distinguiren wollte, als hierbei bisher geschehen ist, so wäre offenbar der Erfinder der Holzart auch der vom Aderlaßschnepper.

Zum Beschluß füge ich, gewisser Leser wegen, ein Paar Anmerkungen bei, aus welchen die übrigen machen können, was sie unmaßgeblich wollen.

In Herrn Hofrath Richter's chirurgischer Bibliothek finde ich im IXten Bande S. 178, die Nachricht, daß die vier Ärzte, denen der unglückliche König im Jahr 1782 die Untersuchung von Mesmer's Magnetismus übertrug, waren: Bortin, Sallin, d'Arcet und Guillotin. War dieses wohl der Erfinder der Maschine? Das wäre die erste Bemerkung. Die zweite ist kürzer. Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß Guillot. Die Sache ist, wenn man

Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich habe es in mehreren bemerkt gefunden. Dessenungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammenhistörchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen. Ich habe aber wenigstens das Pflänzchen nicht gesehen.

Nachschrift der Herausgeber.

Als durch den vorstehenden Artikel unmittelbar veranlaßt, lassen wir das interessante Gutachten Sömmerring's über die Guillotine, welches er dem Verfasser schickte, nebst dem Übersendungsschreiben, — da dieses auch in Beziehung auf den Th. 5, S. 340 ff. abgedruckten Aufsatz, über einige wichtige Pflichten gegen die Augen, nicht ohne Interesse ist, — folgen. Beide sind nach den in unserm Besitze befindlichen Originalen abgedruckt; das Gutachten findet sich in französischer Sprache im Magasin encyclopédique 1795 und ist jüngst in derselben Sprache abgedruckt in Sömmerrings Leben von R. Wagner S. 270.

Frankfurt, den 26ten Mai 1795.

Ich muß Ihnen doch, mein Theuerster, meine Gedanken über die Guillotine schicken, da sie hauptsächlich durch Ihren Aufsatz im Taschenbuch veranlaßt wurden; können Sie sie für das folgende Jahr gebrauchen, so geschieht ihnen große Ehre.

Meine Auflage Ihres Aufsatzes über die Pflichten gegen die Augen hat so guten Abgang gefunden, daß mich die Verleger bitten, baldmöglichst einen neuen Abdruck zu besorgen, weil

kein Exemplar mehr übrig ist, und sie doch Bestellungen annehmen. Hätten Sie also noch Einiges hinzuzufügen, so verbänden Sie das Publikum und uns insbesondere, wenn Sie mir solches mittheilten.

Ich bin gewiß, daß wenigstens einige hundert Personen weniger vom schwarzen Staare leiden, als ohne die Bekanntmachung dieser heilsamen Warnungen.

Ich lebe hier halb emigrirt, also nicht zum angenehmsten, desto mehr freue ich mich, daß Ihre Zirkel nicht gestört worden sind.

Vale cum Tuis et me ama Tuum

Sömmerring.

Bei Einführung dieser Art der Hinrichtung scheint die Idee obgewaltet zu haben: daß man, mittelst derselben, nicht nur auf die schnellste unfehlbarste, sondern hauptsächlich auch mit den kürzesten Schmerzen verbundene, Weise dem Leben ein Ende machen könnte; allein an eine Nachempfindung, an ein Nachfühlen, an ein fortdauerndes Bewußtsein nach der Hinrichtung, scheint man gar nicht gedacht, geschweige die Dauer dieses Bewußtseins nach der Hinrichtung in Anschlag gebracht oder berechnet, am allerwenigsten bezweckt zu haben.

Und doch dünkt mich, ist nichts leichter, als dies Jemanden zu beweisen, der nur einige Kenntniß von der Einrichtung und den Lebenskräften unseres Körpers besitzt, und ein wenig nachdenken will, indem hierbei ausgemachte bekannte Data, nicht Vermuthungen oder Hypothesen zum Grunde liegen.

Diejenigen, die von der Wahrheit folgender zweier Sätze, nämlich, 1) Alles Bewußtsein ist im Hirne, 2) Zum Bewußtsein ist der Kreislauf des Bluts durchs Hirn auf eine Zeitlang nicht nothwendig, — überzeugt sind, brauchen auch nur dieser Winke, nur der Zusammenstellung dieser beiden Sätze, um den Schluß sogleich daraus zu ziehen: daß diese Todesart höchst grausam deßwegen sein müsse, weil der vom Rumpf getrennte Kopf, in dem alles Bewußtsein, die wahre Personalität, das eigentliche Ich noch eine Zeitlang übrigbleibt, die dem Halse zugefügten schrecklichen Schmerzen nachfühlt, nachempfindet.

Wenn also der Satz, Alles Bewußtsein hat seinen Sitz im Hirne, unwidersprechlich wahr ist, so muß die wichtige Folgerung daraus auch unwidersprechlich wahr erscheinen, daß nämlich

so lange das Hirn seine Lebenskraft behält, auch die Seele, das ist der eigentliche Mensch, Bewußtsein,

daß aber ein vom Rumpf getrennter Kopf noch eine Zeitlang seine Lebenskraft behält, und äußert, beweisen die auffallenden Erscheinungen an selbigem, die von gültigen Beobachtern bemerkt wurden. So sagt

Haller (Elem. Physiologiae Tom. 4, p. 354): in homine legimus caput resectum *mire torvum* respexisse, cum digitus in medullam spinalem immitteretur.

Weikard (philosophischer Arzt. 1790, Erster Band S. 221) sah selbst an einem abgehauenen Menschenkopf sich die Lippen bewegen.

Leveling (S. Haller's Grundriß der Physiologie, Erlangen 1793, S. 330) machte mehreremale, selbst auf meinen Vorschlag, auf Richtstätten den Versuch, in den abgeschlagenen Köpfen das Rückenmark zu reizen, und sagt, daß die convulsivischen Bewegungen des Gesichts schrecklich gewesen wären.

Es thut mir freilich leid, ihn selbst zu diesen Versuchen ermuntert zu haben, eh ich es besser bedacht hatte. Ich bin überzeugt, ginge noch Luft gehörig durch die am Haupte unversehrt gebliebenen Sprachorgane, solche Köpfe würden noch sprechen.

Meine eigenen, an abgeschnittenen Köpfen verschiedener Thiere gemachten, Versuche, wo ich nach Verlauf mehrerer Minuten noch Lebenskraft in den Kopfmuskeln spürte, will ich nicht anführen, ohngeachtet sie das Gleiche beweisen, weil das Verhältniß des Hirns zum Kopfe durchaus bei allen Thieren von dem beim Menschen zu sehr verschieden ist. Indessen kann man die Wahrheit, daß getrennte Thierköpfe noch eine Zeitlang die Trennung überleben, täglich in Küchen und Schlachtbänken bestätigt sehen.

Wenn also das Hirn im getrennten Menschenhaupte eine Zeitlang in so hohem Grade wirksam blieb, daß es sogar die Gesichtsmuskeln in Bewegung zu setzen vermochte, so läßt sich wohl gar nicht zweifeln, daß es so lange ebenfalls Empfindung und Bewußtsein behält. Wie lang dieses anhält, ist noch nicht entschieden.

Darf man nach den Versuchen mit dem galvanischen Reizmittel an den Nerven der Glieder, die man vom lebenden Menschen amputirte, urtheilen, so möchte es über eine Viertelstunde um so länger anhalten, als der Kopf, seiner Dicke und Rundung wegen, nicht sobald seine Wärme verliert.

Ferner ist es ja bekannt genug, daß oft die Kraft des Hirns, Bewegung in den Muskeln zu bewirken, schon verschwunden ist, wenn das Vermögen zu empfinden noch übrigblieb.

Wer nur ein wenig auf sich selbst achtete, wird bisweilen sich in dem Zustand befunden haben, daß er unvermögend war, seine Glieder zu bewegen, während daß die sinnlichen Empfindungen ungestört blieben, z. B. im Winter erstarren die Finger so, daß sie zum Schreiben ohnmächtig oder wenigstens ungeschickt werden, während daß ihre Empfindung bleibt. — Sterbende sehen und hören noch, nach längst verlorner Kraft die Muskeln zu bewegen. — Ja man hat sogar Beispiele, daß für todt gehaltene Leute Alles um sich hörten, fühlten, ja sogar sahen, die doch zur geringsten Äußerung einer Bewegung ihrer Muskeln unfähig, ohnmächtig waren.

Ein anderer Gedanke, der sich mir bei Betrachtung der Stelle, welche das trennende Eisen trifft, aufdringt, ist: daß der Hals diejenige Stelle unseres Körpers ist, die unter allen übrigen, wegen der meisten an ihm liegenden Nerven, gerade der bei weitem allerempfindlichste ist. Am Halse nämlich liegen die Stämme aller Nerven der obern Gliedmaßen, die

Stämme aller Eingeweidenerven, der Brust und des Unterleibes (der sympathische, der Stimmnerve und Zwerchmuskelnerve), und das Rückenmark, als Urquell selbst derjenigen Nerven, die den untern Gliedmaßen gehören. Folglich ist auch der Schmerz bei Zertrennung, oder nach dem, wie ich die Guillotine wirken sahe, möchte ich lieber sagen, bei Zermalmung oder Zerquetschung, des Halses (denn an eine reine Abschneidung läßt sich, schon bloß wegen der knöchernen Wirbelsäule, gar nicht denken) der allerheftigste, allergrößte, der sich nur denken läßt.

Wahrlich, man muß diese Nerven kennen, und in der Natur selbst gesehen haben, um sich von der Größe dieser Schmerzen einigen Begriff machen zu können.

Und währte auch dieser schreckliche Schmerz, welches aber nach oben Gesagtem gar nicht wahrscheinlich ist, nur wenige Secunden lang, so bleibt noch immer die Frage:

Kann die kurze Dauer die horrende Intensität des Schmerzes aufwiegen?

Wozu also diese entsetzlichen Qualen, die man dem Unglücklichen gleichsam noch nach dem Tode zufügt?

Mit innigem Bedauern hörte ich daher so manche würdige Männer, wenn von der Ungewißheit unseres Schicksals in dermaligen Zeiten, von der Tugend, die geradezu aufs Schaffot führte, die Rede war, die Idee äußern, wenn sie denn hingerichtet werden sollten, so wünschten sie, es geschähe durch die Guillotine. Die guten Leute wußten wahrlich nicht, was sie

wollten, denn mit dieser Äußerung sagten sie gerade das Gegentheil von dem, was sie meinten.

Von der Hinrichtung durchs Schwert und Beil gilt das Nämliche. Die Frage, die so natürlich auf das Vorhergesagte zu folgen pflegt: Welche Art der Hinrichtung, welche Art der Entseelung ist die sanfteste, und in dieser Hinsicht vernünftigste? läßt sich meines Erachtens mit einem Worte beantworten: Hängen.

Alle nämlich, die theils sich selbst aufgehängt hatten, theils von Andern aufgehängt worden waren, und wieder zum Leben kamen, und von denen ich Mehrere selbst sprach, bezeugten einstimmig, daß man sich die Empfindung beim Erhängen vollkommen als ein sanftes Einschlafen denken könne. In dem Augenblick der Erwürgung hätte sie, ohne alle besondere Schmerzen, ohne alle Empfindung, ohne irgend eine gefühlte Ängstlichkeit, der tödtliche Schlummer übernommen, aus dem sie endlich wie aus einer süßen Ohnmacht erwacht wären.

Es wird wenig Ärzte von einigermaßen ausgebreiteter Praxis geben, denen solche Fälle nicht mehreremale vorgekommen wären, die folglich nicht im Stande wären, redende Zeugen für diese Wahrheit aufzuführen.

Dieser Beweis a posteriori also ist ganz unwiderleglich, da man mehrere Leute hat, die aus diesem Tode wieder ins Leben zurückkamen, also die Empfindung beschreiben konnten, welches in Ansehung der Köpfung unmöglich ist.

Allein ein wenig Nachdenken findet auch den Beweis für

diese Wahrheit a priori. Ein Mensch nämlich, dessen Hirn an einer Stelle, wo nach einer Verletzung des Schädels ein Stück der Hirnschale fehlt, anhaltend mit den Fingern gedrückt wird, schläft unter der Hand ein. Da nun gerade das Nämliche erfolgt, wenn das Hirn durch angehäuftes Blut zusammengedrückt wird: so läßt sich folglich schließen:

Bei einem Gehängten häuft sich das durch die großen Arterias vertebrales (welche, weil sie in den Knochenkanälen des Halswirbels hinauflaufen, NB. nicht zusammengeschnürt werden können) ins Hirn strömende Blut an, während das durch die Venen aus dem Hirn zurückkehrende Blut durch das den Hals zusammenschnürende Band im Hirne zurückgehalten wird, das Hirn drückt, und in wenig Secunden einen Schlaf bewirkt, welcher endlich in die wirkliche Entseelung, in *den wahren Tod, ohne ferneres Bewußtsein* des Schlafenden übergeht. Denn daß im Schlaf unser Bewußtsein aufhört, ist ja bekannt. Der entgegengesetzte Fall ist beim Enthaupten, hier wird Blut dem Hirne entzogen.

Die Zuckungen, die bisweilen, denn gewöhnlich sind sie schlechterdings nicht, wie man so oft in London sehen kann, erfolgen sollen, sind Nichts weniger, als Zeichen einer Beängstigung oder eines sonstigen Schmerzens.

Denkenden Männern beweisen zu wollen, daß es eitles Vorurtheil sei, in dieser Todesart etwas Schimpfliches zu finden, wäre Thorheit.

Schreckliche Zuckungen sieht man ebenfalls an den Guillo-

tinirten, nebst allen den gräulichen Zurichtungen, dem unbarmherzigen Binden, schaudervollen Haarabscheeren, unanständigen Entblößungen, Besudelungen des zerstückten Leichnams, alle barbarische Gräßlichkeiten der Schlachtbank, kurz alle wahrlich die Menschheit entehrende Abscheulichkeiten, die diese grausame schmerzhafte Art der Hinrichtung begleiten.

Neuer Gebrauch der Hunde.

(Götting. Taschenkalender 1795, S. 195—198, unter: Neue Entdeckungen ꝛc. Nr. 8.)

Unter den vielen Gegenständen der Natur, die unsere Bewunderung verdienen, aber selten im Ernst damit beehrt werden, gehören die Hundsnasen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erstaunliche Unterscheidungskraft, die in der Nase dieses häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil sie etwas Alltägliches ist. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Worts, kann in einem andern etwas sehr Ungemeines sein, und in diese Classe gehört namentlich die Erscheinung, von der wir hier reden. Der Hund findet das Schnupftuch seines Herrn, das er in das Feld geworfen hat, wieder, nach einer Entfernung von Tausenden von Schritten und weiter. Er findet sogar unter einer Menge Geld die Münze aus, die sein Herr darunter gesteckt hat, und ihn selbst in dem Gedränge, wo sich die Gerüche von unzähligen Herren, wovon jeder der seinige sein könnte, wie Lichtstrahlen durchkreuzen. Daß ihn zwar hier das Gesicht zuweilen unterstützen mag, ist wahrscheinlich, aber was

unterstützt ihn bei der Fährte des entfernten Wildes oder bei der tief verborgenen Trüffel? Die Frage ist also: hat man wohl von der Nase dieses nützlichen Thieres schon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann? Ich für mein Theil glaube es gar nicht. Nur einige Beispiele. Es ist bekannt, daß die Ärzte sich bei manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn sie ausmachen sollen, welcher Natur sie sei, gallichter oder inflammatorischer, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müsse. Ich glaube, ein im Hospital gut abgerichteter Hund würde dieses in einem Augenblick entscheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen lassen, und die rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausstrecken und die linke lüften, wenn sie inflammatorisch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumal, wenn man sich den Arzt denkt, wie er, mit seiner Kuppel von Dachshunden, Pudeln, Spitzen und Hühnerhunden begleitet, einmarschirt. Aber hier ist fürwahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falscher, verführerischer Hypothesen sehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarschirt, und wie sie alle den Schwanz hängen lassen, und nun zu Hause privatim durchgeprügelt werden. — Worüber die jetzige Welt lächelt, lächelt deßwegen die Nachwelt noch nicht, und Kalender haben ein Recht auf die Nachwelt. Und nun gar die Chemie mit ihren reagentibus! Man hat eine bekannte, alte, lustige Bemerkung: Das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zuerst

rieche, sei die Nase. Hier ist also der Hund recht zu Hause. Mich dünkt, es müßten sich Hunde für das Oxygen, das Hydrogen, das Phlogiston und den Kohlenstoff abrichten lassen, so gut als für die Trüffel. — Wozu nun alles das? Antwort: dafür: In unserer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; sie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich tadle dieses keinesweges, eben weil ich es für nichts weiter ansehe, als für dringende Bitte um Brot und Beförderung bei unleugbarem Verdienst, und folglich für ein Getöse, das sich auf Recht gründet, und so hat es, durch eine Vorstellung gedämpft, nichts Widriges für mich. So und in solchen Fällen ist es verstattet, sich selbst zu helfen, wenn sonst Niemand helfen kann oder will.

Wie die Schinesen ihr großes Papier verfertigen.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 169—171, unter: Neue Erfindungen ꝛc. Nr. 6.)

Wer das Papier der Schinesen bloß aus ihren Büchern kennt, kann sich kaum einen Begriff von der Schönheit desjenigen machen, das sie zu ihren großen Zeichnungen verfertigen. Es kommt an Weiße, Stärke und Dicke dem besten französischen gleich. Was es aber ganz vor allen europäischen Papieren auszeichnet, ist, daß sie Bogen von acht bis neun Fußen in der Länge und von verhältnißmäßiger Breite ganz aus einem Stücke zu machen verstehen. Was den letzten Umstand, nämlich die Größe der Bogen betrifft, so hat uns Franklin gelehrt, wie sie dabei zu Werke gehen. In der Mitte zwischen zwei Wannen, eigentlich aus Backsteinen mit einem Cement verstrichenen wasserdichten Trögen, die etwas größer sind als der Bogen Papier werden soll, steht ein niedriger Ofen, eben so lang als die Tröge, aber breiter, mit einem etwas niedrigen Dache. Die beiden Ebenen, die das Dach des Ofens formiren, sind gegen die Tröge zu geneigt, und jede dieser Ebenen ist ungefähr der

Größe des zu verfertigenden Papiers gleich. Hieraus, und aus der Neigung der Ebenen, die nur gering zu sein braucht, ergibt sich die Breite des Ofens. Diese Abdachungen des Ofens verfertigen sie aus einer Art von Stucco, das eine gute Politur annimmt. In den Trögen befindet sich die Papiermasse zum Ausschöpfen bereitet. Das Sieb, womit der Bogen geschöpft wird, erhält seine Steifigkeit gerade so, wie unsere gewöhnlichen Siebe, durch einen dünnen und hohen, und daher zugleich starken und doch leichten Rand. Dieses Schöpfsieb ist, um die Arbeit noch mehr zu erleichtern, an beiden schmalen Enden durch Gewichte balancirt, die an Schnüren hängen, welche man über Rollen an der Decke des Zimmers führt, so daß also die beiden Arbeiter, die das Schöpfen verrichten, von dem Gewichte des Siebes fast nichts zu tragen haben, und folglich zu den übrigen dabei nöthigen Operationen die freie Kraft ihrer Arme gebrauchen können. Ist nun der Bogen geschöpft, wobei, wie es sich wohl von selbst versteht, der Rand des Siebes nach unten gekehrt sein muß, so wird er, nachdem das Wasser abgelaufen ist, auf die zunächst befindliche gehörig erwärmte Abdachung des Ofens angedrückt. Hier erhält er sehr bald Trockenheit genug, daß ihn ein Knabe davon durch Aufrollen abnehmen kann. Eben dieses geschieht durch zwei andere Arbeiter und einen andern Knaben an der andern Seite des Ofens. Um dem Papier den nöthigen Leim zu geben, vermischen sie bloß ein Decoct von Reis mit der Masse desselben.

Über Bücherformate.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 171—178, unter: Neue Erfindungen rc. Nr. 7.)

Da hier von Papierform die Rede war, so stehen wohl einige Bemerkungen über unsere Bücherformate hintendrein nicht ganz am unrechten Orte. Sollte dieser kleine Artikel manchen Leserinnen etwas zu mathematisch scheinen, so müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieses Verfahren ganz *à l'Angloise* ist, eine Mode, die sie sonst so sehr schätzen. Man hat bekanntlich in England ein *Gentleman's Magazine* und ein *Lady's Magazine* *), also eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieser beiden Monatsschriften steht nicht selten in einem Verhältniß, das gerade das umgekehrte von demjenigen ist, in welchem, nach der irrigen Meinung einiger Herren, die Fähigkeiten von Herren und Damen stehen sollen. Um das erstere lesen zu können, ist bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut; die Abbildungen von

*) Bei Wilkie, auf St. Pauls Kirchhof.

Anmerk. des Verfassers.

alten Klöstern und halb verwesten Grabsteinen fallen alsdann von selbst hinein. Hingegen ist es mit den Wurzelzeichen und geometrischen Figuren des andern nicht also, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geistes. Eine so große Anstalt ist nun bei unserer Betrachtung nicht nöthig, sie wäre, ein kleines Wurzelzeichen abgerechnet, fast ganz für das *Gentleman's Magazine*. — Die Papiersorten, worauf unsere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältnisse der Seiten sehr variiren, einige nähern sich der Gleichheit sehr, indessen ist mir wenigstens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichseitig gewesen wäre. In hiesiger Gegend wird aber schon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beiden Seiten des ganzen Bogens sich verhalten wie 6 : 7, dieses gibt ein langes, unangenehmes Folio von einem Seitenverhältniß von 7 : 12, worauf denn das Quarto wiederum 6 : 7 und Octavo wieder 7 : 12 bekommt, vorausgesetzt, daß, bei jedem Bruch des Bogens, allemal die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geschieht. Nennen wir also bei unserm Papier die beiden Seiten a und b, wo wir b größer setzen wollen als a, so sind die Verhältnisse der Seiten in den gewöhnlichen Formaten diese:

Patentform	$a : b = a : b$
Folio	$\frac{1}{2}b : a = b : 2a$
Quart	$\frac{1}{2}a : \frac{1}{2}b = a : b$
Octav	$\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a = b : 2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a : \frac{1}{4}b = a : b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß sich die Formate immer abwechselnd ähnlich werden, und daß das verächtliche Sedez mit dem majestätischen Patent einerlei Verhältnisse bekommt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, so erhält man zuerst ein langes Folio, und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto u. s. w. Die Stammtafel dieser Formate ist: $\frac{1}{2}a:b$; $\frac{1}{4}a:b$; $\frac{1}{8}a:b$ ꝛc. Hiervon sind die ersten noch zu gebrauchen, und kommen in Rechnungsbüchern, Musterkarten, allerlei Arten von Listen, als Demokratenlisten u. s. w. hier und da vor. Sehr weit geht es indessen mit dieser Reihe nicht, für Bücher wenigstens; sie verlieren sich bald in Schuster- und Schneidermaße und Unterlagen für die Pastetenbäcker. Ein Schicksal, das freilich auch manchen andern Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechselnd erst nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, so sieht das Geschlecht so aus $\frac{1}{2}b:a$; $\frac{1}{4}b:a$; $\frac{1}{4}b:\frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b:\frac{1}{2}a$ . . . . ꝛc. In dieser Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im Kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen, und überhaupt solchen Hülfsbüchelchen zu nutzen pflegt, die man wie Terzerolen bei sich trägt. — Hier entsteht nun die Frage: 1) könnte man nicht dem Papier eine solche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden? und 2) wäre ein solches Format bequem und schön? Die erste Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflösung hersetzen. Weil hier immer eine Seite

des Bogens so groß angenommen werden kann, als man will, so wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die gesucht wird, x nennen, so wäre also bei diesem Papier,

die Patentform $a:x$ und folglich, x gebrochen, gäbe für das

Folio . . $\frac{1}{2}x:a = x:2a$, wie oben. Weil nun aber diese Formate einander ähnlich sein sollen, so ist $a:x = x:2a$; also $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$. So wäre also dieses Verhältniß der Seiten bei der

$$\text{Patentform} = a:a\sqrt{2} = 1:\sqrt{2}$$

$$\text{bei Folio} = \frac{\sqrt{2}}{2}:1 = 1:\sqrt{2}$$

u. s. w. ins Unendliche. Da nun bekanntlich das Verhältniß von $1:\sqrt{2}$ das Verhältniß der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich Jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermuthet gewahr ward, daß der Bogen Papier, den ich für das Beispiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio hat nämlich hier zu Lande wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend Jemand schon bei der ersten Bildung des Papiers, sogar die Figur desselben eines Gedankens gewürdigt hatte, also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald beim Schreiben, bald beim Lesen

nicht selten versagt wird. Wer dieses Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein sehr gefälliges und bequemes Format ist. So viel zur Beantwortung der beiden Fragen, und nun zum Beschluß noch ein paar Bemerkungen. Das Beschneiden des Papiers beim Binden der Bücher setzt freilich der genauen Anwendung dieser Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man sieht leicht, daß, wenn das Verhältniß der Seiten nun auch beim beschnittenen Buche noch Statt finden soll, worauf es hier hauptsächlich ankommt, die beiden Dimensionen der Blätter beim Beschneiden auch in eben dem Verhältniß vermindert werden müßten, in dem sie selbst stehen. Indessen trifft hier der Umstand ein, daß sie nach der kleineren Dimension nur eine, hingegen nach der längeren zwei Verkürzungen erleiden, die einander nicht ganz gleich sind. Dieses, und daß das Auge geringe Abweichungen von der Regel nicht bemerken kann, trägt zusammen dazu bei, daß, wie wir aus der Erfahrung wissen, das Gefällige dieses Verhältnisses durch diese Buchbinderoperation nicht verloren geht, und alle Formate sich sehr ähnlich sehen. Wenigstens wird dadurch dem unangenehmen Sprung von einem langen Format zu einem fast quadratförmigen, wie dieses der Fall bei manchem Folio und Quart ist, sehr gut vorgebeugt. Auch würde man bei etwas größerm Papier nicht nöthig haben, zwischen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuschalten, so wenig als man, um längliche Formate zu gewin-

nen, jetzt zwischen Folio und Quart noch eine Terz einschaltet. Denn das Sedez, das sich bei dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat sehr nähert, welches die unangenehmste Figur ist, die ein kleines Format haben kann, würde nun in linea recta descendente, die angenehme Bildung seiner Vorgänger erben.

Zero.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 193, unter: Miscellaneen Nr. 5.)

Ich bin zuweilen gefragt worden, wo das französische Wort *Zero*, das eine Nulle bedeutet, herkomme? Unstreitig ist es einerlei mit *cyphra* und *cypher*, die im Lateinischen und Englischen noch jetzt Nullen bedeuten, und die man am besten von dem hebräischen *saphar*, zählen, und *sephar*, Zählung, herleitet. Menage (Les origines de la langue françoise, art. *chifre*) sagt: Les Espagnols ont premièrement emprunté ce mot des Arabes. Das wäre *Zefro*. Wer nun überdieß weiß, wie oft die Spanier das f mit h vertauschen, wird *Zehro* und *Zero* nicht unnatürlich finden.

Vom bibliopolischen Jahre.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 194 f.)

Dieses wichtige, aber wenig bemerkte, Jahr fängt sich gewöhnlich sechs, bisweilen acht Wochen vor dem sogenannten Kirchenjahre an, und ein ganzes Viertel vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Bücher im Augustmonat 1795 gedruckt, erhalten die Jahrzahl 1796, als wären es Kalender. Sie sollen nämlich auf der Ostermesse des künftigen Jahres noch immer als frische — Häringe erscheinen. Die Absicht ist gut, und kein Mann von Gefühl wird etwas darwider haben, wenn auch nur das kümmerliche Schmetterlingsleben eines einzigen armen Buchs dadurch nur ein paar Monate hingehalten wird. Sterben müssen doch alle! Allein, wie alle wohlthätige Anstalten, hat auch diese ihre großen Nachtheile, zumal hier, wo die Herrn Directoren nicht immer Einsicht genug besitzen, zu beurtheilen, ob nicht ihre wohlgemeinte Vorsicht dem Liebling am Ende schade. Ich erinnere mich sehr wohl einer gewissen Schrift, worin von Witterungsprophezeihungen die Rede war. Der Verfasser hatte darin, vielleicht bloß durch einen glücklichen

Griff, wirklich einen kalten Winter ein Vierteljahr vorausgesagt. Das Buch erschien um Michaelis mit der Jahrzahl des folgenden Jahres auf dem Titel. Hierdurch riskirte der Verfasser ganz um die Ehre selbst des glücklichen Griffs zu kommen, wenn der zweite Winter warm gewesen wäre. Indessen übersehen ist ihm sein Verdienst nicht worden. Der göttingische Recensent hat den Umstand bemerkt, und nachdem die Prophezeihung eingetroffen war, dem Verfasser die so verdienten Honneurs gemacht. — Dieses erinnert uns im Vorbeigehen an eine Vorsicht, die denen sehr zu empfehlen ist, die die englische Geschichte des vierten Decenniums dieses Jahrhunderts aus gedruckten Urkunden bearbeiten wollen, da herrscht oft ein wahres Babel in den Zeitangaben. Folgendes Beispiel wird die Sache erläutern. Im Februar 1735, nach unserer Art zu zählen, kamen in London an demselben Tage Zeitungen heraus, die das Jahr 1734 hatten, obgleich denselben Monat, weil sie nämlich ihr neues Jahr, der alten Gewohnheit nach, erst mit Lady-Day (25. März) des unsrigen anfingen, und dieses erzeugte folgende allerdings merkwürdige Verwirrung: In derselben Woche erschien in London die Rede des Königs mit dem Datum 1732—3; die Addresse des Oberhauses wegen dieser Rede, mit 1732, und die der Gemeinen mit 1733.

Trost bei trauriger politischer Aussicht.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 196 f.)

Diesen Trost habe ich in einem Buche gefunden, das wenig gelesen wird, wovon ich aber jetzt, nachdem ich es ausgefunden habe, Woche für Woche einige Blätter lese — und dieses ist: der Band politischer Zeitungen vom vorigen Jahre. Man muß den Versuch selbst machen, um sich zu überzeugen, was das für eine Unterhaltung ist. Natürlich liest man allemal nur die Blätter daraus, die praeter propter dasselbe Datum mit dem heutigen Tage führen. Betrachtungen in hundertfacher Form strömen einem alsdann so zu, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Bald ruht man nachdenkend aus, bald lächelt man und bald lacht man, und wie unschuldig ist nicht diese Beschäftigung? Freilich leiden die heutigen Zeitungen ein wenig, wenn man sie neben jenen liest. Es ist kaum möglich, nicht an das hodie mihi cras tibi zu gedenken: Heute an mir, morgen an dir; was ich war, bist du jetzt, und wirst dereinst sein, was ich bin.

Etwas Stoff zu Montagsandachten.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 197 ff.)

1) Alle einander gleich zu sein, erwarten wir erst im Himmel gewiß. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sich dieser Zustand früher erwarten ließe, oder nicht. Allein die streitenden Parteien, wenigstens die besten unter ihnen, sind nicht so verschieden als man glaubt. Die Gleichheit der einen möchte wohl nichts Anderes sein als die Ungleichheit der andern. Die Gleichheit, die der Mensch hier verlangen kann, ist sicherlich: der erträglichste Grad der Ungleichheit. Schade, daß dieses Gleichgewicht sich nur durch Druck und Gegendruck erhalten läßt, und daß sich die zuletzt anordnende Partei immer, zur Sicherheit für die Zukunft, einen kleinen Ausschlag vorbehält, und vorbehalten wird.

2) Das Gesetz ehrt und fürchtet man, aber lieben, im eigentlichen Verstande, kann man es nicht. Was für ein großer Gedanke daher, ihm einen Repräsentanten zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, sondern auch lie-

ben kann, einen guten Regenten. Die Welt würde sich dem Himmel nähern, wenn dieses von beiden Seiten anerkannt würde. Ohne etwas Anthropomorphismus läßt sich selbst Gott bloß fürchten und ehren, aber nicht lieben. Der Grund hiervon liegt sehr tief in unsrer Natur, aber sicher und unabänderlich. Verehrung von Tyrannen und Anbetung der Heiligen sind bloße Abartungen des Triebes, zeugen aber immer von der Realität der Art. Hierbei werden wir wohl ruhen müssen. Noch hat keine Götterdemokratie eine Welt erschaffen und erhalten, oder sie alle waren Eins, und was heißt das?

3) Lord Shaftesbury sprach einmal mit einem Freunde über Religion. In derselben Stube befand sich ein Frauenzimmer, die sich, um die Unterredung nicht zu stören, mit ihrer Arbeit in einen entfernten Winkel gesetzt hatte. Shaftesbury sagte: Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen fände sich nur unter Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten und Kenntnissen; Leute von Geist hätten durchaus nur Eine Religion. Und was ist das für eine, Mylord? fragte das Frauenzimmer, begierig auffahrend. Das sagen Leute von Geist nicht, war die Antwort.

4) Furcht, sagt Lucrez, hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?

If fear *Gods*, who made *almighty* fear?

5) „Sie wollen keinen Herrn; Selbst Herren sein wollen Sie.“

Bishops they would not have, but they would be.

6) Da die Handlungen eines jeden Menschen sich nothwendig ungleich sein müssen: so frage dich: welches ist die schlechteste, die du in deinem Leben begangen hast? Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. Diese Frage kann auch am Sonntage gethan werden, und desto sicherer ohne Schaden, da die Antwort außer uns selbst, nur noch von einem Einzigen gehört wird.

7) Du dringst auf Preßfreiheit. Recht gut. Nur frage ich dich: würdest du sie auch alsdann verstatten, wenn dein von dir gekränktes, hülfloses Weib, dein von dir tyrannisirtes Gesinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte, von dir drucken zu lassen, der durch seine höhere Einsicht dich mit deinem ganzen Compilatorruhm, durch einen Federstrich vielleicht, in Staub verwandeln könnte?

8) Die große und untrügliche Kunst, sich in Gesellschaft allgemein lieben, ja selbst verehren zu machen, ist sicherlich nicht die, eignen Witz, Verstand und Kenntnisse an den Tag zu legen, sondern: ohne Zudringlichkeit und als brächte es die Natur der Unterredung so mit sich, jedem der Gegenwärtigen, wo möglich, Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß Er Witz oder Verstand oder Kenntnisse besitze. Jedem nach seiner Art. Wenn doch dieses beherzigt würde, was würde nicht aus den Gesellschaften werden? Diese große, aber freilich etwas seltene Gabe, die immer in dem Sub-

jecte Menschenliebe und Weltkenntniß, und überdieß beschei-
denes Gefühl von eigenem anerkannten Werth voraussetzt,
wird nicht leicht Jemand in einem höhern Grade besitzen
können, als sie unser unsterblicher Möser besessen hat.
Wahrlich, sagte einmal ein Mann von Geist zu uns, wenn
man mit Mösern oft in Gesellschaft kommt, so fängt man
an zu glauben, man wisse Etwas und sei Etwas.

Kohlengruben unter der See, und Etwas von negativen Brücken.

(Götting. Taschenkalender 1799, S. 205—209, unter: Neue Erfindungen ꝛc. lit. e.)

Daß es in Schottland Steinkohlengruben gibt, die sich weit unter der See weg erstrecken, ist eine bekannte Sache. Ich bringe dieses auch nicht seiner Sonderbarkeit oder gar Neuheit, sondern einer artig ausgedrückten Betrachtung wegen hierher, die Faujas St. Fond*) in seiner Reise durch England und Schottland dabei anstellt, und hoffentlich vielen unserer Leserinnen und Leser nicht unwillkommen sein wird. Sie steht im ersten Theile S. 155. 156. der wiedemannischen Übersetzung dieses Werks: „Wir kamen, heißt es, nach Alva, Clackmannan und Kulroß, wo ein starker Bau auf sehr schönen Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig ist es, daß diese so reichen Steinkohlenlager sich auf eine ziemlich beträcht-

*) Barthelemi Faujas St. Fond, geb. 1750 zu Montelimart, gest. 1819 zu Paris als Oberaufseher des Museums der Naturgeschichte.

liche Strecke unter das Bette des Meeres fortsetzen, und daß die Arbeiter in diesen Gruben, wo sie gegen einiges Durchsintern durch Dampfmaschinen gesichert sind, welche das Wasser aus den Schachten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheuren Wassermassen, welche über ihren Köpfen schweben, zu beunruhigen. Während also diese unermüdeten, kühnen Grubenarbeiter, schwach beleuchtet von dem traurigen Schimmer ihres Lämpchens, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günstigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matrosen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, Alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert; dann singen die Grubenarbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit vorgeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Lust und ihre Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zu Trümmern geht und versinkt: leider das zu treffende Bild des täglichen Wechsels im menschlichen Leben!" So weit Faujas St. Fond. — "Was würde, kann man wohl hier fragen, Horaz gesagt haben, wenn man ihm, als er sein berühmtes: *Illi robur et aes triplex* etc. *)

*) Od. I, 3, 9 sqq. Illi robur, et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus etc.

niederschrieb, von Menschen geredet hätte, die es dereinst mit glücklichem Erfolg wagen würden, hoch über seinem zerbrechlichen Schiff und den Wogen seines tückischen Meeres dahin zu schweben, sich auf dem Boden eben dieses Meeres Stunden lang aufzuhalten, und mit dem zerbrechlichen Schiffchen ruhig herauf zu correspondiren*), und endlich andern, die von oben herab gezählt, sogar in einer vierten Etage unter allen diesen, nach Steinkohlen wühlen würden? Mit seinem *Nil admirari* **), mit dem einem zuweilen bei solchen Gelegenheiten begegnet wird, hätte der große Mann gewiß nicht geantwortet, denn er verstand seinen Horaz besser, als manche Neuere den sogenannten ihrigen; er bewundert ja den ersten Schiffer selbst. Vielleicht hätte er gesagt: es ist Nichts unmöglich, so wie der Schwager, der meinen Freund nach dem Blocksberge fuhr***), und da hätte er Recht gehabt, wie bei seinem *Nil admirari*; nur muß dort erklärt werden, was für ein Unmögliches verstanden wird, so wie hier was für ein Bewundern. Da es sich denn finden wird, daß, so wie der letzte Satz eine der größten moralischen Wahrheiten, so der erste eine der größesten Aufmunterungen für den menschlichen Geist zu Muth und Thätigkeit enthält. Nun das Fernere von negativen Brücken.

---

*) Dieses hat der große Halley gethan.

Anm. des Verfassers.

**) Horat. Epist. I, 6, 1.

***) S. oben S. 210.

Wenn man sich den Durchschnitt eines Strombettes als einen Zirkelabschnitt gedenkt, dessen Chorde die Wasserlinie verstellte, so heißt hier eine positive Brücke ein zusammenhängender Weg von einem Ende an das andere, oberhalb dieser Linie, trockenen Fußes zu gelangen; eine negative hingegen eben ein solcher Weg, auf welchem aber dieser Zweck unterhalb dieser Linie erreicht würde. Hier gibt es aber, wie bei den chemischen Auflösungen, zwei Fälle, einen nassen und einen trockenen Weg. Von dem letzten ist hier nur allein die Rede. Eine negative Brücke wäre also ein Weg, der unter dem Strombette weg von einem Ufer nach dem andern ginge, so wie die schottischen Kohlengruben und Stollen unter der See. Ein solcher Gang könnte gewölbt und mit Laternen erleuchtet werden. So lächerlich dieser Gedanke, flüchtig angesehen, scheint, so wäre doch wohl ein Fall gedenkbar, wo die negative Brücke weniger kostete, als die positive. Denn die positiven müssen 1) des Tageslichts wegen und wegen ihrer Ansichten aus der Nähe und Ferne, oft vielen unnützen und architektonischen Staat machen, den die negativen füglich sparen können; 2) hindern erstere die freie Fahrt bemasteter Fahrzeuge, und solcher, die von Menschen oder Pferden gezogen werden müssen, sehr; 3) der Eisgang macht öftere, kostbare Reparaturen bei ihnen nöthig; 4) beengen sie ferner den Strom, welches, bei starkem Zufluß des Wassers, den Benachbarten sehr gefährlich werden kann. Alles dieses fällt bei letztern weg. Hierzu kommt noch, daß gerade an solchen Stellen, wo das höchste Interesse der einander gegenüber

Wohnenden eine positive Brücke nöthig machte, das Interesse Anderer, zumal der Schiffer, solches verbietet, und Gerechtsame Statt haben, die nicht verletzt werden dürfen. Ein solcher Fall mag wohl Ursache sein, daß man, wie ich höre, aber bis jetzt noch nicht verbürgen kann, willens ist, ein Paar Grafschaften in England auf diesem trockenen Wege unter der Themse weg mit einander zu verbinden. Wer die Werke Brindley's und des Herzogs von Bridgewater und englische Industrie kennt, wird an der Ausführung nicht zweifeln; es ist bei diesem Volk hierzu Nichts weiter nöthig, als die Überzeugung, daß es nöthig ist, und höchstens die Freude, einem auf den Buchstaben seiner Rechte sich stützenden, hartnäckigen Opponenten einen unvermutheten Streich über oder unter diesem Buchstaben weg zu spielen, und also auch von der Seite zu triumphiren *).

---

*) Bekanntlich ist ein solcher „trockner Weg unter dem Strom„bette der Themse, gewölbt und mit Laternen erleuchtet,“ — der Tunnel — etwa zwei Meilen unterhalb der londoner Brücke, wo der Fluß 1000 Fuß breit ist, zwischen Rotherhithe und Wapping, in neuerer Zeit ausgeführt, und sind dadurch die Grafschaften Surrey und Middlesex vereinigt.

Der von dem Ingenieur Isambert Brunel, einem geborenen Franzosen, 1823 entworfene Plan wurde 1824 vom Parlamente genehmigt, und die Arbeit, wobei man mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und die namentlich, — in Folge eines großen Durchbruchs der Themse vom Januar 1828, — sieben Jahre ruhte, gleichwohl binnen acht Jahren, bis zu der am 25. März 1843 erfolgten Eröffnung des Durchgangs für

Fußgänger, mit einem Aufwande von ungefähr 460,000 Pf. St. beendigt. Die erforderliche Vorrichtung für das Hinein- und Herausfahren von Wagen ist dabei noch nicht gerechnet.

Es besteht der Tunnel übrigens aus zwei von Backsteinen aufgemauerten, unmittelbar neben einander herlaufenden Bogengängen, von überhaupt 1300 Fuß Länge, 38 Fuß Breite und 22 Fuß Höhe, die zwei gepflasterte Fahrwege, nebst angemessenen Fußsteigen, von überhaupt etwa 14 Fuß Breite, bilden. Diese Gänge sind durch 63 offene Bögen, in deren jedem zwei Gaslichter brennen, mit einander verbunden; an jedem Ende leuchtet ein großer Stern von Gasflammen.

Interessant ist vielleicht noch die Angabe, daß vom 25. März 1843 bis 5. März 1844 den Tunnel 2,038,477 Fußgänger passirten, und daß bei seinem Baue nur sieben Arbeiter umkamen, während dies Loos beim Bauen der neuen londoner Brücke — März 1824 bis August 1831 — vierzig traf.

Jüdische Indüstrie neben holländischer Frugalität.

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 210. 211.)

Stedman erzählt in seinem bekannten Buche*) allerlei Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbschwarzen idealischen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Insecten, alten Christen, die ihre Knechte leichter Vergehungen wegen zu Tode peitschen lassen; einer holländischen christlichen Schönen, die das Kind ihrer Sclavin, weil dessen Schreien ihren zarten Ohren lästig fiel, ins Wasser

*) Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam. II Voll. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutsch übersetzt im Auszuge. Hamb. 1797. 8.)
Anmerk. des Verfassers.

Joh. Gabriel Stedman, geb. in Schottland 1748. Officier in einem schottischen Regimente in holländ. Solde; ging 1772 als Volontair mit nach Surinam. Gest. zu Tiverton 1797. Henry übersetzte seine Reise ins Französische 1799. 3 Voll. 8.

werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter allen aber hat mir am besten gefallen, was er im zweiten Bande S. 198 erzählt, nämlich, daß er zu Paramaibo bei einem gewissen Herrn Reynsdorp, einem Pflanzer, einen Juden angetroffen habe, der dessen Kinder in der christlichen Religion unterrichtete, also im eigentlichen Verstande einen christlichen Religionssprachmeister von angeborner jüdischer Religion. Ist das nicht herrlich? Es geht doch Nichts über die Juden. Man will es nur nicht immer recht erkennen. Man erlaube uns hierbei nur die einzige Frage: würde wohl Herr Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Mettwürsten gewesen wäre, die Verfertigung derselben in seinem Hause einem Juden anvertrauet haben, gesetzt auch, der Jude habe sich, nach einem gegebenen Recept, damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität sowohl als Wahrheitsliebe zu Herrn Reynsdorps, und folglich seines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedman an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp sagt: „auf seinen Kaffeeplantagen herrscht Friede, Milde und wahrhaft menschliches Verfahren gegen die Sclaven, keine Klagen, keine Banden u. s. w., und ein Mann von solchen Gesinnungen übergibt seine Kinder einem Juden zum Unterricht in der christlichen Religion? Hier scheint etwas zu fehlen, welches auszumitteln Herr Stedman, ein sonst braver Soldat, nicht Philosoph genug war. Ich habe in der Überschrift dieses Verfahrens Herrn Reynsdorps Frugalität zugeschrieben. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Geiz von Frugalität un-

terschieden ist, wie Hungerleiden von weiser Diät. Wie wenn der Holländer bei seinem Erziehungsplan nicht sowohl Geld- als Geistesausgaben zu ersparen gesucht, und etwa seinen Juden genauer gekannt hätte, als sich aus dem bloßen Wort schließen läßt. Getauft war er nicht, sonst wäre wohl die ganze Geschichte keiner Aufzeichnung werth gewesen, aber er war ein portugiesischer Jude, das ändert die Sache schon etwas. Wäre der Herr ein berlinischer aus Mendelssohn's Schule gewesen, so getraue ich mir nicht allein Hrn. Reynsdorps Charakter, sondern die ganze peitschen- und bandenfreie Haushaltung auf dessen Plantagen, daraus zu entziffern, auch wohl über die Bedeutung der Worte Christ und Jude in dieser Stelle einige Auskunft zu geben.

---

*).

†Zubereitung des Eises in Indien.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1788. S. 31 ff.)

So wie erkünsteltes Bedürfniß den Europäer gelehrt hat, sich in Norden ein künstliches Indien für seinen Gaumen zu schaffen, so weiß der wollüstige Asiate jetzt mit weit sinnreicherer Leckerhaftigkeit selbst am Wende-Cirkel einen Winter für seine Tafel hervorzubringen. Denn da der Europäer ohne vielen Scharfsinn das Klima seines Gewächshauses vermittelst der Öfen und Thermometer stimmen kann, wie er will, so muß hingegen der Asiate seiner Jahrszeit einzelne kalte Minuten mit vieler Vorsicht rauben, und seinen Raub sorgfältig auffsparen, bis er sich auf diese Art endlich einen Winter zusammen gestohlen hat, mit dem er hernach schalten und walten kann, wie er will.

In Calcutta, wo nach Sir Robert Barkers Aussage, das Wasser niemals gefriert, wenn es so gerade dem Klima überlassen wird, speiset man jetzt seinen Scherbet und Creme gefroren, selbst wenn das Fahrenheitische Thermometer auf 112 Grade steht. Die Art das Eis zu gewinnen ist sehr sinnreich, und kann den Naturkündiger und Ökonomen auf nützliche Speculationen leiten.

In einer großen, offenen Ebene werden Gruben von etwa 30 Fuß ins Gevierte und 2 Fuß tief in die Erde gemacht. Den Boden derselben bedeckt man auf 8 Zolle hoch mit Zuckerrohr

*) Wegen Bezeichnung der nunmehr folgenden Aufsätze aus dem Göttingischen Taschenbuch mit einem Kreuzchen, wird auf die Anmerkung in Th. 5. S. 245 verwiesen.

oder auch mit wohl getrockneten Stengeln von indianischem Korn. Auf diese Streu werden alsdann eine Menge flacher, irdener Pfannen gestellt, in die das Wasser, das gefrieren soll, gegossen wird. Diese Gefäße sind nicht glasirt, kaum einen viertel Zoll dick und ohngefähr fünf viertel tief. Der Thon, woraus sie bestehen, ist so porös, daß ihn das Wasser öfters ganz durchdringt. Des Abends in der Dämmerung füllt man sie mit weichem Wasser, das man vorher hat kochen lassen, an, und des Morgens vor Sonnenaufgang gehen die Eismacher hinaus, leeren die dünnen überfrornen Pfannen in Körbe aus, in denen das Eis sitzen bleibt, welches sie alsdann nach einer Grube bringen, die man gemeiniglich an einem trockenen, etwas erhabnen Ort angelegt hat. Solche Gruben macht man gewöhnlich 14 bis 15 Fuß tief, und futtert sie mit Stroh und einer Art grober wollener Decken aus. Das hinein gesammelte Blätter-Eis wird hierauf mit Handrammen zusammen gestoßen, und formirt auf diese Art sehr bald ein einziges solides Stück. Die Öffnung der Grube wird alsdann mit Stroh und Decken sorgfältig verwahrt, und oben drüber ein Strohdach aufgerichtet, und so hält es sich, wie bei uns, zu beliebigem Gebrauch den Sommer durch.

Nicht jede Witterung im December, Jänner und Februar ist diesem Verfahren gleich günstig. Sir Robert hat bemerkt, daß oft in Nächten, die aus dem Gefühl zu urtheilen, die rauhsten und kältesten waren, kein Eis erzeugt wurde, hingegen war in den stillen und heiteren, die man für gelinder hielt, oft das Wasser bis auf den Boden der Gefäße gefroren. Veränderliches Wetter bei Wolken und Wind ist selten vortheilhaft, heitere Stille aber, bei scharfer Luft und wenigem Thau nach Mitternacht, meistens.

Es ist Schade, daß Sir Robert kein Thermometer bei den Pfannen aufgehangen hat, dadurch würde die Erklärung vielleicht sehr erleichtert worden sein. Jetzt muß man annehmen, daß doch die Temperatur der Luft wenigstens nah beim Gefrierpunct gewesen sein muß, dadurch wird dem Wasser seine Wärme entzogen, aber wegen der lockern Substanz der Gefäße selbst, und der schwammichten Structur des darunter gelegten Rohres nicht wieder von der Erde ersetzt, wie hingegen beim Wasser in

den Lachen und Pfützen geschieht. Ferner befördert die Flachheit der Pfannen und ihre geringe Größe das Gefrieren, weil das Wasser nicht stark bewegt werden kann, und wenn es auch ein wenig bewegt wird, doch bald wieder zur Ruhe kommen muß. Auch scheinen die den Pfannen selbst wieder ähnlichen Gruben die schicklichste Form zu haben, um weder die Luft so sehr abzuhalten wie ein Keller, noch auch den Wind zu sehr zuzulassen, welches eine nachtheilige Bewegung des Wassers in manchen Fällen verursachen könnte. Endlich ist auch das Kochen des Wassers dem Gefrieren günstig. Fahrenheit hat schon bemerkt, daß, wenn Wasser sehr stille gehalten wird, so bleibt es bei einigen Graden unter dem Gefrierpunct flüssig, friert aber hernach bei der geringsten Bewegung plötzlich; hingegen lehren die neuern Versuche des Herrn Black in Edinburg *), daß gekochtes Wasser, auch wenn es stille gehalten wird, gleich bei + 32 Fahrenheit friert. Vielleicht rührt dieses daher, daß das allmälige Wiedereindringen der Luft, von welcher das letztere durch das Kochen beraubt worden war, ihm die, wiewohl unbemerkbare, aber bei einer so geringen Kälte zum Gefrieren nöthige Bewegung mittheilt, die in dem frischen Wasser nicht statt findet.

So erfinderisch ist die Leckerhaftigkeit. Zur Auflösung einer Aufgabe, zu der den weichlichen Asiaten vielleicht kein Preis von einer Goldschaumünze gebracht haben würde, hat ihn die Hoffnung auf einen kühlen Leckerbissen gebracht.

† Anekdoten.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1778. S. 73. 74.)

Bei den Admiralitätsämtern in Holland sieht man eine Tafel, worauf der Preis eines jeden Gliedes, das ein Soldat

*) Joseph Black, berühmter Chemiker; geb. 1728. gest. 1799.

verliert, bestimmt ist. Für 2 Augen 1500 fl.; für 1 Auge 350 fl.; für 2 Arme 1500 fl.; für den rechten 450 fl.; für den linken 350 fl.; für die 2 Hände 1200 fl.; für die rechte 300 fl.; für die linke 200 fl.; für beide Füße 400 fl.; für einen Fuß 350 fl.

Ludwig der XIII. *) mußte, auf Vorschrift seines Arztes Bavard, in einem Jahre 215 Purganzen und 212 Clystire nehmen, und 47 mal zur Ader lassen.

Als in England im Jahre 1775 die Straußfedern allen andern Kopfputz der Damen verdrängten, und Versammlungen von vier bis fünfhundert derselben einer Saat nicht unähnlich sahen, mit welcher der West an einem Sommerabend spielt: erschien einmal auf einer Masquerade ein niedlicher Vogelstrauß. Er schien um den Verlust seiner Federn äußerst bekümmert, und lief von einem befiederten Damenkopf nach dem andern, und forderte sie mit sanftem Necken wieder. Hingegen hatte er über den Theil seines Leibes, dem man die Federn geraubt hatte, vielleicht aus einer diesem Thier eignen Schaamhaftigkeit, oder auch aus einer kleinen Rache, ein modernes Kopfzeug von 1774 gestürzt.

Zu Zeiten Heinrich des VIII. erging eine Verordnung an die königl. Bedienten, worin ihnen ernstlich befohlen wird, aus den Häusern, wohin der König besuchen ging, keine Schlüssel, Messer, Löffel und dergl. mitzunehmen.

Als man dem bekannten Omai einen Garten in England zeigte, blieb er bei einer mediceischen Venus in Lebensgröße in Gedanken stehen. Und da man ihn um die Ursache fragte, sagte er: es wundert mich, daß man in einem Lande, wo das Frauenzimmer nicht nackend geht, doch nackende Bildsäulen von ihnen aufstellt.

Die Sachsen zu den Zeiten der Heptarchie **) schalten die unter ihnen wohnenden Dänen üppig, weil sie sich täglich kämmten, wöchentlich badeten, und ihre Kleider nicht so lange tru-

---

*) geb. 1601. gest. 1643. König seit 1610.

**) Die sieben s. g. Königreiche der Angelsachsen, die nach der Mitte des 5ten Jahrhunderts entstanden, wurden unter Egbert dem Großen, König von Wessex, 828, zu einem Reiche vereinigt.

gen, bis sie ihnen vom Leibe faulten: auch nennen die alten schwedischen Schriftsteller diejenigen ihrer Landsleute üppig, die Brot aus reinem Korn aßen, und ihr Mahl nicht mit gemahlener Baumrinde vermischten.

In Hannover bewahrt man auf der königl. Bibliothek noch einige der ersten politischen Zeitungsblätter, die in Frankreich im Jahre 1631 herausgekommen. In einem derselben wird von einem Ort berichtet, dessen Namen uns entfallen ist, man habe eine solche Hitze gehabt, daß die Kanonen auf den Wällen von selbst losgegangen seien *). Dieser Fehler, in den die ersten Zeitungen verfielen, scheint nun das ganze Geschlecht derselben angesteckt zu haben.

Würkung der Musik auf einige Thiere.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1778. S. 82. 83.)

Hr. Vigneul Marville **) ließ an einem Ort, wo sich allerlei Thiere beisammen befanden, auf einer Trompete zum Fen-

*) Diese „Gazette“ in 4to befindet sich noch gegenwärtig auf gedachter königl. Bibliothek. Es heißt darin: "du Camp devant Magdebourg du 20 du mois de May 1631." bei Gelegenheit der Erstürmung der Festung durch Tilly: "La chaleur "de cette journée aidoit à enflammer l'air de telle sorte que "les canons se dechargerent tous d'eux mesmes et sans qu' "aucun y mist le feu."

**) Melanges d'histoire et de Literature par Vigneul Marville; Rouen 1699—1701. 3 Voll. in 12. Neue Ausgabe durch den Abbé Banier. Paris 1725. Wieder gedruckt unter dem Titel: Vigneul-Marvilliana, als tom. 5 und 6. einer Sammlung Ana, 1789. 10 Voll. 8. Von *Argonne*, Noël (Bonaventura), geb. 1634 zu Paris; starb 1704 als Cartheuser zu Grillon in der Normandie.

ster hinaus blasen, um zu sehen, was diese Musik für einen Eindruck auf sie machen würde. Was er bemerkt hat, ist Folgendes:

Die Katze bekümmerte sich gar nicht darum.

Der Hund setzte sich nieder, sah herauf, und war eine ganze Stunde aufmerksam.

Ein Pferd, das unter dem Fenster fraß, rupfte sein Heu fort, und sah nur allemal ein wenig herauf, wenn es das Maul eben voll genommen hatte.

Der Esel fraß seine Disteln fort, ohne sich auch nur ein einzigesmal umzusehen.

Die vorbeigehenden Kühe blieben ein wenig stehen, und sahen herauf, gingen aber bald weiter, als wenn sie nunmehr wüßten, was es wäre.

Einige Vögel in Käfigen sangen sich fast zu Tode.

Der Hahn dachte nur an seine Hühner und die Hühner nur an's Scharren.

†Vergleichung der St. Peters-Kirche in Rom mit der St. Pauls-Kirche in London, und beider mit dem Weltgebäude.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1778. S. 85—89).

Längen und Breiten.	Englische Fuße. St. Peters-Kirche.	St. Pauls-Kirche.
Ganze Länge der Kirche und Vorlaube	729	500
Länge des Kreuzes	510	250
Breite der Fronte mit den Thürmen .	364	180
Breite derselben ohne die Thürme . .	318	110
Breite der Kirche und drei Schiffe .	255	130

Längen und Breiten.	Englische Füße. St. Peters-Kirche.	Englische Füße. St. Pauls-Kirche.
Länge der Vorlaube inwendig . . .	218	50
Breite derselben	40	20
Länge der Gallerie bei den obern Staffeln	291	100
Breite des Schiffs bei der Thüre . .	67	40
Breite desselb. bei dem dritten Pfeiler und der Tribüne	73	40
Breite der Nebengänge	29	17
Weite zwischen den Pfeilern des Schiffs	44	25
Äußerer Durchmesser der Kuppel . .	189	145
Innerer Durchmesser derselben . . .	138	100
Von der Thüre bis an die Kuppel . .	313	190
Von der Kuppel bis an's Ende der Tribüne	167	170
Äußerer Durchmesser der Laterne . .	36	18
Höhen.		
Von der Erde bis an die Spitze des Kreuzes	437½	340
Die Thürme, wie sie bei St. Peters waren und bei St. Pauls sind . .	289½	222
Bis an den Gipfel der höchsten Statue an der Fronte	175	135
Die ersten Säulen korinthischer Ordnung	74	33
Ihr Fuß und Stuhl	19	13
Ihr Capitäl	10	5
Architrab, Frieß und Karnies . . .	19	10
Die römischen Säulen an der St. Pauls und toskanischen an der Peterskirche	25½	25
Die Verzierungen derselben oben und unten	14½	16
Der Fronton, mit seinem Sims, hoch	19	10

Höhen.	Englische Fuße. St. Peters-Kirche.	St. Pauls-Kirche.
Der Fronton, mit seinem Sims, breit	92	74
Basis der Kuppel bis an die Säulenstühle	36½	38
Säulen der Kuppel	32	28
Ihr Fuß und Säulenstuhl	4	5
Ihr Capitäl, Architrab, Frieß u. Karnies	12	12
Vom Kranz bis an die äußere Krümmung der Kuppel	25½	40
Die Laterne von der Kuppel bis an den Knopf.	63	50
Durchmesser des Knopfs	9	6
Das Kreuz mit seinen untern Verzierungen	14	6
Statüen in der Fronte mit ihrem Fußgestell	25½	15
Die äußere Krümmung der Kuppel .	89	50
Höhe der Bilderblinden an der Fronte	20	14
Breite	9	5
Erste Fenster in derselben	20	13
Breite	10	7

Dieses sind die Ausmessungen zweier der herrlichsten Tempel, die das Geschöpf in den neuern Zeiten dem Schöpfer geheiligt hat. Wir wollen nun einmal, der Vergleichung wegen, einen flüchtigen Blick auf den großen Tempel des Allmächtigen werfen, oder eigentlich zu reden, auf den kleinen Winkel einer seiner unermeßlichen Hallen, den unser blödes Auge überschauen und unsere schwache Vernunft überdenken kann.

Schon in einer Höhe von 30 Meilen würde St. Peters Tempel dem Auge als ein Punkt erscheinen; und in einer von 800 würden Rom und London mit allen seinen Herrlichkeiten nicht mehr zu sehen sein. So würde unsere Erde als ein kaum merklicher Punkt erscheinen, wenn wir sie aus der Sonne sähen, und aus einem Planeten des Sirius gesehen, würde auch dieser

wohlthätige Feuerball, in welchem selbst die Bahn des Mondes versteckt liegen könnte, und der 16 Planeten, so viel wir wissen, und vielleicht tausenden von Kometen, Licht und Leben gibt, in einen Funken zusammen schwinden, den man mit einer Sternschnuppe verwechselt. Laßt uns nun einmal den Weg betrachten, den wir in Gedanken zurückgelegt haben. Von unserer Sonne zum Sirius. Eine Entfernung, unter deren Vorstellung menschliche Einbildungskraft erliegt. Das Licht selbst würde sie kaum in 6 Jahren durchlaufen, und eine Kanonenkugel mit ihrer größten und immer gleichen Geschwindigkeit, würde eben so viel Millionen darüber zubringen. Allein, in Vergleichung mit dem Ganzen, wo wären wir alsdann? Vor wie nach, an dem Gestade eines unermeßlichen Oceans, beschäftigt einen Tropfen zu messen. Mit diesem Maasstab in Gedanken gehe nun hin und betrachte den Himmel in einer heitern Winternacht, erst mit ungewaffnetem Auge, dann gehe zu Vergrößerungen fort, und du wirst finden, daß dir die hundertste auch wieder einen hundertsten Himmel aufschließt. Mit diesem Maasstab in Gedanken sehe zur Milchstraße hinauf, oder wie, unsern jetzigen Kenntnissen angemessener, der erhabneste Dichter der neuern Zeit, Milton, sie nennt, den Weg mit Sternen bepudert *), wo der Mond dem gewaffneten Auge mehr Sterne bedeckt, als der vereinte Fleiß aller Astronomen bis jetzt verzeichnet hat — betrachte dieses, und denke dann: Dieses ist ein kleiner Winkel einer der unermeßlichen Hallen des Tempels des Allmächtigen, eben so unbegreiflich in dem Bau seines Tempels, als in dem Bau der Mücke, die in einer Thräne ertrinkt.

*) — In the galaxy, that milky way
Which nightly, as a circling zone, thou seest
Powder'd with stars.

Milton's Paradise Lost. VII. 579 sq.

†Die Glocken.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1782. S. 26—39 incl.)

Diese nützlichen Instrumente, die die Stunden des Tages und der Nacht einer ganzen Stadt auf einmal erzählen, vermittelst welcher man mit einer Stadt auf einmal sprechen, und selbst schon entlegenen Orten seine Gedanken und Wünsche in Nothfällen so bequem zu verstehen geben kann, sind schon sehr lange erfunden, und ihr Gebrauch bald kirchlich, bald politisch, bald kriegerisch gewesen. Es ist aber sowohl die eigentliche Zeit der Erfindung der Glocken, als ihr Gebrauch bei den Christen, das Volk dadurch zum Gottesdienst einzuladen, schwer mit Genauigkeit auszumachen. Daß man im alten Testament nichts davon gewußt, ist wohl ausgemacht; denn was da von Glöckchen vorkommt, ist, wie die Granatäpfel in den Säulen der Halle bei Salomons Tempel, wohl bloß von Schellen zu verstehen, welche wir, die wir aufgeklärtere Begriffe von Gott sowohl, als dessen Dienst, und dabei feinere Ohren haben, jetzt nur noch an die Kinderrasseln und die Schlittenpferde u. s. w. anknüpfen. Überhaupt wird man finden, jemehr ein Volk Vergnügen an Schellen oder auch Glöckchen findet, die ohne Ordnung durch einander klingen, desto roher, kindischer oder barbarischer ist es. Die Thürme der Chineser klimpern den ganzen Tag so, wie der Chineser in Künsten und Wissenschaften klimpert. Die unzähligen elenden Glockenspiele der Holländer scheinen, selbst das auf dem Amsterdamer Stadthaus nicht ausgenommen, bloß für Schiffer, Matrosen und Krämer bestimmt, und sind wirklich für die Ohren eines Mannes von Geschmack und Gefühl, was die dortigen Canäle des Sommers für dessen Nase sind.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt konnten sich die Christen solcher Zeichen nicht bedienen, auch wenn die Instrumente selbst schon da gewesen wären, sie mußten sich

heimlich, ja öfters unter der Erde, versammeln, um verborgen zu bleiben, daher man sie auch Lichtscheue nannte. Im vierten Jahrhunderte bekamen sie völlige Freiheit unter Constantin dem Großen, und da findet man Spuren von öffentlichen Signalen zur Versammlungszeit, ob es aber Glocken waren, weiß man nicht; man weiß vielmehr, daß selbst im siebenten Jahrhunderte sich die christlichen Mönche dazu noch der Trompeten bedient, oder wohl gar, wie noch jetzt an manchen Orten die Katholiken zu gewissen Zeiten thun, einer hölzernen Tafel, an die man schlug. Dieses versteht sich aber nur von öffentlichen Signalen, denn daß man sich der Glocken in Klöstern schon im sechsten Jahrhundert zum Privatgebrauch im Kleinen bedient habe, ist wohl gewiß. Bald darauf dehnte man ihren Gebrauch auf Gemeinden aus, sie wurden immer freier und höher aufgehängt, erst auf die Kirchendächer, und dann auf die Thürme, und im achten Jahrhundert war ihr Gebrauch überhaupt schon sehr allgemein.

Von den großen Glocken aus Erz ist ohne Zweifel Italien, und zwar das sogenannte Campanien, die Erfinderin, so wie das Morgenland zuerst die Schellen und Handglöckchen hatte. Ich sage von den Glocken aus Erz, denn man brannte sie zuweilen an andern Orten aus Thon mit hölzernen Klöppeln, ja verfertigte sie sogar aus Holz. Eine solche soll noch jetzt in der Stiftskirche S. Blasii zu Braunschweig unter den Alterthümern aufbewahrt werden, die man die Charfreitagsglocke nennt. Die große Göttingische Glocke, von der einige Leute glauben, sie sei von Holz, ist es eigentlich nicht, sondern sie klingt nur so*). In Campanien selbst wird die Ehre der Erfindung der Stadt Nola, die jetzt fast wüste ist, zugeschrieben. Das Erz dieser Provinz war seit jeher so berühmt, als seine röthliche Erde, und die *Campana* supellex (campanisches Geschirr) war selbst in den geschmackvollesten Zeiten Roms geschätzt. Das schönklingende Erz, das ihnen die Natur reichlich darbot, brachte sie vermuth-

*) Ihr Taufname war, nach der heil. Jungfrau, Maria; später der s. g. Brummer; war seit langer Zeit gesprungen. Gegossen 1348, wurde sie 1827 umgegossen.

lich auf den Gedanken, die morgenländischen Handglöckchen erst nachzumachen und dann zu vergrößern, und so wurde Nola bald ein Markt für Glocken, daher heißen sie im Lateinischen nicht allein campanae, sondern auch nolae, und behielten hernach, wie wir auch an den Namen vieler Zeuge und unzähligen andern Erfindungen sehen, jene Namen bei, als sie anderwärts verfertigt wurden. Unser deutsches Wort Glocke, das franz. cloche, engl. clock, angelsächs. Clugga, das Gloccus, Clocca, Glogga im mittlern Latein, das dänische Klokke, schwed. Klocka, stammt wohl nach Wachters Bemerkung von dem veralteten klochen, klocken her, wofür man jetzt klopfen sagt, und gehört zu dem Geschlechte der Wörter locken, Glucke u. s. w.

Die Materie, woraus sie gemeiniglich im Großen verfertigt werden, ist Kupfer und Zinn, und hält man 5 Theile Kupfer gegen 1 Theil Zinn für eine sehr gute Mischung; Andere nehmen statt des Zinns allein halb Zinn halb Messing, oder, in ganzen Zahlen, 1 Theil Zinn, ein Theil Messing und 10 Theile Kupfer. Man hat zuweilen auch Silber hinzugethan, und andächtige Fürstinnen sollen ehemals oft ihr theures Silbergeräthe mit ungewöhnlicher Selbstverläugnung in Schürzen nach dem Schmelzofen getragen haben, Centnerweiß gewiß nicht, und Centnerweiß hätte es doch geschehen müssen, wenn die Ohren der Gemeinde den Vortheil davon hätten verspüren sollen. So wie sie es anfingen, da sie es nur bei Pfunden höchstens zuwerfen konnten, ist es weggeschmissen und auf immer verloren; man hört es so wenig, als man es sieht, und es wieder von dem Übrigen zu scheiden, müßte man oft noch 3 mal mehr wegschmeißen, als das ganze Silber werth ist. Glocken ganz aus Silber würden freilich besser klingen, auch wäre das Silber nicht weggeworfen, es wäre nun die Schatzkammer auf den Stadtthurm verlegt, und der Fürst hätte das Vergnügen bei dem Geläute noch an Allerlei zu denken, das die Musik erhöbe; allein so etwas wäre deßwegen nicht anzurathen, weil sie zu Kriegszeiten leicht das Schicksal erfahren mögten, was ihre Neben-Geschöpfe, die silbernen Apostel, so oft betroffen hat. Auch soll durch eine schickliche Verbindung der zu mischenden Metalle überhaupt und hauptsächlich durch Verbindung des Mißmuths

mit dem Zinn ein Klang erhalten werden können, der dem vom Silber gar nichts nachgibt.

Ehe wir zur Geschichte einiger merkwürdigen Glocken übergehen, so können wir nicht umhin, einige allgemeine Betrachtungen über dieselben anzustellen, die unsern Lesern nicht unangenehm sein werden. Denn der menschliche Verstand hat theils bei diesen so theuern, so nützlichen und so gemeinen Instrumenten, theils noch nicht Alles geleistet, was er dabei durch Anstrengung leisten könnte, theils zuweilen wirklich geschlafen, theils über alle Grenzen ausgeschweift.

Es ist nämlich noch nicht ausgemacht, ob die gegenwärtige, allerdings sehr schöne Form der Glocken, die bequemste, wohlfeilste und zweckmäßigste sei, und ob nicht unter vielen Umständen bloße Platten, wie z. E. die silbernen Medaillen im Kleinen, oder halbe hohle Cylinder oder muldenförmige Stücke mit den concaven oder converen Seiten gegen einander über gehangen, eben das leisten könnten, entweder wohlfeiler oder bequemer?

Geschlafen hat der menschliche Verstand gewiß, als er auf die gewöhnliche Art die Glocken zu läuten verfiel, oder doch auf die großen ungeheuern Lasten anwendete, was bei den kleinern freilich anging. Man setzte nämlich oft einige hundert Centner Metall in Bewegung, um es an einen Klöppel anzuschlagen, dessen Größe dagegen nicht in Betracht kam. Man legte gewissermaßen das Eisen, das man schmieden wollte, auf den Hammer und schmiedete mit dem Ambos und Klotz, und dieses zwar zum größten Nachtheil des ganzen Kirchthurms, der davon selbst zu schwingen anfing, viel eher baufällig ward oder gar den Einsturz drohte. Nunmehr schmiedet man an vielen Orten mit dem Hammer, wodurch sehr viel erspart wird.

Ausgeschweift, und zwar über alle Gränzen, hat er, als man anfing, diese Lasten Metall, als Nebengeschöpfe und Christenkinder anzusehen und einzuweihen, ja selbst zu taufen und mit christl. Namen zu belegen. Und dieses soll noch jetzt zuweilen in Ländern geschehen, wo man zu ewigem Gefängniß, ja selbst zum Tode verurtheilt werden könnte, wenn man sich einfallen ließe, einer Baßgeige, die weit anmuthiger klingt und überhaupt menschlicher aussieht, etwa, weil sie bei Kirchenmusiken sollte gebraucht werden, gleiche Ehre wiederfahren zu lassen.

Die Gebräuche, die bei einer solchen Taufe beobachtet wurden, waren folgende: Ehe die Glocke aufgehängt wurde, zündete man 1) eine Menge Lichter um dieselbe an, und der Bischof, der den Actus verrichten sollte, ging um sie herum. 2) Betete der Bischof einige Psalmen für sich, und wusch die Glocke inwendig und auswendig im Namen des dreieinigen Gottes mit Salzwasser. 3) Salbte er sie mit heiligem Öl und machte einige Kreuze darauf. 4) Betete er wieder, und zwar, daß Gott der Glocke die Kraft geben möge, mit ihrem Klang die Herzen der Menschen zu erwecken, und Donner, Hagel, Wind und Wetter zu vertreiben; wobei alle Anwesenden niederknieten. 5) Fragte er nach dem Namen der Glocke, und nachdem er die Ölkreuze mit einem leinenen Tuch abgewischt, malte er sieben andere mit dem Chrisma darauf, inwendig aber nur eins, wobei er wieder betete. 6) Wurde die Glocke beräuchert und eingesegnet, und endlich wurde ihr 7) ein reines weißes Hemd angezogen und so im bloßen Hemd endlich an den Ort ihrer Bestimmung gezogen. Hierauf wurde herrlich geschmaußt, und sich über die Wiedergeburt der Glocke gefreut. Die Namen waren bald männliche, bald weibliche, meistens aber von Heiligen. Der Gevattern waren gemeiniglich sehr viele, zuweilen auf 300, und weil diese die Glocke während der Taufhandlung unmöglich alle berühren konnten, so faßten sie ein Seil an, das an dieselbe gebunden war, und standen da, als wenn sie sich wollten elektrisiren lassen, und etwas Ähnliches geschah auch wirklich. Denn die Gevattern mußten derb bezahlen, und nicht allein den Bischof oder den Suffraganeus, der die Taufe verrichtet hatte, reichlich beschenken, sondern auch die Glocke, vermuthlich, damit sich dieselbe dem Bischof und Suffraganeus auch von ihrer Seite, wenn sie älter wurde, erkenntlich beweisen konnte. — Bei dieser Gelegenheit schrieb man auch Gevatternbriefe, und eine Stadt schrieb z. B. an die Bürgermeister der andern und lud sie zu wohlthätigen Zeugen einer so wichtigen Handlung ein.

Für die größte Glocke in Deutschland wird die auf dem St. Stephans Thurm zu Wien gehalten, die der Kaiser Joseph I. 1711 von dem Stückgießer Aichamer, aus allerlei von den Türken eroberten Kanonen gießen ließ. Sie ist über 10 Fuß hoch und hat unten 32 Schuh und 2 Zoll im Umkreis, wiegt ohne

Klöppel 354 Centner, mit dem Klöppel aber, der $11\frac{1}{2}$ Schuh lang ist, 367 Centner und 28 Pfund. Der Helm, an welchem sie hängt, wiegt 64 und das Eisenwerk, womit sie befestigt ist, 82 Centner, Alles zusammen 513 Centner 28 Pfund.

Für die zweite im Rang wird die Berliner auf der königlichen Schloß- und Domkirche gehalten.

Die dritte ist die Erfurtische, die 276 Centner wiegen und unten $14\frac{3}{8}$ Ellen im Umfange haben soll: dann kommt die Breßlauische von 224, und die auf dem Münster zu Straßburg von 204 Centnern. Mit Nachrichten von auswärtigen Glocken wollen wir unsere Leser nicht aufhalten, da die von einheimischen selbst schon nicht sehr erbaulich sind. Doch können wir hierbei nicht umhin, Etwas von der zu Moskau zu sagen, deren Herr Berkenmeyer in seinem Antiquarius Erwähnung thut. Nach diesem Schriftsteller wiegt dieselbe nicht weniger als 3 Millionen und 940,000 Pfund. Wenn hier kein Mißverständniß im Gewicht ist, so müßte man hundert und eilf Wiener Glocken, und darüber, zusammenschmelzen, um Eine Moskowitische daraus zu machen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß, so wie wir oben bei der Wiener Glocke, das Joch und Eisenwerk endlich mit gerechnet haben, Hr. Berkenmeyer noch überdieß auch einen Theil des Thurms selbst, auf welchem sie hängt, dazu genommen habe. Mehr Glauben verdient Tanner, gewesener Cämmerer bei einem polnischen Gesandten. Dieser schreibt in seinem Buch Legatio Polono-Lithuanica in Moscoviam. Nürnberg 1689. 4to, Cap. 13, S. 61, daß er diese Glocke selbst gemessen und gefunden habe, ihr Umfang unten betrage 28 Ellen, und, daß 2 Männer den Klöppel unten kaum umfassen könnten. Wäre also diese Glocke der Wienerschen völlig ähnlich und die bei beiden gebrauchten Maaße dieselben, auch das Metall einerlei, so möge sie ohngefähr 189,700 Pfund und Hr. Berkenmeyer bleibe, seiner Lüge wegen, in einem kleinen Rest von 3 Millionen siebenhundert und funfzig tausend und dreihundert Pfund Metall.

Die Aufschriften auf den Glocken sind oft seltsam. Viele haben folgende, oder doch welche, die ohngefähr eben das sagen: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango d. i. Die Lebendigen rufe ich, die Todten beklage ich; die Blitze

zerstreue ich. Das Letztere könnte füglich und mit mehrerem Rechte heißen: Die Blitze locke ich. Daher vermuthlich haben einige mehr philosophische Glockengießer gesetzt: tonitrua frango; den Donner breche ich, nämlich, wenn man nahe bei der Glocke steht, wenn sie geläutet wird, so mögte man den Donner wohl nicht hören können. Noch ist eine Aufschrift auf der Sturmglocke Roland zu Gent, welche 11,000 Pfund wiegt, merkwürdig.

Roland! Roland! as ick klappe, denn
is Brand,
As ick lüe (läute), denn is Orlog (Krieg)
in Flanderland.

---

† Gevatternbrief.

Ein Beitrag zum vorhergehenden Artikel.

(Von den Glocken).

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1782. S. 40. 41).

Im Jahr 1516 wurde der Rath zu Tennstedt in Thüringen von dem Adel und den Kirchenvorstehern von klein Bargel zur Glockentaufe zu Gevattern gebeten, der Brief, worin dieses geschah, steht in Olearii syntagmate rerum Thuringicarum 4to 1704. S. 364 und lautet folgendergestalt:

Unsere freundliche Dienste zuvor, Ehrsame, Weise Herrn, Wir seynd willens, wils Gott, unsere Glocken auf den Sonntag Exaltationis s. Crucis nechstkommende, nach Ordnung der heiligen christlichen Kirchen zu weihen und teuffen lassen: Ist unsrer gütliche Bitte, wollen auf vermeldte Zeit üm Gottes Willen bei uns sampt andern unsern guten

Freunden erscheinen und Groſspate mit sein. Wollet das Lohn von dem Allmächtigen Gotte, und dem Patrono S. Sixto und der heil. Jungfrawen S. Julianen nehmen. So wollen wirs willig gerne verdienen. Datum Sonntag nach Egidj anno 1516.

Curt und Clauß Vitzthum
von Eckstedt sampt den
Altar Leuten.

Denen Ehrsamen, Weisen
Bürgermeistern zu Tennstett,
unsern besonders günstigen
Förderern.

Hierauf setzt der Verfasser noch hinzu: Es mußten aber die Gevattern neben einander an den Strick greifen, der an die Glocke gebunden war, und gehörte hierzu ein stattliches Patengeld und Ausrichtung eines großen Wollebens, daß manchmal in kleinen Dörfern die Glockentaufe wohl in die 100 Gülden kostete.

†Sonderbare Art wilde Enten zu fangen.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1782. S. 103. 104).

Nachstehende Art Enten zu fangen, wurde vor einiger Zeit in einem französischen Kalender bekannt gemacht, der Herausgeber wurde deßwegen als ein leichtgläubiger getadelt und bekannte auch seine Leichtgläubigkeit. Indessen stand ein Naturkündiger, der den Fang aus Hrn Condamine's *) Munde gelernt hatte,

*) Charles Marie de la Condamine, berühmter Naturforscher und Reisender. Geb. zu Paris 1710. Gest. daselbst 1774.

auf, und rettete ihn wieder. Die Sache ist auch außer allem Zweifel und der Gebrauch sowohl in Ost- als Westindien ganz gemein. Erzählungen davon stehen schon selbst in den ältesten Reisebeschreibungen.

Der Jäger schneidet einen Kürbis so aus, daß er ihm auf den Kopf paßt und er durchsehen kann; schwimmt, oder, wo es angeht, noch besser, wadet nach den Enten zu. Die Enten, die glauben, es käme ein Kürbis an, halten sich ganz stille. Auf diese Weise kann der Jäger, selbst mitten unter sie kommen, und sie nicht allein bei den Beinen herunter ziehen und ihnen den Hals abdrehen, sondern sie sogar befühlen und nur die fettesten wählen. Wenn doch die Enten das Innere manches Menschenkopfs sehen könnten, wie Mancher könnte ohne diese Decke gegen sie schwimmen, und sie unbemerkt befühlen.

†Künsteleien der Menschen an Bildung ihres Körpers.

(Götting. Taschenkalender 1778. S. 59 f.)

Die mannichfaltigen Künsteleien der Menschen an Bildung ihres Körpers sind ohne Widerrede eine der interessantesten Speculationen in der Anthropologie. Sie geben für das Relative im Begriff von Schönheit, und für die allgemeine Unzufriedenheit der Menschen mit dem, was sie aus der Hand der Natur erhalten haben, gleich starke Beweise ab. Wir kennen kein Volk des Erdbodens, sei's noch so roh, sei's noch so cultivirt, das nicht dergleichen Verschönerungen sollte ersonnen oder von andern angenommen haben: und wir wissen uns von der andern Seite weniger Theile des menschlichen Körpers zu entsinnen, an welchen nicht der Geschmack dieser oder jener Nationen irgend

eine Verbesserung anzubringen getrachtet hätte. Vielleicht, daß manche Versuche der Art, anfänglich bloß dienten, um körperliche Fehler zu decken, und unter der Hand so weit zu gefallen anfingen, daß man sie auch ohne diese Fehler in Gang brachte. So wie die Polacken zuerst Puder in die Haare warfen, um ihre Weichselzöpfe zu bergen, und man anfangs bloß Muschen brauchte, um Flecken der Haut zu verstecken: bis endlich Puder und Muschen auch ohne Weichselzöpfe und Muttermale zu den zwei wesentlichsten Toilettenstücken erhoben wurden.

Die Künsteleien dieser Art betreffen entweder die bloße Farbe des Körpers, oder auch die wirkliche Bildung desselben, und wir werden aus beiden Classen die frappantesten Beispiele anzuführen suchen.

Die bloße Schminke scheint eins der natürlichsten und unschuldigsten Verschönerungsmittel zu sein, dessen Gebrauch durch sein hohes Alterthum sowohl, als durch seine Allgemeinheit gerechtfertigt wird. Über die Erfindung der Schminke gibt die Geschichte nicht den geringsten Aufschluß; doch dürfte man aus der Homonymie ihrer Benennung im Lateinischen und Hebräischen *) ein Argument für ihren phönicischen Ursprung ziehen. Vermuthlich hat ebenfalls Noth oder Zufall mehr Antheil an ihrem ersten Gebrauch, als Nachsinnen und Erfindungskraft. Vielleicht, daß ein Mädchen nach einer Unpäßlichkeit ihre vorigen Reize bald wieder dadurch herzustellen suchte — oder ein anderes den Reiz ihrer Wangen durch Schaamröthe erhöht sah, und sie daher durch Schminke beständiger zu machen suchte — oder ein drittes sehr mal à propos erröthete, und um dieser Unannehmlichkeit für künftig auszuweichen, lieber ihr Gesicht mit ewiger Röthe bezog — oder ein viertes, durch den Gebrauch der Schminke jene Züge unleserlicher zu machen hoffte, welche die Zeit in gewissen Jahren auch auf die schönsten Wangen zu graben pflegt. Hoffentlich war doch unter allen möglichen Fällen der letzte am wenigsten Ursache, warum die alten Dichter ihre Venus sich schminken lassen, ehe sie sie auf Ida zum Paris schicken.

*) *Phuch*; *Φῦκος*; *fucus*; Alga marina, ein Meerstrauch, der zum Purpurfärben, zur Schminke, gebraucht wurde.

Roth und weiß ist nicht die Universaltinte aller Menschenhaut, und es versteht sich daher von selbst, daß auch nicht alle Schminke aus diesen beiden Farben entlehnt sein kann. Der Südländer, der sich Ebenholz an die Stelle denkt, die unsere Dichter mit Rosen und Alabaster vergleichen, macht seine Schminke aus Ruß, so wie der kupferfarbene Amerikaner die seinige aus brauner Erde und Orlean. Eine Sammlung aller Schminke der verschiedenen Nationen würde eine Farbenpyramide abgeben können, und so vielfach ihre Nüancen sein würden, so mannichfaltig ist auch die Art ihres Gebrauchs. Man trägt nicht alle Schminke auf den Ort auf, wo sie wirken soll. Es gibt welche, die man wie jede Arznei einnehmen muß, wenn sie rothe Backen machen soll; und andere, die man in dergleichen Absicht nicht im Gesichte, sondern im Nacken einreiben muß.

Zunächst an die Schminke gränzt eine andere, aber minder natürliche Sitte vieler Völker, den Körper mit bunten abstechenden Farben, oder gar mit allerhand Figuren zu bemalen. Die alten Picten haben von dieser Gewohnheit ihren Namen erhalten, und noch jetzt malen sich die Einwohner von Capo verd himmelblau, so wie die Neuholländer die Schwärze ihres Körpers durch weiße Streifen, womit sie sich überall bezeichnen, zu erhöhen suchen.

Diese Art von Malerei muß sowohl, als die Schminke, von Zeit zu Zeit erneuert werden, hat aber von der andern Seite den Vortheil, daß man sie auch verändern oder gar verwischen kann. Dieß Alles fällt bei einer andern, und ungleich allgemeinern Gewohnheit weg, die beinahe über die ganze Erde herrscht, die man unter dem Namen des Tatouirens kennt, und die darin besteht, daß man allerhand Figuren mit Nadelstichen, oder mittelst gespitzter Zähne, in die Haut zeichnet, und erst alsdann Farbe in diese kleinen Wunden reibt. In Asien, in America, und in den neuerlich entdeckten Südländern ist diese Sitte fast durchgehends gebräuchlich. Bei den Aleuten auf den Inseln des nordischen Archipelagus, nennt man es ausnähen, weil wirklich ein mit Kienruß beschmierter Faden, unter der Oberhaut durchgezogen wird. Hr. Niebuhr hat uns die Zeichnung von einem artigen arabischen Mädchen gegeben, die ihr Gesicht eben so wohl durch eingekratzte Striche zu verschönern glaubte, als

die häßlichen Bewohner des nordöstlichen Asiens die Tschuktschen oder als die Tungusen. In America herrscht das Tatouiren von Norden bis Süden fast durchgängig, die Damen unter den Esquimaux punctiren sich die Lippen, und Parkinson hat Bildnisse der Feuerländer geliefert, wo beide Geschlechter vielfache Striche auf der Stirn, Backen und über der Nase hatten. Wie weit man diese Kunst bei den Utaheiten und Neuseeländern gebracht habe, bedarf jetzt keine Erwähnung, da Bougainville und Parkinson so gut als irgend ein Taschenkalender Toilettenlecture geworden sind.

Die vornehmen Tatarinnen färben sich die Nägel mit einer Salbe, wozu uns Hr. Pallas *) das Recept aufbehalten hat. Sie nehmen die gemeine Gartenbalsamine, trocknen und pülvern sie, und setzen sie mit Alaun an, beim Gebrauch wird sie mit frischem Gänsekoth vermischt, und so eine Nacht über auf die Nägel gebunden.

Wir gehen zu den Proceduren über, wo man ganze Theile vom Körper abgesondert hat. Ein Beispiel der Art ward zuerst von Gott zum Zeichen seines Bundes mit Abraham bestimmt **) und hat in heißen Himmelsstrichen einen ungezweifelten physischen Nutzen. Schon die ältesten Ägyptier, Colcher und Äthiopier haben die gleiche Sitte angenommen, und man hat sie neuerlich auch bei den Utaheiten vorgefunden, so wie in vielen Gegenden von Asien und Africa die gleiche Operation mit ähnlichen Theilen am andern Geschlechte, und ebenfalls aus physischen Absichten vorgenommen wird.

Aus einem unglücklichen Vorurtheil für die Arbeitsamkeit und Fertigkeit im Laufen, berauben die Hottentotten ihre Knäbchen eines andern Theils ihres Körpers ***). Doch scheint die mindere Fruchtbarkeit, die man bei diesem Volke wahrgenommen

---

*) Peter Simon Pallas, kaiserl. ruß. Staatsrath; geb. zu Berlin 1741. gest. daselbst 1811. Lebte mehrere Jahre in Taurien.

**) I. Buch Mosis, XVII. 10—12.

***) Im Taschenkalender vom Jahre 1785 wird dieß S. 209 unter den zu verbessernden gemeinen Irrthümern aufgeführt.

haben will, den Satz: daß die Hälfte weniger sei, als das Ganze, auch hier vollkommen zu rechtfertigen.

In die Nachbarschaft dieser Gebräuche müssen wir auch das Rasiren und die gänzliche Vertilgung der Haare setzen. Die Buratten dulden, so wie die Esquimaux, bloß ein kleines Stutzbärtchen am Kinn, und vertilgen hingegen alle übrigen Haare im Gesichte. Die Utaheiten leiden keine Haare unter den Achseln, und beschuldigten die Europäer, bei denen sie das Gegentheil fanden, mit Recht einer Malproperté. Kopfhaar und Bart ausgenommen, rotten die Türken alle übrigen Haare am Körper völlig aus, sowie im Gegentheil die mehrsten Americaner kein Barthaar dulden; eine Sitte, die zu der alten Sage Anlaß gegeben hat, daß die Bewohner der neuen Welt von Natur unbärtig wären. Wir wissen nun aber mit Gewißheit, daß viele Völker in America, und zwar aus den verschiedensten Zonen, ihren Bart allerdings wachsen lassen; und daß die übrigen den ihrigen durch Kunst und mittelst verschiedener Werkzeuge, die wir nun genau genug kennen, zu vertilgen wissen.

Es bleiben uns noch diejenigen Gebräuche anzuzeigen übrig, wo man den Körper durch Umbildung und Zwang gewisser Theile zu verschönern glaubt; wohin z. B. das Pressen der Kinderköpfe bei vielen Völkern gehört, eine Sitte, deren Hippokrates schon von den ältesten Scythen erwähnt, und von der sich die Spuren in allen Welttheilen vorfinden lassen. Noch im vorigen Jahrhunderte drückte man in Deutschland die Mädchenköpfe mit Gewalt in die Länge, damit ihnen die Fontangen desto besser sitzen sollten. Die Arakaner legen ihren Kindern schwere Bleiplatten auf die Scheitel, um sie niederzudrücken; und von den Künsteleien am gleichen Theile haben zwei ganze nordamericanische Nationen den Namen Kugelköpfe (Têtes de Boule) und Plattköpfe (Têtes plates) erhalten. Keine Nation scheint mit ihrer natürlichen Bildung unzufriedener, und sorgfältiger sie umzuschaffen, als die Chinesen. Sie bilden ihre Köpfe nach einem, in unsern Augen, sehr unförmlichen Oval. Sie zerren die äußern Augenwinkel in die Höhe; dulden nur wenige Haare im Bart und auf dem Kopfe; ziehen die Nägel an ihren Händen, die auch ohne das Beschneiden schon durch

den Gebrauch allmälig abgenutzt werden würden, sorgfältig bis zur halben Länge der Finger, und ihre Damen quetschen sich die Füße so unförmlich klein, bis sie zum Gehen völlig unbrauchbar werden.

Die Malabaren, die Bewohner der Molucken, und der Osterinsel auf dem stillen Meere, ziehen ihre Ohrläppchen bis auf die Schulter herab; und alte Völker mit gleicher Gewohnheit haben wohl zu dem alten Gerüchte von Menschen mit so ungeheuren Ohren, daß sie statt Mäntel dienen könnten, Anlaß gegeben.

Das Abschneiden der Nägel gehört unstreitig auch hieher, auch unsere Ohrlöcher. Verschiedene Völker durchbohren sich die Scheidewand zwischen den Naselöchern, und hängen große Ringe hinein; und einige in der Südsee stecken zierlich gearbeitete Stücke Selenit, oder einen Knochen quer durch. Eine der merkwürdigsten Verschönerungen ist unter den Aleuten im nordischen Archipelagus gebräuchlich. Sie stecken sich nämlich Wallroßzähne durch die Lippen und die Backen, um jenen Seeungeheuern gleich zu scheinen. Auch Pater Sepp merkt an, daß die Einwohner von Paraguay sich kleine Knochen und Federn in die Backen steckten.

Wir eröffneten den gegenwärtigen Artikel mit der Schminke, deren Gebrauch wir sehr natürlich fanden. Hoffentlich ließe sich das Gleiche wohl von den Schnürbrüsten behaupten, denen wenigstens die Ärzte der neuern Zeit sehr vieles ungegründet Nachtheiliges aufzubürden gesucht haben. Auch das Alterthum scheint den künstlichen Mitteln, schlanke Taille zu bilden, das Wort zu reden. Es war dieß schon das Studium der alten griechischen Mütter, und bei aller der unbeschränkten Achtung, die wir gegen die Verdienste des Ritters Linné hegen, werden wir uns doch nie so weit vergessen können, daß wir unsere geschnürten Damen mit ihm für Misgeburten halten, und den verstümmelten Hottentotten, deren wir oben Erwähnung thaten, zugesellen sollten.

† Englische Moden.

(Götting. Taschenkalender 1778. S. 66 ff.)

Zu König Heinrich des II. *) Zeit trugen die englischen Damen Mäntel, die bis auf die Fersen reichten, und unter dem Kinn zugeknüpft wurden. Sie waren schmal, und hingen bloß am Rücken hinunter, ohne die Arme und den Wuchs zu bedecken.

Unter König Edward dem III. **) trugen die Mannspersonen kleine Hüte, die man unter dem Kinn band, wie das Frauenzimmer; und Schuhe mit fingerlangen aufwärts gekrümmten Schnauzen.

Die Königin Anna ***), Gemahlin Richard des II. †), dieselbe, die den Quersattel erfand, dessen sich jetzt die englischen Damen beim Ausreiten, und auf den Parforcejagden bedienen, hat den hohen Kopfputz aufgebracht. Zuweilen bestand er aus 2 Spitzen, gemeiniglich aber nur aus einer, wie ein Zuckerhut. Von der Spitze desselben flatterte eine Art Wimpel durch die Luft hin, die zuweilen die Erde berührt hätten, wenn man sie nicht aufgenommen und mit ihren Enden in den Gürtel gesteckt hätte.

Unter Heinrich dem IV. ††) wurden einmal die Ermel so lang getragen, daß ein lustiger Dichter, Hocclive, sagt, sie leckten die Straßen trocken damit.

Unter Heinrich dem V. †††) wurde ein Befehl öffentlich be-

---

*) Heinrich II. geb. 1133. gest. 1189. König von England seit 1154.

**) Eduard III. geb. 1313. gest. 1377. Stifter des Hosenbandordens.

***) Tochter Kaiser Carls IV. Königs von Böhmen.

†) Richard II. geb. 1366. gest. 1400. ermordet auf Befehl Heinrichs von Lancaster.

††) Heinrich IV. geb. 1366. gest. 1413. König seit 1399.

†††) Heinrich V. geb. 1388. gest. 1422.

kannt gemacht, daß die stumpfen Schuhe der Mannspersonen bei den Zähen nie über 6 Zoll breit gemacht werden sollten.

Unter Heinrich dem VIII.*) wurde eine Art höchst unbequemer ausgestopfter Westen Mode: denn, weil der König sehr dick und stark war, so wurde es bald für artig gehalten, sich ein ähnliches Ansehen zu geben.

Zur Zeit der Königin Elisabeth**) trug man eine Art Wamms, mit einem so ungeheuren, großen, wegstarrenden Kragen, daß man, wenn sie bis oben hinauf zugeknüpft waren, die Umstehenden kaum sehen konnte. Freund, sagte daher einmal ein Geistlicher, dem sein Schneider eben einen solchen Wamms anprobirt hatte, greife in meine Tasche und befriedige dich selbst, denn wir werden einander wohl nie wieder sehen.

Unter Jacob I.***) trug man ein schwarzes Band im Ohr, das so lang war, daß Edward Hawley von einem Schotten, Namens Maxwell, als er an Hof kam, einmal daran hinausgezogen wurde, welches damals einen solchen Lärmen verursachte, daß sich die ganze Londonsche Noblesse des Schimpfs annahm, und Blutvergießen verursacht haben würde, wenn sich nicht der König ins Mittel geschlagen hätte.

Unter eben dieser Regierung waren die Reifröcke schon sehr ausschweifend. Eines Tags verlangte die Sultanin die Gemahlin des damaligen englischen Gesandten zu Constantinopel, Sir Peter Wyche, zu sehen. Sie machte ihre Aufwartung mit allen ihren Damen in Reifröcken. Die Sultanin erstaunte über die wegstehenden Hüften, und fragte, ob alle englische Damen so geformt wären. Es ist keine besondere Form, antwortete Lady Wyche, die englischen Damen sind geformt wie andere Damen auch: allein die Sultanin konnte es nicht glauben, bis ihr Lady Wyche endlich den Betrug zeigte.

Auch um diese Zeit wurden die weiten Pluderhosen so übertrieben weit gemacht, daß sie durch obrigkeitl. Befehl eingeschränkt werden mußten. Ein Mann, der wegen eines andern Verbrechens vor den Richter kam, hatte solche Hosen an, und

---

*) Heinrich VIII. geb. 1491. gest. 1547.

**) Elisabeth, geb. 1533. gest. 1603.

***) Jacob I. geb. 1566. gest. 1625.

erhielt deßwegen einen scharfen Verweis; er entschuldigte sich aber damit, daß er sie diesesmal nicht aus Eitelkeit ausgestopft hätte. Er wurde also visitirt, und man zog aus seinen Beinkleidern: 1) Ein Paar Bettlaken, 2) zwei Tischtücher, 3) zehn Servietten, 4) vier Hemden, 5) eine Kleiderbürste, 6) einen Spiegel, 7) einen Kamm, 8) einige Nachtmützen, und noch allerlei Hausrath, den er mit in die Richterstube genommen hatte, weil er ihn zu Haus (im Gefängniß) nicht wohl verschließen konnte.

Zuweilen stopfte man diese Hosen gar mit Kleien aus. Einstmal zerriß sich ein junger Herr im Aufstehen die Beinkleider an einem Splitter des Stuhls, und die Kleie fing an auszulaufen. Die gegenwärtigen Damen lachten sehr, aber heimlich: der junge Herr, der glaubte, es gälte seine Einfälle, lachte herzlich mit; aber je mehr er lachte, sagt der launigte Schriftsteller, der dieses erzählt, desto mehr Kleie gab die Mühle.

Eine Art von ausgesteiftem Halsputz aus feinem gelbgefärbtem Musselin nahm unter Jacob dem Ersten so überhand, daß sich, wie ein Schriftsteller der damaligen Zeit sich hierüber ausdrückt, die ganze Nation damit lächerlich machte. Diese Mode nahm ein schleuniges und betrübtes Ende. Die Erfinderin, Madame Turner, die eines andern Verbrechens wegen gehenkt wurde, hatte die sehr stiefmütterliche Sorgfalt für ihre Erfindung, sich in derselben aufknüpfen zu lassen, daher die Tracht plötzlich verschwand.

Carl der Erste *) trug ein herabhängendes geknüpftes Halstuch, einen kurzen grünen Wamms, mit, gegen die Schulter zu weiten, geschlitzten Ermeln, mit zurückgestrichenen Manschetten en zic-zac. Lange, grüne Hosen, tief unter dem Knie mit gelben Bändern gebunden, rothe Strümpfe; große Rosen auf den Schuhen, und einen kurzen rothen Mantel mit blauem Futter, und einem Stern. Über das trug er sein Haar lang, besonders eine Locke länger, als die übrigen, an der linken Seite.

Um das Jahr 1641 waren die Schuhe fast noch einmal so lang, als der Fuß, so daß die Leute beim Gottesdienst nicht mehr knieen konnten.

---

*) Carl I. geb. 1600; enthauptet 1649.

Im Jahr 1650 hatten die Damen sowohl als die Herren zum erstenmal den Einfall, die Haare über die Stirn zu streichen, daß sie die Augenbraunen berührten.

Um eben dieselbe Zeit trugen beide Geschlechter so hohe Hüte, daß auf der Straße immer eine von beiden Händen beschäftigt sein mußte, sie gegen den Wind zu erhalten.

† Proben sonderbarer Verschwendung aus den Ritterzeiten.

(Götting. Taschenkalender 1778, S. 75. 76.)

Raimund der Fünfte, Graf von Toulouse *), hielt zu Ende des 12ten Jahrhunderts einen feierlichen Hof, um den König von Arragonien, und Raimund, Herzog von Narbonne, mit einander auszusöhnen. Bei dieser feierlichen Versammlung suchte jeder der vornehmen Anwesenden den andern an Pracht, Freigebigkeit, oder eigentlicher an Verschwendung zu übertreffen. Der Graf von Toulouse theilte für dieß Zeitalter ungeheure Summen Geldes unter die Ritter und Knappen aus, aber von seinen Gästen thaten sich folgende auf eine recht ausschweifende Art hervor. Bertrand Rambaud ließ ein ganzes Feld nahe am Schloß umpflügen, und darin an Deniers und andern kleinen Münzsorten für 30,000 Unzen Silbers an Werth aussäen. Wilhelm Le Gros de Martel ließ in der Küche alle Speisen für die ganze Gesellschaft, die aus etlichen tausend Personen bestand, bei Wachslichtern bereiten. Endlich verbrannte Raimund de Venois, der seine Reichthümer auf keine schicklichere Art zeigen konnte, dreißig von seinen besten Pferden, vor den Augen des ganzen Hofstaats. Die neuern Zeiten sind zwar nicht so reich an ähnlichen Ausschweifungen, aber zuweilen finden sich doch

*) Geb. 1134. gest. 1194.

in deren Geschichte Beispiele, die ein gleicher ritterlicher Taumel belebte. Am Ende des 14. Jahrhunderts verbrannte Colin Campbel in Schottland, mit dem Zunamen des Wunderbaren, seine eigene Wohnung, bei einem Besuche des Lord O'Neil aus Irland, damit dieser bei der Rettung seiner Güter, seine Schätze und kostbare Feldequipagen zu sehen bekäme. James Hay, Graf von Carlisle, und Abgesandter Jacob des Ersten in Frankreich, zeigte fast auf gleiche Art, bei seinem Einzuge in Paris, seines Herrn Reichthümer. Er und sein Gefolge waren überaus reich und prächtig gekleidet, doch zeichnete sich sein Reitpferd vorzüglich aus. Der Hufbeschlag desselben war von Silber, aber so los befestigt, daß bei jeder Courbette ein oder zwei Stück davon unter das versammelte Volk flogen, und hinter demselben folgte ein Hufschmid, mit einem ganzen Sack voll von gleichem Metall, die dem Pferd in aller Geschwindigkeit wieder aufgelegt wurden.

† Art der Chineser, Perlen zu machen.

(Götting. Taschenkalender 1778, S. 70. 71).

Die Art, deren sich die Chineser bedienen, Perlen zu verfertigen, die ein Mittel zwischen künstlichen und natürlichen sind, ist sehr sinnreich. Aus der gewöhnlichen Perlenmutter verfertigen sie kleine Kugeln, von der Größe, die die Perle haben soll, ziehen sie auf Schnuren, sechs etwa auf eine, und sondern sie durch Knoten von einander ab. Wenn nun die Muscheln zu Anfang des Sommers herauf kriechen, und geöffnet an der Sonne liegen, legen sie in jede eine solche Schnur. Mit diesem Fang senkt sich die Muschel zu Boden. Das folgende Jahr holt man sie herauf und öffnet sie, da man dann jede der künstlichen Perlen mit einer Perlenhaut überzogen findet, die ihnen völlig das Ansehen der ächten gibt. Hr. Grill

Abrahamson hat eine solche Muschel an die königl. schwedische Akademie der Wissenschaften geschickt. Es war ein Mytilus cygneus, den man auch in Schweden findet, und war aus einem See einige Meilen von Canton genommen. Die Perlen, von welchen auch Proben überschickt wurden, sahen den ächten ganz ähnlich, nur blieb ein kleiner Fleck unbedeckt, wo die Perle nämlich an der Muschel fest saß. Ließe man ihnen mehr Zeit, so gäben sie sich vermuthlich los; aber auch so wie sie sind, lassen sie sich bei Stickereien gebrauchen. Wo solche Muscheln sind, und wo man sicher sein kann, sie wieder zu finden, ist es allerdings der Mühe werth, Versuche anzustellen. Diese Sicherheit wäre aber, selbst bei großen Seen, leicht zu erhalten, so bald die Sache mit einigem Vortheil betrieben werden könnte.

† Preisverzeichniß von südländischen Kunstsachen und Naturalien.

(Götting. Taschenkalender 1782. S. 73 ff.).

Bekanntlich haben die neuen Reisen ins Südmeer nicht den Handel, sondern bloß die Wissenschaft erweitert. Kein Product jener Inseln, keine einzige Waare, kann in Europa so benutzt werden, daß es der Mühe lohnte, sie dort einzutauschen und herzuführen. Die glücklichen Insulaner —, glücklich, weil ihnen Wasser und Brotfrucht genügt — werden also vom Goldhunger nichts zu befürchten haben; ihre Entfernung schützt sie selbst gegen die Gefahr von europäischen Pflanzvölkern heimgesucht zu werden. Wären auch das Klima und der Boden zum Kaffee- und Zuckerbau bequem, so sind doch Westindien, die Moritzinsel und Mokka selbst, ungleich näher, und es läßt sich der offenbare Verlust berechnen, der mit der Anpflanzung dieser Gewächse in den Südländern verknüpft sein würde. Ich

übergehe, daß die dortige Bevölkerung auch ohne fremden Zuwachs stark genug ist.

Indessen darf man nicht denken, daß die edle Wißbegierde unsers philosophischen Jahrhunderts sich bloß auf Gegenstände von unmittelbarer Nutzbarkeit erstreckt. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man nur darin Befriedigung suchte, im engen Kreise der sublunarischen Existenz die Früchte seiner Regsamkeit wirklich zu genießen. Dem helleren Auge wird diese Spanne des Lebens zu klein; es durchschaut künftige Jahrtausende, vergißt großmüthig sich selbst, und arbeitet bloß für die Enkel. Wo ehemals die praktische Philosophie ihren Sitz hatte, und mit Genügsamkeit nur immer die frohe Feier des gegenwärtigen Augenblicks bewirken wollte, da thronet nunmehr die Speculation, und sammelt Alles zu dem Bau, den einst die Nachwelt aufführen soll. Alles, was neu ist, Holz und Steine oder Schutt und Spinnweben, ist ihr willkommen, und vermehrt ihr großes Magazin von Baumaterialien, ihre Nomenclaturen und Definitionsregister. Wenn jener Philosoph Recht haben sollte, der aus der frühen Impotenz seiner Zeitgenossen ein künftiges ephemeres Menschengeschlecht prophezeihte, dessen Gelehrte in Windeln liegen, und dessen Greise ein hohes Alter von vierundzwanzig Jahren erreichen würden, so übt der speculative Sammelgeist fürwahr ein Werk der Liebe an der Nachwelt, die denselben Kreis, den wir erst in siebenzig bis achtzig Jahren vollenden, in so viel kürzerer Zeit durchlaufen soll. Ob zu eben diesem Behufe die Entdeckung eines Mittels, die Menschen, wie die Blattläuse, ohne Befruchtung fortzupflanzen, nicht vorzüglich vortheilhaft sein dürfte, müssen die Naturforscher entscheiden, die den Einfluß des physischen Lebens auf die Denkkraft abzumessen pflegen *). Setzten die Akademien einen Preis auf diese Erfindung, so würden sich die Gelehrten wenigstens eben so nützlich damit beschäftigen, als wenn sie ausspeculiren müssen, daß die Wahrheit schädlich, und der Irrthum zuträglich ist.

Mit dieser kleinen Apologie voran, wird den Lesern hier

---

*) Von dem großen Newton sagt man, daß er in unverletzter jungfräulicher Keuschheit sein langes ruhmvolles Leben beschlossen habe. Anm. d. Verf.

ein Preisverzeichniß von allerhand Seltenheiten aus dem Südmeere und den dortigen Eilanden vorgelegt *). Hoffentlich wird man sich über den hohen Werth, den man diesen Waaren in England beigelegt hat, nicht mehr verwundern, wenn man sich nur einmal überreden könnte, daß ihn nicht die bloße Neubegierde, sondern jene rühmlichere Sorgfalt für den Unterricht der Nachkommenschaft bestimmt! Man denke, welch ein Opfer dem Genius der Zukunft gebracht werde, wenn ein Sammler sein ganzes Leben durch, dahin arbeitet, den vollständigsten Schatz von Schneckenhäusern auf die Nachwelt zu bringen; wenn er selbst auf jede Untersuchung ihres innern Werthes, auf jeden Gedanken über ihren Nutzen Verzicht thut, nur dem künftigen Besitzer diese Ehre ganz zu überlassen! Auch wir selbst, — wenn schon der Kalender nicht länger als ein Jahr regiert, mithin vom großen Archiv für die zukünftige Generation ausgeschlossen bleibt, — wir schreibens uns hoch genug an, durch diese Mittheilung unsern Lesern den Weg zu einem ähnlichen Verdienste um ihre Enkel gebahnt zu haben.

† Gelehrigkeit der Thiere.

(Götting. Taschenkalender 1782. S. 97 — 103).

Den allerbündigsten unwiderleglichsten Beweis von den unendlichen Vorzügen, wodurch der Mensch über die ganze übrige beseelte Schöpfung erhoben wird, gibt schon die unbeschränkte Herrschaft, mit welcher er sich ganze Gattungen von Thieren unterjochen, oder doch wenigstens von den übrigen einzelnen Individua nach seinem Gefallen bändigen, abrichten, mit einem

*) Wir glauben dieß Verzeichniß, welches die vorzüglichsten Artikel enthält, die bei Mr. Martin, in King's Street, Coventgarden und bei Mr. Humphry, in St. Martin's Lane, London, zu haben waren, füglich weglassen zu können.

Wort über ihr ganzes Naturell, über ihre Lebensart, Triebe u. s. w. nach Willkür disponiren kann. Zwei Priester der Natur, Plinius und Büffon, haben zwei Thiere von diesem allgemeinen Gesetz der Unterwürfigkeit ausnehmen wollen, da jener die Maus für ungelehrig und dieser den Tiger für unbändig gehalten hat; allein Beides ist ungegründet. Außer dem Beispiel von abgerichteten Mäusen, das wir weiter unten anführen werden, finden sich schon beim ältern Scaliger und andern Naturforschern genug Beispiele von welchen, die völlig kirre und folgsam gewesen sind, und wir wissen, daß noch vor nicht gar langen Jahren ein Landprediger im Thüringischen zur Vertreibung seiner Muße eine ansehnliche Menge Mäuse so kunstreich abgerichtet hat, daß sie ihrer Freiheit ohnbeschadet umher liefen und doch seinem Ruf folgten und sich zur gesetzten Tischzeit um seinen Teller versammelten und seinen Bissen mit ihm theilten. Und daß der Tiger nichts weniger als unbändig ist, haben wir vor drei Jahren an dem gesehen, der hier durch Göttingen geführt wurde und der sich eben so gut als ein zahmer Löwe streicheln, den Rachen aufreißen und den Arm hineinstecken ließ. Furcht von der einen — und Fütterung und anderes Wohlthun von der andern Seite, können gewiß alle Thiere auf der weiten Erde mürbe und unter die Hand des Herrn der Schöpfung biegsam und geschmeidig machen. Die Geschichte ist bekannt, da ein wilder americanischer Tiger im Zwinger zu Dresden den Wärter anfiel, aber durch den unerwarteten, obschon noch so ungleichen Widerstand desselben, so schüchtern und muthlos gemacht ward, daß er, sobald ihn der Wärter los ließ, mit geraden Beinen in seinen Käficht sprang, sich in die Ecke drückte und zitternd wieder verschließen ließ. Fast eben so verhielt sich ein Bär, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen Bauer auf dem Schwarzwalde anfiel, da dieser oben am Rande eines steilen Bergs Holz haute. Der Mann warf seine Axt von sich, wollte seine Füße gegen das Thier versuchen, über dem Balgen aber kommen beide an den Rand und rollen, wie ein Knaul in einander verwickelt, die Anhöhe hinab; so wie sie auf den Boden kommen, reißt sich der bestürzte Bär los, gallopirt brummend davon, und der Holzhacker klettert wieder in die Höhe und geht stille wieder an

seine Arbeit. Auch Conrad Gesner erzählt schon einen Fall, da in einer Nacht drei auf Beute ausgehende Geschöpfe, ein Fuchs, ein Wolf und ein altes Weib hintereinander in eine Grube fielen, und sich doch so gut in wechselseitigem Respect zu erhalten wußten, daß alle drei am Morgen unversehrt herausgezogen wurden, ohne daß eines das andere gebissen hätte. Was aber andererseits Gutmüthigkeit und Wohlthun auch über die wildesten Thiere vermöge, davon hat man an Rhinocern und selbst an Manaten *) und Crocodilen bewundernswürdige Beispiele gesehen. Vielleicht lebt noch jetzt in England in einem ehrwürdigen Alter eine gute vertrauliche Kröte, die schon zu der Zeit, da der berühmte Pennant ihre Geschichte beschrieb, etliche und dreißig Jahr alt war, bei einem Landjunker außen an der Hofthür in einem Loche hausirte, alle Abend von ihrem Herrn besucht und gefüttert ward und aus der ganzen Nachbarschaft zahlreiche Besuche und allgemeine Bewunderung erhielt. Und der alte Letzner **) in seiner braunschweig-lüneburgischen Chronica hat schon vor 200 Jahren das Andenken einer solchen menschenfreundlichen Kröte verewigt, die im Kloster Barsinghausen ohnweit Hannover residirte und da des langen zärtlichen Umgangs und der Pflege einer dasigen Klosterfräulein genoß. So haben Pelisson ***) und der Graf Lauzun, jener in der Bastille und dieser im Gefängniß zu Pignerol mit Spinnen Freundschaft gemacht, die alle Morgen, so wie jene vom Stroh aufstiegen, sich aus ihrem Fensterwinkel am Faden herabließen, und die Fliegen zum Frühstücke aus der Hand ihrer Wohlthäter erwarteten.

Und so ist kein Zug im Naturell der Thiere, den der Mensch nicht nach seiner Phantasie abändern und umschaffen könnte. Er kann die heftigsten Triebe der Thiere — selbst ihre Anti-

*) Manatus, Seekuh.

**) Joh. Letzner, geb. 1531 zu Hardegsen bei Göttingen, Pastor zu Iber, starb nach 1612. Verfasser einer großen Menge zum Theil noch ungedruckter Chroniken.

***) Pelisson-Fontanier (Paul), franz. Rechtsgelehrter und Historiograph, geb. zu Beziers 1624, starb 1693. Saß als Vertrauter Fouquet's von 1661 vier Jahr in der Bastille.

pathien — unterdrücken, und umgekehrt ihnen Geschick zu den kunstreichsten und doch unnatürlichsten Handlungen beibringen. Was scheint unabänderlicher als die Gierde, mit welcher die Katze Mäuse und Vögel verzehrt! und doch erzählt Cappeller *) die Geschichte eines Luzerner Geistlichen, bei dem ein Hund, eine Katze, eine Maus und ein Sperling zusammen aus einer Schüssel fraßen, und die einer alten Jungfer, die, ihre Einsamkeit zu vertreiben, nicht weniger als zwei und zwanzig solcher Tischgenossen hatte, die aufs friedlichste aus einem gemeinschaftlichen Napfe zusammen fraßen, und worunter Mäuse, Katzen, Amseln, Hunde, Turteltauben, Murmelthiere, Staare und Kapaunen zu sehen waren. Die fremdesten, außerordentlichsten, kunstreichsten Handlungen aber, die man Thieren beigebracht hat, sind unzählig. Die müssigen Römer lehrten Elephanten zu Tische sitzen, sich in der Sänfte tragen lassen, auf dem Seile tanzen und saubere Billets schreiben. Man hat mit abgerichteten Dompfaffen Concerte gegeben, und nicht nur zahlreiche Vögel, Papageien, Raben, Staare, Elstern ꝛc. reden gelehrt; sondern Leibnitz hat in den Annalen der pariser Akademie sogar von einem Hunde Nachricht gegeben, den ein Bauerjunge ohnweit Zeitz in Meißen zu Anfang dieses Jahrhunderts bei dreißig Worte vernehmlich auszusprechen gelehrt hatte.

† Beitrag zur neuesten Geschichte der Feldgespenster.

(Götting. Taschenkalender 1779, S. 81. 82.)

Hr. Volta, derselbe welcher dem jetzt sehr bekannten Elektrophor den Namen gegeben hat, fand, daß, wenn man in Pfützen, die keinen grandigen Boden haben, mit einem Stock

*) Siehe weiter unten aus dem Taschenkalender vom Jahre 1791.

stößt, und die Luft, die aus den aufsteigenden Blasen kommt, mit einem gläsernen Gefäß auffängt, sie sich an einem Licht sehr leicht entzündet, und überhaupt so leicht, daß fast keine Materie leichter durch den elektrischen Funken gezündet wird, als diese Luft. Nicht allein Pfützen, sondern sogar Moräste, über die man noch so eben weggehen kann, ohne einzusinken, enthalten sie. Diese Luft, mit zwölf Theilen der gemeinen Luft vermischt, entzündet sich oft auf einmal und brennt fort. So entstehen die Irwische vermuthlich alle, und hundert Feuergestalten, die den bangen Wandrer in der Nacht schrecken, und die glühenden Schätze, die den Aberglauben ehmals lockten. Jetzt verfertigt sie also die Kunst schon, und es ist kein Zweifel, daß die Nachwelt sie bei ihren Illuminationen brauchen wird, wo diese Flämmchen wie bleiche Planeten unter den funkelnden Firsternen der Lampen irren werden.

†Von Thieren als Wetterpropheten.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1779. S. 97 ff.)

Wer den unermeßlichen Antheil erwägt, den die Wetterdiscurse, nicht in Deutschland allein, sondern in Labrador und am Cap und unter jedem Meridian, an der Unterhaltung der menschlichen Gesellschaft und an der Füllung leerer Minuten, haben; wer hierzu das vielfache Privatinteresse, die vorläufigen Unruhen rc. summirt, worein so oft eine Familie bei einer vorhabenden Partie de Plaisir, eine Dame bei einer morgenden Wäsche rc. in puncto des Wetters versetzt werden muß: der wird uns seinen stillen Beifall nicht versagen, wenn wir ihm hier — am schicklichsten Ort von der Welt, im Kalender — ein Blatt aus dem Buch der Natur aufschlagen, woraus er so reichhaltigen gemeinnützigen Stoff zu Anspinnung eines Gesprächfädchens, zur Einrichtung der häuslichen Angelegenhei-

ten, und was mehr als Alles sagen will, auch oft zum Trost für ein paar schöne Augen, die nach dem zweideutigen Himmel sehen, schöpfen kann.

Wir machen dieses Jahr den Anfang mit dem unvernünftigen Vieh: und ob wir uns gleich nicht in das Detail unsrer Hrn Collegen einzulassen wagen, die in ihren resp. Haushaltungs- Comtoir- und Schreibkalendern für jeden der 365 Tage ein eignes Wetter festzusetzen belieben: so getrauen wir uns doch, ihnen in Rücksicht der Untrüglichkeit ganz kecklich die Palmen aus den Händen zu winden: um so mehr, da wir kein einziges Wetterzeichen angeben, dessen Zuverläßigkeit uns nicht von irgend einem erfahrnen Weidmann, Schäfer, Hirten, Vogelsteller oder guten Mütterchen versichert, und großentheils durch unsre eigne Untersuchung erprobt und bewährt gefunden wäre.

Also ohne Umschweif: helles, gutes, wenigstens trocknes Wetter gibt es:

Wenn des Abends die Fledermäuse häufig hervorflattern; die Mistkäfer auf den Fahrwegen herumfliegen; und die Mücken nach Sonnenuntergang spielen.

Wenn sich die Raben haufenweis im Feld versammeln, und die Holztaube im Wald stark singt.

Wenn die Lerchen und Schwalben hoch fliegen.

Wenn die Vögel häufig mit dem Schnabel nach den Fettdrüsen am Ende des Rückens fahren, da Öl auspressen und die Federn damit einsalben, um sich gegen die Nässe zu schützen.

Wenn die grünen Wasserfrösche Abends in den Teichen viel quacksen. (NB. bedeutet in Deutschland ganz sicher gut Wetter. Der seel. Linnäus sagt: praedicit pluviam. Müßt' in Schweden anders sein.)

Wenn die Wetterfische (Peizker) das Wasser hell lassen, und die Laubfrösche im Glas oben, außer dem Wasser sitzen.

Hingegen ists Anzeige von Regenwetter:

Wenn das Hausvieh unruhig wird: die Pferde und Esel sich reiben, die Köpfe schütteln, in die Höhe schnuffern; zumal wenn die Esel viel schreien und springen, wenn das Rindvieh sehr scharrt und tritt. Wenn die Schaafe ohne Hunger so gierig fressen, und die Schweine viel wühlen.

Wenn die Hunde unruhig werden, herumlaufen, scharren,

Gras fressen (thun sie das bei heißem Wetter, so kommt wahrscheinlich Gewitter). Wenn die Katzen sich putzen.

Wenn die Maulwürfe sehr emsig graben.

Wenn die Hühner außer der Zeit und ohne Veranlassung oft krähen, und darnach ins Hühnerhaus kriechen.

Wenn die Tauben zeitig vom Feld in den Kobel zurückkehren.

Wenn sich die Hühner, Tauben u. a. Vögel sehr gierig in Sand baden.

Wenn die Schwalben niedrig, hingegen die Kraniche hoch fliegen.

Wenn die Raben klar schreien und sich an die Bäume hängen.

Wenn die Dohlen mit den Flügeln schlagen und mit dem Schnabel zwischen den Federn wühlen.

Wenn die Waldvögel zu ihren Nestern eilen, und die Wasservögel viel tauchen, sich baden 2c.

Wenn die Pfauen (außer der Brunstzeit) des Nachts oft rufen.

Wenn die Störche und Kraniche den Schnabel unter den Flügel legen, und die Brust behacken.

Wenn das Männchen vom Laubfrosch stark quackst.

Wenn die Kröten häufig hervorkommen.

Wenn die Stechfliegen (conops) in die Häuser kommen, und sich einem an die Beine setzen.

Wenn die Ameisen emsig arbeiten; die Bienen zeitig heimeilen, nicht weit wegfliegen.

Wenn die Flöhe viel stechen.

Wenn die Regenwürmer hervor kriechen.

---

† Ein Paar Feierlichkeiten und Gebräuche.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 29. 30.)

Im Jahr 1583 wollte die Universität Oxford einem polnischen Abgesandten bei seiner Anwesenheit ihre Ehrerbietung

bezeigen, und ließ von den dortigen Studenten ein Trauerspiel aufführen; es war die Geschichte des Äneas und der Dido. In diesem gibt die Dido dem Äneas ein Gastmahl, um welches selbst Trimalcio beim Petron sie beneidet haben würde. An dem einen Ende der Tafel wurde nämlich der Zorn des Achilles und die ganze Belagerung von Troja in einer ungeheuren Marzipantorte vorgestellt, und am andern das bekannte Ungewitter, das die beiden Liebenden in die Höhle jagte. Dieses war das größte Meisterstück und vielleicht der höchste Flug der Zuckerbäckerkunst der neuern Zeit. Denn es hagelte nicht allein Pfeffernüsse und Zuckerstengel, und schneite Schaum von Sillabubs, sondern es regnete und rieselte auch Eau de Lavende und Rosenwasser, welches ganz ungemeine Satisfaction gegeben haben soll.

Als Christian der Vierte *), König von Dänemark, auf seiner Reise nach Norwegen die Stadt Bergen besuchte, so ließ ihm der dasige Magistrat zu Ehren unter Pauken und Trompeten einige junge Kaufleute peitschen. Wen dieses etwa befremden sollte, der muß wissen, daß dieses eine Art von Magisterpromotion war. Denn wer ehemals in Bergen den Kaufmannsstand erwählte, mußte diese Probe am Ende aushalten. Zuweilen wurden die Candidaten noch in Rauch aufgehenkt, und ins Wasser gesteckt. Vermuthlich betraf das Letztere nur die Weinhändler.

Wie 1731 einige indianische Oberhäupter mit Pensilvanien ein Friedensgeschäfte geendigt hatten, so wurden ebenfalls den Wilden zu Ehren auf dem Markt von Philadelphia die Feuerspritzen probirt. Lächerlich war diese Feierlichkeit gewiß nicht. Wir lassen noch jetzt, zu Ehren, Fontänen springen, die selten so künstlich, und gewiß nie so nützlich sind, als die Feuerspritzen.

*) Regierte von 1588 bis 1648.

Proben seltsamen Appetits.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 74—82.)

Nachrichten von Originalwerken und Originalgenies sind so sehr in dem Geschmack unserer Zeit, daß ich glaube, folgende Erzählung von einigen merkwürdigen Menschen wird für die meisten unserer Leser unterhaltend sein, obgleich der Sitz der Kraft, wodurch sie sich die Unsterblichkeit verschafft haben, etwas tiefer lag als der Kopf. Auch hoffe ich durch eine getreue Erzählung dem jetzt so empfindlichen Nationalstolz meiner jungen Landsleute nicht zu nahe zu treten, denn obgleich die meisten dieser Helden Ausländer sind, so ist doch gewiß der vorzüglichste unter ihnen ein Deutscher.

Vor einigen Jahren starb, wie Hr. Blondeau, königl. Prof. der Mathematik zu Brest, dem Abt Rozier berichtet, ein Galeerensclave, Namens André Bazile, im Hospital der Marine daselbst in seinem 38ten Jahr. Von seinem Leben ist wenig bekannt geworden, als daß er zuweilen nicht recht bei Sinnen gewesen, und einen ungewöhnlichen Appetit gehabt habe, Beides erhellt auch so ziemlich deutlich aus nachstehendem Auszug aus dem Sectionsbericht. Während seiner Krankheit sprach er wenig, nur etwa einige Tage vor seinem Tode sagte er wider die Wärterin: J'ai mille diables de choses dans le ventre qui sont tout mon mal. Als man ihn öffnete, fand mans auch wirklich so: nämlich in seinem Magen 1) ein Stück von einem Faßreif 19 Zoll lang und einen Zoll breit. 2) Ein Stück von einem Ginsternstock 6 Zoll lang und 6 Linien dick. 3) Ein ditto 8 Zoll lang und 6 Linien dick. 4) Ein ditto 6 Zoll lang und 6 Linien dick. 5) Ein ditto von gleicher Dicke und 4 Zoll lang. 6) Ein ditto von gleicher Dicke und Länge. 7) Ein Stück Eichenholz 4 Zoll 6 Linien lang, einen Zoll drei Linien breit und 6 Linien dick. 8) Ein desgleichen trianguläres $4\frac{1}{2}$ Zoll haltend. 9) Ein desgleichen 4 Zoll lang, 6 Linien breit und 4 dick. 10—18) Neun dergleichen Stück theils 4 theils 3 Zoll lang.

19) Ein cylindrisches Stück Weidenholz 4 Zoll lang und 3 Linien dick. 20—23) 4 Stück ditto. 24) Ein Stück von einem Faßreif 5 Zoll lang und 1 Zoll breit. 25) Die Rinde von einem Stück Faßreif 3 Zoll 6 Linien lang und 1 Zoll breit. 26) Ein Stück Eichenholz wie ein Pfropf gestaltet. 27) Einen hölzernen Löffel, an der Schaufel etwas zernagt, 5 Zoll lang. 28) Einen ditto zinnernen, die Schaufel etwas zusammen gebogen, 7 Zoll lang. 29) Den Stiel eines zinnernen Löffels 4 Zoll 5 Linien lang. 30) Die Schaufel eines zinnernen Löffels zusammengebogen 2 Zoll 2 Linien lang. 31) Ein ditto 2 Zoll 10 Linien lang. 32) Ein Stück Zinn vermuthlich von einem Löffel. 33) Drei Stücke von zinnernen Schnallen gebrochen, von unregelmäßiger Gestalt, auf denen man die Eindrücke der Zähne bemerkte. 34) Die Röhre von einem blechenen Trichter 3 Zoll 6 Linien lang. 35) Ein ditto 2 Zoll 6 Linien lang. 36) Ein Stück von einer metallenen Hespe anderthalb Unzen schwer. 37) Einen Pfeifenkopf nebst einem Stück der Röhre mit Bindfaden bewickelt. 38) Einen Nagel ohne Spitze 2 Zoll lang. 39) Einen ditto sehr spitzen, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. 40) Ein Klappmesser mit einem hölzernen Stiel, zugemacht, $3\frac{3}{4}$ Zoll lang, und mit der Klinge 1 Zoll breit. 41) Zwei beträchtliche Stücke Fensterglas. 42) 5 Zwetschensteine. 43) Ein Stück Oberleder von einem Schuh. 44) Ein Stück Horn. 45) Ein Stück gemeines Leder.

Der Pater Paulian thut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt, und den er selbst gesehen und untersucht hat. Er würde von einem holländischen Schiff auf einer kleinen nordischen sonst unbewohnten Insel angetroffen, und nach Frankreich gebracht. Er aß nicht allein Kieselsteine $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 1 Zoll breit, sondern machte sich auch aus zerstoßenen Kieseln, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen und zugleich die gesundeste Speise für ihn war. Gemeiniglich aß er 25 Kiesel den Tag. Er hatte einen sehr weiten Schlund, sehr große Zähne und einen corrosiven Speichel. Als ihn der Pater sah, konnte er nur die Wörter oui, non, caillou und bon aussprechen. Durch den Anblick einer kleinen Fliege unter dem Mikroskop wurde er sehr gerührt, und er wollte nicht aufhören

sie zu betrachten, sonst war sein Leben zwischen Essen, Rauchen und Schlafen getheilt. Man hat ihn getauft und in Paris das Kreuzmachen gelehrt.

Der Dritte ist der in unsern Gegenden berüchtigte Joseph Kohlniker, der merkwürdigste unter allen, ein gesunder Kerl, über 6 Fuß lang und ungewöhnlich stark von Muskeln, ein Deutscher, und ohnstreitig die Krone der Steinfresser. Er war aus Passau gebürtig, seine Großmutter und Mutter waren beide Vielfresserinnen, letztere wurde aus Hunger rasend, und fraß, wie man sagt, ihr eignes Kind; in ihrer Raserei wurde sie endlich wieder geschwängert, und die Frucht dieser Liebe war Joseph Kohlniker. Schon in seinem dritten Jahr fing er aus übermäßigem Hunger an Steine zu verschlingen, als er älter wurde, thaten ihm gewöhnliche Speisen allein gar kein Gnüge mehr, und wenn er auch noch so viel verschlang. Bei den Kaiserlichen wurde er seines Appetits wegen abgedankt, ob er gleich für 8 Mann einquartirt wurde. Bei einer Reise nach Amsterdam schleppte er 260 Pfund Steine mit, weil dort, wie er erfahren hatte, die Kiesel rar sind. Er sagte: unter alle Speisen müßte er Steine mischen, sonst sättigten sie ihn nicht, er könnte sich aber mit bloßen Steinen auf 8 Tage behelfen, alsdann aber wäre sein Appetit außerordentlich, und müßte, wie er sich ausdrückte, Gott denen gnädig sein, wo er hinkäme. Mitunter aß er auch Hutfilz und Alles, was ihm in den Weg kam, nur Stockfisch und Käse konnte er nicht vertragen, diese erweckten bei ihm ein Erbrechen; gegen letztern war er so empfindlich, daß er nicht einmal seinen Schnupftaback aus einem Kram nehmen konnte, wo zugleich Käse feil war. Zu Dresden aß er einmal innerhalb 8 Stunden 2 Kälber, eins gebraten und eins gekocht, und trank dazu 12 Maas Wein, und in Braunschweig verschlang er 25 Pfund Fleisch mit 25 Bouteillen Wein in 7 Stunden. In seinem Getränke war er nicht delicat, es war ihm gleichviel, ob es Wein, Wasser, Bier oder Brannte-wein war, doch mußte er letztern aus weiten Gefäßen trinken, sonst stieg er ihm zu Kopf. Seinen Sauerkohl bereitete er sich auf eine eigne Weise zu. Er that eine große Quantität roh in eine Schüssel, warf dazu eine Handvoll Salz, alsdann drei starke Hände voll Kieselsteine, und dazu brockte er ein Brod,

und verschlang Alles ungekocht. Er war in seinem Leben nie krank, hat nie über Magenschmerzen geklagt, und starb endlich zu Ilfeld 1771 an einem Schlagfluß. Als er den Abend vorher in diesen Ort hineinging, freute er sich über die schönen Steine, und sagte zu seiner Frau: Gott Lob und Dank, hier gibts doch Steine. Man hat ihn auch hier in Göttingen speisen sehen, und Hr. Dr. Vogel *) in Ratzeburg hat von ihm eine eigene Dissertation geschrieben. Ich glaube, es wird nicht leicht jemand gefunden werden, der diesem den Namen eines Originals abspricht.

Bei Paris lebte ein Winzer, der Kröten und Eisen fraß. Auch bei Thieren hat man oft eine ähnliche Freßbegierde bemerkt. In der Gazette d'Agriculture 1778. Nro. 29 wird eines Huhns gedacht, in dessen Magen man metallene Knöpfe, Stücke Glas, Geld und dergleichen fand. Sein Magen war von einer unzähligen Menge Nadeln durchspießt, so daß er von außen einem kleinen Igel glich, und dennoch befand es sich wohl, und war sehr fett, als man es schlachtete.

Merkwürdig ist auch folgende Anekdote von dem berühmten Münzenkenner Vaillant **), ob sie gleich nicht ganz hieher gehört. Auf einer Reise von Marseille nach Rom wurde er von einem Corsaren gefangen und nach Algier geschleppt, und erst nach 4 Monaten losgegeben. Er schiffte sich auf einer Fregatte nach Frankreich ein, diese wurde wieder angefallen und zwar von einem Corsaren von Tunis; beim Anblick dieses neuen Unglücks, und um nicht wieder Alles zu verlieren, wie vorher, verschluckte Vaillant 15 goldne Medaillen, und rettete sich mit der größten Lebensgefahr noch durch ein Boot. Die Natur soll sie ihm alle richtig wieder zugezählt haben.

---

*) Vogel, S. G. Medicin. Abhandlung von dem zu Ilfeld verstorbenen Vielfraß und Steinfresser, nebst Sektionsbericht. Aus dem Lat. 1781.

**) Vaillant, Johannes Foy, geb. zu Beauvais 1632, gest. 1706; wurde von Colbert zu Ordnung und Vermehrung verschiedener Münzcabinete gebraucht.

†Die alten Deutschen.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 26—35.)

Ein großer Theil der heutigen Deutschen macht sich von seinen Vorfahren, den alten Deutschen, so seltsame abenteuerliche Vorstellungen — denkt sie sich bald als Enakskinder und Eisenfresser, die bloß unter Auerochsen und Sauen aufgewachsen und sich so wie diese mit Eicheln gemästet; oder gar als Kraftbarden und Müssiggänger, die wie die Heuschrecke in der Fabel lieblich gesungen und unlieblich gehungert hätten u. s. w. — daß es hoffentlich nicht am unrechten Orte ist, wenn wir hier einmal den Umriß eines treuern wahren Gemäldes jener unsrer guten Väter zu entwerfen suchen.

Die Deutschen (versteht sich die vor tausend und anderthalb tausend Jahren) waren zwar durchgehends große wohlgebaute Leute; aber dabei nichts weniger als Riesen, wofür man sie, theils aufs Wort der römischen Geschichtschreiber, und theils der großen Knochen und Gerippe wegen, die sich zuweilen in ihren Gräbern finden sollten, ausgegeben hat. Daß die feindseligen Römer die Deutschen für Riesen ansahen, konnte vielleicht schon in einer verzeiblichen Furcht seinen Grund haben: auch mochten wohl wirklich die Deutschen in Vergleich mit einem durch Langeweile und andere Laster so abgezehrten, entnervten Volk ein riesenmäßiges Ansehen gewinnen: den größten Antheil an jener Schilderung hat doch aber wohl immer eine billige Politik, da nämlich die Ehre der römischen Soldaten allemal gewinnen mußte, wenn sie zu Hause ihren Landsleuten die Deutschen als Riesen beschrieben. Ihre Niederlagen wurden dann minder schimpflich, aber ihre kleinen erhaltnen Siege hingegen zehnfach glorreich.

Die vermeinten Riesengebeine aber, die sich in den sogenannten Hünenhügeln oder Riesengräbern gefunden haben sollen, sind, wie eine genauere Untersuchung gelehrt hat, Pferdeknochen gewesen, da, wie bekannt, bei den Leichenbegängnissen

der alten deutschen Helden, des Verstorbenen Leibpferd zugleich mit seines Herrn Leiche verbrannt und begraben wurde: eine Sitte, wovon sich schon bei den ältesten so wie bei den wildesten Völkern Spuren finden, und die sich sogar noch unter den spätern christlichen Deutschen erhalten hat. Unter andern Feierlichkeiten, die Homerus bei Patroklus Leiche beschreibt, wird auch sein Pferd mit ihm verbrannt: in den alten calmuckischen Gräbern finden die russischen Reisenden noch häufig Pferdeknochen, Steigbügel, Zaume u. s. w., ja man hat sogar noch neuerlich in Holland und anderwärts in den Grabmalen christlicher Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge die Gebeine ihres Pferdes neben ihrer eignen Asche vorgefunden.

Doch die alten Deutschen waren nicht bloß große athletische, sondern zugleich blühend gesunde und wohlgebildete Menschen, hatten so wie noch jetzt die mehresten nordischen Völker, blondes Haar und blaue Augen, und bei ihrem unablässigen Baden eine weiße frische Haut, so daß die Schönheit ihrer Mädchen schon in jenen Zeiten weitberühmt gewesen und von Ausonius und andern römischen Dichtern mit viel Wärme und sehr malerisch besungen worden ist.

Über drei Züge des Charakters der alten Deutschen kommen alle Nachrichten, die wir von ihnen lesen, überein. Über ihre beispiellose Ehrlichkeit nämlich, über ihre Tapferkeit, und ihre Liebe zum Trunk.

Jene, die Aufrichtigkeit und Treue der Deutschen, ist überall zum Sprichwort worden: Kaiser Julianus*) rühmte sich nur dieser Tugend, nannte sie seinen Stolz, und gestand, daß er sie hier in unsrer Nachbarschaft am Harz, wo er bekanntlich einen Theil seiner Jugend zugebracht, erlernet hätte: und da man den beiden Friesen Verritus und Maloriges, die in Geschäften nach Rom gereist waren, das Theater des Pompejus, und in diesem einen Platz für fremde Gesandten tapferer und treuer Völker zeigte, sprangen sie voll edlen Stolzes hinauf und riefen: „welch Volk wollte die Deutschen an Muth und Treue übertreffen!" Auch hatte die deutsche Tapferkeit sich schon

---

*) **Julianus** (Flavius Claudius), römischer Kaiser, genannt **Apostata**, geb. 331 zu Constantinopel, gest. 365.

früh den hochmüthigen Römern furchtbar gemacht, und das Blut ihrer Legionen mußte ihnen das schwere Geständniß abbringen, dieß Volk, und zwar dieß Volk allein, unüberwindlich zu nennen.

Eine dritte Eigenschaft endlich, die man ihnen eben so wenig als jene beiden streitig machen durfte, war ihr Hang zum Trunk: der jedoch ein weit minder eigenthümliches Vorrecht unsrer Väter gewesen zu sein scheint. Die rohesten Völker aller Weltgegenden haben sich so gut als die cultivirtesten berauschende Getränke ersonnen: und sogar die Thiere, die dem Menschen entweder in ihrer körperlichen Bildung oder in Rücksicht ihrer Geisteskräfte am nächsten kommen, die Affen nämlich und der Elephant, sind passionirte Liebhaber des Weins, des Rums, Arack u. s. w. Und selbst die weisesten Menschen, Cato, Solon und Archesilaus haben eben so durch ihr Beispiel, als Hippokrates, der Vater der Ärzte, und Seneca, der sonst so sobre Stoiker, in ihren Schriften (jener in seinem Werke von den Vapeurs, und dieser in dem von der Gemüthsruhe), die Zulässigkeit eines nicht zu öftern und mäßigen Rausches unwidersprechlich erwiesen.

Die Deutschen lebten nicht in Städten und Flecken, sondern gleichsam in zerstreuten Horden, einzelne Familien oder wenige bei einander, so wie etwa noch jetzt auf der lüneburger Heide und in manchen andern Gegenden von Deutschland. Im Sommer campirten sie meist im Gehölz, in Lauben und leichten Hütten: mit Annäherung des Winters aber bezogen sie ihre Wohnhäuser, deren Wände so wie noch jetzt bei vielen nordlichen Völkern bloß aus übereinander gelegten Balken bestanden, deren Fugen sie dann mit Thon verstrichen, und sie von außen mit Ocker oder Bolus oder andern Farbenerden bunt anstrichen.

Ihre häusliche Kleidung war simpel und artig: meist Pelzwerk oder von Leder, und so wie bei den Utaheiten aus Bast von Baumrinden, besonders von Linden und Weiden. Die Mädchen trugen auch wohl kurze leinene Hemden, doch alle mit offnen Busen und bloßen Schultern und Armen.

Sie lebten meist von Viehzucht, Jagd und Fischerei, trieben aber auch, wo es die Gegend zuließ, schon zu Cäsars Zei-

ten Ackerbau. Und überhaupt war ihr Tisch weder so einförmig noch so mager bestellt, als ihnen insgemein im Haß nachgeredet wird. Man müßte ihnen eine unbegreifliche Stupidität zutrauen, wenn man glauben wollte, sie hätten Eicheln und Wurzelstrunke gefressen, und bloß ihre Augen am lieblichen Anblick des Wildprets, der Rehe, der Auerhäne, der Feldhühner, Schnepfen und der herrlichsten Fische geweidet. Unsre Väter verstanden Kochkunst: sie wußten, wie schon Tacitus sagt, Salz zu sieden, und konnten ihre vielfachen Gerichte auf eben so vielfache Weise zubereiten. Ihre kalte Küche bestand in allerhand Milchspeisen, Butter, Käse, wildem Honig, und Waldfrüchten, Schlehen, Hainbutten, Haselnüssen, so mancherlei Beeren u. s. w. Ihr Trank war meist Bier, und zwar aus Waizen sowohl, als aus Gersten: die aber an der Grenze lebten und Handel treiben konnten, ließen sich auch Wein zuführen.

Sie scheinen die Nachtheile des Geschwindessens gekannt zu haben, und hielten daher lange Mahlzeiten, und zwar (wie sichs von ihrem geselligen gastfreien Charakter schon ohnehin vermuthen ließe, wenns auch die alten Schriftsteller nicht ausdrücklich gesagt hätten), meist Pickenicke, wo jede Familie ihre Schüssel brachte, und nachher zusammen voll fröhlichen Muths bei einem wohlthätigen Feuer oder in grünen Schatten unter Gespräch und lustigem Gesang verzehrten.

Denn die natürliche Anlage der Deutschen zum Singen und zur Musik wird schon in jenen Zeiten von Julianus als Augenzeugen versichert, und ist bekanntlich noch jetzt, zumal in einigen Provinzen, in Thüringen, Böhmen ꝛc. zum Bewundern stark und ganz allgemein, völlig angeboren. Die ländliche Bauernmusik in den genannten Gegenden, seis in der Kirche oder unter der Gemeinlinde, und in der Schenke, hat zumal im vorletzten Kriege die Bewunderung der Franzosen und andrer Ausländer erregt: und Rousseau schrieb einen Theil des kriegerischen Muthes der Deutschen, und ihre Siege auf die feurige aufmunternde Harmonie ihrer Märsche, worin sie den mehrsten andern europäischen Völkern bei weiten überlegen wären.

Ihre Jugend erzogen die Deutschen hart; so daß es Galenus mit Erstaunen erzählt, wie sie die neugebornen Kinder, die noch von der mütterlichen Wärme rauchten, zum nächsten Flusse

trugen und gleichsam wie ein glühendes Eisen da ablöschten und stählten.

Sie heiratheten spät und übereilten die Natur nicht, sondern ließen ihr Zeit, den Körper erst zur männlichen Stärke und zur vollen Reife zu bringen: aber dafür waren auch ihre Ehen fruchtbar, und bis ins höhere Alter noch immer reich an Kindern, die sie für einen Segen des Himmels und für den größten Stolz der Eltern ansahen.

Die Treue der Liebenden und der Ehegatten war ewig unverbrüchlich. Bei einem ungetrennten Umgang zwischen beiden Geschlechtern, bei einer dünnen leichten Kleidung, die dem Auge so wenig körperliche Reize versteckte, folglich dem Spiel einer müssigen Phantasie so wenig zu errathen übrig lies, und bei einem arbeitsamen geschäftigen thätigen Leben, wäre ihnen ohnehin weder Lust, noch Muße zu buhlerischen Intriguen und andern Folgen des Müssiggangs und der langen Weile geblieben, wenn auch gleich nicht die Strenge ihrer Gesetze schon jeden Schatten einer solchen verächtlichen Untreue mit ewiger Schande gebrandmarkt hätte.

---

† Merkwürdige Begebenheiten und Gebräuche.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 70—85.)

Auf der guineischen Pfefferküste wurden 1743 zwei Negerfürsten aus gleichen Ursachen in Krieg verwickelt, wie Dänemark und Schweden zuweilen im sechszehnten und vorigen Jahrhundert. König Wilhelm und Martin stritten sich, wer von ihnen König oder Capitain heißen sollte, so wie Erich der Vierzehnte, und Friedrich der Zweite über die berüchtigten drei Kronen, oder Carl der Neunte und Christian der Vierte über den Titel König der Lappen, und die Grenzen der aller Cultur

unfähigsten Wüste. Die christlich europäischen Namen der beiden africanischen Potenzen werden hoffentlich nicht der Glaubwürdigkeit dieses noch sonderbarer geendigten Präcedenzstreits schaden, da bekanntlich die Sclavenhändler in Guinea die lächerlichste Titelsucht nebst europäischen Branntweinsbegierden und Worten eingeführt haben. Daher nennen sich die in der Nachbarschaft der englisch-africanischen Forts wohnenden Negerkönige, Herzoge von Cumberland, Marlborough und Prinzen von Wales, und die Nachbaren der dänischen Handelslogen führen den Namen der angesehensten adelichen Familien dieses Königreichs. Nur die holländischen Bundesverwandten in Guinea unterscheiden sich in ihrer Titulatur sehr sonderbar von den andern und können ihr Geschlecht nicht so leicht in eine europäische Stammtafel einflechten. Die Holländer haben für sie besondere drollichte Titel erfunden, als **groote Peter Passup, kleine Peter Passup**, entweder weil sie die Namen Oranien, Nassau, und Statthalter für zu edel für Chams verfluchte Nachkommenschaft hielten, oder weil sie aus Erfahrung wußten, daß auch der unbedeutendste europäische Schall immer noch ehrend genug für einen Negerfürsten wäre.

Zwei Jahr führten Martin und Wilhelm einen zweifelhaften Krieg, worin manches Reisfeld zerstört, und mancher Pallast von Schilf und Bambus in die Asche gelegt ward. Martin verlor in demselben fünf und Wilhelm drei Unterthanen, aber in ihrer Kellerei machte dieser Verlust ein beträchtliches minus von hundert und hundert und funfzig Bouteillen Brannteweín, denn so viel hätten immer acht Neger auf den Sclavenschiffen gegolten. Der Friede, der endlich diese Fehden endigte, war für den überwundenen Martin noch nachtheiliger. Er mußte darin der königlichen Würde entsagen, und mit dem niedrigern Titel Capitain Martin zufrieden sein. Auch durfte er künftig, so oft er Europäern Audienz gab, oder ihre Sclavenschiffe mit seiner Gegenwart beehrte, nur barfuß erscheinen, und das Vorrecht Strümpfe und Schuhe zu tragen bedung sich der Sieger Wilhelm aus. Diese sind auch in andern Gegenden von Africa ein Zeichen von Freiheit und Würde, und noch jetzt erlauben die Holländer am Cap ihren sonst europäisch bekleideten Bedienten keine Strümpfe und Schuhe.

Noch vor Martins und Wilhelms Kriege sind wohl eher große europäische Reiche aus nichts wichtigern Ursachen zerfallen. Carl Gustav von Schweden, der nach völlig bezwungenen nordischen Reichen, Italien erobern, und in Rom als ein zweiter Alarich ein zweites gothisches Reich stiften wollte, kündigte der Krone Polen den Krieg an, weil sie den Sumsdorfer Frieden, durch Weglassung eines ꝛc. im schwedischen Titel gebrochen. Hier waren 1653 die Prätensionen, welche die polnischen Könige aus dem Hause Wasa auf schwedische Krone und Titel machten, so entschieden, daß die Könige von Schweden sowohl wie von Polen, künftige Streitigkeiten zu verhindern, die Titel der von ihnen wirklich beherrschten Reiche mit einem dreifachen ꝛc. ꝛc. ꝛc. schließen sollten. König Casimir fand demohnerachtet für gut, den polnischen Titel in Verhandlungen mit Schweden um einige ꝛc. zu vermehren, welches damals beiden Höfen wichtig genug schien, Unterhandlungen anzufangen, und den ganzen Streit durch ein neuerfundenes Wort Etceterali zu verewigen. Wie aber Casimir unter Carl Gustavs Regierung in dem Creditiv seines Gesandten Merstein abermal den schwedischen Titel um ein ꝛc. verkürzte, empfand der kriegerische Carl Gustav diese Beleidigung so hoch, daß er sie namentlich in der Erklärung des Krieges gegen Polen anführte, der dem Casimir beinahe die Krone gekostet hätte, und durch den olivischen Frieden ganz beigelegt wurde.

Carls des zwölften Glück in Polen und Sachsen verhinderte nur nebst den Garants des travendahler Friedens, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts, aus dem Fracturstreit zwischen Dänemark und Holstein Gottorp kein ähnlicher Krieg entstand. Dänemark verlangte, ungeachtet in dem travendahler Frieden eine völlige Gleichheit zwischen diesen beiden in Holstein gemeinschaftlich regierenden Häusern ausbedungen war, daß in den gemeinschaftlichen Landesausschreiben der königliche Titel mit größern Buchstaben gedruckt werden sollte. Der Administrator von Holstein Gottorp wollte die verglichene Gleichheit auch auf die Gleichheit der Buchstaben in den gemeinschaftlichen Verordnungen ausgedehnt wissen: wenn gleich vor dem travendahler Frieden dieß Haus zuweilen so nachgiebig gewesen, in dem königlich dänischen Titel größere Buchstaben als in dem

herzoglichen zu erlauben. Sechs Jahr hemmte dieser Fracturzwist den Lauf der höhern Justiz, und aller gemeinschaftlichen Regierungsgeschäfte, bis endlich Holstein Gottorp 1710 sich bequemte, seinen herzoglichen Titel durch kleinere Lettern von dem königlich dänischen zu unterscheiden.

In einem Theil des schottischen Hochlandes war noch im vorigen Jahrhundert folgender seltsamer Gebrauch. An einem bequemen Ort wurde jährlich ein Markt gehalten, wo eine Menge Menschen von beiderlei Geschlecht zusammenkamen. Die Unverheiratheten sahen sich nach Gatten und Gattinnen um, wählten sich was ihnen gefiel, gingen hierauf Hand in Hand Paarweise weg, und lebten zusammen bis zum Markt des folgenden Jahrs. Alsdann erschienen diese Paare wieder auf dem alten Platz und erklärten sich ihr Gefallen und Mißfallen. Wenn beide Theile standhaft blieben, so wurde der Handschlag erneuert, und die Verbindung dauerte auf Lebenszeit, und es war an keinen Markt der Erlösung mehr zu gedenken. Wenn hingegen ein Theil abgeneigt war, so wurde die Verbindung aufgehoben, und beiden Theilen stand eine neue Wahl frei; doch mußte der unbeständige darunter die Frucht des Probejahrs ernähren, wenn eine da war. Diese Gewohnheit rührte, wie Hr. Pennant, aus dessen Reise durch Schottland dieses genommen ist, anmerkt, von dem Mangel an Geistlichen vor der Reformation in jenen Gegenden her. In unserm heil. r. Reich war der Mangel an Geistlichen eben nicht, worüber man vor der Reformation zu klagen hatte.

Etwas von Wittwen.

In einigen unfruchtbaren nördlichen Ländern und in dem Archipelagus zwischen Asien und Amerika, nimmt sich ihrer, wenn sie nicht erwachsene Kinder haben, niemand leicht an, sie suchen sich von weggeworfenen Theilen von Seehunden und andern Fischen zu nähren, finden sie hiervon Nichts, so sterben sie oft mit ihren Kindern Hungers.

Bei vielen alten Völkern und fast durch den ganzen Orient war es ihnen theils durch Gesetze verboten und theils aus Herkommen unerlaubt wieder zu heirathen. Man glaubte nämlich,

sie müßten nach diesem Leben ihren Männern in jenem auch wieder Gesellschaft leisten. Sie mußten sich also auf der Erde zu einem einsamen Leben bequemen, um ihrem Manne dereinst im Himmel alle Zwistigkeiten zu ersparen. Bei den Griechen war es lange infam für eine Wittwe, wieder zu heirathen. Ja den Männern war es kaum erlaubt. Charonidas schloß alle Männer, die Kinder hatten und eine zweite Frau nahmen, von öffentlichen Berathschlagungen aus: War, sagte er, eines Mannes Ehe glücklich, so soll er sich an diesem seltenen Glück genügen lassen; war sie aber unglücklich, so muß er seiner Sinnen beraubt sein, wenn ers noch einmal versucht. Unter Christen, bei denen die meisten Ehen glücklich sind, klingt dieses freilich lächerlich.

Die Ceremonien des Trauerns und Wehklagens sind zwar unter allen Völkern und Himmelsstrichen hauptsächlich ein Geschäft des schönen Geschlechts gewesen, theils ihres vorzüglich sympathetischen Gefühls wegen, theils aber auch, wie Doctor Alexander, der ein ganzes Buch über das Frauenzimmer geschrieben hat, Nachrichten haben will, weil sie das Trauern und Wehklagen völlig in ihrer Gewalt haben solle; allein die Wittwen aller Zeiten sind doch gewiß hierin immer sehr viel weiter gegangen, als die übrigen ihres Geschlechts. Die Wittwen bei den Juden trauerten zum wenigsten 10 Monate um ihre Männer, und alle gesittete Völker folgen diesem Gebrauch bald in größerem bald geringerem Maaße, und bei allen ist es ehrenrührig, innerhalb dieser Zeit zu heirathen. Die Römer bestimmten eine Zeit durch eigene Gesetze. Auch zu Genf bestimmt das Gesetz ein halbes Jahr.

In Schottland und Spanien trauerten ehemals die Wittwen bis an ihren Tod, wenn kein zweiter Gemahl der Ceremonie ein Ende machte. Die schottländischen Wittwen brachten das erste Jahr in einer schwarz tapezierten Stube zu, in welche kein Tageslicht kommen durfte. Im zweiten Jahr tapezierte man grau und ließ die Sonne zuweilen wenigstens herein blicken. Aber weder in der schwarzen, noch der grauen Stube durfte etwas außer den allernöthigsten Meubeln stehen. Kein Spiegel, keine Commode und kein Silbergeschirr. Die Wittwe selbst

durfte nichts von Juwelen an sich haben, und mußte immer schwarz gehen.

Bei den Chikkasahs in Nordamerica trauern sie 3 Jahre, und das erste Jahr hindurch alle Morgen und alle Abend mit lautem Heulen und Wehklagen. War der Mann ein Kriegsheld, so muß sie den ganzen ersten Monat unter ihres Mannes Kriegespfahl zubringen und immer heulen und weinen. Dieser Pfahl ist roth angemalt und mit den Waffen und Siegeszeichen des Verstorbenen behangen, die man daran läßt, bis sie selbst abfallen. Viele Wittwen sterben über dieser Ceremonie weg. Die ganzen 3 Jahre über sind ihr alle Arten von Vergnügen versagt, selbst das so sehr entzückende für sie, ihre Haare mit Öl und Fett schmieren zu dürfen. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen bewachen sie genau, ob sie auch Alles hält.

Aber alles dieses ist nur Kinderspiel gegen das, was sie in dem despotischen Africa auszustehen haben. Weiber und Concubinen sind da nicht allein zu Sclaven ihrer Männer in diesem Leben verdammt, sondern auch in jenem; kaum sind also die Männer todt, so werden seine Weiber, Bediente, und öfters selbst Pferde strangulirt, um ihre Serails und Marställe dort wieder zu füllen.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo man mehr auf Jungfrauen als auf Wittwen hält, müssen sich die letzteren, damit sie sich nicht für Jungfern mehr ausgeben können, bei jedes Mannes Tod ein Glied vom Finger hacken. In Darien im südlichen America herrschte ehemals ein gleicher Gebrauch unter beiden Geschlechtern, und wenn ein Wittwer eine Wittwe heirathete, so wechselte man bei der Trauung nicht, wie bei uns Fingerringe, sondern Stücke von Fingern selbst.

Bei den Hindoos, den alten Bewohnern der Ufer des Ganges, wurde das geliebteste Weib unter den Weibern des Verstorbenen mit ihm zugleich verbrannt, ja, wie Einige behaupten, zuweilen alle. Den Ursprung dieser fürchterlichen Mode, beim Leichenbegängniß des Mannes die Wittwe lebendig zu braten, schreibt man der einmal dort eingerissen gewesenen Mode der Weiber ihre Männer zu vergiften zu. Andere hingegen glauben, daß, als der große Gesetzgeber und Prophet der Hindoos, Brama, gestorben sei, so haben sich seine Weiber aus Schmerz über den

unersetzlichen Verlust mit ihm verbrannt. Nach diesem großen Beispiel wollten hernach andere Wittwen nicht den Namen haben, als liebten sie ihre Männer weniger, als jene ihren Brama.

Sehr oft besteigen sie den Scheiterhaufen mit einer bewunderns-würdigen Ruhe und Heiterkeit, allein allgemein ist diese Selbstverleugnung doch nicht, einige setzen sich sogar lieber auf Lebenszeit dem Schimpf und der Verachtung aus, als daß sie sich mit ihren Männern aufopfern sollten, und sehr viele thun es wenigstens mit Angst und Reue über ihren gefaßten Entschluß. Hat sich aber eine einmal dazu entschlossen, so ist selten Rettung mehr, denn Vistnu wartet ihrer; man zwingt sie den Scheiterhaufen zu besteigen, und hält sie oben mit langen Stangen fest nieder, bis sie von den Flammen ergriffen wird, und das Heulen und Schreien wird durch lärmende Musik und Freudengeschrei überstimmt.

Dieser schreckliche Gebrauch hat in den neuesten Zeiten bei weitem noch nicht aufgehört. Am 4ten Febr. 1742 verbrannte sich die 17jährige Wittwe eines gewissen Rham Chund, eines angesehenen Mannes. Auch die Familie der Wittwe war eine von den ersten. Sie faßte den Entschluß sich zu verbrennen, sobald der Mann die Augen zuthat. Man versuchte alle mögliche Gründe sie davon abzubringen, man stellte ihr den Zustand ihrer Kinder vor, und alle die Schrecken eines so fürchterlichen und schmerzhaften Todes; allein als man ihr von Schmerzen sprach, hielt sie ihren Finger eine ganze Zeit ins Feuer, legte Kohlen auf ihre Hand, schmiß Weihrauch darauf und räucherte den umherstehenden Braminen. Da man endlich die Sprache änderte und sagte, sie dürfe es nicht thun, sie würde die Erlaubniß dazu nicht erhalten, wurde sie auf einmal sehr traurig, sie besann sich aber bald wieder und sagte: mein Tod steht doch in meiner Gewalt; wenn ihr mir nicht zugebt, ihn auf die gewöhnliche Weise zu finden, so hungere ich mich zu Tode. Bei so vieler unerschütterlicher Entschlossenheit sahen endlich die Verwandten sich genöthigt ihre Einwilligung dazu zu geben.

Früh Morgens des andern Tages wurde der Leichnam nach den Ufern des Ganges hingebracht, und ohngefähr um 10 Uhr folgte die Wittwe, unter Begleitung dreier Hauptbraminen, ihrer Kinder und Verwandten, und einer Menge von Zuschauern.

Weil der Befehl den Scheiterhaufen anzuzünden erst gegen 1 Uhr anlangte, so wurde die Zwischenzeit mit Beten und Waschen im Ganges zugebracht. Sobald er angelangt war, stand sie etwa noch eine halbe Stunde unter ihren Verwandtinnen, alsdann that sie ihre Armbänder und andern Putz ab und band Alles in eine Art von Schürze. So wurde sie nach der einen Ecke des Scheiterhaufens hingeführt, auf welchem eine Art von Laube aus trocknem Holzwerk und Reisern errichtet war. Diese bestieg sie nach einigen vorhergegangenen Ceremonien, machte eine tiefe Verbeugung gegen die Füße des Verstorbenen, und sah ihm nachdenkend und still etwa eine Minute lang ins Gesicht, alsdann zündete sie die Laube an drei Stellen an. Wie sie merkte, daß der Wind das Feuer von ihr wegbließ, so steckte sie dieselbe auch auf der Windseite an und nahm ihren Platz wieder ein. Da saß sie nun mit einem Anstand und einem Ausdruck von Würde und Ruhe, den keine Worte auszudrücken im Stand sind, bis endlich das Feuer den Scheiterhaufen selbst ergriff, Alles zusammenstürzte, und sie in den Flammen begrub.

† Tabelle die Hoffnung der Jungfern zu berechnen.

(Götting. Taschenkalender 1783. S. 46—48.

In welchem Alter verschwindet die Hoffnung der Jungfern, einen Mann zu erhalten, oder welches ist das höchste Alter, in dem das Frauenzimmer heirathet? Über diese Frage sind noch bisher, da man so viele Wahrscheinlichkeiten berechnet hat, keine Beobachtungen angestellt worden. Desto größer ist das Verdienst eines Predigers in Schweden, des Hrn Hedin, welcher dergleichen in seinem Kirchspiele Kräcklinge, im Stifte Nerike und

Strengnäs, wo in allem 800 Seelen sind, gemacht hat. Er hat seit 37 Jahren, nämlich vom März 1739 an, bis dahin 1776, jedes mal, wenn eine verheirathete Person, oder ein Wittwer, oder eine Wittwe, in seiner Gemeine mit Tode abging, genau nachgefragt und aufgeschrieben, wie alt die Person gewesen, als sie sich zum ersten mal verheirathet habe. Ferner fragte er alle verheirathete Wittwer und Wittwen in seiner Gemeine, die noch im März 1776 lebten, wie alt sie gewesen, als sie zum erstenmal in den Ehestand getreten. Hieraus machte er einen Auszug und folgende Tabelle.

Die Zeile A bedeutet das Alter der Heirathenden; die Zeile Bme die Anzahl der Bräutigamme; und die Zeile Bte die Anzahl der Bräute. Z. B. bei 18: im Alter von 18 Jahren haben 2 Junggesellen und 17 Jungfern, in Zeit von 37 Jahren, in Kräcklinge geheirathet.

A.	Bme	Bte	A.	Bme	Bte
15	0	2	34	11	12
16	0	2	35	8	5
17	0	10	36	6	7
18	2	17	37	4	3
19	3	17	38	7	5
20	8	26	39	1	8
21	10	18	40	1	7
22	10	23	41	3	2
23	11	25	42	3	1
24	34	24	43	1	3
25	29	24	44	0	1
26	29	26	45	0	2
27	27	23	46	0	1
28	20	20	47	0	1
29	25	12	48	0	1
30	21	15	49	1	1
31	24	14	50	0	2
32	15	11	51	1	0
33	10	9			

Also hält sich die wahrscheinliche Hoffnung alter Jungfern in Kräcklinge bis ins 34ste, oder gar bis ins 40ste Jahr, und

stirbt erst mit dem 51sten gänzlich ab. Bei Hagestolzen aber bricht sich dort der Muth zu heirathen im 44sten Jahre völlig.

Seltsames Carneval.

(Götting. Taschenkalender vom Jahre 1784. S. 38—44.)

Als im Jahr 1715 die Czarinn zur unaussprechlichen Freude des Czaars von einem Prinzen entbunden wurde, dauerten die Freudensbezeugungen 8 Tage. Die Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit waren ungewöhnlich prächtig, überall glänzende Gastmahle, Feuerwerke und Bälle. Bei einem solchen Gastmahl wurden einmal drei seltsame Pasteten aufgesetzt. In der ersten derjenigen, nämlich auf der Tafel der Großen des Reichs, saß eine nackende Zwergin, die nichts als ein bloßes Kopfzeug auf dem Leibe hatte; nachdem sie herausgestiegen war, hielt sie eine Rede an die Anwesenden, und dann wurde die Pastete weggetragen. Auf der Tafel der Damen wurde eine ähnliche mit einem ähnlich angekleideten Zwerg servirt; die dritte enthielt 12 lebendige Feldhühner, die mit großem, flatterndem Getöse bei der Eröffnung durch das Gewölbe hervor brachen, zu nicht geringem Erstaunen der Gesellschaft. Den Abend darauf wurde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt, mit vielen wohlausgedachten Devisen, ganz oben stand in großen Buchstaben:

Hoffnung mit Geduld.

Auf diese Freudensbezeugungen folgte eine Art von Carneval, wovon eigentlich die Hauptabsicht folgende war. Der Czaar hatte nämlich die patriarchalische Würde, und die damit verknüpften großen Revenüen der Krone einverleibt, und um nun den Patriarchen, so wie er bisher aussah, beim Volk lächerlich zu machen, so ging er folgender Weise zu Werk. Man kleidete den Hofnarren Sotof, einen Mann von 84 Jahren, der bei dieser Gelegenheit mit einer muntern raschen Wittwe von 34

Jahren vermählt werden sollte, wie einen Patriarchen an. Die Hochzeit dieses seltsamen Paares, wurde mit einer Masquerade von ohngefähr 400 Personen beiderlei Geschlechts gefeiert, wovon je vier und vier eigene Trachten und eigene musikalische Instrumente hatten. Zu Hochzeitbittern hatte man die vier größten Stotterer im Reich ausersehen; die vier Läufer waren die vier unbeholfensten, fettsten und podagrischsten Kerle, die man auftreiben konnte. Die Brautführer, Aufseher und Tafelwärter waren steinalte Männer, und der Priester, der die Trauung verrichtete, war über hundert Jahr alt. Die Procession, die beim Pallast des Czaars anhub, und von da über den zugefrornen Strom nach der großen Kirche beim Rathhaus ging, geschah in folgender Ordnung. Erst kam ein Schlitten mit den vier Läufern, dann einer mit den vier Stammlern, und so fort, andere mit den Brautführern, Wärtern &c. Hierauf folgte der Knees Romadanofski, der in dieser Farçe den Czaar spielte, er stellte eine Art von König David vor, hatte aber, statt der Harfe, eine Leier, die mit Bärenpelz überzogen war, in der Hand. Weil er hier die vornehmste Person vorstellen sollte, so hatte man seinem Schlitten die Form eines Throns gegeben, und er selbst hatte eine Davidskrone auf; an die vier Ecken des Schlittens hatte man vier Bären angebunden, welche Bedienten vorstellten, ein fünfter stand hinten auf, und faßte mit seinen Pfoten den Schlitten, diese Bären reizte man beständig mit Stacheln, so daß sie mit ihrem beständigen Brummen ein recht fürchterliches Getöse machten. Hierauf kamen Braut und Bräutigam, auf einem sehr erhaben ausdrücklich hierzu verfertigten Schlitten. Auf dem Schlitten waren überall Liebesgötter angebracht, wovon jeder ein großes Horn in der Hand hielt. Auf dem Kutschersitz saß ein Widder mit ungeheuern Hörnern, und hintenauf stand ein Ziegenbock mit einem ähnlichen Kopfputz. Auf diese folgte eine Menge Schlitten, die von allerlei Thieren gezogen wurden, als Widdern, Böcken, Rehböcken, Bullen, Bären, Hunden, Wölfen, Schweinen und Eseln. Hierauf kamen viele sechsspännige Wurstschlitten mit den gehörigen Gesellschaften. So wie der Zug anhob, wurden alle Glocken der ganzen Stadt geläutet, und die Trommeln des Forts, dem er sich näherte, wurden auf dem Wall gerührt; die verschiedenen

Thiere wurden mit Gewalt zum Schreien gebracht, und die Gesellschaft klimperte, rasselte und klapperte mit ihren Instrumenten, wodurch, wie man sich vorstellen kann, ein Getöse entstand, das alle Beschreibung übertrifft. Der Czaar mit seinen drei Begleitern, dem Prinzen Menzikoff, dem Grafen Apraxin und Bruce, waren wie frießländische Bauern gekleidet, jeder mit einer Trommel. Von der Kirche ging der Zug wieder zurück nach dem Pallast, wo sich die Gesellschaft bis um 12 Uhr des Nachts divertirte, da sie denn in derselben Ordnung bei Fackeln die Neuvermählten nach ihrer Wohnung begleiteten, um sie da, wie sichs gehört, und richtig zu Bette gebracht zu sehen.

Dieses Carneval dauerte zehn ganzer Tage, in welchen die Gesellschaft von Haus zu Haus zog, wo sie immer kalte Küche und starke Getränke vorfand, so daß während der ganzen Zeit keine nüchterne Seele in ganz Petersburg anzutreffen war. Den letzten Tag gab der Czaar ein großes Tractament auf dem Rathhaus, bei dessen Beschluß jeder einen großen Pokal, der der doppelte Adler hieß, und eine starke Bouteille Wein hielt, austrinken mußte. Um diesem auszuweichen, suchte ich*) mich wegzuschleichen, indem ich beim Wache habenden Officier vorgab, ich hätte etwas für den Czaar auszurichten. So entkam ich glücklich nach dem Hause des Hrn. Kelderman, der ehemals einer von des Czaar's Hofmeistern gewesen war, und noch immer sehr bei ihm in Gnaden stand. Hr. Kelderman kam mir bald nach, aber doch nicht eher bis er den doppelten Adler ausgetrunken hatte. Bei seiner Ankunft sagte er, es sei ihm ganz übel vom vielen Trinken, setzte sich nieder, und legte den Kopf auf den Tisch und schien endlich zu schlafen; da er dieses öfters that, so hatten seine Frau und Töchter kein Arges daraus, bis sie einige Zeit darauf bemerkten, daß er nicht athmete, als sie näher hinzutraten, fanden sie ihn todt und steif, welches, wie man sich vorstellen kann, die Familie in die äußerste Verwirrung setzte. Da ich wußte, wie viel der Czaar auf den Mann hielt, so gab ich ihm alsbald Nachricht von dem traurigen Vorfall. Der Kaiser verfügte sich auch sogleich selbst zur Wittwe und bezeugte derselben sein Beileid. Die Leiche wurde auf seine

*) Bruce.

Kosten veranstaltet (bestattet), und der Wittwe auf Lebenszeit ein ansehnlicher Gehalt ausgesetzt. Auf diese Weise endigte sich dieses Carneval, allein es ging noch einige Zeit darauf, ehe die Mitglieder wieder ganz zu Sinnen kamen.

†Vermählungsfeier eines Zwergenpaares.

(Götting. Taschenkalender 1784. S. 44—46.)

Im Jahr 1713 veranstaltete die Prinzessin Natalia, einzige Schwester des großen Czaars von derselben Mutter, eine eigene Hochzeitfeier für zwei ihrer Zwerge, die sich einander heirathen wollten. Zu diesem Endzweck wurden verschiedene kleine Kutschen verfertigt, und kleine schottländische Pferde herbeigeschafft, dieselben zu ziehen, und alle Zwerge des ganzen Reichs, drei und neunzig an der Zahl, wurden eingeladen. Sie zogen hierauf in einer großen Procession durch alle Straßen von Moskau. Voran fuhr ein großer Wagen mit Pauken, Trompeten, Waldhörnern und Hoboen. Hierauf folgte der Marschal mit seinem Nachtrab zwei und zwei zu Pferd, alsdann Braut und Bräutigam nebst ihren Begleitern in einer Kutsche mit sechsen. Diesen folgten funfzehn kleine, jede mit sechs schottländischen Pferdchen bespannte Kutschen, und in jeder derselben vier Zwerge. Es war ein erstaunlicher Anblick, so viele kleine Geschöpfe, alle mit verhältnißmäßiger Equipage beisammen zu sehen. Zwei Eskadrons Dragoner begleiteten den Zug, um das Gedränge abzuhalten, und viele Standspersonen folgten in ihren Kutschen nach der Kirche, wo das kleine Paar zusammengegeben wurde. Von da aus, ging der Zug in voriger Ordnung zurück nach der Prinzessin Pallast, wo ein herrliches Mahl für die Gesellschaft bereitet war. Zwei lange Tafeln waren zu beiden Seiten eines großen Saals gedeckt, woran die Zwerge speißten. Die Prin-

zessin nebst ihren beiden Niecen den Prinzessinnen Anna und Elisabeth selbst gingen nicht eher an die Tafel, bis sie sahen, daß die Gesellschaft ihre Sitze ordentlich eingenommen hatte, und mit der Aufwartung Alles in Richtigkeit war. Des Abends führten die Prinzessinnen selbst mit großer Feierlichkeit die Braut zu Bette. Nach dieser Ceremonie, wurde der Zwerggesellschaft ein großes Zimmer eingeräumt, sich unter sich selbst lustig zu machen; das Ganze wurde endlich mit einem Ball geschlossen, der bis an den hellen Morgen dauerte. Die Gesellschaft, welche die Prinzessinnen hierbei begleitete, war so zahlreich, daß sie mehrere Zimmer füllte.

† Handel mit heiligen großen Zehen in Italien.

(Götting. Taschenkalender 1784. S. 47—50).

So außerordentlich unsern Lesern nachstehende Geschichte scheinen muß, so wahr und ausgemacht ist sie. Die Erzählung rührt unmittelbar von einem der aufgeklärtesten Männer unserer Zeit Sir William Hamilton*) her, der nicht allein den ganzen schändlichen Handel selbst zuerst entdeckt, sondern auch durch seine weise Fürsorge auf immer vermuthlich gelegt hat.

Im Jahr 1780 kam Sir William Hamilton nach dem kleinen Städtchen Isagua in Abruzzo, und bemerkte daselbst in einer dem heiligen Cosmas und Damian gewidmeten Kirche, daß eine Menge Weiber und Mädchen andächtig nach einem jungen Canonicus hinschlichen, der ein großes Becken

*) Sir William Hamilton, geb. 1730, gest. 1803. Berühmter Natur- und Alterthumsforscher. 1764 englischer Gesandter in Neapel.

vor sich stehen hatte, in welches diese andächtigen etwas opferten, das Sir William nicht gleich erkennen konnte. Als er sich erkundigte, was das sei, was die Damen da in das Becken trügen, so sagte man ihm, es wären in Wachs geformte, große Zehen des Schutzheiligen dieser Kirche, des heiligen Cosmo. — Und warum würden sie denn geopfert? Es geschähe, war die Antwort, sich damit Fruchtbarkeit zu erbitten. Daß man nun grade die große Zehe des Heiligen wählte, und nicht lieber den Daumen oder sonst einen Finger oder eine ganze Hand, machte die Neugierde des Philosophen rege; er trat also hinzu, um die großen Zehensammlung näher zu betrachten, und fand am Ende: daß das christliche Frauenzimmer zu Isagua in Abbruzzo in einem christlichen Tempel im Jahr Christi Ein tausend siebenhundert und achtzig, um Fruchtbarkeit zu erlangen, wahre Priapen opferte, die mit vieler Kunst in Wachs geformt waren, und die man um ein scandaleuses Verfahren wenigstens hinter einer unschuldigen Benennung etwas zu verstecken, große Zehen genannt hatte. Die Mönche des Orts schickten nämlich Leute aus mit Körben voll dieser Zehen, die sie feil auf den Straßen herum boten. Eigentlich hatten sie keinen bestimmten Preis, man konnte geben, was man wollte, aber da man hauptsächlich die Eigenschaft an ihnen rühmte, daß die Wirkung immer desto sicherer wäre, je mehr man dafür bezahlte, so zogen sie dadurch beträchtliche Summen an sich. Offenbar waren an dem Orte ehedem Priapeja gefeiert worden, und die Einkünfte dieser Wachsfiguren mochten den guten Nachfolgern des Heidenthums zu beträchtlich geschienen haben, um sie nicht zum Besten der heil. Mutter Kirche zu verwenden, und den heidnischen Gebrauch in einem christlichen Tempel unter einem etwas züchtigern Namen einzuführen. Sir William glaubt, die Wachspriapen würden noch in den nämlichen Formen gegossen, deren sich ehedem die heidnischen Priester bedient hätten. Bei seiner Rückkehr nach Neapel erzählte er seine Entdeckung am Hofe, und erst 1780 wurde der Priapenhandel dem lieben heil. Cosmo gelegt.

† Sonderbare Bestrafung eines losen Mauls in der Pfalz.

(Götting. Taschenkalender 1784, S. 64. 65.)

Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der wegen des Wildfangsrechts Zwistigkeiten mit allen seinen Nachbarn hatte, und bei der Gelegenheit auch einmal gegen einen Herzog von Lothringen zu Felde zog, von dem er am 26. Sept. 1668 geschlagen ward, gab manchem Unterthanen wohl Ursache zu Klagen, die er dennoch nicht zum besten nahm. Eine Frau zu Weinheim erhielt unter andern folgenden Befehl:

Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstl. Durchlaucht in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wührtsfrau zum Bock zu Weinheim ohnlängst sich gegen hohe Personen verlauten lassen, Churpfalz hinführo eine Anzahl Gänße zu halten, damit man lieber mit Federn, als im Feld Krieg führe; Als haben Ihre Churfürstl. Durchl. ihr Anerbieten in Gnaden angenommen, und ist Dero gnädigster Befehl, daß gedachte Wührtsfrau die Churpfälzische Canzlei, jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini das erstemal, richtig liefern, auch daß dieses also geschehe, Canzleidirektor von Wollzogen darob halten solle. Heidelberg, den 20. Augusti 1669.

Carl Ludwig.

† Vom Bohon-Upas oder dem Giftbaum.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 104—118.)

Nachstehende Erzählung, die uns mit einem Baume näher bekannt macht, der das im Gewächsreich zu sein scheint, was

die Klapper- und Brillenschlange im Thierreich sind, rührt von einem gewissen N. P. Försch, einem Holländer, her, dessen Buch Heydinger, ein ehemaliger deutscher Buchhändler in London, ins Englische übersetzt hat. So wunderbar und seltsam auch Manches darin scheinen möchte, und hier und da vielleicht auch wirklich, wie es bei solchen Dingen gewöhnlich zu geschehen pflegt, übertrieben sein mag, so wenig läßt sich im Ganzen an der Wahrheit der Erzählung zweifeln. Sie ist nichts als ein Commentar über das, was schon Kämpfer (Amoen. exot. p. 575. ff.) von diesem Gift unter dem Namen Venenum Macassariense sagt, auch kennen die Naturgeschichtschreiber schon ähnliche Bäume wenigstens, dahin gehören z. B. einige Rhusarten, die Hippomane Mancinella rc. Ich fahre nun mit Hrn. Förschs eigenen Worten fort: Dieser Baum, sagt er, der in seinen Wirkungen fürchterlicher ist, als Hunger und Pestilenz zusammengenommen, heißt im Malayischen Bohon-Upas. Ich muß bekennen, daß ich anfangs an dessen Existenz zweifelte, bis mich nähere Erkundigung von meinem Irrthum überzeugte. Ich erzähle nur bloß simple, ungeschmückte Thatsachen, von denen ich Augenzeuge gewesen bin. Der Leser kann sich auf die Treue der Erzählung verlassen. Im Jahr 1774 stand ich als Chirurgus im Dienst der ostindischen Compagnie zu Batavia, und erhielt während meines Aufenthalts verschiedene Nachrichten von dem Bohon-Upas und dessen Wirkungen. Alles, was ich davon hörte, kam mir aber äußerst unglaublich vor, erregte aber meine Neugierde so sehr, daß ich mich fest entschloß, selbst zu sehen, und bloß meiner eigenen Beobachtung zu trauen. Zu dem Ende wendete ich mich an den Generalgouverneur, Hrn. Petrus Albertus van der Parra, wegen eines Passes durch das Land. Meine Bitte wurde mir gewährt, und nachdem ich alle nöthige Erkundigung eingezogen hatte, begab ich mich auf den Weg. Zugleich hatte ich mir ein Empfehlungsschreiben von einem alten malayischen Priester an einen andern verschafft, der jenem Baum so nahe wohnt, als es sich nur wohnen läßt, nämlich 15 bis 16 Meilen davon ab. Der Brief war mir von großem Nutzen bei meiner Unternehmung, weil letzterer Priester von dem Kaiser dorthin gesetzt ist, diejenigen zum Tod zu bereiten, die verschiedener Verbrechen wegen

verdammt worden sind, sich dem Baum zu nähern, und das Gift, das in diesem Gummi sitzt, zu holen. Der Bohon-Upas befindet sich auf Java etwa 27 Stundenwegs von Batavia, 14 von Soura Charta, dem Sitz des Kaisers, und etwa zwischen 18 und 20 von Tinkjoe, der jetzigen Residenz des Sultans von Java. Er ist ringsum von hohen Gebirgen umgeben, und das ganze Land umher ist auf 10 bis 12 Meilen gänzlich unfruchtbar. Kein Baum, kein Strauch, ja kein Kraut findet sich da. Ich habe die ganze Gegend, etwa 18 Meilen von dem Mittelpunkt umher umreiset, und habe das Land überall gleich traurig befunden. Am leichtesten besteigt man das Gebirge von der Seite, wo der alte Priester wohnt, und von seinem Hause werden daher auch die Missethäter, die das Gift holen müssen, abgeschickt. Man vergiftet allerlei Waffen damit und der Verkauf desselben trägt dem Kaiser ein Beträchtliches ein. Das Gift selbst, welches man zu erhalten sucht, dringt zwischen der Rinde und dem Baum selbst heraus, und ist eher eine Art Campher als Gummi. Kein Missethäter wird zur Sammlung desselben gebraucht, als der das Leben verwirkt hat, wie man sich leicht vorstellen kann. Nachdem ihm das Urtheil gesprochen ist, wird er vom Richter im öffentlichen Gericht gefragt, ob er lieber durch den Henker sterben oder eine Büchse voll Gift vom Upas-Baum holen wolle. Gemeiniglich ziehen sie das Letztere vor, weil sie da nicht allein noch einige Hoffnung haben, mit dem Leben davon zu kommen *), sondern auch wenn sie wieder kommen auf Lebenszeit von dem Kaiser versorgt zu werden. Auch haben sie Erlaubniß sich noch eine Gunst vom Kaiser auszubitten, die gemeiniglich auf eine Kleinigkeit hinauslauft (laufen muß vermuthlich) und gewöhnlich zugestanden wird. Alsdann versieht man sie mit einer silbernen oder schildpattnen Büchse, worin sie das Gift thun müssen, und erhalten den nöthigen Unterricht, wie sie sich auf der gefährlichen Expedition zu verhalten haben. Unter andern gebietet man ihnen sich immer nach dem Wind zu richten, nämlich

*) Hauptsächlich wohl auch mit, weil sie Hoffnung haben sich neben dem Baume vorbei in eine andere Gegend des Landes zu schleichen. Anm. des Verfassers.

sich jedesmal dem Baum mit dem Wind zu nähern, damit die Ausdünstungen des Baumes immer vom Wind von ihnen abwärts getrieben werden, hingegen sich immer gegen den Wind, aus gleichen Ursachen von dem Baum zu entfernen. Ferner bindet man ihnen ein, so expedit zu sein als möglich, weil das ein Hauptrettungsmittel ist. Ist dieses geschehen, so werden sie nach dem oben erwähnten Priester abgeschickt, wohin sie gemeiniglich von ihren Freunden begleitet werden. An diesem Ort verweilen sie gewöhnlich einige Tage, um günstigen Wind abzuwarten, und während dieser Zeit bereitet sie der Priester zu dem gefährlichen Schritt durch Gebet und Ermahnungen beständig vor.

Wenn endlich die Stunde der Abreise herannaht, so zieht ihnen der Priester eine lange lederne Kappe mit zwei Gläsern in der Gegend der Augen über, die ihnen bis an die Brust reicht; und zieht ihnen ein Paar lederne Handschuhe an. Hierauf werden sie noch einige Meilen weit von ihm und den Verwandten begleitet, gehörig zurecht gewiesen, hauptsächlich auf einen Bach aufmerksam gemacht, dem sie folgen müssen, weil der Upas an dessen Ufern wächst, noch einmal ermahnt, eingesegnet, und so fortgeschickt.

Der würdige Alte sagte mir, daß er nun in den 30 Jahren, die er hier wäre, auf 700 Missethäter so zubereitet und abgeschickt habe, und daß kaum einer aus zehn wieder zurückgekommen wäre. Er zeigte mir hierauf eine Liste, der abgeschickten und zurückgekommenen, zugleich mit der Anzeige des Verbrechens. Nachher sahe ich bei dem Stockhausverwalter zu Soura-Charta eine ähnliche, die vollkommen mit jener überein kam.

Ich selbst habe einigemal dieser traurigen Ceremonie beigewohnt, und die Verbrecher gebeten, mir einen kleinen Ast oder nur einige Blätter dieses wunderbaren Baums mitzubringen, ich habe ihnen auch seidene Schnüre mitgegeben, die Dicke des Baums zu messen, habe aber nichts weiter je erhalten können, als einige trockne Blätter, die man aufgelesen hatte. Alles, was man mir sagen konnte, war, daß der Baum an einem Bach stände, von mittler Größe wäre, und nahe bei sich noch 5 oder 6 kleine stehen hätte; der Boden wäre ein bräunlicher Sand, vol-

ler Steine, die ihn fast völlig ungangbar machten, übrigens wüchse umher gar weiter nichts, und Alles läge voller todten Körper *).

Ich fragte hierauf den Alten um die erste Entdeckung des Baums und seine Meinung darüber, worauf er mir sagte: In ihrem neuen Alcoran stände, daß vor mehr als hundert Jahren das Land um den Baum her von einem Volk bewohnt gewesen wäre, das sich ganz den Sünden von Sodom und Gomorrha ergeben gehabt hätte. Worauf Mahomet sich zu Gott gewendet, der das schändliche Volk zu strafen, diesen Baum hätte wachsen lassen, der sie alle weggerafft habe. So viel ist gewiß, daß alle Malayen diesen Baum als ein geheiligtes Werkzeug Gottes ansehn, und von dessen Gift zu sterben hat nichts Unehrliches in sich. Auch bemerkte ich, daß die Delinquenten immer ihre besten Kleider angezogen hatten.

Man hat mir gesagt, daß nicht allein auf eine große Strecke kein menschliches Geschöpf aushalten könne, sondern daß auch selbst die Fische im Wasser stürben, und die Vögel, die sich dem Dunstkreis des Baums näherten, todt aus der Luft niederfielen, auch finden sich da weder Ratten noch Mäuse, noch sonst Ungeziefer. Vögel, die auf diese Weise gestorben waren, haben die Delinquenten dem alten Geistlichen mitgebracht.

Ich muß hier noch ein Factum anführen, das außer allem Zweifel ist, und sich während meines Aufenthalts auf Java ereignete: Im Jahr 1755 brach im Lande des Massay, eines souverainen Herrn, der an Würde dem dortigen Kaiser wenig nachgiebt, eine Rebellion aus. Das Volk weigerte sich nämlich eine neue Taxe zu bezahlen und widersetzte sich ihrem Regenten öffentlich. Der Massay schickte ein Corps von 1000 Mann ab, die Rebellen mit sammt ihren Familien aus seinem Staate zu vertreiben. Auf diese Weise wurden 400 Familien (auf 1600 Seelen) genöthigt ihr Vaterland zu verlassen. Weder der Kaiser noch der Sultan wollten ihnen einigen Schutz verstatten, nicht weil sie Rebellen waren, sondern wirklich aus Furcht den Massay, ihren Nachbar, zu beleidigen. In dieser erbärmlichen Lage

*) Wohl nicht voll silberner und schildpattner Büchschen.
Anm. des Verfassers.

blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich in die Länder um den Upas zu ziehen, wozu sie sich die Erlaubniß des Kaisers erbaten. Ihre Bitte wurde ihnen gewährt, jedoch mit dem Vorbehalt ihre Wohnung nicht weiter als 12 Meilen von dem Baum aufzuschlagen, um den weiter entfernten Bewohnern nicht in ihren Besitzthümern lästig zu fallen. Sie mußten sich also hierein finden, allein in weniger als zwei Monaten waren sie bis auf 300 geschmolzen. Die angesehnsten unter diesen verfügten sich zum Massay, stellten ihm ihren Verlust vor, und baten um Gnade, der sie auch, als nunmehr wegen ihrer Vergehung hinlänglich gestraft, wieder aufnahm. Einige von diesen habe ich bald nach ihrer Zurückkunft gesprochen; alle hatten ein erbärmliches Ansehen, sie sahen blaß und schwach aus, und nach Allem, was sie mir von den Symptomen und den Umständen erzählten, die den Tod ihrer Brüder begleiteten, als Convulsionen und andern heftigen Zufällen, bin ich überzeugt, daß sie an dem Gift des Baumes gestorben sind.

Freilich scheint die Stärke des Giftes auf eine so große Strecke fast unglaublich, zumal wenn man bedenkt, daß es doch wenigstens möglich ist, daß Delinquenten wieder zurückkehren: allein mein Erstaunen verminderte sich, nachdem ich Folgendes bemerkt hatte: Wenn der abgeschickte Delinquent einen günstigen und starken Wind antrifft, der die Dünste vor ihm hertreibt, und er selbst außerdem von guter Leibesbeschaffenheit ist, so sieht man die Möglichkeit einer gesunden Rückkunft ein. Allein diese Winde sind selten; die schwächern sind nicht beständig; zuweilen wohl gar keine, und dieses verursacht den Tod. Wehten in diesen Gegenden öfters heftige Winde, so würde man weniger von den schrecklichen Wirkungen des Baumes hören.

Im Februar 1776 wohnte ich zu Soura-Charta einer Execution von 13 Beischläferinnen des Kaisers bei, die einer Untreue gegen denselben überführt worden waren. Es war Vormittags um eilf Uhr, als die schönen Missethäterinnen auf einen offnen Platz innerhalb der Mauer des kaiserlichen Pallasts vorgeführt wurden. Hier wurde das Urtheil über sie gesprochen, daß sie durch eine mit dem Upassaft vergiftete Lanzette sterben sollten. Hierauf wurde ihnen ein Alcoran gebracht, bei welchem sie nach Mahomets hergebrachtem Gesetz beschwören und

betheuern mußten, daß sowohl die gegen sie gebrachte Klage gegründet, als das Urtheil und die Strafe gerecht und billig sei. Dieses thaten sie, indem sie ihre rechte Hand auf den Alcoran, die Linke aber auf ihre Brust legten, mit gegen den Himmel gerichteten Augen; hierauf hielt der Richter den Alcoran an ihre Lippen und sie küßten ihn.

Nach Endigung dieser Ceremonien ging der Scharfrichter folgendermaßen zu Werk. — Dreizehn Pfosten, jeder etwa fünf Fuß hoch, waren vorläufig errichtet, an diese wurden die dreizehn Missethäterinnen fest gebunden und ihr Busen ganz entblößt. In dieser Lage blieben sie einige Zeit unter beständigem Gebet und Beistand der Priester, bis endlich der Richter dem Scharfrichter das Signal gab, hierauf zog dieser ein Instrument hervor, das viele Ähnlichkeit mit dem Schnepper hatte, womit man den Pferden zur Ader läßt. Mit diesem Instrument, dessen Klinge mit Upassaft vergiftet war, machte er jeder eine Öffnung in der Mitte der Brust, schnell hintereinander weg, so daß die ganze Operation in 2 Minuten vorbei war. Die Wirkung des Giftes war zum Erstaunen, denn in weniger als 5 Minuten wurden die Mädchen von einem Zittern der Glieder und Convulsionen befallen, worauf sie denn bald unter den größten Beängstigungen, indem sie beständig Gott und Mahomet um Barmherzigkeit anflehten, starben. In 16 Minuten nach meiner Uhr, die ich in der Hand hielt, waren sie alle hin. Einige Stunden nach dem Tode zeigten sich an ihren Leibern gelbliche Flecken, ihre Gesichter schwollen auf, die Gesichtsfarbe verwandelte sich in eine Art von Blau, und das Weiße im Auge wurde gelb.

Hierauf erzählt F. noch einige Versuche, die er selbst mit verschiedenen Thieren angestellt hat, denen er das Upasgift theils in kleinen Wunden, theils auch innerlich beibrachte, der Erfolg war allemal der Tod. Nach dem innerlichen Gebrauch zeigte sich im Magen geronnenes Blut. Auf Java wird unendliches Unheil mit diesem Gift angerichtet, jeder Mann von Stande trägt seinen Dolch, der damit vergiftet ist. Zu Kriegszeiten vergiften die Malayen die Quellen damit; auf diese Weise verloren die Holländer in ihrem letzten Kriege ihre halbe Armee. Es ist daher gewöhnlich, auf Märschen lebendige Fische mitzu-

führen, und jedesmal einige in die Quellen oder Brunnen zu werfen, aus denen die Truppen trinken sollen; denn befinden sich die Fische wohl im Wasser, so kann man ohne alle Gefahr davon trinken.

Man könnte am Ende fragen, fährt Hr. F. fort, woher kommt es aber, daß man von diesem wunderbaren Baum bisher so wenig gehört hat? Die Antwort ist, weil Leute, die dorthinreisen, es nicht sowohl der Naturgeschichte als des Handels wegen thun. Überdas ist Java durchgängig als eine ungesunde Insel bekannt; reiche Leute bleiben nicht lange da, und die nicht reichen suchen es zu werden, und dazu wäre Untersuchung der Natur gewiß der rechte Weg nicht, auch verstehen die meisten die Sprache zu wenig, um auf Reisen im Inneren des Landes fortkommen zu können. Er hofft aber, daß nunmehr durch seine Nachricht die Neugier der Reisenden gereizt werde.

Der Herausgeber des Almanacks hat Hoffnung bald zu erfahren, ob der berühmte Herr Thunberg, der auf Java gewesen ist, hierüber vielleicht etwas angemerkt hat.

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 185.)

Was von dem Buhon Upas, von dessen Gift wir vor einigen Jahren in dem Taschenbuch (1785, p. 104) eine Nachricht aus dem Englischen geliefert haben, wahr ist, ist Folgendes, das ich aus einem Schreiben des berühmten Prof. Thunberg an den Hrn. Ritter Murray mittheile: „Der giftige Baum Buhon Upas ist noch unbekannt: sehr wahrscheinlich ist er aber ein Sideroxylon. Was der Verfasser jener englischen Schrift von dessen giftiger Wirkung auf Delinquenten erzählt, ist unleugbar: alle Ceremonien aber bei dem Einsammlen des Gifts stützen sich auf den Aberglauben, wohin auch dies gehört, daß neben diesem Baume in einer Weite von mehreren Meilen kein anderer zu finden sei. Alles dieses ist übertrieben, obgleich der Saft und die Ausdünstung des Baums in der Nähe tödtlich sein können, wie von dem Rhus Toxicodendron bekannt ist. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es ein sehr giftiges Sideroxylon, dessen Saft die Hottentotten mit dem Schlangengift vermischen, womit sie sodann ihre Pfeile vergiften, welche dadurch noch tödtlicher werden, als durch das Schlangengift allein. Ich besitze, wofern ich nicht irre, einen Ast vom

Buhon Upas, aber ohne Blüthe. Mit Gewißheit läßt sich doch nicht bestimmen, ob er von eben dem Baume her sei, so lange noch niemand das Herz gehabt hat, einen Ast und Blüthe von dem wahren Baum zurückzubringen, welches gewiß weniger gefährlich ist, als den Saft oder das Gummi selbst zu holen. Java ist an mehreren Orten sehr ungesund, ohne daß man die Schuld auf einen ähnlichen Baum schieben kann, wovon Hitze, wässerichte Dünste und Windstille die Ursachen sind. Dadurch sterben mehrere Tausend Menschen jährlich."

† Beitrag zu einer Toillettenapotheke.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 180—181.)

1) Römische Pomaden.

Unter allen wohlriechenden Pomaden, die in der Provence und in verschiedenen Städten Italiens bereitet werden, wird diese vorzüglich geschätzt, wahrscheinlich wegen der Menge der wohlriechenden Kräuter, die man hier von vorzüglicher Güte dazu anwenden kann. Größtentheils wird sie in den Klöstern, zum Theil auch von eigenen Fabrikanten bereitet. Man nimmt Schweinsfett und Bockstalg, nachdem man sie weicher oder härter haben will, von einem mehr als vom andern. Dieses wird mit etwas Kochsalz zusammengeschmolzen, wodurch die feinen Blutgefäße und andere Unreinigkeiten, die noch in demselben enthalten sind, weggenommen werden, und seihet es durch ein wollenes Tuch in einen Kessel mit Wasser, worin es mit einer hölzernen Keule gut geschlagen und ausgewaschen wird. Man gießt das Wasser ab, frisches drauf, läßt es stehn, stößt es wieder, und wiederholt dieses so lange, bis es gar keinen Geruch mehr hat, alsdann legt man das Fett schichtweise mit wohlriechenden Blumen und Kräutern in einen Kessel, stellt

solchen in die Sonne, und nach einiger Zeit schmelzt man diese Pomade über sehr gelindem Feuer und läßt sie durch Wollenzeug laufen, die zurückgebliebenen Blumen und Kräuter drückt man gelinde aus, und mischt das Ausgedrückte zu der Pomade. Es gibt deren verschiedene Sorten, die den Geruch und den Namen von Bergamott, Orangenblüthen, Jonkillen, Tuberosen, Tazetten, Hyacinthen, Lavendel, Rosmarin, Rosen, Nelken, Thymian, spanischen Hopfen, Majoran, Melisse, Krausemünze und verschiedenen andern wohlriechenden Kräutern haben.

2) Jasminöl.

Man tränkt Baumwolle in ein gar nicht riechendes frisches Öl, am besten ist das Öl der Beennüsse dazu, diese Baumwolle legt man schichtweise mit den Jasminblüthen zusammen in ein Sieb, läßt dieses 24 Stunden stehen, legt sodann wieder frische Schichten von Blüthen zwischen die Baumwolle, und wiederholt dieses Verfahren so lange, bis das Öl in der Baumwolle den Jasmingeruch völlig angenommen hat, da man denn das Öl sorgfältig auspreßt und in festen Gläsern aufbewahrt. Eben diese Operation kann man mit mehreren wohlriechenden Blumen vornehmen, Tuberosen, Tazetten, Lavendel, Melisse u. s. w. würden sehr gut dazu sein, mit dem wilden Jasmin (Philadelphus coronarius Lin.) hat es nicht glücken wollen.

3) Feinere destillirte Öle.

Aus den wohlriechenden Kräutern, Lavendeln, Melisse, Majoran, Münze u. s. w. werden sie vorzüglich in der Provence, wo diese Kräuter von vorzüglichem Wohlgeruch wachsen, bereitet, selten erhält man sie aber rein, sondern gewöhnlich sind sie mit Weingeist oder einem andern geruchlosen Öle verfälscht, das häufigste Öl gibt der Rosmarin, und dieses ist daher am wohlfeilsten. Die Öle aus wohlriechenden ostindischen Gewürzen bereitet man vorzüglich in Holland im Großen, und verfälscht sie nach hergebrachtem Brauch mit Walrath, Beenöl und andern destillirten wohlfeilern Ölen, vorzüglich häufig erhält man sie aus den Gewürznelken und Muskatnüssen (aus dem Pfunde

von ersteren anderthalb bis zwei Unzen), weniger aus dem Zimmt, Cederholze, Muskatblüthen u. s. w. Das Citronöl wird in Italien entweder durch Auspressen auf einer Glasplatte oder mit einem eignen Instrument, durch welches die Bläschen, welche das Öl enthalten, aufgeritzt werden, vorzüglich bereitet. Die Öle aus unsern einländischen gewürzhaften Samen Anis, Fenchel u. s. w. werden in Magdeburg wohlfeiler und besser bereitet.

4) Bereitung der rothen Schminke.

Man hat gröbere und feinere Sorten. Der erdigte Grundstoff ist allemal speckſteinartig, aber von verschiedener Feine. Die brianzoner oder spanische Kreide, die zur Reinigung der Galonen und Flecken auf Kleidern dient, wird gelinde gebrannt, eine feinere Gattung, die man Talc de Venise nennt und zum Zeichnen auf schwarzes Papier braucht, ist weit weißer und theurer, sie gibt ungebrannt ein sehr weißes Pulver. Die Droguisten in Paris halten beide Sorten gepulvert und auf Porphyr gerieben, in Vorrath, und verkaufen sie an die Schminkbereiter, die sie entweder mit Karmin oder Saffian färben.

† Über einige Fastnachtsgebräuche unsrer Voreltern.

(Götting. Taschenkalender 1786. S. 81—92).

Es ist unstreitig eine der angenehmsten Beschäftigungen für den denkenden Menschen, die Spur der Gebräuche und Sitten der neuern Zeit in die ältesten hinauf zu verfolgen, und gleichsam den Wurzelgebrauch aufzusuchen, aus welchem der neuere, durch Religion, Freiheit, Despotismus, Klima, Luxus, Territorialphilosophie, Kriege, politische und andere Revolutio-

nen verändert, entstanden ist. Wer sich mit dieser Etymologie der Gebräuche, wenn ich so reden darf, abgeben will, wird finden, wie wenig reel Neues seit den ersten Zeiten in die meisten hineingekommen ist. Oft haben sich nur die Namen verändert, und oft hat man nur geglaubt, man thue etwas Andres, weil man etwas Andres dabei dachte, oder wohl gar nur zu denken glaubte. Dieses erstreckt sich sehr weit, und in Ländern, wo Despoten und Pfaffen die Wirkung der Vernunft und des Christenthums hindern, sehr viel weiter als auf periodische Trinkgelage und Alfanzereien, nämlich auf den Gottesdienst selbst. In einem großen Theil der Länder, die ehemals Großgriechenland hießen, heißen die Leute jetzt Christen, im Grunde haben sie sich nicht geändert, und sind wohl gar, seitdem die stockblinden Heiden Plato und Cicero dort gelebt haben, um einen großen Theil schlechter geworden. Die Vergleichung ist angenehm. Man betet hier und da noch in denselben Tempeln, worin die Stockblinden ehemals beteten, nur hat man durch innere und äußere Zusätze diese Tempel sehr verschlimmert, und ihnen durch ein Paar lateinische Beschwörungen das Gift genommen. Die Statüen der heil. Ceres und des heil. Vulcans hat man heraus geworfen, und dafür eine heil. Agatha und einen heil. Januarius hingesetzt, unendlich schlechter gearbeitet, und übrigens nichts besser. Erstere waren vermuthlich einst Personen, die sich durch nützliche Erfindungen um das ganze menschliche Geschlecht verdient gemacht; von den Erfindungen der letztern ist nichts bekannt. Oft bleiben sogar, wie Brydone versichert, die Bilder dieselben, man tauft sie nur um, aus einer Venus wird dann eine Maria Magdalena, und aus einer Proserpina eine heil. Jungfrau. Der Aberglauben konnte im alten Sicilien unmöglich höher gestiegen sein, als er jetzt im neuen ist. Die Heiligen kommen noch beständig in eigner Person herab und verrichten Wunder, wie ehemals die Götter der Fabel, nur haben die Geschichten der letztern oft mehr poetische Schönheit, und manches Gute in der Geschichte der erstern scheint sogar aus der letztern entlehnt. Die gottesdienstlichen Gebräuche haben jetzt an manchen Orten so viel Ähnlichkeit mit den alten, daß der eben genannte Schriftsteller versichert, ein alter Priester, der nun wiederkäme, dürfe

nur ein Paar neue Namen lernen, so würde er sich bald in den jetzigen Dienst finden können. Es ist Alles größtentheils einerlei. Nur darin liegt der Unterschied: Man findet da keine Männer mehr, die die Zierde der Menschheit, und keine Städte mehr, die die Zierde der Welt waren.

Nach dieser Einleitung komme ich nun auf Gebräuche, die ebenfalls aus jenen Zeiten herstammen, so sehr man sich auch hier und da bemüht hat, ihnen einen Anstrich von größerer Neuheit und sogar von Christianität zu geben, nämlich die Fastnachtsgebräuche. Es ist wohl gewiß, daß sie heidnischen Ursprungs sind, obgleich hier der Ort nicht ist, dieses mit der Genauigkeit darzuthun, welcher die Sache fähig ist. Theologische Schriftsteller haben dieses selbst zugegeben, unter andern drückt sich einer, dessen Werth man an seinen Worten abnehmen wird, folgendermaßen darüber aus: Von dieser Consecration heidnischer Feste hat der Teufel den größten Schimpf, indem alles das zur Ehre Christi angewendet wird, was sein Feind zu seinem eignen Dienst geordnet hatte. Dem sei nun wie ihm wolle, so macht uns diese Nachahmung keine Schande oder wenigstens nicht viel, denn wenn doch nun einmal mit den Heiden etwas getollt und getobt und von den Regeln einer strengen Vernunft etwas abgewichen werden soll, so ist es doch besser, es in heidnischer Fröhlichkeit des Jahrs ein Paar Tage zu thun *), als mit dem heidnischen Aberglauben das ganze Jahr hindurch.

Fastnacht ist bekanntlich der vor der Aschermittwoche, mit der sich die großen 40tägigen Fasten anfangen, vorhergehende Abend, der, so wie bei allen Fasten, nach der kirchlichen Rechnung und auch nach der der alten Deutschen, allezeit zu den folgenden Tagen gezählt wird. Diesen Abend weihte man Schmausereien, und gewiß ist nichts vernünftiger, als sich satt essen, wenn man vorher weiß, daß man nun hungern soll. Arme und Reiche haben diesen provisorischen Gedanken. Nur fängt der Reiche früher an, die Entschädigung zu suchen. Der

---

*) Semel in anno desipiendum est.
Seneca. Anm. des Verf.

Arme schmaußte nur den Tag vorher, der Reiche holte weiter aus und fing schon um heilige drei Könige an, eine mittlere Classe schmaußte die ganze Woche. In dieser Woche ging es nicht selten toll zu, daher man ihr auch den Namen der unsinnigen Woche gab, da sie vorher die heilige und die keusche geheißen hatte. Warum aus einem Fastelabend endlich acht Fastelabende entstanden sind, ist sehr gelehrt untersucht worden, und die Geschichtforscher haben gefunden, daß es hauptsächlich daher rühre, weil es unmöglich gewesen wäre, an einem Abende 8mal zu essen, und ein 8maliges Essen wenigstens erforderten doch die Rundschmäuße der Verwandtschaften. Dazu kommt noch, daß man einen Unterschied unter dem Herrn- oder Pfaffen-, dem rechten und dem Allermannfastelabend machte. Die Geistlichen sollten nämlich nach einer besondern päbstlichen Verordnung, zum Zeichen größerer Heiligkeit ihr Bacchanal 2 Tage früher anfangen, als die Laien, daher auch der Sonntag Esto mihi den Namen Pfaffenfastnacht erhalten hat. Wie es an diesem Sonntage zugegangen, erhellt aus einigen Namen, die er bei den Schriftstellern führt. Er heißt bald feister Sonntag, bald Rinnesonntag (von rinnen, triefen, vermuthlich aber wohl nicht von Bußthränen und blutigem Schweiß), schmalziger Sonntag, Groß-Fastabend. Nach dieser Herrenfastnacht kam der Fraßmontag. Die Leser belieben zu bemerken, was nicht am Fraßmontag muß geschmaußt worden sein, da sogar der Fastsonntag schmalzig und triefend genannt worden ist. Von solchem Essen haben wir jetzt keinen Begriff mehr, nach der großen Verfeinerung der Sitten haben wir in diesem Fach nur noch bloß zahme häusliche Zugochsen, die eigentlichen wahren Auerochsen gibt es in Deutschland nicht mehr. Der Fraßmontag hieß auch der gaile Montag, vielleicht liegt in diesem Beiwort der Unterschied vom schmalzigen Sonntag: oder umgekehrt hat das unschuldige Wort gail seine verschlimmerte Bedeutung den kleinen Nebenzerstreuungen zu danken, wodurch sich der Fraßmontag auszeichnete. Er hieß auch blauer Montag und Narrenkirchweihe, und dann kam der Dienstag, die rechte Fastnacht, und dieses war eigentlich nun der rechte Schmaußtag. Nun

aber trat ein bedenklicher Umstand ein. Die Bedienten und das Gesinde überhaupt hatten an allen diesen Tagen keine Zeit zu schmausen, ihre Zeit ging ganz mit Auftragen, Einschenken, mit Nachhausführen, Zubettebringen u. d. gl. hin. Daher legte man, weil man es für unchristlich hielt, das gemeine Volk von dieser Religionsübung auszuschließen, noch 4 Schmaußtage hinzu, die man die Viertäge hieß, die sich von allen Tagen im ganzen Jahr besonders dadurch auszeichneten, daß sich die Herrschaften selbst einschenken mußten. Dieses war die Allermannfastnacht und die Nachfaschung, welchen letztern Namen besonders der Sonntag invocavit führt, weil aber dieses schon der fünfte Tag ist, so wird es fast wahrscheinlich, daß dieses ein allgemeines Abfressen gewesen ist. Während dieser Zeit ertönte das berühmte Lied auf allen Straßen:

Edit Nonna, edit Clerus,
Ad edendum nemo serus,
Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cum ancilla.

Hieraus sieht man, wie sehr ein gesunder Appetit zum Essen, und eine gewöhnlich mit demselben verbundene Hochachtung gegen die Damen damals Alles belebte.

Daß dieses Fest eine Vermischung des Christenthums mit heidnischen Gebräuchen ist, erkennt man sogleich, wenn man es mit den Lupercalien und Bacchanalien des südlichen und dem Juulfest des nördlichen Europa vergleichen will. Die beiden letztern Feste waren ursprünglich Ausdruck der Freude über die Rückkehr der Sonne und mystische Andeutung der allbelebenden Zeugungskraft derselben unter einer Hülle von Bildern, die dem rohen Zeitalter unanstößig waren, und nachher bei vergessenem Sinn von dem angeblich verfeinerten Volk ausschweifend mißbraucht wurden. Eine solche Vermischung ist sehr leicht zu erklären. Der bekehrte Heide, der seinen Götzen aufgegeben hatte, gab deßwegen nicht gerne die Feste auf, die demselben zu Ehren angestellt worden waren, und der schlaue oder vielleicht furchtsame Priester, der ihm jenen genommen hatte, getraute ihm diese nicht gleich zu nehmen, um nicht durch incurable Rückfälle Alles zu verlieren. Das muhamedanische System besteht fast aus nichts als aus solchen Capitulationen mit

herrschenden Systemen und Meinungen des einen Volks, und den natürlichen Schwachheiten eines andern. Daher die Verehrung Christi, die Beschneidung und Vielweiberei in demselben.

Ein wesentliches Stück der Fastnachtsfeier war (und ist es, wo die alte unverdorbne Sitte herrscht, noch) geräuchertes Rindfleisch, Schinken und Mettwürste. Der Grund dieser Wahl ist wahrscheinlich in den Opfern zu suchen, die dem Bacchus und Wodan geweihet waren; beiden war Ochse und das Schwein heilig, und folglich das Rindfleisch und die Schinken ihren Priestern.

Zu diesen Fleischspeisen gehörte dann auch Brot von besondrer Form, Fastelabendskuchen, Heetweggen, Fastnachtskringeln oder Fastenbrezeln. Die Brezeln sind wahrer Überrest der Spirae, die dem Bacchus geopfert wurden, vielleicht weil er nach der Erzählung einiger Mythographen vom Jupiter unter der Gestalt einer Schlange mit der Proserpina erzeugt wurde, vielleicht auch den Lauf der Sonne anzudeuten, die unter seinem Namen verehrt wurde. Die christlich gewordnen Bacchusdiener behielten ihre Kringeln bei, füllten aber die innere Mündung mit der Figur eines Kreuzes aus. Eben dieses Kreuz soll auch die Form der, besonders im Mecklenburgischen gewöhnlichen Heetweggen bestimmt haben, die, wie man will, nach einer gesetzlichen Verordnung des Herzogs Heinrich Leo gebacken worden. Es sind diese Heetweggen rautenförmige Brote aus feinem Mehl und Milch, die häufig in siedender Milch abgekocht, mit Eiern, Butter und Gewürz wohl zugerichtet verspeißt werden, worauf sich wahrscheinlich auch das Beiwort heet oder heiß bezieht; wiewohl Heetweggen auch durch Essenweggen (backt man etwa welche, die man nicht essen kann oder darf, Schaubrote?), Heidenweggen, geheißene Weggen erklärt findet. Man aß und trank an diesem Feste um die Wette, hauptsächlich wurde gewettet, wer am geschwindesten schlucken konnte, und das findet sich bei den Bacchanalien und dem Juul- oder Juelfeste.

Beim Juulfeste wurde der Hauptbecher auf ein goot Aar (gutes Jahr) geleeret, darauf wurden die Brage oder Heldenbecher und dann die Minne- oder Freudenbecher getrunken. Um in Ansehung des Trunkes Ordnung unter der Ge-

sellschaft zu halten, war ein Spiel Juulklubba oder Juulkeule genannt, eingeführt. Es war nämlich an der Decke des Zimmers eine Keule an einem Seil aufgehängt, so daß der Keule unteres Ende gerade an den Scheitel des Darunterstehenden reichte. Wer nun den großen mit Bier oder Meth angefüllten Becher auf ein gutes Jahr ausleeren sollte, wurde grade unter die Keule damit gestellt. Hierauf wurde sie in Schwung gebracht, so daß sie einen großen Kreis und immer abnehmend kleinere um seinen Kopf (eine Schneckenlinie) beschrieb; kam sie über seinem Kopf in Ruhe, ehe er ausgetrunken hatte, so mußte er pro poena die Portion noch einmal trinken. Der Gedanke ist sinnreich; denn, obgleich die Keule etwas mehr als Mannslänge von dem Boden entfernt war, so kann es doch unmöglich ein ganz gleichgültiger Anblick gewesen sein, eine solche Masse um seinen Kopf, wie eine Mücke um ein Licht schwärmen zu sehen, zumal da der Trinker, auch wenn Alles genau angepaßt war, nicht wissen konnte, ob sich die Mücke nicht durch irgend ein Versehen in die Flammen stürzen würde. — Doch wieder zurück auf die Fastnacht. — Fette Schmausereien und Trinkgelage sind die beiden Hauptstücke der Feier derselben. Ein dritter ganz artiger Gebrauch war, Stäbe mit grünem Laub umherzutragen, sich mit grünen Sträußen, aus den um diese Zeit wieder aufkeimenden Kräutern zu beschenken, Tannenbäume vor die Häuser zu pflanzen, und so seine Freude über die Rückkehr des Frühlings auszudrücken. Dieses heißt einem einen grünen Fastelabend bringen, eine Sitte, die unter ländlichen Liebhabern zur Galanterie gehört und von armen Kindern als eine erwünschte Gelegenheit ergriffen wird, unter Überreichung eines solchen grünen Straußes und Absingung des bekannten Volksliedes:

Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch rc. eine kleine Gabe zu erhalten.

An den Thyrsus der Alten ist es kaum nöthig hierbei zu erinnern, allein beim Juulfeste war dieser Gebrauch ebenfalls eingeführt, und zwar, weil, wie die Edda erzählt, bei der Verwundung Wodans durch obenerwähntes eben deswegen heilige Schwein aus einigen auf die Erde gefallnen Blutstropfen Tannen und junge Frühlingskräuter hervorsproßten.

Ein viertes Stück der alten ächten Fastnachtsfeier ist das Fastnachtslaufen und Geißeln. Es ist bekannt, daß bei den Lupercalien die Luperci in der Stadt herumliefen, und die ihnen begegnenden Frauenspersonen mit Riemen hieben, wodurch, wie man glaubte, die Fruchtbarkeit im Ehestande und leichte Geburten befördert werden sollten. Eben dieses geschieht auch an der Fastnacht (so wie auch außer derselben in manchen Familien). Der mannbar gewordene Bauerjunge kommt am Morgen dieses Festes der Ausgelassenheit ganz frühe vor das Bette der Dorfschöne, ehe sie noch ihre Toilette gemacht hat, und bemächtigt sich vor demselben desjenigen Theils der Geliebten, den, wie jener Schulmeister behauptete, die Natur dazu bestimmt hat, die geschärften Verweise der Pädagogen aufzufangen, und streicht ihn so lange mit Ruthen, bis sich die Schöne erklärt, diese Höflichkeit durch einen Schmauß oder andere Gefälligkeiten zu vergelten. Ob dieses Verfahren die Absicht des Streichens mit Riemen bei den Lupercalien hatte, ist nicht ausgemacht; es sind aber Nachrichten vorhanden, die es außer Zweifel setzen, daß es die Fruchtbarkeit nicht selten befördert habe.

In einigen Gegenden, hauptsächlich Niedersachsens hieß dieses die Heetweggenstäupung, weil die Gestäupte sich durch Heetweggen erkenntlich bezeigen mußte. — Ein feineres und unserm Zeitalter mehr angemessenes Verfahren war, daß man sich bloß die Finger stäupte, und noch feiner, daß man sich mit zarten aus Silberdrath geflochtenen Ruthen beschenkte, an welchem allerlei Künsteleien der witzigen Liebe angebunden waren, Windelkinder, sich schnäbelnde Täubchen, Störche, die Kindchen im Schnabel trugen u. dgl.

Daß die Mädchen erwähnter Maßen gestäupt worden, ist ein ziemlich allgemeiner Gebrauch gewesen, und dieses ist nicht zu verwundern; seltner aber war der, die Hunde zu peitschen, welches ebenfalls nicht zu verwundern ist, weil sich diese nicht mit Heetweggen lösen konnten. An manchen Orten mußte sogar der Tod dieser armen Thiere die Fastnachtsfeier vollkommen machen. Vermuthlich ist auch dieses ein Überrest der römischen Lupercalien.

Ein Hauptstück der Fastelabends-Feierlichkeit war endlich die Vermummung, und diese hat sich auf unsern Carna-

valen und Redouten am allgemeinsten erhalten. Allein auch der Landmann hatte seine Masken bei den heidnischen und christlichen Mummereien, schreckliche Larven aus hohlen Baumrinden:

Ora corticibus sumunt horrenda cavatis
Et Te, Bacche, vocant.

Verkleidete Personen, die jedermann kannte, und die sich nicht mehr Freiheiten hätten erlauben können, wenn sie auch niemand gekannt hätte, Narren zu Fuß, zu Pferd und zu Schlitten zogen maskirt durch die Straßen, und belustigten die benebelten Cirkel mit unmaskirtem Witz. Im Ganzen aber hatten doch diese Spiele mehr reuelose Fröhlichkeit und mehr Unschuld, und waren der Gesundheit dienlicher als die Mummereien der mit 100 Kerzen erleuchteten Säle, wo kurzes Vergnügen und dauernde Reue nur zu oft mit Verlust von Unschuld und Gesundheit erkauft wird.

† Kleine Haustafeln über die Verwendung von Geld und Zeit *).

(Götting. Taschenkalender 1786. S. 172—178.)

Die häufigen Concurse, die in großen und kleinen Städten entstehen, haben gewöhnlich, wenn man nicht lieblos urtheilen will, mehr Leichtsinn als Vorsatz zum Grunde. Der eigne Hang zum Vergnügen; die uneingeschränkte Gefälligkeit gegen die Frau Liebste; ein falscher Begriff von Ehre u. s. w. geben Anlaß zu Ausgaben, die nicht sowohl durch die Größe jeder einzeln betrachtet, als durch ihre öftere Wiederholung beim Jah-

*) Den ersten Theil dieses Aufsatzes, welcher das Geld betrifft, entlehne ich aus einer der besten deutschen Wochenschriften, dem hannöverschen Magazin 61. St. 1785.
Anm. des Verfassers.

resschluß einen Defect in der Casse machen. Könnte manche Hausfrau übersehen, wie hoch eine bestimmte, kleine tägliche Ausgabe am Jahresschluß sich beliefe; so würde sie wahrscheinlich nicht an dem Verderben Theil nehmen, welches öfters durch Mangel einer richtigen Berechnung veranlaßt wird. Auch wird der ökonomische Fleiß nicht wenig dadurch gestärkt, wenn man sieht, wieviel man nicht des Jahres dadurch erspart, daß man sich täglich nur etwas kaum Merkliches abbricht. Folgende Tabelle wird es ohne Mühe zeigen:

Wenn man täglich ausgibt Thlr.	Ggr.	Pf.	so beträgt solches jährlich Thlr.	Ggr.	Pf.
—	—	1	1	6	5
—	—	2	2	12	10
—	—	3	3	19	8
—	—	4	5	1	8
—	—	5	6	8	1
—	—	6	7	14	6
—	—	7	8	20	11
—	—	8	10	3	4
—	—	9	11	9	9
—	—	10	12	16	2
—	—	11	13	22	7
—	1	—	15	5	—
—	2	—	30	10	—
—	3	—	45	15	—
—	4	—	60	20	—
—	5	—	76	1	—
—	6	—	91	6	—
—	7	—	106	11	—
—	8	—	121	16	—
—	9	—	136	21	—
—	10	—	152	2	—
—	11	—	167	7	—
—	12	—	182	12	—
—	13	—	197	17	—
—	14	—	212	22	—

Wenn man täglich ausgibt Thlr.	Ggr.	Pf.	so beträgt solches jährlich Thlr.	Ggr.	Pf.
—	15	—	228	3	—
—	16	—	243	8	—
—	17	—	258	13	—
—	18	—	273	18	—
—	19	—	288	23	—
—	20	—	304	4	—
—	21	—	319	9	—
—	22	—	334	11	—
—	23	—	349	19	—
1	—	—	365	—	—
2	—	—	730	—	—
3	—	—	1095	—	—
4	—	—	1460	—	—
5	—	—	1825	—	—
6	—	—	2190	—	—
7	—	—	2555	—	—
8	—	—	2920	—	—
9	—	—	3285	—	—
10	—	—	3650	—	—
11	—	—	4015	—	—
12	—	—	4380	—	—

Eine andere Frage ist: wie viel kann ich täglich ausgeben, wenn ich z. E. 100, 200 oder 300 Rthlr. einzunehmen habe, ohne mit der Einnahme zu kurz zu kommen? Dieses zeigt folgende Tabelle:

Wenn man jährlich einnimmt Thlr.	so kann man täglich ausgeben Thlr.	Ggr.	Pf.	und behält übrig Thlr.	Ggr.	Pf.
2	—	—	1	—	17	7
3	—	—	2	—	11	2
4	—	—	3	—	4	9
5	—	—	3	1	4	9
6	—	—	4	—	22	4

Wenn man jährlich einnimmt Thlr.	so kann man täglich ausgeben Thlr.	Ggr.	Pf.	und behält übrig Thlr.	Ggr.	Pf.
7	—	—	5	—	15	11
8	—	—	6	—	9	6
9	—	—	7	—	3	1
10	—	—	7	1	3	1
20	—	1	3	—	23	9
30	—	1	11	—	20	5
40	—	2	7	—	17	1
50	—	3	3	—	13	9
60	—	3	11	—	10	5
70	—	4	7	—	7	1
80	—	5	3	—	3	9
90	—	5	11	—	—	5
100	—	6	6	1	3	6
200	—	13	1	1	—	7
300	—	19	8	—	21	8
400	1	2	3	—	18	9
500	1	8	10	—	15	20
600	1	15	5	—	12	11
700	1	22	—	—	10	—
800	2	4	7	—	7	1
900	2	11	2	—	4	2
1000	2	17	9	—	1	3
2000	5	11	6	—	2	6
3000	8	5	3	—	3	9
4000	10	23	—	—	5	—
5000	13	6	9	—	6	3

Der Verlust von Zeit ist noch wichtiger als der vom Geld, denn durch richtigen Gebrauch der erstern kann der Verlust des letzten oft wieder ersetzt werden. Es ist kaum glaublich, wie nachlässig die Menschen mit der Zeit umgehen. Hierüber ist so oft gepredigt worden, daß es unnütz sein würde, hier noch ein Wort deßwegen zu verlieren. Die Menschen achten nämlich so wenig auf solche Predigten als auf die Zeit selbst, und glauben wohl gar, durch einen sehr gemeinen Selbstbetrug, die Wich-

tigkeit einer Vorschrift einsehen, hieße so viel, als sie befolgen. Ich will also vielmehr ein Beispiel geben: Ich habe vor mehrern Jahren auf Universitäten einen jungen Menschen gekannt, der alle Morgen eine Stunde mit Putzen seiner Schuhschnallen, Reinigung seiner Pfeifenröhre und Polirung des Pfeifenkopfs zubrachte. Es war das Erste was er that, und gemeiniglich noch ehe er seine Beinkleider angezogen hatte. Dieses betrug in den 3 Jahren, da er sich auf Universitäten aufhielt, 1095 Stunden, also 45 Tage 15 Stunden. Allein was für Tage und was für Stunden? Antwort: Tage und Stunden, worin keine Nacht und kein Schlaf war, wo nicht bei Tisch gesessen, und nicht geplaudert wurde, wo der Körper immer gleich gestärkt und zur Arbeit am tüchtigsten war; lauter reine, ihm völlig eigene Zeit. Dieser Mensch hätte in diesen 1095 Stunden das Englische erlernen, und sich die Anfangsgründe der Mathematik und Physik bekannt machen können. Von allen diesen aber lernte er nichts, weil es ihm unnütz schien, und er ohnehin, wie er sagte, zu thun genug hätte.

Da dieser Artikel schon Tabellen genug enthält, so will ich die Leser, die ohnehin, wenn sie die Zeit, da sie die 4 Species hätten erlernen können, nicht mit Schnallenputzen zugebracht haben, sich dergleichen leicht selbst entwerfen können, mit langen Tabellen verschonen, doch wird die folgende kurze nicht unnütz sein.

Wer tägl. verliert St.	Min.	verliert in 3 Universitätsjahren St.	Min.	in 50 Jahren St.	Min.
—	1	18	15	304	10
—	10	182	30	3041	40
—	20	375	—	6083	20
—	30	557	30	9125	—
—	40	730	—	12166	40
—	50	912	30	15208	20
1	—	1095	—	18250	—
2	—	2190	—	36500	—
3	—	3285	—	54750	—
4	—	4380	—	73000	—
5	—	5475	—	91250	—

Ich habe mit Fleiß die Stunden nicht auf Tage und Jahre reducirt, um nicht zu der falschen Vorstellung, die den Eindruck sehr schwächen würde, Anlaß zu geben, als wären diese Tage und Jahre von der gewöhnlichen Art, nämlich mit Schlaf-, Essenszeit u. s. w. vermischt. Hier wird bloß eine Zeit verstanden, die zu jeder beliebigen nützlichen Beschäftigung hätte verwandt werden können, dahingegen Schlafen und Essen sehr nützliche und nöthige Verrichtungen sind, wie uns unsere Leser ohne weiteren Beweis glauben werden.

† Merkwürdige Belagerung und Einnahme einer Zuckerdose durch ein Corps Ameisen.

(Götting. Taschenkalender 1786. S. 179—181.)

Die Geschichte dieser Belagerung ist aus der Reisebeschreibung des berühmten Astronomen Le Gentil*) gezogen, und also im strengsten Verstand wahr, ein Vorzug, den nicht alle Belagerungsgeschichten haben, die öfters, wie man sagt, durch eine Art von Erbsünde etwas von den Gebrechen ihrer aller Mutter, der trojanischen, an sich tragen sollen. Der Vorfall ist merkwürdig, schön und wohl gar einer dichterischen Behandlung fähig. Vielleicht schenkt auch ein witziger Kopf, der dieses liest, diesen kleinen sechsbeinigen Helden ein kleines Denkmal in irgend einem Musenalmanach.

*) Le Gentil, de la Galaisière (Guill. Hyac. Jos.), geb. zu Contanas 1745, gest. 1792. Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Schrieb: Voyage dans les mers de l'Inde, fait par ordre du Roi à l'occasion du passage de Venus sur le disque du soleil, le 6. Juin 1761 et le 3 du même mois 1769.

Es ist bekannt, daß Frankreich, wenn es gleich mit der ganzen Welt Friede hat, dennoch mit den Ratzen auf St. Mauritius und den Ameisen in Indien in einem ewigen und sehr verdrießlichen Krieg lebt. Man hat darüber viel geschrieben, gedacht und gethan: allein es hilft nichts, so oft es zur Action kommt, so werden die Franzosen allemal geschlagen. Die Kriegskunst dieser Thiere ist sehr simpel, Alles wird durch Bravour, Menge und forcirte Märsche gethan, allenfalls könnte man sagen, daß sie einige Kenntnisse von der Colonne hätten. Von dieser haben die Ratzen schon mehrmalen eine solche glückliche Anwendung auf die Maitzfelder auf St. Mauritius gemacht, daß es, wenn es ferner so geht, höchst wahrscheinlich ist, daß sie endlich den Franzosen die Insel abnehmen werden. Doch jetzt bloß von den Ameisen.

Ein Corps von Ameisen wagte es, zwischen den Jahren 1761 und 69 dem Hrn. Le Gentil seine Zuckerdose wegzunehmen und zu plündern. Sobald er Wind davon bekam, war er darauf bedacht, die Dose zu befestigen, und zwar versah er sie förmlich mit Wall und Graben auf folgende Weise: Er setzte die Dose in eine etwas tiefe Schüssel und goß die Schüssel voll Wasser, so daß also die Ameisen, wenn sie die Dose einnehmen wollten, erstlich einen überhängenden Wall (den Rand der Schüssel) zu erklettern, dann einen Graben mehr als 50 Ameisenlängen breit zu überschwimmen hatten, wobei es ohne Verlust nicht abgehen konnte, und endlich mußten sie noch durch und durch naß den Hauptwall ersteigen. Alles dieses schreckte sie nicht ab. Der bedeckte Weg ward in kurzer Zeit von einer unzähligen Menge erstiegen, als sie aber an den Graben kamen, stutzten sie nicht wenig, und es ließ, als wenn sie die Sache aufgeben wollten, allein es fanden sich bald beherztere, die, ohne sich zu bedenken, in den Graben sprangen und versuchten überzuschwimmen; sie ertranken aber alle. Den Zurückgebliebenen, die also ihre Cameraden vor ihren Augen erbärmlich ertrinken sahen, benahm dieses den Muth nicht, es sprangen immer mehrere hinein, so daß endlich der ganze Graben mit Leichen bedeckt war. Dieses war es, was sie verlangten, nämlich das ganze Corps marschirte nun trocknes Fußes über die schwimmenden Leichen, als eine Brücke über den Graben weg, erstieg den Hauptwall

und plünderte die Dose. Hätte wohl eine Legion macedonischer Veteranen mehr für ihren Alexander thun können, wo es darauf ankam, für ihn irgend eine persische Zuckerdose zu plündern?

† Vom Hang zum Putz und von einigen sonderbaren Toilettenstücken.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 134—141.)

So wenig wir den ernsten Patrioten ihren Eifer verargen, wenn sie beim Luxus ihrer Zeitgenossen, denen nun eigne Modejournale zum Bedürfniß zu werden anfangen, mit inniger Indignation ihr: o Zeiten o Sitten! ausrufen: so billige Nachsicht sollten sie hingegen doch auch uns Kalenderschreibern angedeihen lassen, wenn wir in dergleichen Fällen dennoch das: schicket euch in die Zeit! nicht ganz aus den Augen lassen. Unser Kalender hat nun schon seit Menschengedenken unter andern auch zu einem kleinen Handrepertorium der neuesten Modekleidungen und Kopfputzes gedient, und so wird man es nicht am unrechten Orte finden, wenn wir nächst dieser jährlichen Lieferung in effigie, auch einmal einen schriftlichen Beitrag zum Studium der Moden geben, ja gar ein Wort zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, unternehmen.

Offenbar fließt doch der Hang zum Putz aus der Sucht zu gefallen. Und wenn die letztere, wie es keines Beweises bedarf, einer der ersten und für die menschliche Gesellschaft wohlthätigsten Grundtriebe ist, die die Natur am tiefsten und am allgemeinsten in die menschliche Seele gelegt hat, so wird man den ersten an und für sich nicht bloß verzeihlich, sondern geradezu, ebenfalls ganz natürlich und selbst vortheilhaft finden müssen.

Dann aber braucht man sich ferner bloß zu erinnern, daß sich dieser Hang, wie es die Sache mit sich bringt, nach dem

Begriff von Schönheit richten muß, und daß endlich nichts relativer und veränderlicher und mehr von Zufällen abhängend gedacht werden kann, als eben dieser, um nun auch das eben so Veränderliche und theils Ausschweifende in den Moden mit billigern Augen zu beurtheilen.

Selbst unter den Thieren scheinen einige eine Art von Gefühl für den Putz zu haben, wie man z. B. nach der Versicherung aufmerksamer Reisenden an den Elephanten in Indien bemerken soll, wenn sie bei Aufzügen 2c. mit Blumenbinden behängt, ihre vergoldeten Elfenbeinzähne mit Ringen besteckt werden 2c.

Im Menschengeschlecht aber ist wohl durchaus noch kein Volk unter der Sonne gesehen worden, das nicht durch irgend eine Art von Putz, die ihm von der Natur verliehenen Reize zu erhöhen und sich dadurch liebenswürdiger zu machen suchen sollte. Selbst die armseligen Einwohner des traurigen Feuerlandes nicht ausgenommen, die elenden kümmerlichen Pescheräs, die als der Abschaum der Menschheit geschildert werden. Denn auch von diesen besitzt das göttingische Museum in der großen Sammlung südländischer Merkwürdigkeiten ein Halsband von niedlichen schillernden Schneckchen, das bei der daran verwendeten Kunst sogar Verdacht von studirter Koketterie erwecken könnte.

Es gibt Völker, die so ganz dem von unsern neuern Sophisten so gepriesenen Naturstande treu geblieben sind, daß sie sogar vom Feigenblatt unsrer ersten Eltern keinen Gebrauch machen. Von der Art sind die Einwohner von Neuholland. Diese gehen schlechterdings ganz unbekleidet; aber dennoch nicht ganz ungeputzt. Sie incrustiren wenigstens den Körper mit einem schwarzen Firniß, den sie wieder mit weißen Streifen bemalen, und knebeln sich einen fast spannenlangen Knochen durch die Nase, der dick genug ist, um aller Luft den Weg zu versperren, so daß sie nicht anders als mit offnem Munde athmen, nie anders als mit schnarrender Resonanz sprechen können.

Andre Völker, die zwar den sehr weisen Gebrauch jenes Feigenblatts einsehen, haben aber doch auf Surrogate dieses einfachsten aller Bekleidungsstücke raffinirt, die theils von so sonderbarer Einrichtung sind, daß sie offenbar etwas mehr als die bloße Bedeckung zur Absicht zu haben scheinen.

Im südöstlichen Africa z. B. bediente man sich ehedem zu diesem Gebrauch eines Katzenschwanzes.

Die Einwohner von Darien trugen nach Waffers Bericht statt dessen eine Maschine, die er mit einer Lichtputze vergleicht. Ein benachbartes americanisches Volk einen Kürbis oder ein großes Schneckenhaus.

Noch weit auffallender und umständlicher ist ein kolossalischer Apparatus, dessen sich die männlichen Einwohner von Mallicolo und den übrigen neuen Hebriden auf der Südsee bedienen, und wovon Capt. Cook in der Beschreibung seiner zweiten Reise um die Welt Abbildungen geliefert hat: nämlich eine cylindrische Kapsel von einer solchen Länge und Stärke, daß sie durch besondere Stricke getragen und um den Leib befestigt werden muß.

Endlich verdient auch noch ein anderer Schmuck unter den Erfindungen dieser Art Erwähnung, der ebenfalls in der gedachten südländischen Sammlung im hiesigen Museum befindlich ist, und bei unsern Antipoden in Neuseeland zu Hause gehört. Es ist dies ein hölzerner, mit Bindfaden umwickelter Reif, dessen oberer Bogen mit einem ausgebreiteten Federbusch besetzt ist, und der mutatis mutandis auf die gleiche Weise wie die vorgedachten Kapseln getragen wird, und durchaus bloß zur Parade bestimmt zu sein scheint.

Allein die Vorkehrungen dieser Art sind bei weitem nicht etwa bloß den Wilden eigen. Es war eine Zeit, wo auch unsere Vorfahren diesen Theil ihres Anzuges auf eine ähnliche Weise auszuzeichnen suchten. Besonders im 15ten und 16ten Jahrhundert, wo es der gute Ton mit sich brachte, die Beinkleider vorn mit einem Knopfe zu zieren, dessen ungeheures Maaß sich auf den Kunstdenkmälern aus jenen Zeiten erhalten hat. Der Verf. dieses Aufsatzes erinnert sich, eines dergleichen in der Kirche zu Wildungen gesehen zu haben. Es ist das steinerne Monument eines Grafen Samuel von Waldeck, der in Lebensgröße daran ausgehauen ist, und an dessen Knopf die Chorschüler gewöhnlich ihre Hüte hängen.

Überhaupt schien in jenen Zeiten der Prunk beim männlichen Anzug auf die Beinkleider, so wie der weibliche hingegen auf einen sehr ansehnlichen cul de Paris concentrirt zu sein.

Zumal war in der Mitte des 16ten Jahrhunderts der Luxus mit den Beinkleidern zu einer beispiellosen Höhe gestiegen, da man auf 100 bis 130 Ellen Karteck zum Unterfutter eines einzigen Paares Pluderhosen verwandte, die nach der Zeit durch die Pumphosen verdrängt wurden, die man mit Pferdehaaren ausstopfte, und wo zu einem Paar kaum drei Kalbhäute zureichten.

Es lebte zu der Zeit ein guter alter Prof. theolog. zu Frankfurt an der Oder, Andr. Musculus, der seinen Eifer über diese Greuel a. 1555 in einem eignen merkwürdigen Werke: vom zerluderten Zucht- und ehrvergeßnen pluderichten Hosenteufel ausließ, worin er in der That Alles erschöpft hat, was sich nur irgend über die Moralität der Beinkleider sagen läßt.

†Sonderbare Behandlungsart der neugebornen Kinder bei einigen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 142—150.)

Zu den unendlichen Vorzügen, die den Menschen über die übrige thierische Schöpfung erheben, gehört vor allen auch die unbegreifliche Geschmeidigkeit und Festigkeit seiner Constitution, da er leichter als irgend ein anderes Thier sich an Alles gewöhnen, glücklicher als irgend sonst eines seinen Körper gegen die mannichfaltigsten widrigen Eindrücke abhärten kann.

Kein anderes Thier kann so wie er unter jedem Meridian und in allen Extremen von grimmiger Kälte und von brennender Hitze ausdauern, keins so wie er durchaus aller Arten von Nahrungsmitteln, entweder einzig und allein ausschließlich, oder in den abenteuerlichsten ungereimtesten Mischungen gewohnen.

Der größte und sprechendste aller Beweise für diese Dauerhaftigkeit und Stärke der menschlichen Natur, könnte freilich

wohl daraus hergenommen werden, daß, troß der widersinnigsten und doch abwechselnd herrschenden Heilmethoden der Ärzte, sich die Mortalität des Menschengeschlechts, im Ganzen genommen, immer ziemlich gleich geblieben zu sein scheint.

Allein auch schon die Behandlungsart der neugebornen Kinder bei verschiedenen Völkern kann die Sache einleuchtend machen, wovon einige Beispiele, zumal in unsern pädagogischen Tagen, hier nicht am unrechten Orte sein werden.

Wir Meisterstücke der Schöpfung kommen mit einem weißen käsichten Firniß zur Welt, der dann das erste Bad nothwendig macht, wozu sich viele Völker, selbst in den kältesten Erdstrichen, des nächsten liebsten Flusses bedienen.

Unsre alten deutschen Vorfahren tauchten, wie Galenus erzählt, das noch von seinem bisherigen mütterlichen Aufenthalte rauchende neugeborne Kind in den eiskalten Fluß, und freilich sieht dieser Patriarch der Ärzte die Sache für eine absichtliche Probe an, da man Kinder, die sie nicht zu überleben vermochten, überhaupt auch nicht der Erhaltung werth gehalten habe. Ein ähnliches Principium herrschte wenigstens weiland bei den russischen Müttern: man tröstete sich bald über den Verlust der wenigen schwächlichen Weichlinge, die in dem Wechsel des neunmonatlichen mütterlichen warmen Bades (von 960 Fahrenh.) mit dem nachherigen eiskalten (von 32°) ihr ungenoßnes Leben einbüßten.

In Lappland grub ehedem die Mutter das Kind im Augenblick da sie von ihm entbunden war, in Schnee, und wenn sie merkte, daß ihm da der Othem bald entgehen wollte, suchte sie ihm denselben durch Eintauchen in heißes Wasser zu erhalten, und diese Behandlung wiederholte sie im ganzen ersten Lebensjahre des Kindes wenigstens täglich dreimal. Nun, und in der That, ein Stahl, der so gelöscht wird, muß gut werden.

Auch glaubt daher der große Panegyrist des kalten Wassers, Joh. Floyer, die englische Krankheit sei nur erst seitdem entstanden, da man in der englischen Kirche aufgehört, die Kinder bei der Taufe ganz einzutauchen, und sie statt dessen bloß besprengt habe.

Man hat im aufgeklärtern Europa statt jener Wasserprobe eine Art Feuerprobe eingeführt, die in der That, wenn sie aus-

gehalten werden kann, einen sehr soliden Fond von Lebenskräften des neugebornen Kindes voraussetzt; ich meine das Wickeln. Die ersten drei Vierteljahre seiner ganzen Existenz brachte das Kind in einer fast kuglicht zusammengerollten Lage zu. Nun da es das Licht der Welt begrüßt hatte, ward es kerzengerade ausgespannt in Windeln geschlagen, mit Binden umwickelt, und dann dieser kleine mumisirte Märtyrer erst in ein Kissen gebunden, und mit diesem unter Federbetten in eine Wiege vergraben, diese wieder mit einer Himmeldecke verwahrt, und wo möglich nun zum heißen Ofen gesetzt.

In der That sollte man glauben, daß einem Menschen, der solche Qualen hat ertragen können, keine andern im Laufe seines künftigen Lebens unerträglich fallen dürften. Und doch scheint das Wickeln der Kinder überhaupt beides durch sein hohes Alterthum und durch seine Allgemeinheit bei den mehrsten Völkern des Erdbodens gerechtfertigt zu werden. Denn nur bei wenigen werden die Kinder uneingewickelt getragen. Die Weiber der Eskimos stecken ihre Kinder in ihre Stiefeln, und die in Norton-Sund im nordwestlichsten America (nach den Nachrichten in Cooks letzter Reise) die ihrigen hinten in die Jacke. Die Kinder der Caraiben und der Neger werden meist ganz frei auf dem Rücken getragen, und müssen sich mit den Füßen in den Seiten der Mutter anklammern. Allein es ist bekannt, daß sie eben daher fast durchgehends krumme Beine und einwärtsstehende Knie davon tragen. Und wirklich ist das Wickeln der Kinder an und für sich, um es sicherer handthieren zu können, und folgends bei nomadischen Völkern zum bequemern Transport, fast unumgänglich.

Die nordamericanischen Wilden binden fast durchgehends ihre Säuglinge in Felle gewickelt auf ein Brettchen fest, das ihnen zugleich als Wiege dient. So tragen sie es unterwegs auf dem Rücken, und wissen es, wenn es schreit, sehr bald durch Schütteln zum Schweigen zu bringen. In der Hütte aber oder im Walde hängen sie es auf, wobei dann die Indianer um Süd-Carolina herum bis nach Neu-Mexico die Sorge tragen, daß das Kind dabei auf seinem Wiegenbrett mit den Beinen wenigstens um einen Fuß höher hängt als mit dem Kopfe, der durch die Last des übrigen ganz unbeweglich befestigten Körpers

gegen einen derbausgestopften Sandsack gepreßt wird, um dem Kinde einen flachen breiten Scheitel und eine niedre Stirne zu verschaffen, die bei diesen Nationen fürs non plus ultra der Schönheit gehalten wird. Doch versichern beobachtende und glaubwürdige Reisende, daß sie dabei auch die Absicht haben sollen, durch diesen so lang anhaltenden Druck auf den noch weichen nachgiebigen Schädel die Augenhöhlen allgemach weiter auseinanderzutreiben, und sich dadurch einen weitern Gesichtskreis zu verschaffen, der ihnen dann im Kriege und auf der Jagd 2c. sehr vortheilhaft zu statten komme.

Übrigens ist der Gebrauch, den neugebornen Kindern die Köpfe nach gewissen für schön gehaltenen Formen zu drücken, so wie das Wickeln selbst, vom höchsten Alter und von der ausgebreitetsten Allgemeinheit. Hippokrates hat schon vor mehr als 2000 Jahren von einem Volke am schwarzen Meere Nachricht gegeben, das, wie er sagt, lange vor seiner Zeit die Gewohnheit gehabt, den Kindern die Köpfe in die Länge zu zwängen, daß aber allgemach diese durch so viele Generationen hindurch wiederholte Sitte endlich zum erblichen Schlag, und jene anfangs erkünstelten Spitzköpfe den Kindern zu seiner Zeit gleich vom Mutterleibe an angeboren worden.

In den beiden letztverflossenen Jahrhunderten war die Sitte, den Säuglingen die Köpfe in eine Modeform zu pressen, selbst in den cultivirtesten Theilen von Europa, gäng und gebe. Und noch im Anfang des jetzigen drückten die französischen, die niederländischen und die deutschen Damen ihren neugebornen Mädchen die Köpfe aufs gewaltsamste, damit ihnen dereinst die Fontange desto stattlicher sitzen sollte.

Spuren dieses Gebrauchs scheinen sich sogar noch bis auf unsere Zeiten hin und wieder erhalten zu haben. Wenigstens beklagt Rousseau die Köpfe seiner aufgeklärten Zeitgenossen, die von außen durch die Hände der Wartfrauen, und von innen durch unsere Philosophen zurechtgeformt werden müßten, und pries daher die Caraiben nur für halb so unglücklich, weil sie doch wenigstens mit der letztern Art von Façonnirung verschont blieben.

Freilich lassen sie aber dagegen ihren Kindern die erstere Art in desto reichlicherm Maaße angedeihen. Denn bekanntlich

pressen sie diesen den Kopf zwischen zwei Bretter, so lange bis ihnen die Augäpfel bersten wollen, und ein weißer zäher Schleim aus der Nase zu quellen anfängt. Auch die freien Neger, die unter den Caraiben wohnen, haben diese Sitte adoptirt, um dadurch ihre freigebornen Kinder von den Kindern der eingebrachten Negersklaven auszuzeichnen.

Völlig die gleiche Gewohnheit herrschte auch bis gegen Ende des 16ten Jahrhunderts unter den Peruanern, da sie von der römischen Geistlichkeit auf der dritten Kirchenversammlung zu Lima a. 1585 in einem besondern Kanon verboten, und die Mutter, die je wieder ihrem Kinde die Kopfpresse anlegen würde, mit der Strafe bedroht ward, zehn ganzer Tage — den christlichen Missionsunterricht besuchen zu müssen.

† Christliches Ostergelächter.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 151. 152.)

Erst in spätern Zeiten, kurz vor Luthers Reformation, wurde in der christlichen Kirche eine Sitte üblich, das Ostergelächter, hin und wieder auch Isaac (Lacher) genannt. Am Osterfeste nämlich pflegten die Prediger ihre Zuhörer, so viel als möglich, durch lustige Histörchen, Gesticulationen und andere Dinge lachen zu machen. Man glaubte, weil das Volk an der Leidensgeschichte Jesu so lange Zeit lauter traurige und niederschlagende Sachen gehört, sich auch dabei durch strenge Fasten abgemattet habe, so sei es billig, ihnen nun auch einige Kurzweil zum besten zu geben. Wer nun darin am geschicktesten war, und machen konnte, daß die ganze christliche Gemeinde, im Discant und Generalbaß, einmüthig lachte, war der beste Osterprediger. Wenn ein solcher auch nicht immer vom Anfang bis zu Ende Lachpredigt hielt, so hatte doch ge-

wöhnlich die Hälfte oder der dritte Theil diese Absicht. Auf die Rubriken dieser christkatholischen Kurzweil, wird man nach der Feinheit jener Zeiten leicht von selbst rathen: sie heißen: Obscoena et omnis generis nugae (Zötchen und Narrenspossen). Um bloß die letztere Art zu erläutern, so erzählte einer, wie pfiffig der heil. Petrus bisweilen die Gastwirthe geprellt, wenn er hier oder da das Evangelium gepredigt; ein anderer stellte auf der Kanzel den Kuckuck vor, wie er aus einer hohlen Weide rief; ein drittes Beispiel endlich, das Matthesius *) mittheilet, lautet mit seinen Worten also: „Da der Sone Gottes für „die Vorburg der Hellen kam, vnd mit seim Creutz anstieß, „haben zwen Teufel jre lange Nasen zu rigeln fürgesteckt. Als „aber Christus anklopffit, das Thür vnnd Angel mit gewalt „aufgieng, hab er den zweyen Teufeln jre Nasen abgestossen. „Solchs nennten zu der zeit die gelerten *risus paschales.*“

---

† Geschichte der Hochzeitkränze und Brautringe.

(Götting. Taschenkalender 1787, S. 153—163.)

Der Gebrauch des Kranzes zu gewissen feierlichen Werken verliert sich tief in die Zeiten des Alterthums. Er war ein Symbol von sehr mannichfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit, die älteste Idee der Völker gewesen zu sein scheinet. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst, wie wenigstens Schriftsteller des Alterthums sagen, ihre Gottheiten bekränzt. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach; und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem

*) Joh. Matthesius, geb. zu Rochlitz 1504, gest. 1568. Rector zu Joachimsthal; schrieb eine Menge Predigten.

anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Kranzes, ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverain von Ägypten durch ein Diadem zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze: als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude, wurden sie endlich bei jeder Begebenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier sammt Priestern und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, um ihr Wohlverhalten auszuzeichnen, wenn sie im Felde den Feind geschlagen, oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten; so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden ꝛc. am würdigsten besangen. Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pocale wurden bekränzt, sondern auch jeder Gast, oft sogar zwei und dreifach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden, oder an der Brust herabhängen ließen.

(Der Ursprung dieser Bekränzungen soll gewesen sein, weil die Alten zur Stillung des Kopfwehes kein besseres Mittel gewußt, als den Kopf durchs Binden zu pressen. Anfangs habe dieser Band aus wollenen oder linnenen Sachen bestanden, nachher sei er zur mehreren Zierde mit Epheu, Myrthen, Rosen u. dergl. durchflochten worden, die zugleich den Nutzen gewähret, daß sie durch ihre Farben und Gerüche die Sinne ergötzt, und durch ihre kühlende Kraft die Hitze des Weins und der Speisen gemildert hätten. Bacchus wurde daher als doppelter Arzt gepriesen, theils weil er Erfinder des Weins, einer so schätzbaren Arznei, gewesen, theils zugleich weil er den Gebrauch des kühlenden Epheu den Sterblichen bekannt gemacht habe, der so vortrefflich die Hitze der Stirn dämpfe.)

Der Liebe dienten Kränze zum Symbol in mehrerlei Absicht, worunter ein Fall ist, um den wir Niemanden beneiden wollen: es ist der, wo ein armer schmachtender Tropf, bei nächtlichem Harren vor der Thür seiner spröden Geliebten, ihre Pfosten

mit Kränzen behing, um sich damit die Vorbedeutung einer glücklichen Erhörung vorzuspiegeln. Braut und Bräutigam hingegen trugen Kränze (die bisweilen die Tochter von ihrer Mutter, und der Bräutigam von seiner Braut, oder auch umgekehrt empfing), als glückliches Zeichen der Vollendung, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gotte der Hochzeit, Hymenäus, zu Ehren. Und diese Kränze schränkten sich alsdann nicht bloß auf die Personen des neuen Paares ein; auch ihr Bette, die Hochzeitfackeln, bei deren Schimmer die Braut des Abends in des Bräutigams Haus begleitet wurde, und selbst zuweilen alle Gäste des Hochzeitmahles waren bekränzt. Wurde dieses neue Paar in der Folge zum erstenmale Vater und Mutter, so waren auch hier, bei Römern und Griechen, Kränze gewöhnlich, die aber nicht getragen, sondern von der Mutter (zuweilen auch vom Vater) als Zeichen der Freude an die Thüren des Hauses gehangen wurden. War es ein Knabe, den die Mutter zur Welt brachte, so hing sie einen Kranz von Ölzweigen auf, und gebar sie eine Tochter, so wurde, als Symbol weiblicher Geschäfte, ein Kranz von Linnen aufgehängt.

Nicht bloß aber heidnische Völker der alten Welt, auch der Hebräer freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Liebesgedicht, Hohes Lied Salomons genannt, und mehreren Stellen zu wissen steht. —

Wie nun bis und zu den Zeiten des Christenthums kein bekanntes Volk vorhanden war, das nicht Kränze zu einem Gegenstand hochzeitlicher Feierlichkeiten gemacht hätte, so ging dieser Gebrauch endlich auch in die Sitten der Christen über. Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere für Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sei, sich leichtsinnig, bloß zum Spiel und Scherz mit duftenden Blumen den Kopf

zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß nicht nur Gregor von Nanzianz den Hochzeitvätern rieth, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen, sondern daß auch diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar wurde. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreueten Blumen standen, den gesegneten Kelch und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diaconus verlas die Formel der Collecte, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters rc. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichfalls durch heilige Formeln geweihet war. — Somit ward also der Kranz auch bei Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmucks; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens, und Trophäe besiegter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, sammt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst vom heidnischen Religionszug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seitdem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch, und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bei einer zweiten Ehe aber waren nie häufig, und kamen bald ganz ab, weil die Christen der frühern Jahrhunderte wiederholte Verheirathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten: ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb.

Auch der Ring ist ein Erbstück des Alterthums, dessen Werkmeister eben so tief in Vergessenheit liegt, als das Andenken dessen, der den ersten Kranz gewunden. Ägypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten: von Ägyptern erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völ-

kerschaften Italiens; worunter er insbesondere von den Hetrus-kern zu den Römern kam.

In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten Deutschen und andern Völkern, bloß eiserner Ringe. Goldene waren anfangs nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen wurden sie der Charakter des Senatoren- und Ritterstandes. Als endlich die Eitelkeit plebeischer Damen die goldenen Finger junger Ritter zu beneiden anfing, und ihnen doch ein unhöfliches Gesetz Gold untersagte: so nahmen sie ihre Zuflucht zum Silber; Eisen blieb gemeiniglich nur das Eigenthum der Sclaven, außer daß man es auch wohl, als Symbol der Tapferkeit bisweilen am Finger derer erblickte, die als Helden auf dem Triumphwagen so eben das Fest ihrer Siege feierten. Später hingegen bekamen nicht nur die beklommenen Wünsche der gemeinen Damen Luft; sondern es gab sogar eine Zeit, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist, nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu sein. Und in dieser Beziehung eben ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung, als unverbrüchlich, hiemit so gut wie untersiegelt sei. Diese Bedeutung hatte er bei Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als Christenthum entstand. Hatten die ersten Anfänger dieses neuen Glaubens den abgöttischen Kranz voll Eifer und Ungestüm verworfen, so behielten sie den so bedeutungsvollen Ring desto williger bei, je reiner er von allem Religionsbezug aus den Händen der Römer kam. Und wie er vordem bloß zum Unterpfand der Verlobung diente, ohne bei den Ceremonien der Verehligung selbst von Gebrauch zu sein, so flochten sie ihn bald nachher auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung des neuen Paars

nochmals, vor den Augen der Gemeine, zu bestätigen. An welcher Hand man den Ring führte, war übrigens nicht bei allen Völkern überein. Die Juden hatten ihn an der Rechten; daß aber andere, namentlich Griechen und Römer, ihn am vierten Finger der Linken trugen, wo er nun noch angebracht wird, sollte den Grund haben, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herz in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten, und vermieden.

†Über einige kräftige Mittel die Vernunft zu betäuben.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 164—177.)

Wenn man die Wichtigkeit einer Erfindung nach der beifälligen Allgemeinheit ihres Gebrauchs beurtheilen darf, so ist Vater Noah seine, Sorgen und Grillen und gelegentlich den Gebrauch der Vernunft selbst, in einem fröhlichen Trunk zu begraben, ohne Widerrede eine der wichtigsten von allen. Es sind wenige Völker der Erde, die allen Gebrauch irgend eines berauschenden Getränkes verkennen sollten, und die ihn kennen, die lieben ihn. Ja selbst diejenigen Thiere, die dem Menschen entweder in Rücksicht ihrer Bildung oder ihrer vorzüglichern Geisteskräfte, näher stehen, als die übrigen, scheinen leicht Geschmack daran zu finden, da wenigstens Affen, Papageien ꝛc. sich sehr bald und bis zur Leidenschaft an Wein und Brannteweins gewöhnen, und für Elephanten kein kräftigeres Ermunterungsmittel zur Arbeit gedacht werden kann, als ein Glas Rack.

Auch scheint die gute Mutter Natur dafür gesorgt zu haben, daß, da sie unter allen Thieren nur einzig und allein den Menschen die ganze Erde unter allen Klimaten, folglich auch da zu bewohnen bestimmt hat, wo sich kein Rebensaft ziehen läßt,

sie doch überall auf kräftige Surrogate bedacht gewesen, die die Stelle desselben zu jenen wichtigen Zwecken vertreten können.

Unter diesen ist wohl das Bier eins der ältesten. Denn wenn sich auch sein vorgebliches Alter nicht bis in die ägyptische und griechische Mythologie verliert, so waren doch wenigstens unsere Urahnen, die alten Deutschen, gewiß schon vor anderthalbtausend Jahren im Besitze desselben. Kaiser Julian, der bekanntlich selbst in Deutschland gewesen ist, hat es in einem Epigramm besungen, worin er ihm freilich mehr seine Bewunderung als seinen Beifall, zumal in Vergleich mit dem Weine, zu schenken scheint.

Die Erfindung des Branntweins läßt sich wohl schwerlich mit einiger Zuverlässigkeit über den Anfang des 14ten Jahrhunderts hinaussetzen. Und dann bleibt noch ungewiß, welchem von beiden berüchtigten Abenteurern und respective Adepten die Ehre davon zukommt, ob dem Doctor illuminatus, Raimund Lullus, oder wie es doch wahrscheinlicher ist, schon seinem Lehrer Arnold von Villeneuve. Sei's welcher er wolle, so könnte sicher kein andrer Erfinder, wenn er für die Folgen seiner Erfindung responsabel sein sollte, einen härtern Stand haben! selbst Barthold Schwarzen, menschenfreundlichen Andenkens, nicht ausgenommen. Denn, um nur eins statt aller zum Beweis dafür anzuführen, so sind doch alle die Tausende von Christen, die sich selbst im Branntewein zu todt gesoffen, so gut wie für nichts gegen die unzähligen Tausende von Schlachtopfern zu rechnen, die sie durch die Verbreitung desselben unter die Unchristen aller Welttheile hingerichtet haben.

Es ist Nichts, was den Europäern einen vortheilhaftern und dauerhaftern Ingreß bei den Wilden verschafft hat, als eben der Branntewein. Denn, so widerlich er auch einem noch so rohen Gaumen im Anfang sein kann, so schnell wird er ihm doch zum dringendsten aller Bedürfnisse. Die Grönländer verabscheuten anfangs dieses Tollwasser, wie sie es nennen, eben so sehr, als sie es nachher aufs gierigste tranken.

Die Peruaner, die doch ohnehin von je eigne berauschende Getränke hatten, zogen dennoch den Branntewein, den ihnen die Europäer zuführten, bei weitem vor, und er ward bald das einzige Band, das den Handel beider Nationen unterhielt, da

jene durchaus sich auf keine andern europäischen Waaren einließen, wenn nicht Branntewein darunter war.

In Quito war das Vorrecht, sich betrinken zu dürfen, noch vor Kurzem bloß auf die Mannsen eingeschränkt. Die Weiber mußten nüchtern bleiben, um ihre Männer aus den Gelagen heimschleppen zu können. In andern Gegenden von Peru aber nahmen schon längst auch Weiber und Kinder an diesem Nektar Theil; denn den letztern ward er meist zugleich mit der Muttermilch eingefüllt; ein Educationsprincipium, das, wie man zuverlässig weiß, vor etwa einem halben Jahrhundert auch in einigen Gegenden von Deutschland geherrscht hat.

Zum Beweis der unbändig heftigen Gierde der Amerikaner nach Branntewein, erzählt Ulloa *), daß es sich mehr als einmal zugetragen, daß ein sonst treuer indischer Bedienter seinen Herrn auf der Reise im Schlafe ermordet habe, einzig und allein, um dessen Brannteweinflasche austrinken zu können.

Auf Guinea und den benachbarten Küsten ist bekanntlich der Branntewein die kräftigste Triebfeder den Sclavenhandel zu unterhalten. Die kleinen Negerkönige trieben unaufhörlich Menschenraub unter einander, bloß um dafür Branntewein erkaufen zu können, und ihre stolzesten Ehrentitel, Vollzapf und Trunkenbold, nicht unwürdiger Weise zu führen.

Eben so wichtig ist der Vertrieb des europäischen Brannteweins bis in die äußersten Enden von Asien. Der Hauptertrag, den die russische Krone von Kamtschatka zieht, ist bloß der Verkauf des Brannteweins, der zu Krascheninikows Zeiten jährlich auf 4000 Rubel betrug. Und doch fehlte es den Kamtschadalen ohnehin nicht an mehrerlei Arten von einheimischen berauschenden Getränken aus ihrem Zuckerrohr (Heracleum *sibiricum*) und andern Pflanzen. So wie sie auch, eben so wie die Koräken, Jukagiren und andre heidnische sibirische Völker, zur gleichen Absicht den Aufguß von dem furchtbar giftigen Fliegenschwamm (Agaricus *muscarius*) trinken, der seine Wirkung selbst noch, nachdem er durchs Blut gegangen, behält. Daher die ärmern Koräken, die sich keinen Vorrath von Fliegenschwamm

---

*) Don Antonio di Ulloa, geb. 1716, gest. 1795. Sehr verdienter spanischer Reisender und Seemann.

ankaufen können, den Harn der davon berauschten Reichen auffangen, und sich so eben so gut den gewünschten glücklichen Taumel zu verschaffen wissen: und zwar läßt sich dieß, wie Steller*) versichert, auf gleiche Weise weiter fort bis auf den vierten fünften Mann wiederholen.

Nicht viel delicater scheint die Bereitung eines andern berauschenden Tranks, der doch in einem großen Theil von Südamerika und auf den bekanntesten Inselgruppen des stillen Weltmeeres allgemein im Gebrauch ist, da man eine Menge mehlichter Pflanzenwurzeln durchkaut, das Gekaute zusammen in ein Gefäß speit, es dann ein wenig gähren läßt, und nun Tassenweise ausschlürft. In Brasilien bedienet man sich dazu der Maniokwurzeln (iatropha *manihot*), und da war, wenigstens zu des ehrlichen Hanns Staden von Homburg Zeiten, das Kauen und die weitere Bereitung bloß den Mädchen überlassen. Auf der Südsee hingegen wird die Wurzel einer Pfefferart (piper *latifolium*) dazu gebraucht, die in der Landessprache, so wie der daraus gekaute Speicheltrank, Kava genannt wird. Capt. Cook und die Herren Forster fanden die ganze Procedur auf den Freundschafts- und Societätsinseln meist eben so, wie sie Schouten und le Maire schon vor 180 Jahren auf der Hornsinsel gesehen und beschrieben haben. „Die dasigen Könige," sagt Schouten, „die diesen lieblichen Trank mit ihren Hofjunkern für ihren Malvasier hielten, präsentirten auch unsern Leuten denselben, als ein seltsames und köstliches Werk; weil sie aber das wunderbare Mengniß gesehen, war ihnen der Durst bald erloschen." Aufs Cook's letzter Reise faßten doch einige seiner Leute ein Herz, und tranken von diesem Malvasier. Sie wurden davon berauscht oder vielmehr sinnlos, betäubt, wie von übermäßigem Genuß des Mohnsafts, womit es der verstorbene Wundarzt Anderson, der den Capt. Cook auf seiner letzten Fahrt begleitete, in einem Aufsatze, den dieser seiner Reisebeschreibung inserirt hat, vergleicht. Auch darin kommen beide Arten von Betäubungsmitteln überein, daß sie durch die Angewohnheit so leicht zum dringendsten unentbehrlichsten Bedürfniß werden, ohne

*) Geo. Wilh. Steller, geb. in Fonnbar 1709, gest. in Sibirien 1745. Baring's Begleiter auf seiner Entdeckungsreise.

doch im Mindesten dem Gaumen angenehm zu sein. Denn die vornehmen Einwohner der Freundschaftsinseln, die doch meist den ganzen Morgen beim Kavatrinken zubringen, schienen doch großentheils bei jedem Schluck das Gesicht, wie bei etwas Widerlichem, zu verziehen, und hinterdrein mit einem Schauder befallen zu werden.

Das Opium bleibt wegen seiner so unbegreiflich wunderbaren, so beispiellos einzigen Wirkungen auf Körper und Geist, bei weitem das merkwürdigste, und troß der unzähligen Schriften, worin man seit den letzten 20 Jahren seine Wirkungsart zu erklären versucht hat, noch immer das räthselhafteste von allen berauschenden Mitteln. Ein mäßiger Gebrauch desselben scheint sowohl die körperlichen als die Geisteskräfte auf eine sehr vortheilhafte Weise zu excitiren. Es erfrischt und ersetzt die schwindenden Kräfte bei Ermüdungen zum Wunder. Daher z. B. die Boten und Expressen in der Türkei nie ohne Opium sein dürfen. Eduard Smith, der sich lange in den Morgenländern aufgehalten, erzählt die Geschichte eines solchen Laufers, der den Ort seiner Bestimmung zwar erreichte, aber im Augenblick der Ankunft für todt niederfiel, weil ihm kurz vorher sein Opium ausgegangen war. Man errieth dieß, und eine Dosis davon dem Menschen geschwind in den Mund gesteckt, brachte ihn glücklich wieder zum Leben. Und den Geist versetzt ein mäßiger Genuß von Opium in die munterste glücklichste Laune von der Welt, die sich auch selbst beim habituellen täglichen Genuß dieses Saftes, dem sich die Morgenländer so leicht und so häufig überlassen, doch noch lange Zeit erhält. Hr. von Peyssonel erzählt in seinen Erinnerungen gegen des Baron Tott Memoiren, wie er den Minister Ismael Bai besucht habe, der auch ein starker Opiumesser war, aber doch in den Intervallen zwischen dem lethargischen Dumpfsinn, den der Mißbrauch desselben verursacht, überaus geistreich sprach, und selbst in seinen soporösen Paroxysmen kein Wort von dem verlor, was Peyssonel indessen sagte. Aber eben das ist das traurige Unglück, daß sich die Natur zu bald an eine mäßige Dose Opium gewöhnt, so daß diese dann beim täglichen Gebrauch ihre Wirksamkeit zu verlieren anfängt, daß aber solchen Personen zugleich das Opium, und zwar in immer stärkern Dosen, nun von Tag

zu Tag unentbehrlicher wird, und sie so allgemach in einen Zustand versinken, der alles das unendlich übersteigt, was man sich nur von den Greueln der unmäßigsten unaufhörlichen Branntweinssäufer Schauderhaftes vorstellen kann. Ein vortrefflicher Beobachter, der Hr. Dr. Reinegg*) in Persien, hat dem Hrn. Baron von Asch in St. Petersburg**) eine überaus merkwürdige Abhandlung über die Wirkungsart des Mohnsafts bei den Morgenländern, zugeschrieben, die Hr. Prof. Blumenbach im 2ten Bande der medic. Biblioth. bekannt gemacht hat, und woraus, wie wir hoffen, viele unserer Leser ein paar ausgezogene Stellen gar gerne hier lesen werden.

Junge Leute, die, vom bösen Beispiel gereizt, sich auch ans Opium gewöhnen wollen, gehen bei einem erfahrnen Opiumesser oder Theriaky, wie man sie in der Türkei und in Persien nennt, förmlich in die Lehre, und unterwerfen sich einem zehntägigen in der That recht bänglichen Regimen, das fast einen beständigen Wechsel von Schlafen, dumpfsinnigem Erwachen, sinnlosem Taumeln, Erbrechen, Frost, angstvoller Beklemmung zur Folge hat, das dann aber nach und nach auch den Geist in die so ganz eigne gewünschte Stimmung versetzt, daß er ganz nach eigner Willkühr jede Art von Phantasie und leidenschaftlichem Gefühl erwecken, und sich dem innern Genuß desselben so ganz überlassen kann. Freilich hält es dann aus der gedachten Ursache schwer, sich lange mit der gleichen mäßigen Dose von Opium zu begnügen. Doch gibt es viele, die so viele Gewalt über sich haben, daß sie sich immer nur an ein bestimmtes Maaß davon halten. Und diese bedienen sich des Opiums unter folgender Gestalt: sie lassen eine Unze Saffran in süßen Wein digeriren, und endlich etwas aufkochen. Hernach drücken sie den Saffran fest und stark aus, werfen ihn weg, und lassen den

*) Jac. Reineggs, Sohn eines Barbiers Ehlich in Eisleben, geb. 1744; nahm erst nach dessen Tode jenen Namen an. War Schauspieler, Barbier, Doctor der Medicin, Stifter einer Druckerei in Tiflis. Starb als kais. russ. Collegienrath in Petersburg 1793.

**) Geo. Thom. Baron von Asch, geb. zu Petersburg 1729; gest. 1807 als kaiserl. russ. Stabs- und Regimentsarzt.

Wein bis zur Honigdicke abrauchen; sie werfen hierzu eine Unze klein geschnittenes Opium, und wenn dieses zergangen, so thun sie noch eine Unze geschabten grauen Amber hinzu. Sie lassen hernach aber dieß in heißem Wasser abdunsten und theilen es in zwei Hälften, deren jede für einen Monat hinreichend ist.

Allein, wenige Theriakys haben Festigkeit und Enthaltsamkeit genug, es bei diesem bestimmten, verhältnißmäßig noch unschuldigen Maaße bewenden zu lassen. Viele, denen der Zustand unerträglich fällt, wenn die Wirkung des eingenommenen Opiums allgemach sich zu verlieren anfängt, suchen sich durch immer öfter und stärker wiederholte Dosen einen ununterbrochenen Rausch zu verschaffen, und so sieht man da Menschen, denen zwei Loth Opium für jeden Tag kaum noch zureichend sind; und diese Menschen sinken dann allgemach in den jammervollen Zustand, dessen oben erwähnt worden. Ihre ganze Bildung wird wie umgeschaffen; das Gesicht aufgedunsen, seine Muskeln schlapp, wie paralytisch; die Augen stier, triefend, der ganze Körper als wenn er vor Kraftlosigkeit zusammenfallen wollte; von einem beständigen Froste durchdrungen, daher sich solche Unglückliche in den Aschenheerden und andern warmen Orten herumwälzen, und überhaupt bei der immer mehr zunehmenden ekelhaftesten Sinnlosigkeit allen Menschen zum Abscheu werden, bis zuletzt eine langsame Wassersucht ihrem Jammer ein Ende macht.

† Vom Recht der Hagestolze bei Deutschen, Römern und Griechen.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 178—192).

Die jährlichen Geburts- und Copulationslisten liefern zwar den Beweis, daß man ziemlich allgemein überzeugt sei von dem Satze: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Gleichwohl gab es vor Alters, wie noch jetzt, mehrere sonderbare

Leute, die nicht glaubten, oder zu glauben schienen, was ihre eigenen Väter und die Beispiele aller Zeiten für die erste aller Wahrheiten gehalten, und mit so praktischem Eifer jederzeit bekräftiget hatten. Sie führen den Namen Hagestolze, zur Abwechselung bisweilen Haverstolte. Das Wort kommt (wie Stryk und Andere sagen) her von Haga, ein Hof, und Stolz, ein kleiner Sitz, Aufenthalt. Wenn bei den alten Deutschen der Vater starb, so erbte der älteste Sohn die Haga, die übrigen wurden mit etwas Wenigem abgefunden. Weil aber doch die Familien gern beisammen blieben, so bauten sich die Brüder an die Haga ihres Vaters kleine Wohnungen oder Stolzen, und wurden deßwegen Hagestolzen genannt. Weil sie nun meistens im ehelosen Stande lebten, da sie zu wenig geerbt hatten, um eine Frau ernähren zu können, so wurden darnach alle alte Junggesellen Hagestolzen genannt.

Da nun der Staat, aus Gründen, die der weise Salomo (Proverb. XIV, 8. «In multitudine populi dignitas Regis, et in paucitate Plebis ignominia Principis») schon gesagt hat, bei obigem Satze jederzeit seine Rechnung fand, so interessirten sich nicht bloß Römer und Griechen, sondern auch deutsche Staatsgesetze für ihn: etablirten gegen diejenigen, die unbefugter Weise unbeweibt blieben, ein sogenanntes Recht der Hagestolze, das, außer einigen andern deutschen Provinzen, besonders in der Unterpfalz und da herum am Oberrhein eingeführt wurde. Diesem Recht zufolge, verliert ein Hagestolz sein Erblassungsrecht, und kann seine Güter weder an Blutsverwandte, noch andere Leute vermachen, sondern muß sie bei seinem Tode dem Landesherrn überlassen. Und obgleich nicht alle und jede Güter seiner Verlassenschaft auf solche Weise verfallen, sondern, wie die Gesetze lauten, nur „sein wohlgewonnenes Gut,“ mit Ausschluß dessen, was er durch Erbschaft von seinen Eltern oder anderswoher erhalten hat, oder was Lehngut ist; so gehört doch zu jenem Alles, was abgeschiedene Junggesellen auf irgend eine Weise auch selbst noch zu der Zeit erworben haben, ehe der gesetzliche Termin ihrer Hagestolzenschaft anging. Sollte einer aber seine wirklichen Erbgüter, es sei ganz oder zum Theil verkauft, und das dafür erhaltene Geld auf irgend eine Weise zu seinem Erwerb verwendet haben:

so werden auch diese alsdann mit in den Strudel gezogen, und ein Theil der fiscalischen Erbschaft; wenn nicht Mitleid gegen die hinterlassenen Verwandten, oder sonst Begünstigungen, eine Ausnahme verursachen.

Als eigentlicher Hagestolz aber ist nur derjenige anzusehen, der weder durch schwache Einnahme und Vermögen, noch auch durch Wahnsinn, leibliche Untüchtigkeit, oder durch das Gelübde des geistlichen Standes gehindert wird, sich zu verehlichen. Auch einen Leibeigenen traf das Recht der Hagestolze nicht, sondern nur freie und eigene Leute, die erben und vererben konnten.

Wie alt ein Hagestolz sein müsse, um als ein solcher vom Staat angesehen zu werden, ist nicht überall auf einerlei Weise bestimmt. Gemeiniglich ist der terminus a quo das 50ste Jahr seines Alters, oder wie es in einer alten braunschweigischen Landgerichtsnachricht heißt: „Ein Haverstolte sol alt sein funfzig Jahr, drei Monat und drei Tage.“ Bis dahin lassen ihm die Gesetze Bedenkzeit; wer aber alsdann noch nicht angefangen hat, sich zum Weibe zu legen, wird sofort ohne Widerrede für eine gute Prise erklärt. Manche Verordnungen reden sogar auch schon vom Hagestolz nach dem 25sten Jahre, das aber ist augenscheinliche Unbilligkeit. Wer kann verlangen, daß einer sogleich nach zurückgelegter Minorennität durch eheliche Obliegenheiten beweise und sich legitimire, daß rc.? — Was indessen hier zu früh ist, dehnen andere Gesetze zu weit ins hohe Alter aus. Nämlich nicht bloß ein solcher, oder eine solche, die nie geheirathet hat, sondern auch diejenigen, die, ohne Kinder zu haben, Wittwer und Wittwen geworden, und es 30 Jahre geblieben sind, sollten, wie Besold*) anführt, in manchen Staaten Deutschlands als Hagestolze fiscalisch beerbt werden. Dieß Gesetz ist, wo möglich, noch unbilliger, als das vorige. Was kann z. B. eine Dame dafür, wenn sie in einem Alter, das ihr bereits manchen Zahn gekostet hat, ihren ersten Ehegemahl betrauren muß, und nun keinen neuen Liebsten, der die Freuden der Ehe mit ihr theilen will, bekommen kann, trotz aller Lie-

*) Christoph Besold, Prof. der Rechte in Ingolstadt; geb. 1577, gest. 1635.

desfallen, die sie etwa ausstellen dürfte? Wie soll sie alsdann, bei ihrem endlichen Hintritt im 80sten Jahre, wegen einer 30jährigen Ehelosigkeit dadurch gestraft werden, daß der Fiscus die Selige beerbt?

Da es nicht ganz deutlich aus dem Bisherigen erhellen möchte, ob auch Jungfrauen, die bis ins 50ste Jahr sich gescheuet haben, Mütter zu werden, unter jenem Hagestolzenrecht begriffen seien; so muß dieß hier ausdrücklich noch erinnert werden. Nur will sich von selbst verstehen, was der alte Schottelius *) für eine Ausnahme macht, wenn er treuherzig sagt: „denen veraltenden Jungfrauen mangelt es wohl nicht so sehr am guten Willen, als am Freier."

Auch unter den Römern war Sorge und Beschwerlichkeit des ehelichen Lebens nicht selten ein Vorwand der Ehelosigkeit, die besonders zu Augusts Zeiten außerordentlich eingerissen war. Aber auch Metellus fand nöthig, seinen Mitbürgern Folgendes zu Gemüthe zu führen: «Si sine uxore possemus, Quirites, esse, omnes ea molestia careremus. Sed quoniam ita Natura tradidit, ut nec *cum* illis *satis commode*, nec *sine* illis *ullo modo* vivi possit; saluti perpetuae potius, quam brevi voluptati consulendum (Gell. I, c. 6).» Camillus ferner und Posthumus (wie Valer. Max. II, 9. sagt), nöthigten, während ihres Censoramtes, abgelebte Junggesellen, daß sie zur Strafe ihrer so alt gewordenen Junggesellenschaft (quod ad senectutem coelibes pervenerant), den Seckel aufthun, und einen guten Theil ihrer Pfennige in die Staatskasse steuern mußten; und wenn sie darüber murreten, abermals Strafe erlegen und überdieß noch folgende Predigt anhören mußten: «Natura vobis, quemadmodum nascendi, ita gignendi legem scribit; parentesque vos alendo, nepotum alendorum debito (si quis est pudor) alligaverunt. Accedit his, quod etiam fortuna longam praestandi hujus muneris advocationem estis asseculi; cum interim consumti sint anni vestri, et mariti et patris nomine

*) Just. Geo. Schottel, geb. zu Eimbeck 1612, gest. 1676. Dr. juris. Schrieb u. a. m. Tractatum de singularibus quibusdam et antiquis in Germania juribus et observatis.

vacui. Ite igitur, et nodosam exsolvite stipem, utilem posteritati numerosae!»

Nie war aber Rom mit einer größern Menge unverheiratheter Personen angefüllt, als zu Julius Cäsars und Augusts Zeiten, und unter seinen nächsten Nachfolgern. Da es am Zuwachs junger Mannschaft fehlte, seitdem die alten in den blutigen Bürger- und andern Kriegen geschmolzen waren; so wurden die sogenannten Leges Juliae und Papia-Poppaea gemacht, die theils zum Ehestand durch Belohnungen aufmuntern, theils vom Cölibat durch Strafen abhalten sollten. Verheirathete hatten unter andern Vorzügen auch diese, daß ihnen der Vorsitz in Senatsversammlungen und öffentlichen Schauspielen vor Unverehelichten zukam. Die Strafe der letztern war hauptsächlich, daß sie, zu Erbschaften unfähig, die reichsten Anfälle dem Fiscus überlassen mußten; es wäre denn, daß sich einer, dem Beding des Gesetzes gemäß, innerhalb 100 Tagen eine Frau anzuschaffen entschloß. Nur scheinen diese Gesetze wenig oder nichts geholfen zu haben: denn als August einige Jahre darauf den römischen Adel zusammenberief, und sie bei ihrer Bürgerpflicht in einer sehr nachdrücklichen Rede zum Ehestande abermals ermahnte, stellte er die Verheiratheten auf eine, und die Unverheiratheten auf die andere Seite. Und hier wieß sich aus, daß der letztern nicht nur bei weitem die mehrsten, sondern daß auch selbst die beiden Consuln Papias und Poppäus unter ihnen waren.

Versucht konnte und mußte einer damals freilich zum Cölibat leicht werden, und die Erscheinung so vieler Unverehlichten war nichts weniger als unnatürlich bei einem aufs höchste gestiegenen Luxus und folgenden Sitten römischer Damen, die erst Seneca im Allgemeinen beschreiben mag, ehe wir auch den Juvenal ins besondere darüber abhören. Zuvor aber muß erinnert werden, daß die Quelle dieser sogleich zu beschreibenden Galanterien von den Alten in die ganz zügellosen Ehescheidungen gesetzt wird, wo eine Frau immer wie ein Ball aus einer Hand in die andere ging. August wollte diesen öfteren Veränderungen ein Ziel setzen: es entstand daher ein Gesetz, daß jede Frau als Ehebrecherin sollte angesehen werden, die mehr als acht Männer nehmen würde. Das half aber nichts.

Martial*) spottet des Gesetzes, und erwähnet einer gewissen Madam Thelesine, die innerhalb 30 Tagen nicht weniger als zehn Männer genommen habe. — Seneca's Stelle**) lautet: „Seitdem einige Damen ihre Jahre nicht nach der Zahl „der Consuln, sondern ihrer Männer rechnen, ist seitdem wohl „noch einige Sittsamkeit übrig? — Schämt man sich wohl „im Geringsten vor dem Ehebruch? Ist es nicht dahin gekom„men, daß keine mehr in anderer Absicht einen Mann hat, als „nur um den Ehebrecher zu locken? Zucht und Keuschheit ist „nun ein Beweis von Häßlichkeit. Wird man wohl leicht eine „Frau in so elenden und niedrigen Umständen finden, daß ihr „ein Paar Ehebrecher sollten genug sein? Wann sie nur nicht „für jede Stunde einen besondern hat! Ja wie oft ist nicht „einmal ein Tag für Alle hinlänglich? Diejenige Frau bei uns „weiß nicht zu leben, und ist von der alten Welt, die nicht „weiß, daß der Ehestand ein beständiger Ehebruch ist. Seitdem „diese Denkungsart sich verbreitet hat, ist alle Scheu vor dem „Laster verschwunden."

Ein Mann, sagt Juvenal***), besonders wenn seine Frau begütert ist, muß unterthäniger Diener sein, oder sich gefallen lassen, daß sie, ehe noch der grüne Kranz trocken, und der Schmuck vom Hochzeithause abgenommen worden, davon gehe, und sich ein anderes Reich suche, wo sie als Königin herrschen kann. Wenn er nicht blindlings gehorsamen und sich zu den unbilligsten Dingen verstehen will, so ist es noch gnädig, wenn

---

*) L. VI. ep. 7.
Julia Lex populis ex quo, Faustine, renata est
Atque intrare domos jussa Pudicitia est,
Aut minus aut certe non plus *tricesima lux* est,
Et nubit *decimo* jam *Thelesina viro*.
Quae nubit toties, non nubit, *adultera lege est* etc.
Anm. des Verfassers.

**) L. III, cap. 16 de Benef. Anm. des Verfassers.

***) Sat. 6. Anm. des Verfassers.

sie ihn einen Unsinnigen schilt *). Er muß geduldig die Augen zuhalten, wenn er sie gleich bei Galanterien betrifft, um nur nicht Himmel und Hölle wider sich zu empören **). Er wird auch wohl etwas mit dem Pantoffel geklopft ***); das war aber Alles noch gnädig. Ihr Ungestüm trieb sie oft so weit, daß sie ihren Mann durch Gift suchte blödsinnig, und wohl gar rasend zu machen †). Die römischen Damen dankten für die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft und Zeugung; sie wollten schön bleiben und ihre Leiber nicht verderben. Daher brauchten sie Mittel, um entweder sich bei Unfruchtbarkeit zu erhalten, oder die Frucht in sich zu tödten. Wenn sie das nicht gethan hätten, so würde mancher Römer, sagt Juvenal, sogar Vater von einem kleinen Mohr geworden sein. Andere, die sich dem Manne noch gefällig beweisen wollten, stellten sich schwanger, und schoben nachher ein Kind unter ††). Damit auch im Übrigen der Ausschweifung ein gutes Beförderungsmittel nicht feble, so trug das Frauenzimmer Gewande aus einer Art von Flor; man nannte solche Kleider Nebulas, weil man dadurch den Leib der Dame wie durch einen Nebel beaugenscheinigen konnte.

Die Griechen hatten zwar zum Theil die Zahl ihrer Bürger bestimmt, unter und über welche sie keine haben wollten. Es waren oft kleine Staaten, deren Bezirk sehr eingeschränkt war, wo man bei einer allzugroßen Volksmenge für Mangel der Lebensmittel bange war. Wenn also eine kleine Republik ihre Zahl hatte, so mochte jeder übrigens leben wie er wollte.

---

*) V. 223: O demens! ita servus homo est? Nihil fecerit. Esto,
Hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas.
Anm. des Verfassers.

**) V. 284: . . Clames licet et mare coelo
Confundas. Homo sum. Nihil est audacius illis
Deprensis, iram atque animos a crimine sumunt. Anm. des Verf.

***) V. 610. . . . Et solea pulsare nates. Anm. des Verf.

†) V. 611 ff. Anm. des Verf.

††) V. 601 ff. Anm. des Verf.

Jedoch finden sich auch hier einige Staaten, die ausdrückliche Vorkehrungen gegen den Cölibat gemacht haben. Lykurg hatte zu Sparta Folgendes für gut befunden: wer sich weigerte zu heirathen, wurde von gewissen öffentlichen Schauspielen, besonders den Kampfspielen ausgeschlossen, wo die Mädchen nackend mit einander rangen; zur gesetzten Zeit des Winters mußten sie nackend auf öffentlichem Markte in einem Kreise herum ziehen, und ein Lied absingen, das auf sie selbst gemacht war. Und weil Lykurg überhaupt viel vom Stand der Unschuld hielt, so wurden Hagestolze auch überdieß noch an einem gewissen Feste von den Frauen um den Altar mit Ruthen herum getrieben und nackend gepeitscht. Endlich entging ihnen auch die Ehrerbietung, die sonst den Älterern von der Jugend erwiesen werden mußte. Bei den Korinthern wurden Hagestolzen, wenn sie als solche gestorben, die bei Andern üblichen Begräbnißceremonien verweigert, und bei den Atheniensern wurden Hagestolze in ältern Zeiten, wie zu Sparta, von Frauen um den Altar gepeitscht.

Unter den Longobarden war eine Zeit, wo es aus heiliger Andacht auch den Damen einfiel, einer ewigen Jungfrauschaft zu huldigen. Da sich aber bald die Gesetze dagegen setzten, so trafen viele die Auskunft, daß sie sich mit Knaben und Kindern verheiratheten. Diese Sitte nahm sehr überhand, bis endlich auch dieser Chicane durch geschärfte Verbote gesteuert, und dergleichen Kindereien cassirt wurden.

†Recept aus dem Mittelalter, wie Vergiftungen zu heilen sind.

(Götting. Taschenkalender 1787, S. 193. 194.)

Daß Albrecht I.*), Rudolphs von Habsburg Sohn, einäugig war, ist bekannt. Nicht Jedermann aber weiß, wie er es geworden ist; und schwerlich dürfte Jemand unter den tausend möglichen Fällen auf die Ursache rathen, die Jacob von Königshofen in seiner Elsaß. und Straßb. Chronik mit folgenden Worten angibt:

„Jme, dem Kunig Obrecht, wart eines moles vergeben; da „hingent jn die Arzete an die Beine, un stochent ime ein ouge „us, un brochtent mit erzenige zu, das die vergift alle ging zu „den ougen us un genas."

Daß dieß wirklich goldene Praxis des Mittelalters war, bestätigt auch folgende Stelle von Kaiser Heinrich dem VII., der in einem Dorfe bei Pisa von einem Dominikaner im Abendmahle vergiftet wurde:

„Hernoch als Keyser Heinrich (VII) wollte wieder nach Rom „gehen, ist im leichtfertiger weise mit Gift vergeben worden. „Und als dem Keyser gerathen worden, er sollte wieder nach „Pisen (gehen), daß er durch ufhengung mit den Füssen, und „eines Auges Verlierung von dem Gift befreyet würde, so hat „der Keyser geantwortet: Er sei in Gottes Dienste, und wollte „denselben, den er zu seinem Heil empfangen hätte, nicht aus „seinem Leibe treiben. Und als er also fort nach den Flecken „Bonconvent kommen, hat er weiter nicht können, sondern ist „am Tage des heil. Bartholomäi des Apostels (den 24. August) „verschieden; welchen das Kriegsheer nach Pisen wieder bracht, „woselbst er mit unsäglichen Klagen herrlich begraben worden, „im Jahr 1313."

*) Geb. 1248, ermordet 1. Mai 1308.

† Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters.

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 195—199.)

I.

Kaiser Carls IV. genossenes Mahl bei einem seiner Amtleute*).

„Als nun der Kaiser**) ins Schloß umb Mittags zeit ein- „gekehrt, vnnd einen Imbis ihme vnnd den Hoffleuten auffzu- „tragen (dem Amtmann des Fleckens) befohlen, hat der ge- „schwindt diesen Vortheil erfunden, daß er die Säw im Flecken „alsbald zusammen auff einen Hauffen treiben, Ohren vnnd „Schwäntze abschneiden, solche in die Küchen bringen, bereiten, „vnnd auff mancherlei Manier kochen, vnnd zu Tische tragen „lassen, damit männiglich als in Eyl wol gesättigt vnnd zu „Frieden gewesen. Jedoch hats den Kaiser vnnd andern befremb- „det, woher vnnd warumb er sie nur mit Ohren vnnd Schwentzen „abgespeist vnnd solchs vom Amptman gefragt. Ich habe in „Eyl, sagt derselbe, vnnd mit geringerm Costen Ewer Majestät „nicht versehen können, dann sollte ich Säw oder ander Vieh „haben lassen abstechen vnnd bereiten, hette sichs zu lang mit „dem Imbs verweilet, vnnd were auch grosser Vnkosten auff- „gangen, Jetzo aber haben die Vnterthanen ihre Zahl Vieh wie „zuuor, vnnd ein schlechten Verlust an Schwenzen vnnd Ohren. „Solche Antwort vnnd geschwinder vortheilhafter Anstallt hat „dem Kaiser sehr wol gefallen" ꝛc.

*) Aus Lehmanns Speierscher Chronik S. 784.
Anm. des Verfassers.
Carl IV., geb. 1316, gest. zu Prag 1378.

**) Die Rede ist von einer Reise, die der Kaiser machte, und wo er viele Hofleute bei sich hatte. Anm. des Verf.

2.

Kaiser Sigismunds Bal paré zu Straßburg.

Sigismund war einer der schönsten Fürsten seiner Zeit. Seine große Statur, seine langen etwas gekräuselten Haare, sein langer Bart sollen ihm ein majestätisches Ansehen gegeben haben, das durch das Liebreiche seiner Manieren gemildert, und er dadurch bei Jedermann angenehm geworden sei. Ausgezeichnet war seine Liebe zum schönen Geschlecht, und sein Hang zur Fröhlichkeit; und davon gab auch sein Aufenthalt zu Straßburg 1414 einen guten Beweis. Er hatte sich nämlich, um der Kirche in Ansehung des damaligen Zwiespalts Ruhe, und der Dogmatik Reinigkeit zu verschaffen, mit Papst Johann XXIII. zu Lodi, über die Ausführung seines Vorhabens besprochen, und kehrte nach Deutschland durch Helvetien zurück, wo er in Bern nicht nur überhaupt mit seinem Gefolge, gegen 800 Pferde stark, freigehalten, sondern wo auch, wie ein Schriftsteller anmerkt, Alles was er oder sein Hofgesinde, das ziemlich zerrissen war, kaufte oder nur machen ließ, von den Bernern bezahlt wurde.

Zu Basel setzte sich der Kaiser auf den Rhein und fuhr nach Straßburg, wo er den 11. Jul. 1414 ankam. Außerdem, daß er hier herrlich empfangen, und mit 3 Fuder Wein, 1 rothen und 2 weißen 2c. beschenkt, und von der Stadt Alles bezahlt worden ist, was der König „uff die Zeit kostet bett,“ nämlich, mit den Geschenken, die man ihm und seinem Gefolge und andern Fürsten und Herrn gemacht, 1500 Gulden, schreibt auch Herzog*) in seiner Chronik: „daß die Damen in Straßburg „in des Lohnherrn (Oberbaumeisters) Hof, da der König inne „gelegen, zu Primen Zeit (ganz frühe) kommen seind; und „als der König solchs gewahr worden, sei er aufgestanden, habe „einen Mantel um sich geworfen, und barfuß mit den „Weibern durch die Stadt getanzt. Und da er in die „Korbeegassen gekommen, hätten sie ihm ein Paar Schug „umb 7 Kreuzer gekauft, ihm solche angeton, und habe

---

*) Bernh. Herzog, lebte um 1592. Schrieb eine elsassische Chronik.

„der König als ein weißlicher schimpflicher Herr zugelassen, wie „die Weiber mit ihm gehandelt — kam zum Hochsteege und „tanzte, und fügte sich wieder in seine Herberg und rugte.“

Nach einem 7tägigen Aufenthalt, setzte er seinen Weg auf dem Rhein nach Speyer fort. Um aber den Straßburgerinnen seine Dankbarkeit zu beweisen, „ließ er den besten Frauen, „und den erwölten jr jeglicher ein gulden Fingerlin zur letz. „Zwei Jahre darnach schickte der König abermal den Frauen zu „Straßburg, den Edlen, 100 Fingerlin, und hieß sie theilen „unter die Frauen, und hieß auch jegliches Ammeister Frawen „eines geben.

† Geschichte der Handwerker und Zünfte in Deutschland, und ihres blauen Montags.

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 81—104.)

Bis ins zehnte Jahrhundert wußte noch Niemand in Deutschland von Handwerkern, als einer Gattung freier Bürger im Staat, oder dachte sich ihre Beschäftigung als gangbare Nahrung freier Leute.

Wie wenig überhaupt noch vor Karln dem Großen einheimische Kunstproducte und Handwerker unsern Urvätern bekannt waren, ist aus dem Handelsverkehr zu ersehen, das damals bereits in Deutschland begonnen hatte. Der Deutsche tauschte z. B. Waffen, Bänder, und überhaupt alle Artikel, die in Handwerksarbeit bestanden, vom Ausländer ein, ohne dagegen etwas anders feil zu bieten, als Pelzwerk und Thierhäute, Gänsefedern und Menschenhaar, Vieh und Menschen selbst, die als Sclaven verkauft wurden.

Karls Regierung, dessen großer Geist in mehrern Dingen tausend schlafende Kräfte weckte, und unter seinen Völkern eine neue Welt schuf, machte auch durch Fortschritte des Kunstfleißes

Epoche. Und hätte sein biederes Herz eine geläuterte Andacht gehegt, so wie sie seines großen Verstandes werth war; so würde die junge Industrie, die nur seit kurzem erst aus ihrem Keime war, zu einem noch bessern Wachsthume gediehen sein, und nicht durch nachtheiligen Vorschub der Frömmigkeit von ihm zugleich wieder gelitten haben.

Eine seiner Verordnungen, die noch vor seiner Kaiserwürde gegeben ist (801), macht bereits den größten Theil aller Handwerksarten namhaft, die zu unsrer Zeit erlernet werden *). Es vereinigten sich aber mehrere Ursachen, die den Fortgang dieser Kunst- und Handarbeiten hindern, und ihrer Ausbildung im Wege stehen mußten. Um davon nur ein Paar zu nennen, so brachte es zuvörderst die Nationalerziehung mit sich, daß der Freigeborne nichts schätzte, als Waffen, Jagdhorn und Brevier; Künste aber und Handwerksbeschäftigungen schienen unter seinem Stande, und blieben, so wie der Ackerbau, geringern Händen überlassen. War er bemittelt, so kam er ohnedem nicht in Versuchung, seinem Vorurtheile zu entsagen, und sich mit gedachten Arbeiten abzugeben, und fehlte es ihm an Brot, so trat er in Herren- und anderer Freibürger Dienste, oder durfte nur frommer Müssiggänger werden, und sein Tisch war täglich bereitet. Dazu hatte selbst Karl das Seinige beigetragen.

Keine Andacht nämlich war dem Geschmacke der damaligen frei- oder edelgebornen Müssiggänger willkommener, als Wallfahrten, die zum Unglück durch öffentliche Anstalten der Gastfreiheit allzusehr begünstiget wurden. Schon vor Karln

---

*) Karl befiehlt nämlich den Aufsehern seiner Maierhöfe oder Flecken, gute Künstler in ihrem Dienste zu haben, als „Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller (d. i. solche, die die Stoßvögel abrichteten), Seifensieder, Brauer, die Bier, Äpfel- und Birnmost, und was sonst zum Trinken tauglich ist, zubereiten können, Becker, Netzmacher, die gute Netze zum Jagen zu machen im Stande sind, und nebst diesen noch andere, die zu lang wäre, herzuzählen."

Anm. des Verfassers.

hatte diese Andacht so überhand genommen, und sich verdächtig gemacht, daß sich die Wallfahrer zuletzt mit einem Zeugnisse von ihrem Bischofe versehen ließen, daß sie nicht des Müssiggangs wegen, sondern aus Andacht ihre Reise vorhätten. In der Folge nahm dieses Unwesen nicht nur nicht ab, sondern riß noch mehr ein; und Karl selbst hatte an dieser Art von Andacht Geschmack. Er ließ sich, gleich andern Wallfahrern, eine Pilgertasche machen, die er bei seinen Reisen nach Rom anlegte, und nachher auch mit ins Grab bekam. Im Jahr 802 befahl er, daß Niemand einem Wallfahrer oder Reisenden überhaupt, Obdach und Herberge versage, und wer ihm etwas Mehreres geben wolle, dem werde es Gott belohnen. Das Jahr darauf kam eine neue Verordnung, daß man ihn, den Wallfahrer oder Reisenden, solle nehmen lassen, was zu seiner Nahrung diene, ausgenommen das Gras auf den Wiesen und das Getreide auf dem Acker. Außerdem waren in jedem Kloster, und in Städten neben den Domkirchen, Hospitäler angelegt, wo man überall dergleichen Frömmlingen gütlich that. Kein Vogel also unter dem Himmel fand sorgenloser seine Nahrung, als wer sich zum Wallfahren entschloß. Eginhard selbst sagt in Karls Leben, diese Leute hätten sich, wegen allzu großer Gunstbezeugungen gegen sie, so stark vermehrt, daß sie zuletzt dem Reich und dem Hofe zur Last geworden: Karl aber habe den Ruf der Freigebigkeit diesem Ungemach vorgezogen.

Ein dritter Umstand endlich, der die Betriebsamkeit und somit die Aufnahme der Kunstarbeiten hinderte, war der zu geringe Anbau von Deutschland, das überall voller Wälder und zu leer von Städten war. Man lebte zu abgesondert und in zu geringem gesellschaftlichen Verkehr, war eingeschränkt in seinen Bedürfnissen, hatte kein Geld, und wenig Reiz zu wechselseitigem Gewinn. Vielmehr brachte es das Herkommen mit sich, daß jede Familie ihre Nothwendigkeit meist selbst bereitete, und sowohl Weiber- als Männerhände hatten Theil daran.

Wie es überhaupt Sitte verschiedener Völker noch ist, und bereits im grauesten Alterthume war, daß Männer von weiblichen Händen gekleidet wurden, so geschah es ehedem auch von deutschen Frauen und Mädchen. Linnene Zeuge zu bereiten, ist, so weit alte Nachrichten reichen, die erste Kunstarbeit

in Deutschland; unsre Vorfahren hatten sie von Galliern gelernet, und verstanden sich bereits zu Tacitus Zeiten darauf: denn schon damals saß die deutsche Frau am Weberstuhl und fertigte Linnen, um sich und den Mann zu kleiden. In der Folge kamen noch Wolle und seidene Stoffe hinzu; aber auch diese wurden, bis ins Mittelalter herab, von weiblichen Händen verarbeitet, und werden noch unter Otto dem Zweiten (974-983) von Männerarbeit als weibliches Kunstwerk unterschieden.

Selbst Prinzessinnen schämten sich nicht, am Spinnrocken und Weberstuhle zu sitzen, oder mit Schneidergeräthe umzugehen. Zum Beispiele dient die Kaiserstochter Luitgard, und Kaiserin Kunigunde. Und wie sehr bei Erziehung seiner Töchter Karl der Große Spinnen und Weben zum Gegenstande seiner Sorge machte, ist aus Eginhard bekannt.

Das Frauenzimmer arbeitete, und hatte überhaupt seinen Aufenthalt in abgesonderter Wohnung, genilium oder Frauenhaus genannt, das von Mannspersonen, wegen leicht begreiflicher Sorge, nur selten besucht werden durfte. Noch im Mittelalter fanden sich dergleichen für die leibeigenen Mägde der Stifter, und waren vorzüglich auf fränkischen Maierhöfen gewöhnlich.

In den ältesten Zeiten war ein solches Frauenhaus unterirdisch, nachher stark verwahrt und mit einem Graben befestiget, um, wie versichert wird, die Bewohnerinnen gegen Nothzucht zu schützen. Überhaupt sagt man unsern löblichen Vorfahren in dieser Art von Züchtigung eine eigene Bereitwilligkeit nach, wozu sie uns wenigstens einige gute Vermuthungen in ihren Gesetzen hinterlassen haben, die einige Jahrhunderte hindurch voll von Verordnungen über diesen Gegenstand sind. Im alten alemannischen Recht wird ein vorderes Frauenhaus von einem hintern unterschieden: belobtem Artikel von Nothzucht zufolge, ist jenes wahrscheinlich für Mütter und Töchter, und dieses der Aufenthalt gemeiner Sclavinnen gewesen; denn dort wurden gewaltthätige Umarmungen mit sechs, und hier mit drei Schillingen Strafe gebüßt.

Was nicht von weiblichen Händen pflegte verfertiget zu werden, waren Schuhe, Waffenrüstung und Schmiedearbeit überhaupt, Bauwesen, Geräthschaft und alle Bedürfnisse von här-

terer Arbeit. Diese wurden meist unmittelbar von Leibeigenen besorgt, die dem freien Güterbesitzer auf dem Lande, zum Theil auch in Städten, dienstbar waren. Nur selten, obgleich nicht unerhört, war es, daß hier und da der freigeborne Mann selbst eine Kunst verstand, und eigne Hand anlegte; aber nie leicht um Lohn für andere. Mit Metallarbeiten gaben sich besonders auch Mönche ab, jedoch nur zum Gebrauch ihres Klosters. Es wurden auch Sclavenmärkte gehalten, wo gleichfalls Menschen, die Handwerke trieben, käuflich waren. Wer kaufen wollte, fragte die feil stehenden, was für eine Kunst ein jeder verstände, und half nach Befinden seinem Bedürfnisse ab. Dieß war noch im neunten Jahrhundert ziemlich gangbarer Brauch. Wie aber durch Einfluß des Christenthums der Sclavenhandel überhaupt immer eingeschränkter wurde; so schufen andere stille Revolutionen insbesondere, mit dem Gang der Gewerbe, zugleich immer mehr und mehr das Schicksal der Handwerker um.

Die Urkunden des zehnten und eilften Jahrhunderts machen, in Absicht der Städter, einen Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern. Zu jenen gehörten solche, die von ursprünglich freien, oder gefreiten Familien abstammten, deren letztere im dritten Gliede das Bürgerrecht erhalten hatten. Nichtbürger und bloße Einwohner aber, waren theils Gefreite, die noch nicht im dritten Gliede frei, und des Bürgerrechts theilhaftig waren, theils eigene Leute, die sich mit Handwerksarbeit beschäftigten. Nur die erste Gattung von Städtern war waffenfähig, und nährte sich vom Acker- und Weinbau oder den Zinsen von ihren Landgütern, ohne sich weder mit Kaufmannschaft, die von Gefreiten der zweiten Art getrieben wurde, noch mit Handwerken abgeben zu dürfen. Wie nun theils das alte Herkommen, theils auch manche von Heinrich dem Ersten gemachte Einrichtung, die ihren Bezug auf Krieg und Waffen hatte, die freien Güterbesitzer, und besonders Lehnleute, als eigentlichen Militairstand, immer fester zusammenschloß, so leiteten andererseits die Umstände den Geist der geringern Städter immer mehr auf Betriebsamkeit und Gewerbe. Durch die unablässigen Kriege und Händel der damaligen Zeit, wobei die waffenfähigen Bürger Dienste leisten mußten, schmolzen diese Jahr für Jahr zusammen, da indeß die

unbewaffneten in friedlicher Ruhe sich mehrten, und durch ihre Industrie in der Stille zu Wohlstand und Begüterung gelangten. Dieß wurde auch Reiz für Andere. Was immer der Leibeigenschaft auf dem Lande und unter den Bauern entgehen konnte, oder von der geringern Klasse der Freigebornen war, drängte sich in die Städte, und machte durch Fleiß und Emsigkeit selbst den Adel sich zinsbar. Reichthum und Macht wirkten auch hier auf gewöhnliche Weise, und hoben den gewerbetreibenden Stand endlich, noch ohne Hülfe eines Gesetzes, von selbst aus seiner Verachtung empor.

Am ersten wuchs in der Fähigkeit, Waffen zu tragen, die Kaufmannschaft, dem alten Freibürger oder Ritterstande nach. In Ansehung der Handwerker aber blieb noch die alte Scheidewand, bis Heinrich der Fünfte (11061—125), auch diese für freie Bürger und wehrhaft erklärte. Diese kaiserliche Verfügung ging zwar anfangs nur Speier an; allein andere Städte wußten sich bald gleiche Vortheile zu verschaffen, oder erhielten sie auch sonst, ohne auf den Kaiser zu warten.

Und dieß war denn zugleich ein wesentlicher Schritt zu nachherigen Gilden, Innungen und Zünften; vor deren Erscheinung bereits, außer der Schneidergeräthschaft, auch Wollenweberei angefangen hatte, in Männerbände überzugehen, und eine der wichtigsten Ursachen zur Aufnahme der Städte zu werden.

Die erste Veranlassung der Zünfte liegt noch in Vergessenheit. Sie sind einem großen Theile nach Copie der Magisträte in Städten und städtischer Regierung. Die älteste, bis jetzt bekannte Erwähnung einer Gilde in Deutschland, ist die der Gewandschneider, oder Tuch- und Zeughändler in Magdeburg, die 1153 der Erzbischof Wichmann mit besonderen Freiheiten versah. Diesem Beispiele folgten sodann die Männer vom Riehm und der Pfrieme, die fast um gleiche Zeit das Recht erhielten, sich einen Zunftmeister zu wählen. Und so gibt es der Beispiele noch viele von andern Städten aus eben diesem Jahrhunderte. Ältere aber sind sowohl von Italien als England bekannt.

Die Erlangung des Zunftrechts zog Ehre, Ansehn und Rang für die Handwerker in deutschen Städten nach sich. Sie ent-

lehnten den Titel der Musen, und wurden „Magister“ oder Meister, und ihre Ehehälften „Magisterinnen“ genannt. Ihre Vorsteher hießen „Erzmagister“ (Archimagistri), oder Obermeister und Altmänner. Sie bekamen in der Folge ein besonderes Siegel, hatten eigene Gewohnheiten und Gesetze, bestimmte Innungsstuben und Versammlungstage. Ein Unächtgeborner konnte so wenig ein Handwerker werden, als derjenige ein Zunftgenosse blieb, der eines Verbrechens schuldig ward: „damit ihre Zünfte so rein seien, als wenn sie eine Taube gelesen hätte.“

Wer viel hat, verlangt mehr: sie griffen nach dem Ruder der Städte, das die Obermeister hier und da ausschließlich, anderswo wenigstens theilweise zu führen begehrten. Es begann also ein Streit, in welchem auf anderthalb Jahrhunderte fort, bald Obermeister und Altmänner umgebracht, bald Bürgermeister- und Rathsherrenblut vergossen, bisweilen auch ganze Reihen von Altmännern wie Krammetsvögel aufgehenkt *), oder auf öffentlichem Markte gebraten **) wurden.

Diese Zerrüttungen zogen Verfall aller Künste und Handwerker nach sich, und störten auf gleiche Weise das Glück der Einwohner und die Aufnahme der Städte. Nirgend war der Kampf stärker, als in Reichsstädten. Die Magisträte waren unabläßig bemüht, unter kaiserlichem Schutze den Zünften ein Ende zu machen; und in eben der Maaße suchten wieder Handwerker ihrerseits, unter den Fittigen des Adlers ihre Zünfte zu sichern. Dieß wurde eine neue Quelle des Streits. Ein Kaiser war den Magisträten, der andere den Zünften günstig; es erfolgten daher oft widerrufende Verordnungen, die zuletzt immer die Faust des Stärkern mit authentischen Erklärungen versah.

So wurde mit abwechselndem Siege bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gefochten; wo endlich der Ausgang doch glücklich für die Sache der Zünfte entschied. Denn nicht nur Markgraf Ludwig von Brandenburg verordnete (1345), daß in den Rath zu Stendal jedes Jahr sieben Gildebrüder gewählt werden sollten; sondern es erhielten die Handwer-

---

*) Zehn zu Braunschweig im J. 1220. Anm. des Verf.
**) Zehn ditto zu Magdeburg 1301. Anm. des Verf.

ker auch in andern, besonders in Reichsstädten, beträchtliche Rechte am städtischen Regiment. Wovon jedoch seit dem sechzehnten Jahrhundert, außer obgedachten Reichsstädten, nicht viel mehr, als Schatten noch übrig ist.

Was bei ihrem bisherigen Streit den Zünften Nachdruck gab, war der große Wohlstand der Handwerker, dessen Quelle in der Hansa entsprang. Die Kaufleute jenes berühmten Bundes versahen fast ganz Europa mit deutschen Manufacturen, und von den Reichthümern, die sie dafür zurückbrachten, strömte sodann jedesmal ein Theil in ganz Deutschland umher über die Handwerker aus. Einzelne Bürger, und sogar Schuster, eines der ärmsten Metiers zu unserer Zeit, waren im Stande, selbst Kaiser mit ihrem Seckel zu unterstützen: denn Kaiser Sigismund verachtete nicht die 3000 Mark Groschen, die ihm einst ein Schuster lieh.

Dem Ansehen der Handwerker und ihrer Begüterung entsprach auch ihre Lebensart. Noch jetzt gibt es Zünfte, deren Gesellen Degen tragen, und dieß wurde hauptsächlich im funfzehnten Jahrhundert Mode.

Um sich an Fest- und Galatagen zu putzen, gehörte bei einigen Gesellen ein Schwert an die Seite, oder, nach Beschaffenheit des Handwerks, ein langes Messer. Ihre Meister traten einher in sammetnen Jupen, an den Ermeln mit Silber besetzt. Die Hoffart der Frauen aber, laut damaliger Kleidergesetze, bestand in langen Mänteln, in Kleidern mit Schleppen, die auf die Erde hingen, in Pelzen und großen Sturmhauben. Um dieser Eitelkeit zu steuern, wurden alle hoffärtige Matronen durch landesherrliche Befehle entboten, ihre Kleider mit Schleppen auf das Rathhaus abzuliefern, wo man in christlicher Milde gesonnen sei, ihnen die Schweife abzuschneiden, und an die Armen zu vertheilen.

Mit dem Flor der Hansa hielt das Glück der Handwerker gleichen Schritt: so lange also jene stand, blühte auch das Ansehen der Letztern fort, in deren Zünfte sich oft, wie noch jetzt in England, die vornehmsten Personen einschreiben ließen. Als sie aber im sechzehnten Jahrhundert fiel, begruben ihre Trümmern zugleich auch Reichthum und Ehre der Zünfte, und Handwerker sanken in ihre heutigen Verhältnisse herab. Wozu auch

ehemalige Eifersucht der Fürsten gegen die Macht der Städte das Ihrige beigetragen hat.

So hörten also die alten Klagen über Herrschsucht und Hoffart auf; aber andere Beschwerden wurden nun dagegen laut, die der Meister nämlich, über Ungestüm und Mißbräuche ihrer Gesellen.

Keiner darunter aber hat sich, selbst in Gesetzen und Jahrbüchern des Reichs, berüchtigter gemacht, als der sogenannte blaue Montag. Seine Spur verliert sich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts *).

Man könnte den üblichen Müßiggang der Handwerker am Montage aus dem kanonischen *Postfesto* herleiten, und hätte dann nicht übel gemuthmaßet, wenn man nun weiter glaubte, daß das Beiwort „blau" seinen zureichenden Grund in den kräftigen Fäusten und Stöcken habe, die an diesem Tage gemeiniglich in Übung sind. Wenigstens pflegt in diesem Sinne so mancher Kumpan einen blauen Montag an sich zu tragen. Da es indessen auch einen blauen Dienstag gibt, so ist vielleicht richtiger und gilt überhaupt, was eine ungedruckte thüringische Chronik des sechzehnten Jahrhunderts, vom Ursprunge des blauen Montags insbesondere in Thüringen erzählt.

In den Fasten nämlich wurden die meisten deutschen Kirchen, nach Nationalsitte des sechzehnten Jahrhunderts, blau ausgeschmückt; und um eben diese Zeit fingen die Handwerker an, die Fastenmontage durch Unterlassung aller Arbeit zu feiern. Dieß thaten nicht nur Meister, sondern ertheilten gleiche Erlaubniß auch ihren Gesellen und Knechten. Diese genossen ihrer Muße, nach Sitte der Zeit, bei Trank und Speise, und unter dem ermunternden Zuruf, daß „heute blauer Fraßmontag" sei. Eine Nationalsitte, die nur Fastnachtslustbarkeit sein sollte, dehnte sich bald auf alle Wochen, auch außer der Fastenzeit, aus; und ihre Meister waren dabei desto nachgiebiger, weil ihnen gleichfalls ein zweiter Ruhetag behagte.

Damit war also der blaue Montag fertig. Sein Miß-

*) Etwas davon zeigt sich bereits in der Policeiordnung des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, vom Jahr 1515. Anm. des Verfassers.

brauch artete immer stärker, und bald in die gröbsten Ausschweifungen, in Tumulte und Todtschläge aus; und blieb, ungeachtet der strengsten Verordnungen, die hier und da gegen ihn ergingen, gleichwohl so ungestört im Gange, daß er endlich, nebst andern Mißbräuchen, ein Gegenstand der Berathschlagung selbst für Kaiser und Reich geworden ist.

Die Veranlassung gab das löbliche Corps der Schuhknechte zu Augsburg 1726. Diese hatten mit ihren Kumpanen in Würzburg, denen es bereits 1724 auch schon unter dem Hute gespukt hatte, einen aufrührerischen Briefwechsel geführt, und das zu dieser Absicht aus der Lage entwendete Handwerkssiegel ihren Altgesellen anvertrauet. Der Magistrat untersagte ihnen dergleichen Correspondenz; sie aber erklärten dieses Verbot für einen Eingriff in ihre Rechte. Ehe dieß noch beigelegt war, kam hinzu, daß einige, die durch Schlägereien beim Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, einen neuen Unfug aufbrachten. Der unmaßgebliche Rath nämlich, den sie mit ihrem Beutel gepflogen hatten, führte sie auf den Gedanken, sich nach Subsidien umzusehen. Ihnen leuchtete also ein, es sei billig, daß Schuldige und Unschuldige gleichen Antheil entrichteten. Wer andrer Meinung war, und nicht sogleich mit Freuden seine Kreuzer darbot, erhielt den sinnreichen Unterscheidungsnamen eines Spöttischen, alle übrige aber wurden Brave benennt. Mit dieser Benennung verbanden sie zugleich eine ehrenvolle Ceremonie, die Spöttischen zu beuteln. Wer ein Spöttischer war, und sich sehen ließ, den suchte man, so viel immer der gute Wille vermochte, auf folgende Weise zu amüsiren. Er wurde bei den Ohren und Haaren gefaßt, und gezogen, so lang jene nur werden wollten; zur Abwechslung sodann gerauft, geschüttelt und gestoßen, auch einigemal herumgedreht rc., und das Alles mit einer Feinheit, die der Leser selbst errathen wird; wir wollen nur mit dem kleinen Maaßstabe noch zu Hülfe kommen, daß mancher Gebeutelte alles Bewußtsein, mehrere aber alles Gehör verloren. Der Spöttische mußte, wenn man nicht immer zu beuteln fortfahren sollte, alle Mißhandlung in Geduld ertragen, und zuletzt, wenn es der braven Compagnie aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken, und laut versichern, „es sei ihm Recht geschehen.

Um diesen vortrefflichen Gebrauch auch in andern Städten einzuführen, unterhielten sie einen Briefwechsel mit einigen Herren ihrer Art in München, der aber verrathen wurde. Nach mehreren Händeln, die nun zwischen ihnen und dem Magistrate vorfielen, der ihrem Unwesen steuern wollte, verließen endlich in einem allgemeinen Aufruhr 107 die Stadt, und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatten, an ihre Mitbrüder nach Leipzig, Dresden, Berlin rc., wie folget: „Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß „wir unsre alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß „keiner nachher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl „ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augsburg: so wird „er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das „wird er schon erfahren.“

Dieser Aufstand machte in ganz Deutschland Aufsehen. Die Mißbräuche der Handwerker waren für die innere Ruhe der Städte und ihre Policei zu wichtig, als daß sie nicht endlich auf dem allgemeinen Reichstag hätten zur Sprache kommen sollen. Dieß geschah, und der Erfolg davon war ein Reichsgesetz von 1731, kraft dessen nicht nur andere Mißbräuche, sondern auch der so nachtheilige blaue Montag abgestellt sein sollte. In wenigen Reichslanden aber, außer den brandenburgischen, war man auf die Befolgung dieses Gesetzes bedacht; in vielen kam es nicht einmal zu öffentlicher Bekanntmachung. Von Kaiser Franz wurde es zwar (1764) erneuert, und über die Abstellung des blauen Montags insbesondere kam einige Jahre darauf (1771—72) selbst ein neuer Reichstagsschluß zu Stande. Gleichwohl ist es noch immer beim Alten, und jeder Montag, fast überall bis auf die heutige Woche noch blau. Selbst in den österreichischen Erblanden hat man mehr durch andere Mittel, als kraft erwähnter Reichsordnung, den Müßiggang des Montags abzubringen gesucht *).

*) Man sehe hierüber, wie über Mehreres im obstehendem Aufsatz, eine sehr gute Abhandl. des Hrn. Prof. Hausen in seinen Staatsmaterialien 1783, 3. St. Anm. des Verf.

† Wundercuren der geweihten Ärzte bei einigen amerikanischen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 174—177.)

Die Ärzte in Guiana machen eine geschlossene Gesellschaft aus, die keinen Lehrling anders als nach allerhand sonderbaren deshalb mit ihm genommenen Proben und Präcautionen in ihren Geheimnissen initiirt. Und diese Geheimnisse bestehen größtentheils darin, daß der Arzt seine Kranken nicht mit Arzneimittel — sondern dadurch behandelt, daß er ihm allerhand Grimassen, Verdrehungen des Körpers ꝛc. vormacht, ihn anbläst, begreift, mit seinen beiden Händen über den Kranken streicht, dieselben dann gegen einander fügt u. dergl. m.

Bei manchen dieser guianischen Völker wird aber nicht einmal am Kranken selbst, sondern vollkommen mit gleich gutem Erfolg nur in seiner Gegenwart an einem hölzernen Teufel herumhandirt, den der Äsculap auch von Zeit zu Zeit mit Leibeskräften durchprügelt, so lange bis beim Patienten der Kampf zwischen seiner guten Natur und der Krankheit entschieden, und nun die eine oder die andere den Sieg davon getragen hat. Besagter Äsculap braucht seinerseits dabei auch allenfalls nur die billige Vorsicht, daß er sich sein sostrum mehrentheils nur pränumeriren läßt. Wenn aber der Kranke selbst ein armer Teufel ist, so versichert Barrere *), daß es große Mühe koste, einen Äsculap zu vermögen, sich mit seinem hölzernen Teufel zu ihm zu bemühen: so wie er hingegen im gegenseitigen Falle die aufmerksame Dienstfertigkeit selbst ist, und den getreuesten Unterhändler zwischen dem preßhaften Wilden und dem hölzernen

*) Peter Barrere, Botaniker. Starb in Perpignan als Garnisonsarzt 1755. Schrieb u. A. Nouvelle relation de la France equinoctiale. Paris 1743.

Teufel macht. Er vertraut z. B. dem ersten: „Freund, der „Teufel sagte mir gestern, daß er nicht eher von dir ausfahren „würde, als bis du ihm ein Messer gibst," wenn der Kranke dagegen versichert, daß er gerade kein Messer habe, und dafür dem Schwarzen ein Spiegelchen oder ein Päckchen Schminke (Ruku) anbietet, so antwortet der Vertraute desselben: „Gut, „ich will ihn diesen Abend fragen, ob er damit zufrieden ist," und bringt dann am folgenden Morgen gewöhnlich die erwünschte affirmative Antwort.

Bei einem andern americanischen Volke, den liebenswürdigen Californiern, steht die medicinische Aufklärung nach dem Bericht des Pater Bryert ohngefähr auf gleichem Fuß. Wir wollen den ehrwürdigen Vater selbst darüber sprechen hören:

Er sagt nämlich, „daß viele unter ihnen für Gesundmacher sich ausgeben, welche in der Sache selbst nichts als dumme Betrüger sind. Es haben aber die einfältigen Indianer einen so großen Glauben an dieselbe, daß, wenn sie nicht wohl zu Paß sind, sie allezeit einen, zwei oder mehrere dieser Schlingel zu sich kommen lassen. Diese Charletane waschen, lecken und blasen durch ein Röhrlein den Kranken eine Weile an, machen etliche Grimassen, murmeln etwas daher, das sie selbst nicht verstehen, und zeigen endlich, nach vielem Schnaufen und Arbeiten dem Patienten einen Feuerstein oder etwas dergleichen, so sie verborgen gehalten, mit Vermelden, es wäre nun die Ursache des Übels, welche dieser Stein war, gehoben, und die Wurzel des Schmerzens aus dem Leibe gerissen. Zwölf solcher Lügner bekamen auf einem Tage von mir ihren verdienten Lohn, und mußte das ganze Volk versprechen, künftighin ihrer müßig zu gehn, mit Bedrohung — ihnen widrigenfalls nicht mehr zu predigen."

† Wie der Abt von der Reichenau die Frösche schweigen macht.

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 178—180.)

Was weiland die Fabel dichtete, wie Menschen und Thiere gegen einander zu Felde gezogen, die Pygmäen mit den Kranichen Krieg geführet &c. — das ist doch mehr als einmal in der That realisirt worden. Die alten Balearier waren, wie der ältere Plinius erzählt, einmal von den Kaninchen so in die Enge getrieben, daß sie sich gegen dieselben militärischen Succurs vom Kaiser Augustus erbitten mußten *). Und eben so kamen einst die weltberühmten Abderiten unter Cassanders Regierung mit den Fröschen ins Gedränge. Sie betrugen sich aber auch hier als weltberühmte Abderiten, dachten: Der Klügste gibt nach, überließen den Fröschen das Feld, und sich hingegen, bis auf günstigere Zeiten, einem freiwilligen Exilium: Abdera ward der quarenden Frösche wegen eine zeitlang von seinen Einwohnern geräumt. —

Abt Marx von der Reichenau war seiner Zeit nicht so nachgiebig wie jenes weise Völkchen, bediente sich aber auch nicht wie mancher seiner canonisirten Brüder in dergleichen Fällen eines kräftigen Bannfluches, sondern eines andern nicht minder kräftigen Mittels, das sich aus folgender Urkunde des mehreren ergibt:

„Verzeichnus ettlich vnd mancherley Gerechtigkaiten zu Unlengen des Kelchhofs vnd anderer Sachen halber. Uß Abt Marxens Lehnbuch gezogen.

Die Truchseßen zu der Schaar belangend.

Wir Marcus &c. &c. haben geliehen dem edlen, vesten, un-

*) «Certum est. Balearicos adversus proventum cuniculorum auxilium militare a Divo Augusto petiisse.» Plin. (Nat. Hist. VIII, 55, 61.) Anm. des Verfassers.

sern Getreuen Hansen von Trieberg von der wilden Trieberg als Lehentrager des wohlgebohrnen Herren Wilhelmen Truchseß Freyherrn zu Waldburg unsers günstigen Herren funfzehn Huben zu Unlengen des Kelchhoffs vnd andrer Sachen halber, alles nach Uswies eines papirern Rodels, so ab einen birgamentnen Rodel geschrieben, den er vns zeiget vnd verlesen lies, vnd lautet derselbig Rodel von Wort zu Wort also" — — ꝛc.

— „Item es ist zu wissen, wann vnser Herr der Abt vs der Reichenau zu Mayen kehm gen Unlengen vnd über Nacht da wollt seyn, begert dann vnser Herr der Abt an die von Fridingen, ihr Knecht zu senden an die Camsach, vnd sollend mit Stockchen die Fröschen schwaigen, so sie best mögen, vngeverlich ꝛc." — ꝛc.

† Pluderhosen und Teufeleien, ein Paar Modesachen des sechszehnten Jahrhunderts.

(Götting. Taschenkalender 1789. S. 148—159.)

Ehe noch Welschland, Paris oder London das Urbild für modische Damen und Herren in Deutschland ward, genoß dieser Ehre Burgund. Mit den feinen wollenen Zeugen und Tüchern, die Deutschland und der größte Theil von Europa aus den Niederlanden erhielt, hatte sich zugleich neben andern modischen Dingen im sechszehnten Jahrhundert eine Hosentracht der Niederländer empfohlen, die das Verdienst hatte, daß wenigstens Niemand genirt darin einherging; man nannte sie (und kennt sie in manchen Gegenden, z. B. im Sachsen-Altenburgischen noch als Nationalrecht des Landmannes, obgleich in etwas veränderter Gestalt und nach verjüngtem Maaße, unter

dem Namen der) Pump- oder Pluderhosen. Sie gingen vom Gurt bis an die Schuhe, waren weit, und sowohl in die Länge herab, als in die Quere aufgeschnitten. Diese Aufschnitte wurden mit einem Futter von dünnem Zeuge durchzogen, und dieses Zeug in so viele Falten zusammengelegt, daß man davon zu einer recht stattlichen Hose bisweilen auf 130 Ellen verbrauchte.

Anfangs, als diese Mode noch in ihrer Minderjährigkeit war, trug man Hosen von Tuch, und fütterte die nur erst dazu genommenen fünf Ellen Tuch inwendig und zwischen den Aufschnitten ungefähr mit zwanzig Ellen seidenen Zeugs aus. Nachher aber, als diese anfänglichen Höschen zu Hosen geworden waren, wurde Tuch zu schwer; man machte sie von einer Art Rasch, und wer nichts Gemeines sein wollte, trug sie von seidenem Zeuge.

Jedoch ereignete sich letztern Falls hier und da, was jenen unaufgeklärten Zeiten gar noch nicht zukam, und ein offenbarer Eingriff in die Rechte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen sein soll: man machte mehr Staat, als man bezahlen konnte; wenigstens sagen Chroniken der damaligen Zeit, daß sich verschiedene von Adel ruinirt hätten, weil bloß für eine Hose mehr aufgegangen sei, als ein ganzes Dorf Einkünfte gegeben habe.

Es konnte nicht fehlen, daß Obrigkeiten und Theologen darüber entrüstet wurden; letztere erhoben ihre Stimme zuerst, und jene folgten, um ihr Gewissen zu bewahren. Die Geistlichen predigten von den Kanzeln, die Obrigkeiten durch Polizeiordnungen dawider. Jedoch wollte es mit der Sache zu keinem Ziele kommen, bis sich — der Teufel ins Mittel schlug, und sie zu seiner eigenen Angelegenheit machte.

Einen der ersten Angriffe auf das Unwesen der Pluderhosen, wagte der Diaconus der Oberkirche zu Frankfurt an der Oder in einer erbaulichen Sonntagspredigt 1555. Muthwillige Studenten, anstatt seinen Ermahnungen Raum zu geben, wie dergleichen ernsthafte Leute sonst das Lob haben, verwandelten vielmehr die gehoffte Frucht seines Eifers am nächsten Sonntage in ein schreckliches Ärgerniß: denn die christliche Gemeinde fand, als sie abermals versammlet war, ein Paar große Pluderhosen an einem Pfeiler, der Kanzel gerade gegenüber, aufgehangen. Dieß brachte die gesammte Geistlichkeit auf. Doctor Andreas

Musculus*), Professor zu Frankfurt und Generalsuperintendent in der Mittelmark, nahm vor allen das Wort, und hielt eine überaus ernstliche Strafpredigt. Er gab sie sodann (auf Verlangen) vermehrt heraus unter dem Titel: vom Hosenteufel"**), und dedicirte diesen seinen Teufel den beiden frankfurtischen Bürgermeistern, Witterstatt und Michael Vollfraß.

Musculus verkündigte darin den Deutschen insgesammt, und seinen Märkern insbesondere:

"Gottes Zorn und alles Unglück, darin sie bereits bis über "die Ohren lägen. Es wäre kein Wunder, wenn auch die Sonne "nicht mehr schiene, die Erde nicht mehr trüge, und Gott mit "dem jüngsten Tage gar drein schlüge, wegen dieser gräulichen "und unmenschlichen Kleidung. Gott habe ihn im Amte bei "der Kirche und Universität gesetzt, auf daß er mit Predigen und "Lesen, öffentlichem Schreiben und Wehklagen wider solche große "Bosheit, welche den jüngsten Tag ohne Zweifel bald würde "rege machen, sich auflehnen solle. Er wolle sich jetzt an den "Hosenteufel machen, der sich in diesen Tagen und Jahren al"lererst aus der Hölle begeben, und den jungen Gesellen in die "Hosen gefahren wären, und sich in sechstausend Jahren nicht "habe dürfen hervormachen: daher er gewißlich dafür halte, daß "dieses der letzte Teufel sei, der noch vor dem jüngsten Tage, "als der letzte in der Ordnung, auch das Seine auf Erden thun "und ausrichten sollte. Man brauche zu diesen Hosen nicht al"lein 20 bis 40 Ellen Kartek***) zum Füttern, sondern er wisse, "daß Manche bis 130 Ellen zum Futter nehmen lassen, und "wundere sich, daß die Erde nicht solche Menschen verschlungen

---

*) Geb. zu Schneeberg 1514, gest. 1581.

**) "Gedrukt zu Frankfurt an der Oder durch Johann Eichorn anno MDLVI. 4." — Im Raum zwischen dem Titel und Druckort wird ein Mann in Pluderhosen, nebst zwei ihn quälenden gräßlichen Teufeln im Holzschnitt abgebildet.

Anm. des Verfassers.

***) Ein wollenes Zeug, oder eine Art Rasch, das zu Arras in den Niederlanden fabricirt, und nach Deutschland verfahren wurde. Anm. des Verfassers.

„habe. Gott werde es ihnen aber bis zum jüngsten Tage auf „das Kerbholz schreiben.“

Wie es einem armen Maler um solcher Hosen willen damals ergangen, davon ist gleichfalls in dieser Predigt eine schreckliche Geschichte zu lesen. „Ein frommer Mann nämlich bestellte „ein Gemälde, wodurch das jüngste Gericht ernst und schrecklich vorgestellt würde. Der Maler habe sich dessen aufs beste „beflissen, und die beim jüngsten Gericht nöthigen Teufel aufs „gräulichste mit pluderichten Hosen gemalt, wie sie eben getragen wurden. Da sei denn der Teufel gekommen und habe „dem Maler einen gewaltigen Backenstreich gegeben, mit den „Worten; daß er ihm Gewalt gethan und mit Unwahrheit also „gemalet, indem er nicht so scheußlich und greulich sei, als er „ihn mit den Luderhosen abkontrafeet habe.“ Der scharfsichtige Musculus zieht daraus die unverwerfliche Lehre: „daß diese „Tracht nicht zum Wohlstand und Zierde dienen könne, weil „selbst der unreine und unflätige Teufel sich deren schäme.“ Beiläufig aber kann dieses Bruchstück aus der Künstlergeschichte auch dazu dienen, die Maler der damaligen Zeit zu entschuldigen, wenn sie nicht weit in ihrer Kunst kamen, da sich der Teufel mit so handgreiflichen Urtheilen über die Werke ihres Pinsels zu richten anmaßte, und ihrer Erfindungsgabe Grenzen setzte.

Da auch andere Theologen außer Musculus diese Hosen zu groß und von zu vielem Spielraum fanden: so machten sie mit ihm gemeine Sache, und erklärten sie voll entflammten Eifers von heiliger Stätte für sündlich, brachten es auch bei den weltlichen Obrigkeiten dahin, daß sie theils verboten, theils enger getragen werden mußten. In der rostockischen Kleiderordnung von 1585 wird den Adelichen aufgegeben, daß dergleichen Hosen mit nicht mehr als höchstens 12 oder 14 Ellen Karteke, oder so viel Taft, durchzogen sein solle. In Dänemark aber, obschon man da nicht so weit als in Deutschland gegangen war, und nur 80 Ellen Kartek zu einer Hose nahm, wurden sie ganz verboten, mit dem Befehl des Königs jedem, der sich hinfort in dergleichen Hosen sehen ließe, sie auf der Stelle am Leibe zu zerschneiden.

Am meisten war Churfürst Joachim II. von Brandenburg wider diese Mode aufgebracht. Unter andern Exempeln, die er statuirte, traf sein Eifer auch einen Herrn vom Adel, der eines

Sonntags mit seinen Pluderhosen so eben auf dem Kirchwege war. Diesem ließ er oben den Gurt an verschiedenen Stellen aufschneiden, daß die Hosen ohne Rettung herunterfielen, und der Eigenthümer mitten unter dem Getümmel und Spottgelächter der Zuschauer unbehoset nach Hause eilen mußte.

Indeß schien sich diese Mode dennoch, des Musculus treuherziger Warnung und des churfürstlichen Verbots ungeachtet, immer noch zu erhalten. Die Theologen sahen sich genöthigt, zu andern Mitteln zu greifen. Im Februar 1583 wurde daher, zum Zeichen des göttlichen Mißfallens über diese Tracht, von einem Schafe zu Templin in der Ukermark ein Stück Fleisch geboren, welches ein Paar leibhafte Pumphosen waren. Es wollten aber die verstockten Märker alle diese Warnungen nicht beherzigen: um Johannis desselben Jahres gebar also eine Zimmermannsfrau in Prenzlau ein Kind, das nicht allein ein Paar pluderichte Pumphosen anhatte, die bis auf die Füße hingen, sondern es war auch um den Hals und die Hände mit einem Gekröse geziert, welches von den nachher aufgekommenen Halskrausen und Manschetten ein Vorläufer war.

Überhaupt war es, wie Herr Möhsen, dem ich hier folge, erzählt, zu damaliger Zeit um neue Moden eine gefährliche Sache, sobald sie Theologen befremdete. Als nach den Zeiten Kaiser Karls V. die spanische Tracht in Deutschland aufkam, säumte der liebe Gott nicht, die Brandenburger insbesondere durch ein unzeitiges Kind zu warnen, welches zu Pletzen bei Stendal in völliger spanischen Tracht und mit weiten niederländischen Hosen zur Welt kommen mußte. Dergleichen Mißgeburten, die mit neumodischen Kleidungsstücken männlicher und weiblicher Art das Licht der Welt erblickten, kamen im Brandenburgischen hier und da so lange zum Vorschein, bis eine Verordnung kam, daß alle Mißgeburten an die Akademie der Wissenschaften eingeschickt werden sollten. Hiermit nahmen Zeichen und Wunder ein Ende.

Musculus hatte so viel Beifall mit dem Titel seiner Schrift gefunden, daß er nun auch einen Versuch mit einem Fluch-Ehe- und mit mehrern Teufeln machte, die er nach einander herausgab. In dem Hosenteufel aber fanden seine Leser so viel Salbung, daß noch in demselben Jahre eine zweite Auf-

lage veranstaltet wurde unter dem erweiterten Titel: „Vom zerluderten, zucht und ehrerwegenen pludrichten Hosenteufel, Vermanung und Warnung. Anno MDLVI" *).

Auch mehrere andere Theologen wurden durch diesen Abgang und Beifall von Musculus Predigten gereizt, vor der Fronte ihrer heiligen Reden und moralischen Schriften gleichfalls einen Teufel paradiren zu lassen. So kamen in kurzer Zeit nacheinander Spangenbergs Jagdteufel, Friedrichs Saufteufel, ein Lügen- Hoffarths- und Tanzteufel und dergleichen mehr, zum Vorschein. Und um keinen umkommen zu lassen, so wurden vier und zwanzig Teufel dieser Art, die einzeln herausgekommen waren, zu Frankfurt am M. 1575 und wieder 1785, zu einer Gruppe in einem *Theatro Diabolorum* zusammengedruckt, und legen noch jetzt von dem guten Geschmack unserer Vorfahren ein unverwerfliches Zeugniß ab.

† Was Schiffziehen in Ungern für eine Strafe sei.

(Götting. Taschenkalender 1789. S. 159—161).

Die Todesstrafe ist bekanntlich in den österreichischen Staaten zwar nicht schlechterdings abgeschafft, aber doch auf äußerst seltene Fälle eingeschränkt. Statt ihrer wird nun insgemein auf Schandbühne mit Stockstreichen, auf Brandmarkung und Schiffziehen erkannt. Schwerlich sind viele Leser mit der schrecklichen Beschaffenheit der letztern Strafe bekannt; hier ist also ein umständlicher Bericht aus Ungern: „Jeder Züchtling „bekommt um den Hals einen eisernen Ring, und um den Leib

*) Zu Frankfurt am Main wurde die dritte Auflage gemacht 1563, 8. Anm. des Verfassers.

„einen eisernen Reif, der ihm nie abgenommen wird. Vermit„telst dieses Reifes werden fünf an eine eiserne Stange befe„stiget, von der sie weder bei Tage noch des Nachts loskommen. „Kommt einem von ihnen die Nothdurft an, so werden alle „fünf damit beschäftiget. Ihre Kost ist höchst elend; das Do„nauwasser führen sie in einer um sich hängenden blechernen „Büchse mit sich. Ihre Kleidung ist schlecht. Und werden ihnen „die Kleider naß, wenn sie bisweilen bis an den halben Leib in „dem Wasser gehen, so müssen sie wieder am Leibe trocknen. „Des Nachts finden sie ihr Lager auf der Erde, weil man sie „nicht ins Schiff zu nehmen getrauet, aus Furcht, sie möchten „ihre wenigen Wärter ins Wasser stürzen, und sich losmachen. „Allen Veränderungen des Wetters, der Hitze des Tages und „der Kälte der Nacht, gegen welche sie sich nicht schützen kön„nen, und den Schlägen ihrer Aufseher und Antreiber ausge„setzt, müssen sie nothwendig in kurzer Zeit dahin sterben; we„nigstens zeigt eine dreijährige Erfahrung, daß von 450 zwei „Drittel gestorben sind. Krankheiten entschuldigen nicht, und „wenn einer hinfällt, so müssen ihn die vier übrigen mit sich „fortschleppen, weil er an die Stange geschmiedet ist. An „Arzneimittel ist auch nicht zu gedenken: ihre Natur muß sich „selbst helfen, oder sie müssen crepiren. Oft werden sie in der „Nacht von Schnacken so geplagt, daß ihnen der Kopf anschwillt. „Die Last, die sie stromaufwärts zu ziehen haben, strengt ihre „ohnehin durch alle diese Umstände geschwächten Kräfte eben so „sehr an, als bergaufwärtsziehende Pferde. Will einer stille „stehen, so fällt der Stock auf ihn, und er wird von dem Ringe, „der ihn an die Stange fesselt, aufs Empfindlichste auf den „Rücken gestoßen. Kurz ihr Unglück übersteigt alle Schilderung. „— Und diese entsetzliche Strafe bessert Niemanden, auch den „Zuschauer nicht! —

† Wie Gottesäcker auf Kirchhöfen und Begräbnisse in den Kirchen entstanden sind.

(Götting. Taschenkalender 1790, S. 81—91.)

Durch Ärzte und Philosophen ist in neuern Zeiten die Schädlichkeit des Gebrauchs, Kirchen und Kirchhöfe zu Leichenbehältern zu machen, in ziemlich allgemeine Betrachtung gekommen. Die vielseitig darüber laut gewordenen Stimmen haben bereits auch hier und da gute Wirkung gethan, und man trachtet an immer mehrern Orten denen, die künftig entschlafen, ihr stilles Revier außer dem Kreise der Lebenden anzuweisen.

Bei diesem so sehr und mit Recht aufgeregten Unwillen aller Vernünftigen wider die längere Duldung jener unvernünftigen Gewohnheit, und während man in aufgeklärteren Gegenden so ernstlich bemüht ist, Gottesäcker von Kirchhöfen und Begräbnisse aus Kirchen wegzuschaffen, gereicht es vielleicht den Lesern dieser Blätter zum Vergnügen, über die Entstehung des unsinnigen Beginnens, sich durch Leichengrüfte die Atmosphäre zu verpesten, hier auf einigen Seiten eine kleine Erörterung zu finden. Der Schreiber dieses Aufsatzes entlehnt das Wesentliche aus einer neuern Schrift, — Grollmanns*) Geschichte der Stollgebühren, — die noch neuerlicher, dem rechtmäßigen Verleger zu Liebe, in einer „Sammlung seltener — Abhandlungen" nachgedruckt ist.

Die Entstehung der Gottesäcker auf Kirchhöfen und der Begräbnisse in Kirchen hängt ursprünglich mit den Glaubensideen

---

*) Grollmann (Heinr. Moritz Gottlieb), Prof. in Göttingen, geb. zu Jena 1756, gest. als Prof. in Moskau 1804. Schrieb unter Andern: Kurze Geschichte der Stolgebühren oder geistlichen Accidenzien, nebst andern Hebungen, nach ihrer ersten Entstehung und allmäligen Entwickelung abgehandelt. 1785. 8.

der Christen zusammen; aber kein Christ dachte noch in den ersten Jahrhunderten des Christenthums daran, sein Grab innerhalb einer Stadt zu haben. Der Bischof, der die Grabstätte bestimmte und überhaupt über das Ganze der Beerdigung Aufsicht hatte, sorgte, als die heidnische Religion noch die herrschende war, nur dafür, daß der Leichnam eines Christen seinen Platz nicht neben einem Heiden bekommen, und durch die Nachbarschaft solch eines groben Sünders entweiht werden möchte. Die Gräber waren, zufolge ausdrücklicher Gesetze der Römer, ohne Ausnahme außerhalb der Städte, und besonders an öffentlichen Landstraßen, „damit sie den vorübergehenden Wanderer „erinnern möchten, daß der hier begrabene Staub auch einst„mals gelebt habe, und daß er, der Wanderer, eben so noch „sterben werde.“ Selbst Kaiser erhielten da ihre Grabstätte, wie z. B. August und Tiberius an der via Appia, und Domitian an der via Latina.

Über das bisher bestehende Gesetz wurde von den heidnischen Kaisern genau gehalten; kein heidnischer Unterthan, geschweige der verfolgte Christ, durfte sich daher leicht beikommen lassen, eine Ausnahme zu machen. Die Leichname, wenn man sie nicht auf Äcker oder in Gärten begrub, wurden in jenen bisweilen an Wegen, meistens aber an Bergen und Anhöhen befindlichen Todtengemächern der Märtyrer beigesetzt, wo sich die Christen bei entstandenen Verfolgungen zur Haltung ihres Gottesdienstes heimlich zu versammeln pflegten. Diese unterirdischen Gemächer waren so geräumig, daß manche derselben (man sehe z. B. Burnet über die Katakomben bei Neapel) sogar mit kleinen Städten verglichen werden. Die Särge standen an beiden Seiten auf und neben einander, und freilich schätzte es schon damals jeder Christ für ein Glück, an einer solchen Ruhestätte neben einem Heiligen aufgehoben zu werden.

Nachdem endlich die christliche Religion einen Kaiser zum Proselyten, und ihre Bekenner Friede bekommen hatten, artete die bisherige Hochachtung gegen Diejenigen, die unter den Drangsalen der abgelaufenen drei Jahrhunderte als vermeintliche Helden des Märtyrerthums gestorben waren, immer mehr und mehr in abergläubige Verehrung aus. Diese und jene Stätte im Felde umher, wo die Gebeine eines solchen ruhten, wurde durch weiße

Altäre ausgezeichnet, oder auch, ihrer Heiligkeit wegen, mit Kapellen und Kirchen überbauet.

Und so wurden auch die neuen Kirchen, die nun allenthalben in den Städten emporstiegen, nebst den schon vorhandenen dadurch besonders heilig und geweihet, daß man die Asche und Überbleibsel solcher Märtyrer aus ihren Gräbern holte, und unter dem Altare vergrub.

Kaum war das geschehen, und das erste Grab in der Kirche gemacht: so wurde es für stolze Heuchler oder abergläubige Schwachköpfe ein Magnet zur Nachfolge. Jene letzten sich an dem Gedanken einer ungewöhnlichen Ehre, und diese wähnten, daß es der armen Seele besser ginge, wenn ihr Leichnam an einer so heiligen Stelle verwese, wo die Gebeine und Überbleibsel eines oder gar mehrerer Märtyrer ruheten, wo Altäre ständen, „auf welchen Christus geehret, und wo so manches „Gebet der Verwandten und anderer Christen verrichtet würde.“

Schon Constantin machte den Anfang, und bestellte sein Grab in der von ihm erbaueten Apostelkirche zu Constantinopel, womit er zugleich die Bahn auch für andere Kaiser brach, die sich von nun an eben dieses Begräbniß wählten.

Bischöfe ferner wähnten, daß zwischen Kaiserthum und Priesterwürde ein unzertrennlicher Zusammenhang sei: und so kamen auch sie dahin, oder rückten wohl gar vorzugsweise ins Innere der Kirche selbst hinein, da Constantin und seine Nachfolger aus Bescheidenheit bloße Thürhüter waren, wie ein damaliger Kirchenvater ein Paarmal in seinen Schriften darüber triumphirt.

Endlich folgten auch diejenigen nach, deren Leben sich hinlänglich durch Freigebigkeit an die Priesterschaft und solche Handlungen ausgezeichnet hatte, die der Aberglaube zu den Erfordernissen eines Heiligen rechnete. Laien und Unheilige hätten, dem bisher bestehenden, und sogar von Neuem eingeschärften römischen Gesetze zufolge, zur Stadt hinaus gehört: das aber war dem Geiste der Verwandten, oder auch dem Willen des Verstorbenen selbst, nicht selten zuwider. Sie traten also mit dem Bischofe in Unterhandlung, und ersetzten durch Geld, was dem Seligen an Tugend abging, um in einer Kirche begraben zu werden.

Dieser schon zu Theodosius Zeiten überhand genommene Mißbrauch, wobei sich Einige gegen das Gesetz: „daß kein Todter innerhalb der Stadt begraben werden sollte“, — mit der Ausflucht zu sichern suchten, daß Begräbnisse in der Kirche durch kein ausdrückliches Verbot untersagt wären, veranlaßte den Kaiser, dieser Spitzfindigkeit fürs Künftige mit dürren Worten in seinem Gesetzbuche zu begegnen. Und eben dieses fand nachher auch Justinian nöthig, obschon er den ersten Theil des Theodosianischen Gesetzes — von Beerdigungen in den Städten überhaupt — wegließ.

Indessen half das Nichts, die Übertretung ging immer fort; bis Leo der Weise das bisher bestehende Gesetz der alten Römer, daß Begräbnisse außerhalb der Stadt sein müßten, weil sie innerhalb derselben ein böses Omen machten, aus Rücksicht der Heiligkeit christlicher Leichen, für ungereimt und aufgehoben erklärte, und forthin Jedermann ohne Unterschied frei ließ, seinen Todten in oder außer der Stadt zu begraben.

Unter den Christen im Abendlande ging es nicht besser: auch hier wurde die Sucht nach Begräbnissen in den Kirchen immer gemeiner, bis die Sache im sechsten und vom siebenten Jahrhundert an eine Angelegenheit verschiedener Concilien wurde.

Diese suchten durch nachdrückliche Schlüsse alles fernere Begraben in den Kirchen abzustellen: indem sie statt dessen aber die Auskunft trafen, daß sie den Raum außerhalb den Mauern der Kirche im Nothfall zu Grabstätten anwiesen: so war das zugleich ein wesentlicher Schritt, die bisherigen Kirchhöfe fürs Künftige völlig zu unsern gewöhnlichen Gottesäckern umzuschaffen. Der offene, hier und da mit Säulen besetzte Platz vor den Kirchen (Atrium und Porticus Ecclesiae) wurde anfangs zu Grabstätten genommen, und ihm an manchen Orten der Name Paradies gegeben, wo der entseelte Leichnam dem Tage der Auferstehung entgegenschlummere.

Freilich waren auch diese Plätze noch immer nur für vornehme oder sonst ausgezeichnete Leichen bestimmt. Es kam auch nicht auf Jemands bloßen Willen an, um allda bestattet zu werden, so wenig, als es den adelichen Familien in Frankreich, die nun, ums Jahr 800, nach und nach anfingen, auf Erbbe-

gräbnisse in den Kirchen Ansprüche zu machen, so geradezu frei stand, ihr Grab nach Willkühr auch wirklich darin zu nehmen. Es blieb vielmehr nach wie vor dem Gutbefinden der Bischöfe heimgestellt, und wurde nächst denen zugleich auch dem Pfarrer eines jeden Orts übertragen, jedesmal zu entscheiden, ob auch der Leichnam eines heiligen Grabes in oder bei einer Kirche werth sei. Wozu noch kam, daß die verlangte Grabstätte ohne verhältnißmäßiges Entgelt vom Bischof oder Pfarrer nie leicht bewilligt wurde.

Die geringern Volksclassen mochten daher ordentlicher Weise zwar immer noch ihre Todten auf gemeinen Plätzen außerhalb der Stadt begraben, während Andere, weil sie vornehm oder reich genug waren, auf Kirchhöfen und um Kirchen herum ihre Stätte erhielten. Lange aber scheint dieser Unterschied nicht gedauert zu haben. Wenn jene gemeinen Grabstellen außer den Städten unentgeltlich waren, so brachte selbst der Vortheil der Geistlichen mit sich, den Gebrauch der Kirchhöfe zu erweitern, und sofort auch auf die geringern Stände auszudehnen, die gleichfalls das fromme Verlangen anwandelte, in besserer Erde zu verwesen: denn mit diesem erweiterten Gebrauch vermehrten sich die Gebühren für die Grabstellen; und war es auch nur wenig, so war es doch immer mehr, als sonst, was nun das Grab gemeiner Leute einbrachte. Für die besondern Rücksichten blieb ohnehin, durch verhältnißmäßige Entfernung der Gräber von den Kirchmauern, immer ein kennbarer Unterschied frei.

In Bestimmung der Zeit, wann, besagter Weise, die Kirchhöfe so allgemein als Todtenäcker in Gebrauch gekommen, ist es weder nöthig noch möglich, genau zu sein.

Gegen Kirchenbegräbnisse ergingen Concilienverbote bis ins elfte Jahrhundert, wegen der Gräber auf Kirchhöfen aber, ist schon seit dem achten Alles stille. Kein Concilium, keine Synode denkt seit der Zeit mehr daran, diese erst noch, als etwas Besonderes, ausdrücklich zu erlauben.

† Was es eigentlich mit dem Geschenke der Bräutigamshemden und des Schlafrocks bei Hochzeiten für eine Bewandniß habe.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 92—100 incl.)

In den meisten Gegenden Deutschlands ist es unter Verlobten Sitte, daß die Braut ihren Geliebten mit einem oder mehrern Hemden beschenkt, und dieser überdieß am Abend seiner Wünsche einen Schlafrock und eine Mütze auf dem Hochzeitbette findet. Diese Kleidungsstücke sind in ihrer ursprünglichen Bestimmung Badekleider, die, als entfernte Folgen mit Aussatz und Kreuzzügen Zusammenhang haben.

Der Aussatz ist ein in den Morgenländern sehr gemeines Übel, und fleißigen Bibellesern schon als gewöhnliche Plage des Volkes Gottes bekannt. Seine eigentliche Heimath, wie alle Ärzte versichern, ist Ägypten, wo er von dem Mangel gesunden und reinen Wassers, vom Genuß schlecht gesalzener Fische in faulenden Seen und Teichen gefangen, und stark gesalzenem halb faulen Käse entstehen soll, die daselbst die Kost des gemeinen Mannes sind.

Diese Krankheit, der höchste Grad des Scorbuts mit einem Ausschlag über den ganzen Körper, steckte auch die Kreuzfahrer an, und nahm desto stärker überhand, je mehr der Ursachen waren, die das Übel beförderten. Bei ungewohntem Klima und schlechter Kost, mit der sie aus Hunger in wüsten Gegenden, wo schon vorher durch andere Kreuzfahrer Alles aufgezehrt war, ohne Unterschied vorlieb nehmen mußten, war auch an Reinlichkeit und gehörige Kleidung unter so rohen Haufen nicht zu denken. Die Hemden, die man damals trug, waren gewöhnlich von Wolle: denn Leinwand war zum gemeinen Gebrauch viel zu kostbar und selten, wie das Beispiel der Gemahlin Carls VII. beweist, welche, nach dem Bericht eines beglaub-

ten französischen Schriftstellers, in ganz Frankreich damals die einzige Person war, die zwei Hemden von Leinwand hatte. Dergleichen wollene Hemden aber am Leibe des Aussätzigen nahmen nicht nur die Infection desto leichter an, sondern reizten auch die Entzündung mehr und machten das Übel ärger.

Hierzu kam, außer dem gänzlichen Mangel einer ersprießlichen Diät, auch völlige Unbekanntschaft der Mittel, diese Krankheit zu heilen. Wer es gut machen wollte, verordnete Schweinefleisch und besonders Speck zur täglichen Cur, und gab Wein zu trinken; wie Joinville beschreibt, der zugleich bemerkt, wie sauer es sich König Ludwig IX. bei dieser Gelegenheit habe werden lassen, um den Namen eines Heiligen zu verdienen.

Von den zurückkommenden Wallfahrern wurde sodann dieser Aussatz in alle Länder verschleppt, und ganz Europa dergestalt damit angesteckt, daß es einige Jahrhunderte gedauert hat, ehe er ausgerottet werden konnte. Aus angestellten Untersuchungen sachkundiger Ärzte ergibt sich zwar, daß diese Krankheit sich bereits lange vor der Periode der Kreuzfahrer in Europa gezeigt hatte; aber nie war sie so allgemein gewesen, als während und nach dem Zeitraum der Kreuzzüge *).

Weil man anfangs kein besseres Mittel kannte, um das Anstecken zu verhüten, als dergleichen Kranke, nach dem Beispiel der Morgenländer, und wie schon Moses in seinem Polizeigesetz verordnet hatte, von den Gesunden abzusondern: so wurden in den Städten umher eigene Aussatzhäuser erbaut, worin man die Inficirten, deren Krankheit für unheilbar und für eine besondere Strafe Gottes gehalten wurde, die durch kein leibliches Mittel abzuwenden sei, bei nöthiger Verpflegung eingeschlossen hielt. Matthieu Paris versichert, daß es unter Ludwigs VIII. Regierung über 19,000 dergleichen Häuser in Europa gegeben habe, und ihrer allein in Frankreich im Jahr 1225 mehr als 2000 gezählt worden seien.

In Deutschland gab dieser Aussatz Gelegenheit, daß eine

---

*) So wie die Pocken, die aus Abyssinien nach Arabien gekommen, durch die Kreuzzüge in Deutschland gleichfalls mehr bekannt geworden sind. Anm. des Verfassers.

bisher ganz ungewohnte Sache leidenschaftlich beliebt würde. Schmutz und Unsauberkeit nämlich schienen keine geringe Schuld an der Beharrlichkeit und Verbreitung der Seuche zu haben; Fürsten und Geistlichkeit gaben sich also Mühe, das Mittel in Gang zu bringen, welches Moses dem Volke Gottes empfohlen hatte: fleißiges Baden.

Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht, durch welche man seine Sünden abwasche und Vergebung bei Gott erwerbe. In vielen Klöstern, so wie von den Obrigkeiten in Städten, wurden Badstuben angelegt, deren viele durch fromme Stiftungen zu Seelenbädern*) gemacht wurden. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten entweder in den Klöstern oder auch in den Badstuben der Städte und in Hospitälern umsonst gebadet, und, wenn sie es verlangten, auch geschröpft oder zur Ader gelassen, und hernach gespeiset, oder auch mit Brot, Bier und Salz beschenkt wurden, zum Heil des Stifters, und zur Abkühlung seiner Seele im Fegefeuer.

Um auch den Ritterstand zur Reinlichkeit zu bringen, und ihn seiner schmutzigen langen Bärte zu entwöhnen, so sollte kein Ritter in einen Orden aufgenommen, oder ein Knappe zum Ritter gemacht werden, der nicht den Abend vorher sich hätte gebadet und den Bart abnehmen lassen. Ersteres geschah mit vielen Ceremonien, um das Baden nothwendiger und zur Ordenspflicht zu machen; hingegen hielt es mit dem Abnehmen der Bärte schwerer, weil die Geistlichen darin eine Zierde suchten.

Es scheint überhaupt für Obrigkeiten und Geistliche keiner ermüdenden Nachsicht bedurft zu haben, um das auf die Bahn gebrachte Mittel zur herrschenden Mode zu machen. Bald in den ersten Zeiten waren Brautbäder, das Baden der Hochzeitgäste, und wöchentliches Baden der Handwerksgesellen, ein Brauch. Aber auch diese nützliche Sache blieb dem Laufe der Dinge getreu, und artete, wie Alles was herrschend wird, endlich in Mißbrauch aus.

Die Handwerksbursche forderten nicht allein von ihren Meistern wöchentliches Badegeld, oder eine Vermehrung des Lohns; sondern führten auch Sonnabends sogenannte Badeschichten.

*) Balnea animarum, Refrigeria animae. Anm. des Verf.

ein, und liefen früh von der Arbeit, um nach der Badstube zu kommen *).

Auch die Geistlichen, und selbst Bischöfe, mußten sich den neu aufgekommenen Gebrauch, Badehemden zu verschenken, nützlich und zu einer Art von Auflage zu machen. Die Bürger von Augsburg, zum Beispiel, mußten ihrem Bischofe, so oft er badete, zwei neue Badeschürzen, und dem Kapellan vierzig Pfennige schenken.

Am wenigsten aber unter Allen konnte die Liebe diesen Zweig einer möglichen Gunstbezeugung unbenutzt lassen. Wie man nach und nach überhaupt eine eigene Pracht mit Badekleidern trieb, so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdieß Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit gebadet, und dabei wacker geschmauset wurde, sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitgäste zum Bade führten, und die Braut ihre und des Bräutigams Verwandte mit Badehemden beschenkte.

Diesen lästigen Aufwand nahmen endlich hier und da Polizeigesetze in Anspruch; man verbot die Hinführung der Hochzeitgäste zum Bade, und bestimmte zugleich die Schranken, in welchen sich Bräute mit ihren Geschenken zu halten hätten. Die rostockische Kleiderordnung z. B. von 1581 setzt fest, daß die Braut dem Bräutigam nicht mehr schenken sollte, als eine Badekappe, nicht über fünf Gulden an Werth; ferner zwei Haupttücher und einen Badebeutel. —

Nachdem in veränderter Zeit der Geist das Baden weder als Nothmittel der Reinlichkeit, noch als Artikel der Ordenspflichten, oder zum Wohl der Seele im Fegefeuer nöthig findet; und andererseits eine neuere Krankheit, als jener Aussatz war, die öffentlichen Badstuben überhaupt verdächtig, und in mancherlei Rücksicht bedenklich gemacht hat: so ist auch das Baden

---

*) Wahrscheinlich schreibt sich davon der noch bestehende Gebrauch der Handwerker her, Sonnabends eine Stunde eher, als andere Tage, Feierabend zu machen. Anm. des Verf.

der Braut und der Hochzeitgäste dahin: jedoch das sonst übliche Badegeschenk an den Bräutigam, obgleich unkenntlich, noch vorhanden.

† Wie zwei reichsstädtische Gesandte ein Räthsel gelöset.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 101. 102.)

Dem K. Rudolph von Habsburg *) wird bekanntlich nachgesagt, daß er gern geschimpft und gern gespaßt habe. Als nach Sitte jener Zeiten, da die Kaiser im Reiche herum von einer Provinz zur andern reisten und Gerichthof hielten, einst auch zwei reichsstädtische Gesandte vor ihm erschienen, und in einer wichtigen Rechtssache von dringender Eile um allergnädigste Entscheidung baten, „hat er in Acht genomen, daß der Gesandten „einer ein grawen Kopff und schwartzen Bart, der andere aber „ein grawen Bart und schwartzen Kopff“ habe. Beide ließ er über ihr Anbringen, und über die Gefahr der Eile bei ihrer Sache, ausreden, und erbot sich dann: „ihnen mit förderlicher „Hülff zu willfahren, so bald sie jhme die Ursach jhrer Ungleichheit „der Haare im Bart und Kopff würden offenbahren.“ Die Gesandten baten hierüber „umb Bedacht“ und erschienen des andern Tags wieder, da denn „der erst hat gesagt, Allergnädigster „Herr, daß mein Bart graw unnd der Kopff schwartz, ist die „Ursach, daß meine fürnembste Sorg gewesen, wie ich das Maul „zum besten möcht underhalten, darumb bin ich ehr umbß „Maul graw worden, als auffm Kopff. Der ander sagt, er „hett sein Haar auffm Kopf mit auß Mutterleib gebracht, der „Bart aber über etlich Jahr erst hernach gewachsen und jünger

*) Geb. 1218, gest. zu Germersheim 1291.

„sei, darumb sey der Kopff graw und der Bart schwarz.“ Die Stadt genoß die Frucht dieser Talente: denn der Chronist*) setzt hinzu, der König habe beider Bericht mit Gefallen gehört, und sie mit guter Verrichtung entlassen.

† Tschercassische Mädchen.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 114—123.)

Tschercassien, ein ansehnliches Land am Fuße des Caucasus in der Erdenge zwischen dem caspischen und dem schwarzen Meere, ist wohl den mehrsten unsrer Leser bloß durch das Landesproduct bekannt, das dieser Artikel zur Aufschrift hat. Und da doch über den Vertrieb dieses Products so manche irrige und theils widersprechende Vorstellungen noch ziemlich allgemein im Gange sind, und doch gerade jetziger Zeit bei Anlaß des Türkenkriegs desselben oft Erwähnung geschieht, so wird man hoffentlich diesen Aufsatz hier nicht am unrechten Orte finden.

Die so allgemein berühmte Schönheit der tschercassischen Mädchen, worin sie selbst den georgianischen und mingrelischen weit vorstehen, scheint ihren Grund theils zwar in dem milden glücklichen Himmelsstrich, unter dem sie geboren werden, mehr aber wohl noch in der sorgfältigen Erziehung zu haben, die bei diesem Volke fast ganz auf Erhaltung jener Vorzüge abzweckt.

Die feine Haut sichern die Mütter ihren Töchtern schon in den ersten Kinderjahren durch die Einimpfung der Pocken, welche wohlthätige Operation bekanntlich eben aus Tschercassien erst nach Constantinopel, von da nach London und Hannover, und nachher erst ins übrige Europa übergegangen ist. Die schlanke Taille zu erhalten, näht man den kleinen Mädchen den Unter-

*) Lehmann speyerische Chronik. Anm. des Verf.

leib fest in einen breiten ledernen Gurt ein, der ihnen nie abgenommen wird, sondern bloß wenn er mit zunehmendem Wachsthum endlich platzt, mit einem andern eben so dicht anpassenden vertauscht wird. Erst wenn sie heirathen, löset ihn der Bräutigam am Hochzeitabend mit seinem Dolch.

Sie werden von Kindheit an zu eleganten Weiberarbeiten, Nähen, Stricken ꝛc. angehalten, wovon das göttingische Museum unter den Geschenken des Hrn. Baron von Asch merkwürdige Proben besitzt. Die gleiche Sorge wird auf ihr Betragen, Anstand ꝛc. gewandt. Und daß sie auch, selbst in dem, was man feinen Ton nennt, ihren obgedachten, übrigens wegen ihrer Schönheit berühmten Nachbarinnen in Georgien überlegen seien, wird wenigstens allgemein versichert. Die türkischen Großherren hatten vordem Georgianerinnen und Tschercassierinnen in ihren Harems. Allein es ist eine bekannte und noch neuerlich von Hrn. Peyssonel wiederholte Erzählung, daß ein Sultan, der eine Nacht mit einer der erstern zugebracht, sie gefragt, ob es bald Tag würde? „Ja," antwortete sie, „denn ich merke das „an einem gewissen Bedürfniß, was mich immer gegen Morgen „um die Zeit anwandelt." Der Sultan fand die Antwort zu naiv und beurlaubte seine Dame sogleich. Ein paar Tage nachher that er einer Tschercassierin die an jener ihre Stelle gekommen war, die nämliche Frage. Sie antwortete: „ja, Aurora „kommt, ich merke, daß der Morgenzephyr schon mit ihren Locken „spielt." — Diese, freilich nichts weniger als naive, Antwort war so nach des Sultans Geschmack, daß er sichs und seinen Nachfolgern von Stund an zum Gesetz machte, nie eine andere, als eine Tschercassierin mit seinem nähern Umgang zu beehren.

Die Tschercassierinnen sind, bei einer durch das gedachte Einnähen des Unterleibes zum Umspannen schlanken Taille, doch übrigens von einem blühenden vollen Fleisch, was durchgehends bei den Türken zur höchsten Schönheit gerechnet wird. Das non plus ultra in ihren Augen ist, wenn sie von einer Dame sagen können: „ihr Antlitz ist wie der volle Mond und ihre „Hüften wie Polster."

Die Farbe der Augen und Haare ist bei den Tschercassierinnen verschieden. Es gibt Mädchen mit schwarzen und welche mit blauen Augen, welche mit schwarzem, andere mit blondem,

noch andere mit rothem Haar. In ihrem Vaterlande findet man diese letzte Farbe so über Alles schön, daß sich auch die Blondinen ihr Haar mit besonderen Pomaden roth färben.

Bei diesen vielseitigen Vorzügen der Tschercassierinnen begreift sich der hohe und fast ausschließliche Werth sehr leicht, worin sie bei den Morgenländern, namentlich bei den Türken, Persianern, und bei den vornehmen crimmischen und nogayischen Tataren stehen. Bei den letztern ist durch die Vermischung mit dem tschercassischen Blute ihre sonst nichts weniger als angenehme Nationalbildung nach und nach so verschönert, daß man jetzt unter den vornehmern Nogayern ꝛc. viele Gesichter findet, die sich der mütterlichen Schönheit nähern.

Eben jener hohe Werth, worin die tschercassischen Mädchen bei den gedachten Völkern stehen, gibt den Grund, warum gewöhnlich die Eltern solcher schönen Töchter dieselben sehr willig jenen Fremden überlassen, und um ihren Preis zu erhöhen, so viele Sorgfalt auf ihre körperliche Bildung und übrige Erziehung verwenden. Die Aussicht in das blendende Glück, das diesen Töchtern dann bevorsteht, da manche vielleicht Sultaninnen werden können u. dgl., macht den Müttern die Trennung von denselben nicht bloß leicht, sondern erwünscht, vollents die reiche Ausstattung an nützlichen Waaren dazugerechnet, die nicht sie den Töchtern, sondern die armenischen und crimmischen Menschenhändler ihnen den Müttern selbst geben.

Freilich wird aber auch ein großer Theil dieser schönen Mädchen nicht erkauft, sondern geraubt, — und das vorzüglichst durch die in jenen Gegenden, zumal auf Menschenraub herumstreifenden und wegen ihres unüberwindlichen Löwenmuthes allgemein berühmten Cesphier, die dann ihre schöne Beute wieder an gedachte Sclavenhändler verkaufen.

Der Hauptmarkt für den tschercassischen Mädchenhandel ist (oder war wenigstens bisher) zu Caffa, in der Crimm, wo überhaupt dieses Gewerbe den beträchtlichsten Zweig des Commerces ausmacht. Die Kaufleute aus Rumili (Griechenland) und Natolien (Kleinasien) ziehen zu gesetzten Zeiten dahin zur Messe, doch hatte ehedem der Khan allemal zuerst das Aussuchen.

Der Preis für eine Tschercassierin ist freilich äußerst relativ. Doch z. B. für ein schönes junges Mädchen mit recht rothem

Haar gewöhnlich 12 bis 14 Beutel türkisch, d. i. 6 bis 7000 Piaster oder Gulden.

Es ist eine oft nachgeschriebene Sage, daß es sowohl Christen als Juden, von welcher Nation sie auch sein möchten, verboten sei, tschercassische Mädchen zu kaufen, und das aus dem Grunde, weil die Tschercassier zu den Mohamedanern gerechnet würden. Dies Verbot kann vielleicht in der Türkei rc. gelten: aber weder in Tschercassien selbst, noch auf dem Markte zu Caffa, scheint man davon Notiz zu nehmen. Wie de la Motraye Tschercassien durchreiste, bot man ihm öfters hübsche Mädchen zu Kauf an. Und wie noch neuerlich Hr. Kleemann in Caffa war, wurden ihm ebenfalls Tschercassierinnen vorgestellt. Eine davon, die 18 Jahr alt sein sollte, und nach seiner Beschreibung einen ansehnlichen Wuchs, schlanken Leib, guten Gang, hellblondes Haar, große blaue Augen, eine etwas lange Nase und reizende Lippen, weiße schön gereihte Zähne, eine blendende Haut, einen etwas langen Hals und den schönsten Busen hatte, ward ihm von ihrem armenischen Verkäufer für 4000 Piaster angeboten.

Andere Schriftsteller haben gerade im Gegentheil behaupten wollen, es gebe vielmehr in den Harems der Türken keine wahre Tschercassierinnen, denn dieses wären rechtgläubige Christen, und zur Knechtschaft zu edel (— dieß sind die Worte eines der größten Völker- und Länderkenners unserer Zeiten, der sich dabei auf sichre Nachrichten beruft —) Der Irrthum kann daher entstanden sein, weil wirklich einmal die christliche Religion unter den Tschercassiern eingeführt war, da nämlich Czaar Iwan Wasiliowitsch um die Mitte des XVI. Jahrhunderts sich ihres Landes bemächtigte. Aber sie sind kaum hundert Jahre lang der griechischen Kirche zugethan gewesen, sondern aus Mangel an Unterricht ist nun wenigstens seit eben so langer Zeit das Christenthum unter ihnen unbekannt, und sie bekennen sich dagegen wieder zur mohamedanischen Religion von der sunnitischen Secte.

Im Grunde aber scheinen sie überhaupt eben so wenig eifrige Mohamedaner als Christen zu sein. Wenigstens wußten die Russen schon vor 60 Jahren, daß bei Verträgen mit den Tschercassiern ihr Eid auf den Koran so unzuverlässig war, als wenn sie auf die Bibel schworen, und fügten ihm also eine

Clausel bei, die tiefern und heiligern Eindruck auf sie machte: „breche ich diesen Eid, so werde mein Weib zur Hure und ich zum Schelm.“

†Die Brieftauben.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 123—128.)

Die Schnelligkeit womit die Haustauben große Reisen in einem Fluge zurücklegen können, und ihre Anhänglichkeit an ihren Schlag oder Kobel, dem sie aus weiter Ferne wieder zueilen, hat vorlängst den ganz natürlichen Gedanken veranlaßt, sich ihrer zum Brieftransport zu bedienen: ein Einfall, den man seit langen Jahrhunderten in allen drei Theilen der alten Welt realisirt hat. Am häufigsten, und vermuthlich auch zuerst in den Morgenländern, wo man sich zu diesem Gebrauch einer eignen schwarzblauen Art von Tauben bedient, die sich besonders durch rothe Fleischwarzen um den Schnabel und um die Augen herum auszeichnet, die aber doch keine verschiedene Gattung, sondern eine bloße Spielart von der gemeinen Haustaube zu sein scheint. Ein Reisender in Ägypten oder Kleinasien rc., der gern Nachricht an den Ort seiner Abfahrt senden will, nimmt von da, wenn er abgeht, einige Tauben aus dem Schlag mit, und bindet ihnen dann unterwegs seine Depeschen in einem kleinen Briefchen unter die Flügel, womit sie, sobald sie losgelassen werden, eiligst ihrem alten Schlage zufliegen, wo ihnen dieselben, der Abrede gemäß, von dem auf ihre Ankunft wartenden Correspondenten abgenommen werden. Der alte ehrliche Reisige Schildtberger*) von München, der zu Anfang des

*) Joh. Schiltberger, aus München, ward bei des Königs Sigismund in Ungarn unglücklichem Kriegszuge gegen Bajazet 1395 gefangen, und hatte Persien und Arabien als Gefangener zu durchziehen.

funfzehnten Jahrhunderts etliche und dreißig Jahre lang seine berühmten Abenteuer erst als Bajazets, und dann als Tamerlans Gefangener bestanden, versichert, daß man zu seiner Zeit den Tauben, die man zum Brieftragen bestimmt, zu Hause immer Zucker unter ihr Futter gethan, um sie desto mehr an ihre Heimath zu gewöhnen, damit sie aus der Ferne, wo sie dieses ihr Lieblingsfutter nicht genießen, desto eiliger zu ihr zurückkehren möchten. Sonst nimmt man auch zu gleicher Absicht bloß männliche Tauben mit, weil sie dann desto hitziger wieder zu ihren Weibchen eilen. Am sichersten ist es zumahl, wenn diese eben Eier brüten oder Junge haben. Ehe der Reisende seine Briefträger wieder fliegen läßt, füttert er sie aufs Reichlichste, damit sie nicht der Hunger treibt sich unterwegs zu verweilen. Zu gleichem Zwecke werden ihnen auch vorher die Füße in Essig gebadet, weil sie dann das Baden im Wasser unterwegs unterlassen, was sonst ihre Briefe verderben würde. Zum Überfluß aber werden doch diese selbst mit Wachs überzogen, um sie auf allen Fall gegen Nässe zu sichern. Und wo möglich werden doch Duplicate vom Brief gemacht und zweien Tauben zugleich mitgegeben, falls etwa eine von beiden bei trübem Wetter sich verirren oder gar verunglücken sollte.

Das Geringste ist, daß so eine Taube einen Weg, wozu der schnellste Fußgänger wenigstens sechs Tagereisen braucht, in einem einzigen Tage zurücklegt. Den Weg von Scanderona nach Aleppo, der volle eilf deutsche Meilen beträgt, machen sie in weniger als sechs Stunden.

Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden zwischen manchen Orten in der Levante, z. B. zwischen den beiden gedachten Städten, zwischen Damiata und Hiska rc. ordinäre Taubenposten unterhalten. An manchen dieser Orte, auch zu Alexandrien rc. waren öffentliche Taubenposthäuser, wo die Reisenden welche zur Miethe kriegen, und ihre Correspondenten dann die von den wiederkommenden Tauben mitgebrachten Briefe bei dem Aufseher abholen konnten.

In manchen Gegenden, wie z. B. in Bassora, Bagdad rc. bedient man sich der Taubenpost auch noch bis diese Stunde.

Den wichtigsten Gebrauch hat man von den Brieftauben im Kriege gemacht. Die Leser des Tasso wissen, wie die Brief-

taube, die Sultan Solyman an Aladin nach Jerusalem abgeschickt hatte, gerade über dem christlichen Lager von einem Falken verfolgt in Gottfrieds Schooß flüchtete, und dadurch der ganze feindliche Plan verrathen und vereitelt wird. Nun das ist freilich mit dichterischer Licenz ausgeschmückt. Aber daß allerdings in den Kreuzzügen häufiger Gebrauch von den Posttauben gemacht worden, ist aus den gleichzeitigen Schriftstellern bekannt. So ließen z. B. die Abgeordneten, die der Fürst von Hafart an Gottfried schickte, sobald sie den Bund mit demselben geschlossen hatten, ihre zwei mitgebrachten Tauben mit der Nachricht davon ihrem Herrn zufliegen.

Aber so hat man sich auch schon bei den alten Römern der Tauben zu Kriegsdepeschen bedient. So correspondirten in der Belagerung von Modena Hirtius und Decimus Brutus mit einander.

Und so sind noch erst vor ein paar hundert Jahren auch im nördlichen Europa, nämlich in dem spanisch-niederländischen Kriege (namentlich in der Belagerung von Haarlem und in der zweiten leidenschen) gemeine Haustauben, die man noch zeitig genug aus der Stadt zur Armee des Prinzen Wilhelm von Oranien gebracht hatte, oft mit glücklichem Erfolg von diesem zum Brieftransport gebraucht worden: bis durch einen Zufall so eine Brieftaube in der belagernden Spanier Hände fiel, und da man hinter ihre Aufträge kam, dann alle über das Lager fliegende Tauben ohne Unterschied weggeschossen wurden.

---

† Cagliostro.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 171—175.)

Es werden wenige unserer Leser sein, die nicht das Leben des Joseph Balsamo *) oder des sogenannten Grafen Ca-

*) Geb. zu Palermo 1745, gest. im Gefängnisse zu St. Leo, im Kirchenstaate 1795.

gliostro gelesen haben, das zu Rom aus der apostolischen Cammerdruckerei nebst einigen Nachrichten von den Freimaurersecten erschienen ist, und wovon man zwei Übersetzungen, oder eigentlich eine Übersetzung und einen Auszug im Deutschen hat. Hier zu Lande wird man in der Hauptsache wenig Neues aus diesem Werkchen lernen, denn daß Cagliostro der infamste Schurke dieses Jahrhunderts war, und der eigentlich verdient hätte, die vier bis fünfhundert Jahre, die er höchstens noch zu leben hat, auf der verworfensten Galeere zuzubringen, das wußten wir längst. Nur Kinder oder Menschen wie die Kinder, konnten so etwas nicht sehen. Dieses ist es auch was die Lesung dieses Werkchens für einen vernünftigen Menschen noch erträglich macht, weil man es mit einem solchen verworfenen Geschöpfe nicht so genau nimmt. Aber was das sonst für ein Proceß ist! Daß doch der Gauner so früh wieder nach Rom zurück kommen mußte! Er hätte an den Quellen des Nils oder an einem ähnlichen Plätzchen, die Betbruderjahre abwarten, und dann nach Rom kommen und allenfalls die letzte Station auf den Knieen machen müssen, so hätte er noch immer canonisirt werden können. Die Anlage zum Heiligen war da und zwar in hohem Grade, nur war der Mann noch zur Zeit zu gesund und zu wollüstig, um den Betrüger für die Bäuche der Kirche zu spielen; so spielte er ihn bloß für seinen eigenen, und das war sein Unglück. Nicht ohne den größten Unwillen lassen sich daher die sehr unapostolischen Insinuationen lesen, die hier gegen eine ganze Menschenclasse überall vorkommen, ohne zu bedenken, was in der jetzigen Gährungszeit der gesellschaftlichen Verfassungen des menschlichen Geschlechts solche fromme Banditenwinke für Folgen für einzelne, unschuldige Glieder haben können. Ich bin kein Freimaurer, kein Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft in der Welt, und denke es auch nie zu werden: allein Vernunft und Herz empören sich, wenn man hier von Rom aus, den größten Spitzbuben immer mit einer Art von Triumph mit einem Orden in Verbindung gestellt sieht, in welchem auf alle Weise gewiß, die berüchtigten Schurken seltener sind als in der Geschichte der Päbste. Was kann das der katholischen Kirche schaden, wenn sich erweisen läßt, daß eine ganze Reihe ihrer Oberhäupter wahrhafte Auswürfe der

menschlichen Natur gewesen, und eine andere Reihe es bloß aus Furcht nicht öffentlich geworden sind? — Zuweilen verfällt das Buch sogar ins Kindische, wenn man Mönchskniffe kindisch nennen kann. So wird S. 98 der Zürichschen und S. 126 der Weimarschen Übersetzung gesagt: Cagliostro, ein in der Maurerei so vortreffliches Genie, der über Alles so vortreffliche Auskunft habe geben können, habe dennoch mit unwandelbarer Standhaftigkeit behauptet, er verstände die Bedeutung der Buchstaben L. P. D. nicht, die unter einem Patent standen, von welchem man mehrere Exemplare bei ihm fand und das er selbst verfertigt haben soll, (gerade als wenn der Spitzbube irgend etwas von dem verstanden hätte was er sprach und that), man wisse aber anders woher (das ist: unser Mönchswitz führte uns in dieser betrübten Zeit auf den artigen Einfall), daß es heisse: Lilium Pedibus Destrue. Kann etwas Erbärmlicheres gedacht werden? Dem lahmen Pedibus hört man so recht die Auslegnerei von Patribus an. Warum nicht lieber schlechtweg Laterna Philosophiam doceat, oder Pontificum Doctrix. Wie wenn es nun Loco privato datum, (etwas Ähnliches bedeuten diese Buchstaben schon im älteren Rom), oder Litterae patentes doctorum, oder so etwas, oder gar Laus plurima Deo geheißen hätte? Überhaupt gibt es schwerlich noch drei Buchstaben des Alphabets, mit denen sich so Alles andeuten läßt was man will, als diese. Man bedenke nur die reichhaltigen Wörter, Lutherus, Papa und Diabolus; die einzeln mit andern figuriren könnten, die: Laverna, Pontifices, Dea, die Libertas Populi defendenda, die schöne vaticanische Sentenz: Libertas philosophandi destruenda, das schwere Wort Patibulum, das hier so nahe bei der Laterna steht, und das Decretum am Ende, das von Haus aus ja schon mit einem einzelnen D geschrieben wurde, und hundert andere. Es könnte auch heißen Lineas parallelas ducere oder ducamus, und dat ginge sonnenklar auf die Gleichheit der Stände. Doch genug hiervon. Zum ruhigen menschenfreundlichen Schluß merke ich nur noch an, daß es auch heißen könnte: Latenter, Prudenter, Decenter. Ich weiß nicht, ob dieses ein Freimaurer-Motto ist, aber das weiß ich, daß Viele aus diesem Orden, die mir bekannt geworden sind, nach diesem Motto gelebt haben.

† Ein Paar neue Schlüsse aus alten Londonschen Mortalitätstabellen.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 177. 178.)

a) In 75 Jahren starben in London am Selbstmord gerade noch einmal so viel als am Seitenstich.

b) In 75 Jahren wurden in London ermordet 559 Menschen; sich selbst ermordet haben 2869, also mehr als fünfmal so viel. Dieses dient, wenigstens für jene Stadt, zur Bestätigung zweier Sprichwörter: Jeder ist sich selbst der nächste, und: Des Menschen ärgster Feind ist er selbst.

c) In demselben Zeitraum riß das Alter so viele Menschen hin, als die Pocken. Vielleicht ist dieses die Ursache, warum man in den Jahren der Überlegung, ich meine zwischen 17 und 25, so eifrig bemüht ist sich das Alter, wonicht inoculiren zu lassen, doch wenigstens dafür zu sorgen, daß man nicht daran sterbe. Auch erhellt hieraus ein Trost für Ältern, deren Kinder die natürlichen Pocken bekommen, den sie freilich von einer andern Seite leichter und stärker haben können, nämlich, daß ein Kind; das die Pocken bekömmt, noch eben sowohl vor Alter sterben kann als an den Pocken, wie viel wahrscheinlicher ist es also, daß es überhaupt durchkömmt. Das Alter ist die tödtlichste aller Krankheiten, denn man hat noch kein Beispiel, daß jemand, der davon befallen wurde, durchgekommen wäre, und doch kann man mit Grunde dabei ausrufen: Schade, daß sie so wenige Menschen bekommen!

† Etwas von Jesuiten.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 165. 166.)

Hr. v. Uffenbach *) merkt in seinen Reisen folgende Inschrift an, die er, ich vergesse wo? angetroffen hat, und die werth wäre häufiger unter Haustafeln, und hauptsächlich Calendariis perpetuis, angetroffen zu werden; auch allenfalls unter dem Spiegel:

Quid
Jesuita sit,
Nemo scit,
Nisi, qui Jesuita fit,
et
Diu Jesuita permanebit.

Dieses hat ein Freund folgendermaßen ver—deutscht:

Was ein Jesuit sei,
das weiß der Teu-
henker oder wer dabei
gewesen ist zwei
Dutzend Jahre oder drei.

Was damals bloß der Teu-Henker wissen mochte, wissen nun Gottlob die besten Menschen beider Kirchen, und ich hoffe die Welt kann vor dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß jetzt sicher sein, der noch vor einiger Zeit zu befürchten war.

*) Zacharias Conrad von Uffenbach, geb. zu Frankfurt a. M. 1683. gest. 1734. Mitglied des Senats seiner Vaterstadt. Ein Theil der Beschreibung seiner Reisen ist 1753 gedruckt. Bruder des Johann Friedrich von Uffenbach, kaiserl. Raths rc., der seinem Namen durch die Schenkung seiner Bibliothek an die Universität Göttingen ein ehrendes Gedächtniß gestiftet hat.

† Ein großer Waghals.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 169—171.)

Vor einigen Jahren hielt sich ein Kerl auf den Straßen von London auf, der sich und seine Familie durch ein Kunststück ernährte, das nicht leicht gefährlicher sein konnte. Er sprang nämlich auf die Naben der Hinterräder vorüberfahrender Kutschen, so daß er auf dieselben zu sitzen kam; faßte zu gleicher Zeit die Speichen und drehte sich nun, wie jemand, der ein Rad schlägt, mit dem Rade fort, während seine Frau das Honorarium in den Straßen und von den Fenstern einsammelte, aus denen man den Künstler passiren gesehen hatte. Es soll ihr etwas eingetragen haben; vermuthlich weil man ein Weib beklagte, daß eine solche Bestie von Irion zum Manne hatte, und also vermuthlich bei dem Almosen schon den Chirurgus oder gar die Wittwe mitbedachte. Er trieb es lange, wurde aber endlich einmal lebendig gerädert nach dem Hospital gebracht; weiter geht die Geschichte nicht. Schade, daß ein Geschöpf von dem Muthe und der Adresse, im Leben nicht an die Stelle zu stehen gekommen ist, wo er mit Ehre, im Dienste seines Vaterlandes davon hätte Gebrauch machen können. Seine Geschichte würde alsdann jetzt vielleicht umständlicher sein und weiter hinausreichen, als eine Zeitung und ein Taschenbüchelchen sie tragen kann. So wurde der große Seydlitz*) als Knabe einmal belauscht, wie er sich, ohne seiner Eltern oder irgend Jemandes Vorwissen, ganz für sich übte, mit dem Pferde zwischen den brausenden Flügeln einer Windmühle durch zu sprengen. Das waren die ersten leisen Regungen von dem Muthe und der Gegenwart des Geistes, den die Welt noch lange bewundern wird, und namentlich die Franzosen bei Roßbach so herzlich und ganz ohne allen Verdacht von Heuchelei bewundert haben.

*) Friedr. Wilh. v. Seydlitz, geb. zu Cleve 1722. gest. 1773.

† Eine moderne Entdeckung des Herrn Dutens.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 176—179.)

Herr Dutens*), der sich in seinem berühmten Werke *de l'origine des découvertes attribuées aux Modernes*, eifrig bestrebt, die Neuern um die Ehre schier aller Erfindungen zu bringen, und ihnen in den ersten Ausgaben seines Buchs auch fast nichts weiter übrig gelassen hat, als die Buchdruckerkunst, die Glocken, die pneumatische Orgel, den Zucker aus dem Rohr, die Uhren durch Räderwerk, den Compaß, die Mühlen, das Porcellan, die Entdeckung von America und das Fernrohr, — dieser Herr Dutens, sage ich, hat nunmehr selbst die moderne Entdeckung gemacht, daß die Alten auch das letztere, das Fernrohr mit Gläsern (denn Röhren, um dadurch deutlich zu sehen, hatten sie), gekannt haben. Er trägt seine Entdeckung in der neuern Quartausgabe seines Buchs, die 1796 zu London erschienen ist, vor. Nachdem er Vieles beigebracht, was eigentlich nur, wie er auch selbst einsieht, beweiset, daß sie durch Röhren sahen (dergleichen sich ja bei uns, um Licht von der Seite abzuhalten, der gemeine Mann mit der hohlen Hand macht), und bei der Gelegenheit den Boden einer tiefen Grube, worin man die Sterne bei Tage sehen kann, das erste Urteleskop genannt hat, beruft er sich auf eine Stelle im Strabo, worin er sogar Refraction der Lichtstrahlen durch Glas und Ver-

*) Louis Dutens, geb. zu Tours 1730, ging nach England, begleitete Lord Algernon, Sohn des Herzogs von Northumberland, auf dessen Reisen; starb in London 1812. Gab heraus: Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux Modernes. 1766. 2 Voll. 8. Vierte Ausgabe 1812. u. Leibnitii Opera omnia. Genève. 1769. 6 Voll.

größerung findet. Der Auszug aus dieser Abhandlung, den ich vor mir habe, enthält weder die Stelle aus dem Strabo selbst, noch auch eine genaue Hinweisung auf dieselbe, ob er gleich eine große Stelle aus dem Aristoteles, und kleinere aus dem Plutarch und Jamblichus in der Grundsprache enthält, die nichts beweisen, daher jene nähere Hinweisung auch wohl im Original fehlen möchte. Die genauere Untersuchung hiervon liegt außerhalb des Plans dieses Taschenbuchs, und vielleicht auch jedes andern. Indessen verdiente die Stelle vielleicht eine nähere Betrachtung, nicht um das hohe Alter der Fernrohre zu beweisen, sondern den wahren Sinn der Worte anzugeben, um zu zeigen, wie die Alten nach ihren Kenntnissen so haben reden können, ohne deßwegen nur den mindesten Begriff von einer Verbindung von Linsengläsern zu haben. Die Sprachforschung könnte dadurch gewinnen. — Wie wäre es möglich gewesen, daß eine solche Erfindung, die zumal auch die Großen interessirt haben würde, wieder hätte verloren gehen, oder so wenige Früchte (eigentlich gar keine) tragen oder so wenig erwähnt werden können? Freilich wenn die Alten von Gelehrten mit dem Geiste studirt werden, mit dem die Apokalypse leider! noch immer von Ungelehrten studirt wird, so läßt sich auch wohl die Boussole im Homer finden; auch hat man sie wirklich darin gefunden, obgleich kein Wort davon darin steht. Bei diesem antiquarischen Hange des Menschen, das Neue im Alten zu finden, müßte sich, sollte ich denken, von einem Manne, der Witz mit Phantasie und Menschenkenntniß mit Sachkenntnissen mancher Art verbände, ein Buch schreiben lassen, aus welchem die Dutens des 28sten Jahrhunderts beweisen könnten, alle leidigen neuen Entdeckungen jener Zeiten habe man schon vor tausend Jahren gekannt. Es wäre dieses freilich ein etwas sonderbarer Gebrauch von einer so seltenen Verbindung von Geistesgaben. Dafür dürfte aber dem Manne auch wegen des tausendjährigen Lebens seines Werks nicht bange sein. Die mystischen Prophezeihungen werden, wie die Rheinweine, immer mehr gesucht und theurer bezahlt je älter sie werden. So wie der Prophet in seinem Vaterlande nicht gilt, so gilt er auch nicht in seinem Jahrhundert, und die Bücher, die zu keiner Zeit Jemand ganz versteht, selbst der

Autor nicht (das ist ein Hauptpunkt), sind diejenigen, die zu allen Zeiten am gierigsten gelesen werden.

† Große Scharfsichtigkeit der Geier.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 183—185.)

Herr Everard Home, der in den Philos. Transact. für 1795 und 1796 sehr sinnreiche Aufsätze über die Veränderungen des Auges nach der Entfernung der Gegenstände geliefert hat, führt in den letztern ein merkwürdiges Beispiel von der Scharfsichtigkeit der Geier an, wenn anders, was er erzählt, wirklich die Folge eines scharfen Gesichts, und nicht etwa eines andern Sinnes, oder die vereinte Wirkung mehrerer gewesen ist. Einige Herren, die auf der Insel Cassimbusar in Bengalen jagten, hatten ein wildes Schwein von ungemeiner Größe erlegt, und neben ihrem Zelte liegen lassen. Etwa eine Stunde nachher bemerkten sie bei vollkommen klarem Himmel einen schwarzen Fleck in einer großen Entfernung in der Luft, der immer größer und größer wurde, und endlich sah man, daß es ein Geier war, der in gerader Linie auf das Schwein zuflog, sich darauf setzte und gierig zu fressen anfing. In weniger als einer Stunde hatte er schon eine Gesellschaft von siebenzig andern, die von allen Seiten gekommen waren, meistens aber aus hoher Luft, wo sie zuerst an Stellen gesehen wurden, an denen man wenige Minuten vorher noch nichts hatte bemerken können. — Um doch auszufinden, ob nicht andere Sinnen und namentlich der des Geruchs mitgewirkt habe, hätte man zu einer andern Zeit ein solches Stück Wild mit Laub oder Gras bedecken müssen. Man denke nur an die unbegreifliche Feinheit der Hundesnasen, die in einem wahren Chaos von Gerüchen, nur den anzeigen, der zu ihrem Departement gehört, und auf dessen Erforschung sie sich gelegt haben. Auch wäre es möglich gewesen,

daß jene Geier, eben weil auf dieser Insel zu Zeiten gejagt wird, oder weil sie überhaupt reich an Wild ist, derselben regelmäßig die Visite machten, um zu sehen, ob etwas zu thun sei. Wäre es aber das Gesicht jener Thiere gewesen, was hier hauptsächlich thätig war, so findet der Mensch vielleicht noch Mittel, sie zu Entdeckung entfernter Gegenstände abzurichten, wie die Hunde zu der von Trüffeln. Daß man sich vor Erfindung des Compasses zuweilen der Raben bedienet hat, so wie Noah der Tauben, um entferntes Land zu entdecken, ist bekannt. Im Kriege könnten solche animalische Teleskope vorzüglich nützen, und wer weiß, ob nicht bald ein benachbartes sinnreiches Volk, das so viel Altrömisches wieder eingeführt hat, nicht auch noch einmal, statt der abgedankten Feldprediger, bei seinen Armeen wieder *Auspices* einführt.

† Merkwürdige Zuneigung einer Gans zu einem Haushunde.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 186—190.)

Nachstehende merkwürdige Geschichte findet sich im vierten Band von *Lyson's* Environs of London. So unglaublich sie scheint, so ausgemacht ist sie und durch das einstimmige Zeugniß aller Einwohner eines ganzen Kirchspiels bestätiget. Herr Fane-William Sharpe, auf dessen Landgute Little Grove, in Hertfordshire, sie sich zugetragen, hatte sie seinem Exemplare von Willoughby's*) Ornithologie beigeschrieben, und so kam sie in Herrn Lyson's Hände.

Die Gans, von welcher hier die Rede ist, war eine von denen, die man canadische nennt (*a Canada goose*). Diese

*) Willoughby, Francis, geb. 1635, gest, 1676. Ornithologiae libri tres. London 1676. Fol.

Art Gänse liebt eigentlich das Hühnerhofleben nicht, sondern streicht gern umher. Allein dieses Thier hatte einen Hofhund des Hauses in eine solche Affection genommen, daß sie sich immer bei dessen Stalle aufhielt, und sich nur von demselben entfernte, wenn sie ihrem Futter nachging, kaum aber hatte sie gefressen, so kehrte sie sogleich nach dem Stalle zurück. So saß sie den ganzen Tag neben der Hütte ihres Lieblings. Hinein zu gehen wagte sie indessen nicht, ausgenommen bei Regenwetter. Wenn der Hund bellte, so fing sie sogleich an zu gackeln, und schoß wohl gar auf die Personen, denen ihrer Meinung nach das Bellen galt, und versuchte sie in die Beine zu beißen. Zuweilen machte sie einen Versuch mit dem Hunde zu essen, dieses gab aber dieser, der überhaupt seine so warme Freundin mit großer Kaltblütigkeit behandelte, schlechterdings nicht zu. Wenn das übrige Federvieh zur Ruhe ging, ging sie nie mit, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn sie mit den übrigen auf die Weide getrieben werden sollte, war sie nicht von dem Hofthore wegzubringen, sondern saß da den ganzen Tag davor, wo sie den Hund wenigstens sehen konnte. Als nun endlich beschlossen wurde, dem treuherzigen Thiere seinen Willen zu lassen, und sie nicht weiter mit solchen gewaltsamen Trennungen zu kränken, überließ sie sich diesem Umgange mit aller Herzlichkeit. Sie lief sogar des Nachts mit ihm auf dem Hofe herum, wenn er die Runde machte, und wenn er zuweilen am Tage einen Spatziergang in das Dorf unternahm, begleitete sie ihn, um mit seinem Reisetrab Schritt halten zu können, halb gehend und halb fliegend. Diese außerordentliche Zuneigung endigte sich nur mit dem Tode des Hundes, der zwei Jahre, nachdem man sie zuerst bemerkt hatte, erfolgte. Es wurde damals allgemein geglaubt, der Hund habe zufälligerweise die Gans einmal von dem mörderischen Anfall eines Fuchses gerade in dem entscheidenden Moment befreiet. Während der Krankheit des Hundes verließ sie ihn gar nicht mehr, selbst nicht einmal um ihr Futter zu suchen, und man hatte Ursache zu vermuthen, daß sie würde verhungert sein (?), wenn man ihr nicht eine Schaale mit Korn bei die Hütte gesetzt hätte. Diese ganze Zeit über hielt sie sich in der Hütte selbst auf, und litt nicht, daß sich jemand derselben näherte, die Per-

son ausgenommen, die dem Hunde oder ihr das Essen brachte. Das Ende dieses treuen Thiers war höchst traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte sie lange die Hütte nicht verlassen. Als man endlich einen andern Hund, von fast gleicher Größe und Farbe, dem verstorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier durch den äußern Schein betrogen, und als sie sich treuherzig zu ihm, in der Meinung, es wäre ihr alter Beschützer noch, in die Hütte begab, faßte sie der Successor bei der Kehle und ermordete sie auf der Stelle. Was diese Geschichte merkwürdig macht, ist, daß die Zuneigung entstand, als das Thier schon erwachsen war, daß sie so ziemlich einseitig blieb, und daß sie nicht bloß Gewohnheit, sondern so etwas vom contrat social zum Grunde hatte. Die Gans, die vermuthlich öfters den Fuchs gespürt haben mochte, fand sich unter des Hundes Regierung sicher, und sie diente ihm dafür wieder, ob es gleich nicht verlangt worden war; sie verfolgte den Feind, dem der angeschlossene Hund bloß die Zähne weisen konnte. Übrigens ist Freundschaft zwischen sonst gegen einander feindseligen Thieren, die man zusammen aufgezogen hat, nichts weniger als ungewöhnlich. Doch verdient ein Beispiel angeführt zu werden, das man in Göttingen gesehen hat. Jemand hatte einen Fuchs mit einem Huhn aufgezogen; diese bezeigten die größte Zuneigung gegen einander, und waren immer beisammen, und dieses noch dazu an einem ziemlich einsamen Orte des Hauses, wo sie sich also größtentheils unter ihren eigenen vier Augen mit einander unterhalten mußten. Als das Huhn starb, trauerte der Fuchs nicht allein sehr aufrichtig, sondern soll auch den Ort ihres Umganges, wie ich höre, einige Zeit vermieden haben, weil er seine Freundin da nicht mehr fand.

Einige gemeine Irrthümer.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 72 ff.)

Ich weiß keinen schicklicheren Artikel für einen Kalender, als diesen. So lange es Menschen gibt, wird es an Bereicherung und Fortsetzung desselben so wenig fehlen, als an Finsternissen, so lange unser Sonnensystem dauert. Freilich wird vielleicht dieser Artikel künftig in seinem eignen Eingeweide wühlen, wenn uns dieser Ausdruck verstattet ist, und was er jetzt als Irrthum aufstellt, künftig als Wahrheit zurücknehmen. Der berühmte Dr. Brown *) hat ein ganzes Buch davon geschrieben, allein die Irrthümer, die er rügt, sind durch das Licht des gegenwärtigen Tages meistens zerstreut, und er selbst vielleicht hat sie vertreiben helfen.

Eine genaue Bestimmung des Begriffs von einem populairen Irrthum möchte wohl schwer sein, und wäre hier auch übel angebracht. Wir verstehen hierunter solche, die in der guten Gesellschaft, oft unter sonst vernünftigen Leuten häufig im Schwange gehen, und was selbst Gelehrte, die nicht gerade von dem Fach sind, sicher zu wissen glauben, aber falsch wissen. Zu keinem Artikel wünschten wir aufrichtiger Beiträge der Gelehrten, als zu diesem, sie sollen allemal, wenn sie gut sind, mit Erkenntlichkeit in jedem Verstand, von uns aufgenommen werden. Wir werden unsere Belehrung oft als Zweifel vortragen; gegründete Zweifel über eine Sache, worüber man positiv zu sein können glaubte, ist allemal Belehrung und kein geringer Schritt zur Wahrheit.

---

*) Thomas Brown, geb. zu London 1605, gest. als Arzt zu Leiden, 1682. Schrieb: Pseudodoxia epidemica seu examen errorum popularium. Deutsch durch Chrn. Peganium, in deutsch Reutner genannt. Frkft. und Leipzig 1680. Auch holländisch und französisch.

Die Zwergnation auf Madagascar ist, sowie die Riesennation der Patagonen eine Fabel. Hr. Commerson *), dessen Geist man die erstern zu danken hat, war selbst nach dem Bericht seiner Freunde ein Schwärmer, und beobachtete als ein solcher.

Die Maler und Kupferstecher zeichnen oft ihre Regenbogen perspectivisch und oval, und die Projectionen ihrer Kugeln cirkelrund; das Erste ist immer falsch, und das Letztere in den meisten Fällen.

Es ist nunmehr erwiesen, daß die sogenannten Jumars und die Bifs und die Bafs nichts sind als Maulesel, auch ist es falsch, daß die Maulesel gar nicht empfangen und gebären.

Beim Federharze trägt man sich an manchen Orten noch mit der Fabel, die wir mehr der Kräftigkeit, womit sie widerlegt werden kann, als ihrer Wichtigkeit wegen anzeigen. Die Leute, die an den wunderbaren Eigenschaften dieses Harzes noch nicht Wunders genug haben, wollen versichern, daß eine Kugel aus demselben verfertigt, gemeiniglich, wenn man sie fallen ließe, höher spränge, als sie gefallen wäre. Sie haben aber nicht bedacht, daß eine solche Kugel endlich aus der Welt hinausspringen müßte.

Nach Hrn. Dr. Forsters sehr gegründeter Muthmaßung fällt all das schöne gleiche Verhältniß zwischen Knaben und Mädchen in der Welt weg, und es ist höchst wahrscheinlich, daß in manchen Gegenden weit mehr Mädchen als Knaben geboren werden.

Wer keine Hermaphroditen glaubt, sagt das schwäbische Magazin, der lese des Hrn. d'Arnauds anatomisch-chirurgische Abhandlung davon.

Man schließt oft von der Stärke eines Models ohne weitere Rücksicht auf die Stärke des Werks, wovon es die Vorstellung im Kleinen ist. Diese Schlüsse haben große und kostspielige Irrthümer erzeugt. Man sehe hiervon eine Abhandlung

---

*) Phil. Commerson, geb. 1727, gest. auf Isle de France 1773. Er machte mit Bougainville die Reise um die Erde. Von ihm rührte der Name Hortensia für die bekannte Zierblume her, und Forster nannte nach ihm die Pflanzengattung Commersonia. Schrieb ein Martyrologe de la Botanique.

des Hrn. Euler in den Commentarien der Petersburgischen Akad. vom Jahr 1775, hauptsächlich was die Brücken betrifft.

Die Bäume setzen nicht einen Ring des Jahrs an, sondern zwei, sie können aber nur bei den schnellwachsenden mit dem bloßen Auge unterschieden werden.

Der gemeine Mann glaubt, die Gewitter kämen oft wieder zurück, und das zuweilen nach 3 Tagen. Dieses ist ganz falsch, es sind neue Gewitter.

Die Gewitter ziehen immer dem Wind entgegen, ist eine ähnliche Bemerkung, die aber wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks einiger Auseinandersetzung bedarf. Einem starken, herrschenden Wind kann eine Gewitterwolke so wenig entgegen ziehen, als eine Pflaumfeder. Es ist eben so lächerlich, zu sagen, der gemeine Regen kommt mit dem Wind, und das Gewitter zieht gegen denselben, als zu behaupten, Büchenholz fließe mit dem Strom, hingegen Tannenholz denselben hinauf. Was wir oft und genau in dieser Sache bemerkt haben, ist Folgendes: Wenn ein Gewitter in der Nähe hängt, so kommt gemeiniglich ein Wind von der Wolke her, dieses ist wahrscheinlich ein Luftzug, der durch die Kühlung unter der Wolke, und den Fall des häufigen Regens oder Hagels nach der benachbarten warmen und dünnen Luft verursacht wird. Heiß und kühl in einer Gegend liegt, bei einem Gewitter, näher beisammen und hat schärfere Grenzen als bei einem andern Regen. Es ist daher ein Vergnügen, zu sehen, wie die Wetterfahnen bei einem vorbeigehenden Gewitter, den Rücken immer nach der Wolke kehren. Sobald sie aus diesem Wirkungskreis heraus sind, nehmen sie die Stellung wieder an, die der herrschende Wind erfordert. Z. E. es herrscht ein Südwind, und es steigt in Südwesten ein Gewitter auf, so zeigt die Fahne des Thurms nach Nordost, das Gewitter vom Südwind getrieben, kommt nun der Stadt in Westen, so weist die Fahne nach Osten, endlich kommt das Gewitter in Nordwest zu stehen, und die Fahne weist nach Südost. Nun fängt das Gewitter an, dem Wind scheinbar entgegen zu ziehen, und dieses ist die Zeit, welche die falsche Bemerkung begünstigt; die Fahne weist immer südlicher: wenn aber endlich die Donnerwolke in Norden verschwindet, so kehrt die Fahne wieder in ihre erste Lage zurück, und weist nach Norden. Man muß also

hierin den Luftzug nahe bei der Wolke von der Richtung des Hauptwindes unterscheiden, welchem Beides, die Wolke und jener Luftzug, gehörig folgt. An manchen Orten können auch hohe Berge, welche die elektrische Wolke anziehen, einen Irrthum veranlassen, auch hat man vielleicht oft die Ausbreitung einer Gewitterwolke nach allen Seiten oder ihre schnelle Vergrößerung für den Zug des ganzen Wetters angesehen.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 40 ff.)

Der Taback hat nicht seinen Namen von der Insel Tabago, sondern umgekehrt, die Spanier gaben der Insel den Namen, weil sie so viel Taback darauf fanden. Das Kraut hieß anfangs Cohoba, Cohobba, Givia, auf Mexicanisch Yetl und Pyuetl (nicht Yelt und Pyuelt, wie in vielen Büchern steht), eine andere Species hieß Quauhyetl. Nicht das Kraut, sondern das Rohr, wodurch es geraucht wurde, hieß Tabacos, sagt Hernandez *). Monardes **) in seiner Historia medicinal soll der Erste sein, der obigen Irrthum hat.

Bei dem Spiel Paar oder Unpaar? ist es nicht gleichviel, ob man Paar oder Unpaar räth. Es ist ein Übergewicht für Unpaar. Denn wenn ich eine Handvoll Geldstücke, um diese Frage zu thun, aus meiner Tasche hole, so war die ganze Anzahl derer, die ich in der Tasche hatte, entweder gerade oder ungerade. War das Erste, so konnte ich freilich gleich leicht eine gerade oder eine ungerade Zahl derselben zu fassen kriegen: war aber das Letztere, so war der Fälle, daß ich eine ungerade Anzahl faßte, einer mehr als derer, da ich eine gerade greifen konnte. Denn jede ungerade Zahl enthält Eine ungerade Zahl mehr in sich, als sie gerade enthält. Z. E. 7 enthält 1, 3, 5, 7, aber nur 2, 4, 6. Also ist bei obigem Spiel ein wiewohl oft sehr geringes Übergewicht von Seiten des Ungeraden.

Die Kröpfe einiger Alpenbewohner können wohl nicht vom

---

*) Hernandez (Franciscus), Philipps II. Leibarzt, der in der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach Westindien, naturhistorischer Forschungen wegen, gesandt wurde.

**) Monardes (Nicol.), Arzt in Sevilla: geb. um 1578.

Schneewasser herrühren, wie Viele behauptet haben, denn auf Sumatra gibt es ein Volk, das meistens Kröpfe von der Dicke eines Straußeis und oft eines Menschenkopfs hat, und da gibt es kein Schneewasser.

Die Leute, von denen man sagt, sie reden durch die Nase, reden nicht durch die Nase; und wenn sie durch die Nase redeten, so würde man sagen, sie redeten nicht dadurch.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 93 ff.)

Ich habe gefunden, daß viele angesehene Schriftsteller im Deutschen immer Mittagslinie statt Äquator sagen. Es ist aber dieses sehr unrichtig gesprochen, da das Wort Mittagslinie eine so sehr bestimmte Bedeutung hat, und den Durchschnitt der Mittagsfläche mit dem Horizont bedeutet. Daß uns der Äquator gegen Mittag liegt, womit man jenen Ausdruck entschuldigen will, ist nicht einmal wahr. Wenn man eine Verticalfläche durch den wahren Osten oder Westen legt, so liegt eben so viel vom Äquator derselben gegen Norden als gegen Süden, daß er aber dem Parallelkreis, den wir beschreiben, gegen Süden liegt, rechtfertigt den Ausdruck auch nicht, denn in dem Verstand käme er den beiden Wendecirkeln, dem südlichen Polarcirkel und unzähligen andern Parallelen eben so gut zu. Will man ihn den Gleicher oder die Mittellinie nennen, so will ich nicht widersprechen, man nenne ihn nur nicht Mittagslinie.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 207 ff.).

Man irrt, wenn man glaubt, unser y sei ein bloßes i finale. Otfried*) hat es ausdrücklich erfunden oder aus dem Griechischen genommen, um den Mittellaut zwischen u und i damit anzudeuten.

Weil das Schachspiel ein Spiel ist, wobei auf den Zufall nichts und auf die Geschicklichkeit des Spielers Alles ankommt, und dabei eine Menge möglicher Züge sowohl von der einen

*) Otfried, deutscher Benedictiner im Kloster Weißenburg im Elsaß, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Um Reinigung der deutschen Sprache sehr verdient.

als der andern Seite überdacht und mit ihren Folgen verglichen werden müssen, so hat man gewöhnlich geglaubt, daß nur Personen von durchdringendem Geist große Schachspieler sein könnten. Allein dieses ist sehr falsch. Man sieht täglich sehr mittelmäßige Köpfe, die vortreffliche Schachspieler sind, und wiederum Personen von durchdringendem Verstand, die es nie in diesem Spiel über die Mittelmäßigkeit bringen können. Hr. Jaucourt, der den Artikel: Schachspiel für die Encyclopädie ausgearbeitet hat, spricht sogar von einigen Blödsinnigen (imbécilles), die große Schachspieler gewesen sind. Dem Herausgeber selbst ist ein Fall bekannt, da es viele Mühe und Zeit kostete, einem starken Schachspieler den Gebrauch der Nepperschen Stäbchen beizubringen.

Nach der Meinung einiger berühmten Neueren ist es mit dem Schwanengesang und mit dem Einhorn nichts so Fabelhaftes, als man wohl sonst glaubte.

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 181 ff.)

Der Name der bekannten, fürchterlichen Krankheit, des Miserere, rührt wohl von einem Mißverstand her. Εἰλεὸς, welches die griechische Benennung für dieselbe ist, und bloß die Idee von Verwickelung (der Eingeweide) und nichts weiter ausdrückt, ist vermuthlich einmal von jemanden mit Ἔλεος, welches Erbarmen heißt, verwechselt worden. Ich führe dieses nicht an, um damit jenem Übel das Mindeste von seinem Erbarmungswürdigen nehmen zu wollen, das sich ihm nicht nehmen läßt, sondern nur außer dieser Berichtigung des Sprachgebrauchs, anzuzeigen, daß wenn das Erbarmungswürdige einmal den Namen einer Krankheit bestimmen soll, leider! in diesem Jammerthal die Wahl sehr schwer werden möchte. Der Jammer heißt auch schon die fallende Sucht an mehreren Orten, und, wie mich dünkt, mit beträchtlichem Übergewicht über das Miserere, das zwar mit fürchterlichen, aber doch immer nur kurzen Leiden verbunden ist.

---

† Neue Erfindungen, Moden, physikalische und andere Merkwürdigkeiten.

(Götting. Taschenkalender 1778. S. 46 ff.)

Hr. Hartley*) hat, die Häuser vor Feuer zu sichern, vorgeschlagen, die Decken mit Eisenblechen zu belegen, welches mit 5 Procent des Werthes des Hauses geschehen kann. An einem Geburtstage des Königs speisete Hr Hartley in einem auf diese Art feuerfest gemachten Hause in einem obern Saale mit einer großen Gesellschaft, während als man in dem darunter befindlichen Zimmer Freudenfeuer ansteckte, die bis an die Decke und zu den Fenstern herausschlugen. Die Stadt London hat ihm neuerlich deßwegen das Bürgerrecht geschenkt. —

In England verfertigt man bereits Taschenelektrophore, die nicht viel größer sind, als eine große runde Tabatiere, und nimmt und gibt schon in Gesellschaft Prisen von Elektricität. Wer weiß, ob nicht dereinst diese stechenden Funken, die man auch an die Nase appliciren kann, endlich den Schnupftaback verdrängen werden? —

Hr. Lambert sowohl, als Hr. Kühl**) haben Veränderungen in den Farben einiger Gegenden des Mondes bemerkt, die bei jedem Umlauf wieder kommen, und eine unsren Jahrszeiten ähnliche Veränderung zu sein scheinen. Der Mond schimmelt also zuweilen und verliert diesen Schimmel wieder. Denn was sind unsere Wälder und grünen Felder anders, in Vergleichung mit der Kugel, worauf sie sind? Nichts als überschimmelte Stellen

*) David Hartley, Parlamentsmitglied für Hull. Einer der ersten Gegner des Sclavenhandels. Friedensunterhändler mit Franklin. Starb, 84 Jahre alt, 1813 zu Bath.

**) Lambrecht Heinr. Kühl, Professor in Greifswalde. Verfasser einer Einleitung in die Astronomie 1768—1779.

dieses zu uns unbekanntem Zwecke um die Sonne schwebenden Klumpens.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 58 ff.)

Mama und Mummum.

So wie der Laut Mama den Kindern aller Zeiten und aller Völker immer süß geklungen hat, so scheint hingegen Mummum oder Mummel seit jeher ihr Schrecken gewesen zu sein. Der Mummelmann, der noch jetzt die ungezognen Kinder in Deutschland holt, holte sie schon im alten Griechenland. *Μομμω* (Mommo oder Mommu vermuthlich) hieß bei ihnen die Maske, welche die Person vorsteckte, die dazu gebraucht wurde, Kinder in Schrecken zu jagen. Ja die Mandigoer, eine Negernation am Senegal, haben sogar einen solchen Mummel, die Weiber in Ordnung zu halten, wenn sie, wie bei solchen wilden Völkern zuweilen noch geschieht, unartig sind. Es ist ein fürchterlich verkleideter Kerl, der ein abscheuliches Getöse macht, und sie zu fressen droht. Er wird gleich geholt, sobald die Frau zankt oder Vapeurs hat, da sie denn gemeiniglich stille und ordentlich werden soll. Dieser nützliche Ehefriedensstifter heißt bei ihnen Mumbo Jumbo.

Alte Hofetiquette.

Am Hofe der alten Könige in Wales mußte derjenige, der sich durch Worte oder durch Handlungen an dem Monarchen vergriff, diesem eine goldene Trinkschaale geben, die so viel enthielt, als der König auf einmal austrinken konnte. Der Deckel mußte so breit wie das Gesicht seiner Majestät, und der ganze Becher so dick sein, wie der Nagel am Daumen eines welschen Bauern, oder wie die Schaalen eines Gänseeies.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 83 ff.)

Es gibt jetzt leider 58 verschiedene Arten von Thermometern, die Hr. Swinden *), Prof. zu Franecker, alle besonders beschrieben hat.

*) Jan Hendrik van Swinden, geb. in Haag 1746. gest. 1823.

Durch die besondere Neigung, die ein gewisser Prinz hatte, schöne Katzen aus allen Theilen von Europa zusammen zu bringen, ist es nun so ziemlich ausgemacht worden, daß es keine Kater mit drei Farben, z. E. schwarz, weiß und gelb gibt*).

Hr. Piaggio, derselbe, der zu Portici die ausgegrabenen Papiere loszuwickeln beschäftigt ist, macht mit 12 Paar Kupferplatten, die verschiedene Zeichnungen enthalten, durch Verbindung 479 Millionen Arten von Tapeten.

Es scheint dem Menschen nichts nöthiger, als Essen und Trinken und Schlafen, und doch hat es selbst Frauenzimmer gegeben, die in drittehalb Jahren weder gegessen noch getrunken, und andere, die in 25 Jahren nicht geschlafen haben.

Das böse Siebdrehen kommt schon in Lucians**) Pseudomantis und in Theokrits 3ter Idylle (V. 31) vor.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 82 ff.)

Hr. v. Marcorelle hat zu Narbonne die Verminderung der Sonnenwärme während der Sonnenfinsterniß am 24. Jun. 1778 beobachtet und gefunden, daß das Reaumurische Thermometer um 4 Grade (9 Fahrenheitische) heruntersank. Er glaubt, daß durch mehrere solcher Beobachtungen sich die Größe der Finsternisse würde angeben lassen.

Hr. Le Brun, Chirurgus in St. Domingo, hat gefunden,

---

*) Blumenbach's Naturgeschichte scheint dieses zu bestätigen.

**) Der griechische Philosoph und Satyriker Lucian von Samosata, lebte von 120 bis 200 nach Christi; Theokrit aus Syrakus, der Bucolica und Idyllen schrieb, um 270 vor Christo. — Siebdrehen, bemerkt Wieland in seiner Übersetzung von Lucians Alexander oder der falsche Prophet, (Th. 3. S. 175), Koskinomantie, oder Divination mittelst Umdrehung eines frei schwebenden Siebes, ein sehr alter Aberglaube des gemeinen Volks, der sich noch bis zu unsern Zeiten hie und da erhalten hat. — Die Scene der Hexenküche in Göthe's Faust, deutet darauf hin. Vergl. auch Jacob Grimm's deutsche Mythologie, 2te Ausgabe. 1844. Bd. 2. S. 1061 ff.

daß der Kaffee ganz bewundernswürdige Eigenschaften hat, wenn man sich darin badet. Beim Schlage, der fallenden Sucht, bei Krämpfen, Gliederschmerzen und sogar bei Vapeurs hat er sich als Bad sehr wirksam erwiesen.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 102 ff.)

Unter den Personen, die keine Farben, sondern nur eine Gradation von Licht und Schatten unterscheiden können, und davon es Beispiele in ziemlicher Menge gibt, zeichnete sich der vortreffliche Colardeau *), der französische Sänger der Heloise, vor Andern dadurch aus, daß er Vergnügen an der Malerei fand. Er zeichnete sehr gut. Eines Tages zeichnete er sein Portrait und traf sich völlig, allein als es zu den Farben kam, brachte er blau auf gelb, und trug das Grüne neben das Rothe, ohne daß er einen Mißstand merkte, und Alles das that er mit dem Anschein der gewissenhaftesten Genauigkeit eines Mannes, der die größte Vollkommenheit seines Werks zum Zweck hat. Ein gesundes Auge konnte nicht leicht etwas Sonderbareres sehen, als ein solches Portrait. Unter den Malern ist diese Art von Blinden selten. Unter den Dichtern sind sie sehr gemein und erhalten sich auch bei der großen Menge ähnlich blinder Leser. (Journal de Paris 1780. No. 224).

Hr. Elliot, ein gelehrter englischer Apotheker, hat Versuche mit seinen Augen angestellt, die um so merkwürdiger sind, als nicht leicht Jemand neugierig genug sein wird, sie ihm nachzumachen. Er drückte nämlich seine verschlossenen Augen so lange, bis alle die bekannten leichten Erscheinungen verschwanden, und kein Druck mehr im Stande war, irgend eine Erscheinung wie Licht hervorzubringen. Wie er die Augen aufthat, hatte er die Satisfaction zu sehen, daß er gänzlich blind war, ja die Sonne selbst konnte er nicht mehr sehen. Nach und nach kam jedoch die Empfindung wieder. Ähnliche Versuche hat er mit seinen Ohren angestellt, in die er Instrumente steckte,

---

*) Charles Pierre Colardeau, geb. 1732, zu Joinville, gest. 1776. Schrieb: Lettre amoureuse d'Heloise à Abailard, traduction libre. 1758. imitée de Pope.

und dadurch allerlei Töne hervorbrachte. Er hat dadurch Hoffnung zu einer ganz neuen Musik gegeben, die in einer großen Gesellschaft Jeder nach seiner Art genießen kann, ohne das Concert des Andern damit zu stören. Er hat ein eignes Werk darüber geschrieben, das in den Göttingischen Anzeigen von 1780 bereits recensirt ist.

Wilhelm Boßmann erzählt in seiner Reise nach Guinea *), wo er sich 13 Jahre aufgehalten, Folgendes: Er fragte einmal einen Fidenser: wie viel Kinder haben Sie? Ach, antwortete er mit einem Achselzucken und Seufzer über die schimpflich geringe Anzahl, leider nur 70, und 70 sind mir gestorben. Sie haben aber dafür auch 40, 50, ja einige Vornehme 400, 1000, und Könige 4000, 5000 Weiber.

Vor einigen Jahren reiste ein Mann in Suffolk, der sich einbildete, er befinde sich in gesegneten Leibesumständen, auf 80 englische Meilen, um sich von einem geschickten Accoucheur touchiren zu lassen.

(Götting. Taschenkalender 1782. S. 59 ff.)

Die unnützen Hunde und Hündchen nehmen jetzt in Paris so sehr überhand, daß es wohl nicht überflüssig sein kann, die deutschen Obrigkeiten davon zu benachrichtigen, weil vermuthlich diese Mode bald ihren Zug über den Rhein nehmen wird, und wirklich ihre Vortruppen denselben schon passirt zu haben scheinen. Es ist jetzt fast kein Kammermädchen mehr dort, die nicht ihren Jupiter, ihre Juno, oder ihren Vulcan oder ihre Venus oder ihren Azor und Zelmire hat. Man kann sich, sagt ein witziger und über diese Thorheiten mit Recht unwilliger Schriftsteller in eben genanntem Journal (Journal de Paris. 1781. No. 151), in Paris in Gesellschaft nicht mehr niedersetzen, ohne eine solche Gottheit zu erdrücken, und, schuldig oder unschuldig, die Familie wegen der Beleidigung des Hausgötzen Feuer und Flammen auf einen speien zu sehen. Gehet man in Luxenburg oder den Tuillerien spazieren, so kann man kaum zwei Schritte thun, ohne daß jemand ruft: Prenez garde à

*) Hamburg, 1708. 8 englisch, auch französisch.

mon chien: Nehmen Sie sich in acht! mein Hund! Man hört da oft Jupiters ganzen Hofstaat abrufen, und es ist eine Frage, ob man jenen Göttern ehemals so viel Ehre erzeigt hat, als jetzt ihren Namensverwandten. Allein, fügt er ernstlich hinzu: dieses Alles sind Possen, aber es geht einem durch die Seele, wenn man bedenkt, wie diese Penaten gefüttert werden, man richtet ihnen die fettesten Hühner und überhaupt die größten Leckerbissen an. Und doch habe ich, fährt er fort, eine Dame, die ihren Hund so fütterte, einem Nothleidenden die Unterstützung von einem Stückchen Kupfermünze versagen sehen! Hoffentlich werden die deutschen Polizeien diesem Übel durch eine Hundskopfsteuer in Zeiten vorbeugen. Nichts wäre billiger und vielleicht nichts einträglicher. Wenn jetzt der Taglöhner 3 Gr. des Monats bezahlt, so könnten Jupiter und Venus, Azor und Zelmire leicht einen Ducaten entbehren, und dafür bezahlten die deutschen Blesse, Prinze, Wasser, die Faßan, Greife rc. nichts.

Der Ritter d'Elbée, der ein Buch geschrieben, worin er anräth, den Officierwittwen in Frankreich einen Unterhalt durch eine Auflage auf die Schminke zu verschaffen, hat unwidersprechlich dargethan, daß in Frankreich jährlich auf zwei Millionen Töpfchen Schminke verbraucht werden.

Ein gewisser P. Morgues verfertigt jetzt auf Subscription von 100 Livres, Wecker. Sie bestehen aus einem Uhrwerk, wie die gewöhnlichen, und wecken auch, wie die gewöhnlichen. Dieses Uhrwerk aber hat mit einer schönen Vase Verbindung, die man auf das Camin stellt. Um den bestimmten Augenblick steckt sich ein Licht an, und das Feuer im Camin fängt an zu brennen (das Haus doch wohl nicht zuweilen auch?), die Bettvorhänge werden aufgezogen, die Fenstervorhänge fliegen in die Höhe, und die Fensterladen öffnen sich. Bei Überlieferung der Maschine werden noch 100 Livres bezahlt.

Hr. Lavocat, Hofmechanikus zu Brüssel, hat eine Schlinge angegeben, Obstdiebe zu fangen, die er für 6 Livres verkauft. Man hatte ihm vieles Obst gestohlen, er ließ also eine Leiter an einem Baume stehen und legte die Schlinge darunter, den folgenden Tag hatte er den Dieb, der sich schlechterdings nicht regen konnte. Bald darauf ließ er eine eben so bewaffnete Lei-

ter an einem offenen Fenster stehen, und fing damit einen Kerl, der hinein steigen wollte. Seit dieser Erfindung kann man, wie er sagt, Leitern sicher stehen lassen, es steigt keiner hinauf. Wie es sich aber auch mit diesem Umstand verhalten mag, so ist doch wohl gewiß, daß ein Hauptvorzug dieser Einrichtung darin besteht, daß sie nicht allein Diebe fängt, sondern auch Diebe macht oder wenigstens die fängt, die sie macht.

Hr. Hautrey, ein Künstler zu Paris, hat eine Art von Damenhut erfunden, dem man vermittelst angebrachter Federn alle Formen geben kann, die die Mode oder die Frisur erfordert. Auch läßt sich ein Sonnenschirm daraus machen. Der Hut heißt deßwegen Chapeau Parasol, und ist vielleicht eine Nachahmung von dem ursprünglich preußischen Chapeau Parapluye, der jetzt wieder getragen wird.

(Götting. Taschenkalender 1784. S. 50 ff.)

Ein gewisser Hr. Hofmann aus Strasburg, hat zu Paris ein Mittel erfunden, Zeichnungen und Schriftzüge in Zeit von wenigen Minuten dergestalt auf Kupfer zu copiren, daß er sogleich einige tausend Abdrücke nehmen kann.

Hr. Le Roux hat eine Mütze angegeben, die, wenn sie gehörig aufgesetzt wird, bei einem Falle von einer beträchtlichen Höhe, nicht nur macht, daß die Füße gleich nach unten kommen, sondern auch den Fall selbst so bricht, daß man, wie der Erfinder sich ausdrückt, allemal avec beaucoup de douceur auf die Beine zu stehen kommt.

Es hat neuerlich Jemand in Frankreich erwiesen, daß die Gewohnheit der Chapeaux, die Damen zu führen, sowohl über die Straße, als auch sogar von einer Stube in die andere, von den sehr hohen Absätzen herrühre, welche die letzteren einmal in Frankreich getragen haben sollen, bei denen es ohne große Übung, gar nicht möglich war, unter hundert Schritten nicht einen Fehltritt zu thun. Die Damen mußten sich also an Jemanden anschließen, der fester stand und ging, als sie selbst, um keinen Fehltritt zu thun. Nach einigen Moralisten hat die Ehe einen ähnlichen Ursprung.

Dr. Beattie, einer der ersten jetzt lebenden Philosophen

Großbritanniens, erzählt in einer seiner neuesten Schriften eine Geschichte von einem Hunde, die wohl hier eine Erwähnung verdient. Hätte sie dieser würdige Mann nicht mit so vieler philosophischer Vorsicht seinem Werke einverleibt, so würden wir sie diesem Kalender nicht einverleiben, wenn auch deutsche Kalender noch nicht den Credit hätten, den sie selbst bei Ausländern jetzt zu haben anfangen. Ein Liebhaber der Jägerei, der Freund eines vertrauten Freundes des Doctors, ging an einem Wintertag mit seinem Hunde auf die Jagd. Sie mußten über einen Strom gehen, der zugefroren war, in der Mitte brach der Jäger, der seine Flinte glücklicher Weise quer vor dem Leibe hielt, ein, und die Flinte, die sich zu beiden Seiten auf das Eis legte, verhinderte seinen plötzlichen Untergang. Sie gab nämlich eine Stütze ab, sich eine Zeitlang daran zu halten. Indessen heraus konnte er sich nicht arbeiten, befürchtete auch wohl, durch allzu starkes Bestreben, noch das unterstützende Eis zu zerbrechen, und auf diese Weise ohne Rettung zu Boden zu gehen. Der Hund, der seinen Herrn in dieser Noth sah, bemühte sich, wiewohl vergeblich, ihm durch allerlei Künste zu helfen. Endlich lief er, in größter Eile, nach dem benachbarten Dorfe, sprang freundlich um die Leute herum, die ihm begegneten, und schien ihnen Etwas sagen zu wollen; als diese ihn nicht verstehen wollten, faßte er sie am Rock an, und zog sie nach der Gegend, wo sein Herr sich in Noth befand. Einige, die die Emsigkeit des Hundes bewunderten, fingen an, ihn zu verstehen, und folgten ihm, fanden den Mann im Eise und retteten ihn. Wenn man das ganze Factum nicht leugnen will; und wer wollte dieses bei einem solchen Erzähler wohl thun? so ist die Frage, wie man es erklären soll? Hat der Hund dieses aus besondern ihm vorzüglich beiwohnenden Kräften seiner Seele gethan? oder ist das Ganze aus einer besondern Mitwirkung der Gottheit geschehen? oder läßt es sich aus den gewöhnlichen Fähigkeiten dieser Thiere erklären? Das Erstere kann nicht wohl sein, man würde sonst mehr von dem Hunde gehört haben, und hätte er so etwas mit völliger Überlegung gethan, so hätte man wenigstens sehr übel gehandelt, daß man ihn nicht auf irgend eine Londonsche Boarding school geschickt, oder ihm die ersten Principia der Ökonomie und Moral beigebracht hat.

Das Zweite läßt sich ohne große Noth nicht annehmen, und doch hat es der gute Beattie angenommen, und die Wunder haben also in Schottland nach ihm noch nicht aufgehört. Wir glauben, daß die Sache sich ganz gut aus dem Letzten erklären läßt, zumal da es, solange die Erzählung nicht schlechterdings das Gegentheil enthält, immer erlaubt ist, Umstände hinzu zu denken, die in sich selbst nicht widersprechend sind. Der Verfasser dieses Artikels hat, wie er glaubt, sich die Sache erklärt, wünscht aber mit Mehrern, die Meinungen Anderer darüber zu vernehmen, und wird dieselben, wo sie nicht in andern Monatsschriften Platz finden sollten, sehr gern im Göttingischen Magazin bekannt machen: die Frage wäre kurz diese: wie läßt sich Dr. Beatties Geschichte aus den bekannten, theils uncultivirten, theils cultivirten Anlagen der Hunde, deren man sich zur Jagd bedient, am leichtesten erklären, ohne die sehr unphilosophisch herbeigeholte unmittelbare Einwirkung der Gottheit, deren weiser Fürsorge ohnehin dennoch Alles überlassen bleibt, zu erklären. Dem großen und gutherzigen schottischen Weltweisen geschähe vielleicht selbst ein Dienst, oder wo nicht dieses, doch dem deutschen Übersetzer jener Abhandlungen. Dr. Beatties Erzählung steht in einer neuerlich von ihm herausgegebenen Sammlung kleiner philosophischer Abhandlungen, die ich nur in einem Auszug kenne, den ich leider! nicht mehr bei der Hand habe. Die Abhandlung ist, wo ich nicht irre, über schrieben: Von dem Gedächtniß der Thiere.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 185 ff.)

Das Ricinusöl kann vermittelst recht trocknen ungelöschten Kalkes so verdickt werden, daß es dem chinesischen Federharze gleicht. Weil diese feste Gallerte weder vom Wasser, noch dem Weingeist angegriffen wird, so lassen sich daraus vielleicht allerlei durchsichtige und dabei unzerbrechliche Gefäße verfertigen. Vielleicht ist dieses gar das malleable Glas der Alten.

(Götting. Taschenkalender 1786. S. 181 ff.)

Ein gewisser Hr. Bottineau will die Kunst besitzen, Schiffe

auf der See zu entdecken, wenn sie noch unter dem Horizont, ja selbst, wie der Titel seiner Schrift sagt, noch 150 franz. Meilen von dem Ort des Beobachters entfernt sind, und ihre jedesmalige Distanz angeben *). Er macht zwar, weil er noch immer eine Belohnung vom Ministerio erwartet, ein Geheimniß aus der Sache, versichert aber, er schließe auf die Gegenwart der Schiffe aus einer gewissen Erscheinung, so wie man etwa aus dem aufsteigenden Rauch auf Feuer schließe. Auch die Gegenwart von Inseln will er auf diese Weise angeben können. Manchem unserer Leser wird dabei das Sehrohr des Hrn. Kindermann einfallen, womit er von Dresden aus die Schiffe auf der Rhede von Otaheite zu sehen hoffte. Indessen wird man denn doch genöthigt, sein Lächeln über den Herrn Bottineau noch etwas zurück zu halten, wenn man in seinem Buch die wichtigsten Zeugnisse liest, worin versichert wird, daß er seit 15 Jahren die Ankunft von mehr als 730 Schiffen auf der Insel Frankreich ordentlich vorausgesagt habe. Selbst in dem Bericht des Gouvernements dieser Insel an den Marschal von Castries, wird die Sache nicht für ein Märchen erklärt, sondern vielmehr von derselben mit Achtung geredet. Er berichtete einmal, daß eine Flotte, die man doch nicht erwartete, nahe sei. Hr. von Souillac schickte sogleich eine Fregatte nebst einer Corvette ab, um sie zu recognosciren; dieses zeigt wenigstens, daß man zu dem Manne Zutrauen haben müsse, allein daß man die englische Flotte wirklich fand, beweist auch, daß er es verdient habe. Daß sich die Eisfelder lange vorher, ehe man sie selbst zu Gesicht bekommt, durch ein gewisses Licht am Horizont verrathen, ist bekannt; auch daß der Himmel über dem festen Lande oder einer großen Insel sich zuweilen anders ausnehmen mag, als über der See, läßt sich vermuthen; daß aber eine so kleine schwimmende Insel als ein Schiff ist, sich durch solche Zeichen verrathen sollte, ist nicht sehr wahrscheinlich, und auf eine so große Strecke hinaus, schwerlich möglich. Die leichteste Erklärung wäre wohl, wenn man an-

*) Sein Buch führt den Titel: Mémoire sur la Nauscopie ou l'art de découvrir les vaisseaux et les terres à une distance considérable. 1786. 8.

nähme, die Voraussagungen des Hrn. B. gründen sich auf gutes Glück, oder das ganze Buch sei eine Erdichtung, und Hr. Bottineau eine Art von Professor Coultaud *), der gefunden haben sollte, daß die Schwere mit der Entfernung von der Erde zunehme. Dieses Letztere ist es aber, wie ich von sehr guter Hand weiß, nicht.

Nach Hrn. Ödmanns Bemerkung ärgert sich die Bachstelze oft sehr über den einförmigen Ton des Kuckuks, und macht ihm allerlei Drohungen, die dieser aber sehr kalt verachtet. Hingegen hat er mehrmals bemerkt, daß sie den Ortolan (Emberiza hortulana) und den kleinen rothplättigen Hänfling (Fringilla linaria) mit Gewalt zum Schweigen gebracht, und mit ausgespanntem Schwanze und vorausgestrecktem Halse den fortzujagen gesucht hat, der seinen Mund zu öffnen wagte, nachdem sie ihn lange mit ihrem schwirrenden Ton gedroht hatte. Der Nachtigall wäre so Etwas zu verzeihen, aber der Bachstelze! — —

(Götting. Taschenkalender 1787. S. 199.)

Kalter Punsch (denn beim heißen würde es unmöglich sein), stark mit fixer Luft geschwängert, und eine Zeitlang an einem kühlen Orte in gut verwahrten Bouteillen stehen gelassen, soll, wie ein Kenner versichert, ein Getränk geben, das an Geist und Anmuth den besten Champagner übertrifft. —

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 188 ff.)

In des Königs von Frankreich Cabinet befindet sich jetzt

---

*) Ein gewisser Coultaud, der sich ancien Professeur de Physique à Turin unterzeichnete, behauptete in einem Briefe aus Fauligny (Journal de beaux Arts et de sciences, Juin 1769), durch wiederholte Versuche mit dem Pendel diese Entdeckung gemacht zu haben. Weitere Untersuchungen zeigten aber, daß das Ganze nur ein Betrug sei, daß die Versuche nie angestellt worden, sich auch ein Prof. Coultaud in Turin nicht befinde. S. de Lüc, Briefe über die Geschichte der Erde. 8. Th. 1. 45. Brief.

ein Affe, der sich von allen übrigen Arten durch eine sehr schöne Nase, die der menschlichen gleicht, unterscheidet, auch ist die Zwischenwand zwischen den Naselöchern (septum), die gewöhnlich bei den Affen sonst sehr dick ist, bei diesem dünne, wie bei den Menschen. Der Schriftsteller, aus dem ich diese Nachricht entlehne, meint, dieser Affe sei, seiner Ähnlichkeit mit dem Menschen wegen, eine wahre Demüthigung für den Stolz desselben. Das hat aber Alles wohl wenig zu bedeuten, so lange die Affen, und hätten sie auch die Nase des vaticanischen Apoll, keine Menschen in ihren Naturaliencabinetten aufstellen. Hr. Daubenton*) hat ihm den Namen Simia nasalis gegeben. —

Aus dem Munde eines vortrefflichen Gelehrten und glaubwürdigen Mannes habe ich folgende Geschichte, woraus man sieht, wie das Licht der Vernunft jetzt überall zu leuchten anfängt, sogar unter dem Volk in Kärnthen. Ein alter redlicher Geistlicher in der dortigen Gegend, der seiner Gemeinde öfters die Wahrheit ganz unversteckt zu sagen, auch derselben wohl unter der Hand mit Gottes Strafgericht zu drohen pflegte, ging eines Tages auf dem Felde spatzieren, wo er von einem mit Hagel begleiteten Wirbelwind überfallen wurde, der ihm die Perücke abnahm und weit in die Saaten hineinführte, die durch das Wetter gänzlich verwüstet wurden. Der Pastor rettete sich mit dem Schnupftuch um den Kopf nach Hause, verschwieg aber, um sich nicht dem Spott der Muthwilligen auszusetzen, die Geschichte. Einige Tage darauf fand man die Perücke, ebenfalls verhagelt, in dem verheerten Felde. Der Fund wurde bald bekannt, und nun glaubte die ganze Gemeinde, die alte Perücke des Pastors habe den Hagelsturm hervorgebracht, dieses ging so weit, daß der brave Mann seines Lebens nicht mehr sicher war, und wirklich versetzt werden mußte. —

In dem Theile Oberschlesiens, der dem Könige von Preußen zugehört, und freilich die dümmsten Unterthanen desselben enthalten soll, nahm sich ein Mönch die Freiheit, den katholischen

*) Louis Jean Marie Daubenton, geb. zu Montbar 1716; anfangs Theologe, wurde berühmter Naturforscher 2c.; starb 1799.

Soldaten bei der Beichte vorläufige Absolution wegen des Meineides zu geben, wenn sie dem Könige desertiren wollten. Dieses erfuhr General Foucquet, ließ den Schurken aus dem Beichtstuhle holen und ohne weitere Umstände aufknüpfen, und auf diese Weise wurde die Ehre des Namens Christenthum wieder gerettet. Denn wenn dereinst die Neuseeländer oder Feuerländer, oder die Menschenfresser der Südsee bloß den ersten Theil der Geschichte gehört hätten, daß es nämlich in Europa Menschen gäbe, die sich Christen nennten, und die glaubten, den Himmel zu verdienen, wenn sie Unterthanen zum Meineid gegen ihre Könige verführten, so könnten die christlichen Seefahrer sich leicht wieder einmal, wie ehemals die Holländer in Japan, in die Nothwendigkeit versetzt sehen, sich, der Schande und dem Tode zu entgehen, nicht für Christen, sondern für Holländer auszugeben. —

(Götting. Taschenkalender 1788. S. 128 ff.)

Selbst das heil. Oberhaupt der Kirche hat sich der Mode unterworfen. Seine Heiligkeit haben die dreifache päbstliche Krone zu altmodisch und schwer befunden, und lassen sie daher nach dem neuesten Geschmack umarbeiten. Der Mann, der diese Nachricht im Journal des Luxus und der Moden gibt, setzt schalkhaft hinzu: daß sie leicht und modern genug werden wird, zweifle ich nicht; denn man sagt, der Juwelier habe in Wien, Florenz und Neapel bei den besten Meistern gelernt. —

Als der berühmte Abbé Fortis von Cirella nach Paola in Calabrien in einer Felucke fuhr, fand er, daß fast alle Bootsknechte sich schwarze Figuren und Sinnbilder in die Haut und das Fleisch eingeätzt hatten. Einer, den er etwas genau in aller Stille beobachtete, hatte seinen Arm mit Hieroglyphen, die denen am großen Obelisk auf dem Platze Navona zu Rom glichen, über und über bedeckt. Auf jedem Finger der rechten Hand hatte er ein Kreuz; auf der rechten Hand einen Fisch, weiter hin ein Schiff in vollen Segeln; dann einen Kometen, dann eine Armkette, an welcher ein Herz hing, das mit einem Pfeil durchbohrt war, dann ein Wappen des Königreichs beider Sicilien; weiter oben ein Crucifix von Engeln umgeben; und end-

lich eine mit Sternen bekränzte Mutter Gottes. Und diese ganze Procession, ruft der Abt aus, auf einem einzigen Arm! Auf dem linken hatte er den Sanct Michael, der über und über bepanzert war und den Drachen unter die Füße trat; ferner den Mond, eine Menge Sterne, eine Sirene rc. In der Gesellschaft fanden sich einige Weltgeistliche mit heiligen Pastetchen, womit sie die See zum Schweigen zu bringen gedachten, falls sie zu toben anfangen sollte. —

Der Medailleur Werner in Nürnberg hat auf Blanchard's Luftschiffereien eine Denkmünze verfertigt, auf deren einer Seite der Luftballon zu sehen ist, mit der Umschrift aus Horazens dritter Ode im ersten Buche: *Nil mortalibus arduum est.* Hierbei macht Hr. von Moser im 8ten Bande seines patriotischen Archivs die treffende Anmerkung: man habe das Beste weggelassen, nämlich den gleich darauf folgenden Vers: Coelum ipsum petimus *stultitia.* — Diese Anmerkung hätte auch wohl anfangs auf den ersten Blitzableiter gepaßt, jetzt würde sie nicht mehr passen. —

Zum Trost für alte Candidaten kann Folgendes dienen: Michael Kirchner, Prediger in der Churmark, fing in seinem 46ten Jahre an Theologie zu studiren; heirathete in seinem 51ten; stand 58 Jahre im Amt; zeugte 8 Kinder und hatte 40 Enkel und einen Urenkel. Wer mehr von diesem merkwürdigen Manne zu lesen wünscht, kann Hrn. Zöllners unterhaltendes Werk: zur allgemeinen Lectüre im 6. Bande nachschlagen. —

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 136 f.)

Der Abbé Bertholon und Hr. Carmois sind noch immer sehr für die Vegetation befördernde Kraft der Elektricität, der Letztere glaubt sogar, die negative sei besonders wirksam. Was das durcheinander geht! Vermuthlich ist von Allem kein Wort wahr. Vorsichtigere, von allem Vorurtheil freiere, und mit dem zu zweckmäßiger Einrichtung und Abänderung der Versuche nöthigen philosophischen Geiste begabtere Männer als Ingenhouß und Paets van Troostwyck lassen sich schwerlich gedenken, und diese haben schlechterdings nichts, gar nichts gefunden. So geht es, und wird hoffentlich so gehen, mit allen

Gespenstern, die die Liebe zum Seltsamen und Wunderbaren jetzt in unserm Vaterland am Tage erzeugt, während, Gottlob! ihre ältere Schwester, die Furcht, mit ihren Gespenstern so ziemlich nachläßt. Allein Alles ist gut. Die Leichtgläubigkeit der einen Classe unserer Landleute hat sicherlich den Scharfsinn der andern geschärft. Der glückliche Eroberer steht selten an dem Rubicon stille, wohin sein Plan die Grenze setzte. Die positive Thorheit mancher Magnetisirer hat sicherlich in uns den Hang zu negativen Entdeckungen nicht wenig befördert. Da dieses nicht wahr ist, fragt sich jetzt jeder Unparteiische, vielleicht ist es, noch mehr nicht? O! durch die ganze Physik wimmelt es von Geschwätz, wie das über thierischen Magnetismus. Dieser Streitigkeiten gibt es Hunderte; sie werden nur nicht im gemeinen Leben bekannt, weil sie den Kranken keine Hoffnungen und dem Arzte keinen Vortheil gewähren, und überdas das pro und contra für die Kaffeeschwestern zu schwer ist.

Hr. Walker zu Bath hat nun seinen Untersuchungen über die gefrieren machenden Materien einen hohen Grad von Vollkommenheit gegeben. Er ist schon jetzt im Stande, das Quecksilber in jeder Jahrszeit und in jedem Klima leicht zum Gefrieren zu bringen, ohne die mindeste Beihülfe irgend eines Eises. Alles ist Salpetersäure, Salmiak, Glaubersalz und flammender Salpeter. Was für eine entzückende Aussicht für die Wollüstlinge Indiens, die keinen natürlichen Winter haben, sich nun für ihre Tafeln wenigstens einen künstlichen verschreiben zu können. Ja, es ist, wenn es auch ein Traum ist, wenigstens ein angenehmer, zu denken, daß wir bisher in der Unwissenheit in Rücksicht auf Erzeugung der Kälte gelebt haben, worin manche armselige Menschen über die des Feuers noch jetzt leben. Wir lächeln über den rohen Wilden oder bemitleiden ihn, der nicht im Stande ist, sich Feuer anzumachen; so könnte wohl leicht ein Nabob von 1800 über den von 1790 lächeln, der noch nicht im Stande war, sich Kälte anzumachen. Ja, wenn der Einbildungskraft, die doch auch die strengste Vernunft zum Recognosciren nöthig hat, zu trauen ist, so könnten wohl Zeiten kommen, da man Städte und Dörfer so in Frost steckte, wie man sie bisher in Brand gesteckt hat.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 158 ff.)

Capeller führt in seiner Geschichte des Pilatusberges im luzerner Gebiete, S. 150 an, daß im Jahre 1582 eine Matrone in Luzern gelebt habe, bei welcher täglich folgende Gäste aus einer und derselben Schüssel speiseten: Ein Hund, eine Katze, eine Maus, ein Murmelthier, eine weiße Dohle, eine Henne, ein Capaun, eine Amsel, eine Drossel, ein Stahr, ein Häher, eine Meise, ein Sperling und eine Turteltaube. Ob die Matrone verheirathet gewesen, und ob alsdann dieser paradiesische Friede auch immer an ihrem Tische geherrscht habe, wird nicht gesagt. —

Beispiele von glücklicher Industrie und vernünftiger Sparsamkeit können nicht oft genug beherzigt werden; sie bringen oft leichter zu guten Entschlüssen, als alle Ermahnungen. Fruchteten sie auch nur auf einen Tag oder ein Paar, so ist es immer baarer Gewinn. Folgende wahre Geschichte hat etwas sehr Anziehendes. In London gingen vor einigen Jahren die Vorsteher eines Kirchspiels von Haus zu Haus, um Geld zur Wiedererbauung ihrer abgebrannten Kirche zu sammeln. Unter andern kamen sie auch an eines, dessen Thür bloß zugemacht war, und auf dessen Gang ein Mann mit seiner Haushälterin ziemlich laut und heftig sprach. Als sie, die Ursache des Streits zu erfahren, etwas vor der Thüre horchten, fanden sie, daß er über ein Schwefelstöckchen hergekommen, welches die Haushälterin weggeschmissen hatte, ob es gleich nur erst an einem Ende abgebrannt war. Die beiden Männer sahen sich einander an, wollten anfangs nicht in das Haus gehen, worin ein solcher Streit geführt wurde, und auch weil sie wußten, daß man selbst sonst wohlthätige Leute zur Zeit eines Streits um Nichts bitten muß, am allerwenigsten um Geld. Indessen gingen sie doch hinein und brachten ihr Anliegen an. Der Hausherr, der von der Redlichkeit der Männer überzeugt war, hörte das Gesuch ruhig an, ging nach seinem Bureau und brachte ihnen — zehn Guineen. Die Vorsteher konnten sich dabei einer eigenen Art des Lächelns nicht enthalten, das der Hausherr sogleich bemerkte. Worüber lächeln Sie, meine Herren? fragte er. Die guten Männer wollten anfangs nicht mit der Sprache heraus,

welches die Neugier des Andern noch vermehrte. Endlich gestanden sie ihm, sie hätten einen so reichlichen Beitrag in diesem Hause nicht erwartet, weil sie ihn so eben belauscht hätten. Ja, meine Herren, sagte er, seitdem ich meine Haushaltung durchaus mit der Genauigkeit führe, sehe ich mich im Stande, ohne mir zu schaden, wohl zu thun. —

Ein Pabst, Zacharias, glaube ich, that die Leute in den Bann, welche an Antipoden glaubten, und jetzt könnte der Fall leicht kommen, daß ein anderer Pabst die Antipoden einmal in den Bann thäte, wenn sie nicht an ihn, ihren römischen Antipoden, oder seine Infallibilität glaubten. Ein Nachfolger jenes Pabstes hat auch wirklich schon Länder weggeschenkt, welche Leuten gehörten, deren Beine zwar noch keinen Winkel von 180 Graden, aber doch schon einen beträchtlich stumpfen mit den seinigen machten. Das ist doch auch ein Fortschritt, worüber sich die Antipoden des Pabstes freuen können. Es wird mit allem Übrigen so gehen. Freilich, wo die gesunde Vernunft erwünscht und gebeten kommt, da kommt sie auch geschwind, wo sie aber strafend kommt, da schleicht sie auch oft wie die Strafe, pede claudo, holt aber den armen Sünder am Ende sicher ein *). —

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 122. 123.)

Steigender Luxus unter den Heiligen. Nie hat wohl der Hang des schönen Geschlechts zum Putz eine kräftigere Unterstützung und Rechtfertigung erhalten, als durch das neuliche Verfahren der Mutter Gottes zu Mühlheim. Ich finde das Argument fast unwiderleglich. Nämlich am 5. August 1791 zeigte sich diese Heiligste der Heiligen an besagtem Ort zum erstenmal bei einer Procession mit einer goldenen Uhr an der Seite und machte durch diesen einzigen Zug auf einmal allem Geschwätz gegen Moden und Modejournal auf immer ein Ende. Sie nahm diese Uhr als ein Geschenk des Hrn. Kirchenraths B. sehr

---

*) Dieser Artikel mit einiger Abänderung und ohne den Nachsatz ist bereits aus der ältern Ausgabe oben Th. 2 S. 171. 172 aufgenommen.

gnädig an, und trägt sie. Nun wissen wir leider, was wir künftig bei unsern kleinen häuslichen Debatten zu thun haben. Über dieses Factum, das in seiner Art entscheidend ist, siehe die Annalen der theologischen Literatur, in des 3ten Jahrgangs 43ter Woche, S. 684.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 145 ff.)

Sicheren Nachrichten zufolge werden zu Schwabach jährlich für 30,000 Gulden Maultrommeln verfertigt, das wären also, eine à 4 Pfennig gerechnet, eine Million, vierhundert und vierzig tausend Maultrommeln. Ob wohl dieser ungeheure Absatz Zusammenhang mit der deutschen Schriftstellerei, zumal der poetischen, kritischen und politischen haben mag? —

Welche Zauberkraft eine ehrliche und unbefangene Miene selbst auf rohe Menschen haben kann, zeigt folgende Anekdote. Nicht weit von Glasgow lebt ein gewisser Hr. H..., ein redlicher, vortrefflicher Mann, der aber gewöhnlich sehr zerstreut ist. In dieses Mannes Haus kam eines Tages eine taube und stumme Wahrsagerin, denn sie besaß Künste genug, den jungen Mamsellen die Herrlichkeiten ihres künftigen Lebens deutlich zu verkündigen, ohne sich der Rede dabei zu bedienen. Ach, kommen Sie, Papa, kam die jüngste Tochter des Herrn H. gelaufen, da ist Ihnen eine Wahrsagerin, so gibt es keine mehr, und dabei ist sie taub und stumm. Nun schlich der gesetzte und redliche Mann hin, und bloß in seiner Zerstreuung und nicht im Mindesten aus einer andern Absicht fragte er sie: „Sage sie mir einmal, gute Frau, wie lange ist sie denn schon taub?" Künftigen Sommer, sagte sie mit einem Kniks, sind's gerade 14 Jahr. Man hat dergleichen Erzählungen mehr, wo sich aber bloß der Gefragte vergißt; hier vergißt sich auch der Fragende, und fängt ein listiges Weib, bloß durch den hohen Grad von Unbefangenheit, dieser Begleiterin der Unschuld. Auch ist (und das ist keine Kleinigkeit) die Geschichte wahr. Merkwürdig und nicht übel ausgedacht ist hier die Verbindung der Taubstummheit mit der Wahrsagerei. Was dem Ohr abgeleugnet wird, wird dem Seherauge

hundertfältig zugelegt. Wer etwas hören will in der Welt, der muß sich taub stellen.

Auf der Insel Scio ist eine seltsame Regel im Gebrauch, nach welcher die Kopfsteuer von christlichen Einwohnern erhoben wird. Man nimmt ihnen mit einer Schnur das Maaß um den Hals (eine etwas mystische Operation in jenen Reichen), verdoppelt hierauf die so gefundene Länge, und läßt sie die beiden Enden dieses Maaßes zwischen die Zähne nehmen. Kann nun die auf diese Weise entstehende Schlinge rückwärts noch über den Kopf geschlagen werden, so müssen sie bezahlen, wo nicht, so sind sie frei. Es ist bekannt, daß die Kinder in Vergleichung mit den übrigen Theilen des Leibes, und also auch des Halses, dicke Köpfe haben, woraus der Grund dieser Regel im Allgemeinen erhellt. Daß es aber wirklich so sehr knapp, wie man sagt, dabei hergeht, ist doch merkwürdig. Wir haben den Versuch häufig angestellt. Bei mehreren Kindern, wovon das älteste von eilf Jahren war, ging bei keinem der Kopf durch die Schlinge, bei erwachsenen Personen, wovon die jüngste nicht unter zwanzig Jahren war, hingegen immer, ausgenommen einer einzigen, von fünf und zwanzig Jahren, bei der es doch auch vermuthlich würde gegangen sein, wenn der Kopf rasirt gewesen wäre. Der Hals war hier überhaupt merkwürdig dünn.

Folgender Einfall von Linguet verdient jetzt wohl wieder einmal in Erinnerung gebracht zu werden. Es ist ein Wortspiel, das sich zum Glück deutsch geben läßt. Als er eben in der Bastille, worin er bekanntlich gesessen hat, angekommen war, kam ein Mensch zu ihm und bot ihm seine Dienste an. Wer ist er denn? fragte Linguet. Ich bin der Barbier von der Bastille. O, sagte er, die hätte er längst rasiren sollen. (Il y a long tems, que vous auriez du l'avoir rasée). Innerhalb der Bastille ging einem damals ein solcher Einfall wohl einmal durch; außerhalb aber nicht.

Man hat Beispiele von guten Rednern, die, wo nicht schlechte, doch sehr mittelmäßige Schriftsteller waren, und umgekehrt, von vortrefflichen Schriftstellern, die öffentlich schlecht sprachen oder gar nicht sprechen konnten. Dieser Fall ist aus leicht einzusehenden Ursachen der gewöhnlichste. Aber daß ein Schauspieler, und zwar ein im hohen Grade großer Spieler, ein Mann von

Kenntnissen und von Welt, ein vortrefflicher Gesellschafter, der viel und Alles mit dem feinsten Witz gewürzt in den ansehnlichsten Gesellschaften sprach, auf einmal verstummt, wenn er aufgefordert wird, von einer Sache öffentlich ein paar Worte zu sagen, die notorisch niemand in der ganzen Versammlung so gut verstand als er, das ist doch wohl eine seltsame Erscheinung. Dieser Mann war Garrick. Es entstand nämlich über der Geldeinnahme bei dem Benefizabend eines Schauspielers aus Garricks Gesellschaft ein Proceß, und Garrick selbst mußte entweder als Zeuge, oder weil er selbst in die Sache verwickelt war, vor Gericht erscheinen. Hier ergab es sich nun, daß der Ausdruck *clear benefit* häufig vorkam, den der Richter nicht ganz verstand. Erklären Sie uns doch, sagte er daher zu Garrick, was das eigentlich ist, *a clear benefit*. Garrick wurde betroffen, die ganze Versammlung, die, wie man sich vorstellen kann, nicht klein gewesen sein wird, merkte seine Verwirrung. A clear benefit? sagte er stotternd, a clear benefit, My Lord? Why, My Lord, we call a *clear benefit* — a clear benefit *). Mit diesem idem per idem und einem Lächeln der ganzen Versammlung schloß sich Herrn Garrick's Erläuterung.

---

*) Eines Schauspielers benefit heißt bekanntlich diejenige Vorstellung eines Stücks, wovon er die Einnahme bezieht und worin er auch gewöhnlich seine Haupt- und Favoritrolle hat. Vermuthlich sind aber diese benefits nicht alle gleich unbeschränkt, so daß der Schauspieler zuweilen noch manche Kosten aus der Einnahme bestreiten muß, dahingegen *clear benefit* dasjenige genannt wird, wo die ganze Einnahme klarer, reiner Profit für ihn, und also eine besondere Begünstigung ist. Ich sage vermuthlich, weil ich selbst hierüber nicht ganz sicher bin. Diese Ungewißheit über die eigentliche Bedeutung eines englischen Worts ist wohl einem Deutschen zu verzeihen, da sie einer der zwölf Richter von England nicht wußte, und Garrick in der Definition derselben stecken blieb. Überdas hängt der Werth dieser Anekdote nicht von der Erklärung dieses Wortes ab. Einer andern Nachricht zufolge war der Ausdruck — a free benefit. Anm. des Verfassers.

Folgende Bemerkung von Hobbes, die, obgleich etwas gedrechselt dargestellt, nichts desto weniger sehr wahr ist, verdient, dünkt mich, zu unserer Zeit besondere Beherzigung. Demokratie, sagt er, ist eine Aristokratie von Rednern, abwechselnd zuweilen mit der Monarchie von einem Redner.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 168 ff.)

Wohin wird es noch mit den Complimenten kommen?

Die Türken nennen die Christen noch immer Hunde. Indessen halten die Türken viel auf Hunde. Aus Höflichkeit nennt man sich dort denn doch oft selbst so. Knox erzählt, daß die vornehmsten Herren in Ceylon, wenn der König sie von ungefähr nach ihren Kindern fragte, mit einer Art von tiefer, aber dort anständiger, Unterthänigkeit geantwortet hätten: Ew. Königl. Majestät Hund hat vier, fünf Jungen. Noch unterthäniger wäre es, sagt er, gewesen, sich einen todten Hund zu nennen. Warum nicht lieber schlechtweg: Ew. Majestät unterthänigstes Gar Nichts. Freilich der todte Hund ist noch weniger. Aus einem menschlichen Gar Nichts kann Alles werden, aber aus einem todten Hunde gar nichts.

Ein seltsamer Besuch.

Eigentlich eine Wallfahrt. Ich entlehne die folgende Erzählung aus Hrn. Schummels interessanter Reise durch Schlesien, wo man sie S. 162 finden wird, und zwar mit des rechtschaffenen, wohlmeinenden Mannes eignen Worten. Es ist, wie schon unsere Aufschrift zeigt, von einer Visite die Rede. „So groß auch die Versuchung ist, so widerstehe ich dennoch allen Reizen zur Satyre, und erzähle bloß plan und simpel die Visite, welche die heilige Maria zu Neustadt (im preuß. Schlesien) alle Jahre den 8ten September als an Ihrem Geburtstage, der ebenfalls heiligen Maria zu Oberglogau macht. Gedachten Tages nämlich wird die neustädter Maria (die, beiläufig gesagt, eine baumwollene Perücke aufhat), auf einer Bahre von vier Jungfrauen

getragen, in Procession nach Oberglogau gebracht. Zwei andere Jungfrauen, die den besondern Namen von Kränzeljungfern führen, gehen dem Bilde zur Seite und halten es an Bändern, damit es nicht zu sehr hin und her wackelt. Diese letztern müssen ganz vorzüglich einen unbescholtenen Ruf und die reinste jungfräuliche Keuschheit besitzen; und man glaubt, daß die heil. Maria es nicht bloß wisse, wenn es in diesem Punkte unrichtig ist, sondern, daß sie auch sehr unzufrieden darüber sei. Die Mädchen drängen sich sehr zu diesem religiösen Marschalamte, und werden gemeiniglich, entweder noch in demselben Jahre, oder doch in dem folgenden durch eine Heirath dafür belohnt. Aber, setzt der philosophische Erzähler hinzu, sollte denn nicht ein-einzigesmal einer von diesen Kränzeljungfern etwas Menschliches begegnet sein? Und wie äußerte in diesem Falle die heilige Maria ihre Unzufriedenheit? Eins und das Andere wäre in der That ein wahres Mirakel. Wir kehren nun zur Visite zurück:

„Man empfängt die ankommende mit Glockenschall und ebenfalls Procession; bringt sie erst in die Pfarrkirche, dann zu den Minoriten, wo sie die Nacht in der Lorettocapelle bleibt, und — wie soll ich sagen? — bei der Oberglogauischen Maria schläft. Den Morgen darauf wird sie wieder abgeholt, und nachdem sie in der Pfarrkirche Abschied genommen, feierlich zum Thore hinausgebracht: dann eingepackt, vor Neustadt wieder ausgepackt, und von eben den sechs Jungfern, wiederum unter Glockenschall und einem zahlreichen Gefolge, das keinesweges bloß aus Pöbel (?) besteht, in die hiesige (Neustädtische) Pfarrkirche zurückgebracht, wo sie so lange verharrt, bis der 8te September sie von neuem zur Reise aufruft.

„Es ist, fährt Hr. S. fort, dem Menschen, und insbesondere dem Schriftsteller natürlich, auch da, wo er wenig oder gar keine Aussicht zu nutzen hat, gleichwohl ein Wort der Ermahnung anzubringen. Kaum kann ich hoffen, daß [leider!] meine Schrift einem oder dem andern dieser Wallfahrer in die Hände fallen wird. Aber gesetzt einmal, was würde wohl ein solcher oder eine solche sagen, wenn die wirkliche Maria sie also und folgendermaßen anredete: „Lieben Leute, ihr meint es „gut mit mir, aber wo habt ihr euern Verstand, indem ihr

„mit meinen Bildern solch eine kindische Spielerei treibt? Daß „ihr bei dem todten Bilde an mich denkt, mir eure Achtung „bezeigt, mich als Vorbitterin anruft, das lasse ich mir gefallen; „aber was darüber ist, das ist vom Übel! Oder was würdet „ihr wohl von euern Kindern denken, wenn sie nach euerm Tode „solche Gaukeleien mit euren Bildern trieben? Würdet ihr nicht „wünschen, daß, wenn sie nicht mehr Kinder an Jahren sind, sie „Euch gesetztere und verständigere Proben ihrer Liebe ablegen „möchten? Ahmt meine Tugenden nach (sehr vortrefflich), insbe„sondere meine Keuschheit, meine Sittsamkeit, meine Häuslich„keit, meinen stillen Fleiß auf Erden; das ist das beste Opfer, „die reinste Verehrung, die ihr mir darbringen könnt, und die „meiner Vorbitte (?) für euch den kräftigsten Nachdruck geben wird!“

Nach einigen Betrachtungen, die ich jedem, er sei Protestant oder Katholik, im Buche selbst nachzulesen und zu beherzigen bitte, fährt der Verfasser fort: „Es ist sonderbar, aber sehr begreiflich, daß die Auswüchse des Katholicismus unter einer aufgeklärten, protestantischen Regierung gerade am besten gedeihen. [Es ist nämlich hier vom preuß. Oberschlesien die Rede]. Eben weil die Regierung aufgeklärt ist, weil sie Gewissenszwang und Religionsbedrückung scheut, läßt sie Alles in Statu quo. Der aufgeklärte katholische Regent, der sich das Jus circa Sacra anmaßt, greift stark und nachdrücklich die Mißbräuche seiner Religion an: aber ändert er dadurch die Gesinnungen? Stimmt er die Köpfe, die Denkungsart um? In der Gegend von Neustadt will man wenigstens bemerkt haben, daß seit Josephs Reformation der Aberglaube eher zu- als abgenommen; wenn die Wallfahrten im Lande verboten werden, so treibt man sie nur um desto eifriger außer Landes, und so ist der letzte Betrug ärger als der erste!“ Der einzige Mann, der hier helfen könne, meint der Verfasser, sei der Pabst. Es könne sein, daß dereinst einmal einer käme, der das für die Wallfahrten thäte, was Ganganelli für die Jesuiten gethan hat. [Ob dieses sobald zu hoffen stehe, getraue ich mir nicht zu entscheiden, daß es aber zum Heil jener und selbst benachbarter protestantischer Länder zu wünschen wäre, fällt in die Augen. Wenn man denn doch bedenken wollte, daß bei unsern großen Fortschritten in Naturkunde, Philosophie und Geschichte das Erwachen der be-

trogenen Menge unmöglich ausbleiben kann und ausbleiben wird. Wehe aber alsdann dem Lande, wo jene Erweckung durch muthwillige Spötter oder Menschen geschiebt, die solcher neuerwachten Köpfe und durch festen Schlaf solcher zu Unthaten gestärkten Fäuste zu ihren Absichten bedürfen! Das war, wo ich nicht irre, der Fall in Frankreich. Ich habe vor vielen Jahren, wenigstens lange vor dem 14. Jul. 1789 *), Franzosen von einer etwas niedrigen Classe, von den Gebräuchen der katholischen Kirche mit einem Muthwillen reden hören, den sich gewiß kein nur halbgesitteter Deutscher gegen den Storch erlauben würde, der die Kinder bringt, und die Mama in das Bein beißt. Man nannte es Irreligion. Es war aber das nicht; sondern bloß deutliche Einsicht in die Abgeschmacktheit mancher Gebräuche, nun, nach einer dem Pöbel eigenen Syllogistik, gegen andere genützt, wo sie nicht mehr anzuwenden war. Wer auf dem rechten Wege zur Erkenntniß Gottes geführt wird, er sei von welchem Stand er wolle, wird äußere Gebräuche gewiß nicht verächtlich finden, und wenn er sie verächtlich findet, so liegt gewiß die Schuld an dem Lehrer. Nur entferne man alle Narrenspossen davon, zumal solche, die ihre schnöde Stütze wohl gar der gröbsten Sinnlichkeit verdanken, die darin ihre viehische Befriedigung findet. Unwissenheit und Unbefangenheit des Kindes, in Rücksicht auf Zeugung, gründet sich ganz auf menschliche Natur, dauert aber auch nur so lange, bis sie selbst so alt werden, als ihre wohlmeinenden Betrüger, wo sie alsdann selbst wohlmeinende Betrüger werden. Diese Erhebung ist für sie ein Adelstand, der ihnen gefällt, und dessen Vorrechte sie desto lieber vertheidigen, als ihnen nothwendig der Vortheil, den dieser kleine, kurze, und unschuldige Betrug für sie selbst hat, einleuchten muß. Aber ein Pöbel, der sich auf einmal als Pöbel betrogen findet, hat keinen Pöbel unter sich, sich durch ähnlichen Betrug, wo nicht zu rächen, doch für die Zukunft ähnliche Beruhigung zu verschaffen. Ein Jeder kann Vater werden, aber nicht Jeder ein Erzbischof. Und doch wächst die Einsicht auch bei dieser niedrigen Classe von Menschen fort, wenigstens gibt es hier in der Skale von Graden der

*) Bekanntlich Tag der Erstürmung der Bastille.

Ignoranz keinen fixen Punkt, der auf menschliche Natur gegründet wäre. Kein zehnjähriges Kind wird leicht in unserm Klima seines Gleichen zeugen, aber Schuster können Religionsstifter, und Bierbrauer Feldherren werden. Also in dem letzten Stande kann sich Kraft anhäufen, zu einer plötzlichen Explosion. Dieses allein verdient schon Rücksicht, und weise Schonung der ganzen Classe. Findet sich der Pöbel deutlich in einem Stück betrogen, so wird ihm leicht Alles Betrug, zumal wenn er von höherer Kunst darin unterstützt wird*), und die Explosion ergreift alsdann leicht alle Religion und die Staatsverfassung selbst!

Diesen Artikel setze ich ohne Überschrift her, und hatte große Neigung, ihn: den Artikel ohne Überschrift zu nennen; nicht sowohl aus Mangel an Überschriften, als aus Unentschlossenheit, welchen ich wählen sollte unter der Menge. Der Artikel selbst ist kurz der: Herr Sneedorf**), der berühmte reisende dänische Gelehrte, fand in dem wohleingerichteten Tollhause zu Hohenheim im Würtenbergischen unter 38 Rasenden beiderlei Geschlechts, die sich darin befanden, 7, schreibe sieben Magister, die durch übertriebenen Fleiß in dieses Haus gerathen waren. Eine genaue Geschichte dieser sieben Weisen, wenn sie ohne Kränkung der Verwandten bekannt gemacht werden könnte, möchte wohl leicht ein wichtigerer Beitrag zur Geschichte der Philoso-

*) In dieser Absicht allein werden in Frankreich unzählige Blätter geschrieben. Wirklich läßt es sich kaum ohne Lächeln ansehen, wenn man in manchen deutschen Zeitungen diese Producte für den Augenblick so ernsthaft beurtheilt liest, als wären sie niedergelegt, den Preis oder wenigstens das Accessit vor dem Tribunal der reinen Staatskunst zu erhalten. Mir fällt immer dabei der bekannte Philosoph ein, der ein wider ihn verfertigtes Sinngedicht in Syllogismen auflöste und zeigte, daß es absurd sei. Die Folge war, man lachte nach wie vor bei dem Sinngedicht, und nun auch oben drein über die Syllogismen, und was der Mann einfach abhalten wollte, traf ihn nun doppelt. Anm. des Verf.

**) Briefe eines reisenden Dänen 1791. 92.

phie und der Anstrengung sein, als die von siebenmal sieben andern, die frei herumgehen. Toll zu werden ist ein Unglück, sowie es oft den glücklichsten Waghälsen in jedem Handel begegnen kann; aber wieviel ganz glückliche Waghälse gibt es nicht in der Welt, die vom Bankerot frei eine glückliche Nachkommenschaft hinterlassen? Die Bemerkung ist sehr gemein, daß eigentliches, zu Einer Absicht beschränktes Genie an Tollheit gränzt. Nullum magnum ingenium sine mixtura quadam *dementiae*, hat schon Seneca*) gesagt; und der gemeine Engländer sagt sprichwörtlich: Der Kerl ist zu dumm, um ein Narr zu werden.

(Götting. Taschenkalender 1798, S. 195 ff.)

Bitterer, aber gerechter Witz.

Zwei englische Anekdoten.

(a)

Die natürliche Tochter des Lord S...., ein Frauenzimmer von großer Schönheit, großem, von ihrer Mutter im Dienst erworbenem Vermögen, aber, welches Schade war, sehr großer Eitelkeit, wurde, wie leicht zu ermessen ist, fast täglich von Freiern angegangen. Sie wies sie sämmtlich ab, und zwar, wie man mit Recht glaubt, bloß um mit diesen Triumphen in Gesellschaft prangen zu können. Eines Tages hatten sich wiederum zwei gemeldet, die sie, weil es Personen von Rang und Familie gewesen waren, wenigstens fürs Erste in Ungewißheit ließ. Gleich darauf ging sie in eine Gesellschaft, wo sie den Vorfall sogleich wieder erzählte, und am Ende mit vieler Äußerung von Eitelkeit und sichtbarer Erhebung über ihre sittsameren aber von allen Freiern unbesuchten Freundinnen fragte: Sagen Sie, was soll ich nun thun? Soll ich heirathen oder nicht? — Folgen Sie meinem Rath, erwiederte eine Dame, welcher diese Prahlereien endlich uner-

*) L. An. Seneca, de tranquillitate animi, c. 15. führt dieß als Äußerung von *Aristoteles* an.

träglich geworden waren, machen Sie es wie Ihre Frau Mutter, und heirathen Sie niemals. Diese zweischneidige Replik, die auf uneheliche Geburt und künftiges Maitressengewerbe zugleich hinwies, soll die gute Folge gehabt haben, daß man nie mehr von Freiern sprach, ja man soll sogar von Stund an bescheiden und artig geworden sein.

(b)

Folgende Replik des Lord Chesterfield, bekanntlich zu seiner Zeit eines der witzigsten Köpfe Englands, gehört nicht ganz unter diese Rubrik; witzig ist sie zwar, auch gerecht, aber, alle Umstände zusammen genommen, nicht bitter. Sie wurde einer Dame gegeben, und so sehr der Lord auch das schöne Geschlecht in seinen Briefen herabgesetzt hat, so war er doch viel zu galant, um irgend einer Dame eine Bitterkeit ins Gesicht zu sagen. — Eine unverheirathete Dame von Stande, die auch als Schriftstellerin bekannt ist, deren Name mir aber jetzt nicht beifällt, verband mit vielem Witz, großer Lebhaftigkeit und einer gewissen Art von Leichtsinn in ihren Einfällen, nichts desto weniger eine strenge Tugend und exemplarische Reinheit des Lebens. Das wußte Jedermann. Diese wurde öfters sogar in öffentlichen Blättern um so mehr mitgenommen, je weniger sie selbst zuweilen zurückhaltend mit ihrer Satyre war, und jemehr die Schriftsteller, die gar die Absicht nicht hatten ihr zu schaden, überzeugt waren, daß sie ihr nicht einmal schaden konnten. Eines Tages kam sie in großer Eile zu Lord Chesterfield, ihrem Freunde, und sagte: Denken Sie ums Himmels willen, Mylord, was die Schelmen da wieder gemacht haben. Da stehet in der Zeitung, ich wäre gestern mit Zwillingen niedergekommen. — In was für einer Zeitung? fragte der Lord. — In der Morgenpost, war die Antwort. O wenn es weiter nichts ist, versetzte Chesterfield tröstend, von den Neuigkeiten dieses Lügenblatts glaube ich immer nur die Hälfte. — Schade freilich, daß das, was die Zeitung der Dame aufgebürdet hatte, eine Last war, deren Hälfte die Schultern nicht um ein Haar weniger drückt, als die ganze.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 191 — 193).

Gelehrte Diebstähle.

Lessing soll gesagt haben: das müsse ein elender Schriftsteller sein, der nicht zuweilen etwas borge. Nun das mag gelten, wenn nur die Interessen bezahlt werden, durch leichte Entrichtung von etwas Erkenntlichkeit gegen den Eigenthümer, an einem andern Ort und bei einer andern Gelegenheit. Allein wer sollte glauben, daß Voltaire, der Alles, was er berührte, in Verse verwandelte, einen der schönsten und bedeutungsvollsten Verse der ganzen Henriade so ganz unverwandelt und ohne Schein von Erkenntlichkeit sollte geraubt haben, und noch dazu den zweiten vom Anfang des ganzen Gedichts?

Je chante le Héros, qui régna sur la France,
Et par droit de conquéte et par droit de naissance.

Dieser zweite Vers steht Wort für Wort, in einem 1661 zu Paris gedruckten Gedichte des Abbé Cassagnes: *Henry* le grand au Roi, Poëme. In diesem Gedichte wird der große Heinrich Ludwig den XIV. anredend eingeführt:

Lorsqu' après cent combats, je posseday la France
Et par droit de conquest, et par droit de naissance.

Aus Erkenntlichkeit merken wir an, daß wir diese ganze Bemerkung dem Herrn von Bar abgeborgt haben (Babioles litteraires T. V. p. 73). Allein über Alles gehen die Plünderungen — ach! des armen Yorick! In den *Manchester Memoirs* Vol. IV. P. 1. befindet sich ein Aufsatz eines gewissen Herrn Ferriar, der überschrieben ist: *Comments on Sterne*, worin eben so gründlich als bescheiden und unwidersprechlich dargethan wird, daß Lorenz Sterne einer der größten Plagiatoren der neuern Zeit war. Aus *Burton's**) *anatomy of Melancholy* hat er ganze Stellen, nicht bloß nach den Regeln einer erlaubten imitationis *virilis* verschmolzen, sondern periodenweise wörtlich abgeschrieben, in seinen Tristram übergetragen. Yorick zog einst eine Nessel aus, die auf Lorenzo's Grabe gewachsen

---

*) Robert Burton, Prediger zu Oxford: geb. zu Lindley 1576, gest. 1639. Der moderne Demokrit genannt. Sein angezogenes Werk erschien 1624.

war, das kostete keine Mühe. Wer wird das Pflänzchen losreißen, das ihm Ferriar *) auf das seinige gepflanzt hat? — Verdiente nicht Burton's Buch unter uns bekannter zu werden?

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 212 ff.)

Mechanische Theorie des Kusses, nach Hrn. Hofr. v. Kempelen **).

Ohne über die Fertigkeit unserer Leser in der Kunst, praktisch richtig zu küssen, den mindesten Zweifel zu hegen, haben wir doch geglaubt, ein nützliches Werk zu unternehmen, wenn wir sie mit dem Wesentlichen der mechanischen Theorie dieser lästigen Operation bekannt machten. Sie werden finden, daß,

---

*) John Ferrier, Arzt zu Manchester. Die berliner Monatsschrift vom Jahr 1795, Februar, enthält einen Aufsatz Nicolai's über die Quellen, woraus Sterne schöpfte.

**) S. Wolfg. von Kempelen †) Mechanismus der menschlichen Sprache, nebst der Beschreibung seiner Sprachmaschine. Wien 1797. Eine Schrift, voll der trefflichsten Bemerkungen, die aber, ich weiß nicht warum, nicht so sehr bekannt geworden ist, als sie es verdiente. Vielleicht hat die vorläufig allzu bekannte Schachspielergeschichte dem Verfasser etwas geschadet. Ein solcher Schluß aber wäre hier eben so ungerecht als übereilt. Der Verfasser war ein Freund des unvergeßlichen v. Born ††), mit dessen wohl gerathenem Bildnisse die Schrift geziert ist. Daß er auch von Seiten seiner Kenntnisse ein würdiger Freund desselben war, bezeugt das Werk selbst hinreichend.
Anm. des Verfassers.

†) Wolfgang von Kempelen, mechanischer Künstler. Wirklicher K. K. Hofr. in Wien, gest. 1804 im 71ten Jahre. Erfinder der Schachmaschine (1771) und der Sprachmaschine (1778).

††) Ignaz Edler von Born, Naturforscher. Geb. zu Karlsburg in Siebenbürgen 1772. Bergrath in Prag, Hofrath in Wien; gest. 1791. Verfasser des bekannten Specimen Monachologiae methodo Linnaeana.

so wie eine gründliche Kenntniß der Muskeln der Beine, Arme und des Halses, dem Tänzer und die der Hand und Finger dem Clavierspieler unendlichen Vortheil gewährt, so auch selbst der praktische Kuß Vieles von der damit verbundenen Schwierigkeit verliert, wenn man gründlich weiß, wie natürlich Alles dabei zugeht:

„Das Küssen, sagt Hr. v. Kempelen, ist eine nicht gleichgültige Verrichtung der Lippen Wie man küßt, weiß der ganze Erdboden, aber wie der dem Ohre so willkommene Laut dabei entsteht, daran dürfte wohl ein groser Theil nie gedacht haben. Wenn es ein freundschaftlicher, hellklatschender Herzenskuß sein soll, so zieht man die Lippen in eine runde Form, wie wenn man einen Kirschenkern aus dem Munde herausstoßen wollte, und drückt sie auf den Gegenstand, den man küssen will, fest auf, dadurch werden die Ränder des runden Lochs so verdrückt, daß sie sich ganz an einander schließen und keine Öffnung bleibt. Man verweilet in dieser Lage eine kurze Zeit, und bestrebt sich während derselben die Lippen auseinander zu ziehen, weil aber der Druck, mit dem sie durch den vordetn Theil der Kiefern auf den zu küssenden Gegenstand aufgepreßt sind, zu stark ist, so lassen sie sich nicht von der Stelle bewegen, zugleich zieht man den Athem stark an sich. Wenn man nun aus dieser Lage mit dem Kopfe jähe zurückfährt, und dadurch den Mund von seinem Gegenstande losreißt, so fahren die schon vorhin durch das obige Bestreben angespannten und nun des Drucks auf einmal entledigten Lippen auseinander, und die Luft fährt mit einem lauten Schnalzen zum Munde hinein. Noch ist dabei zu merken, daß auch der geküßte Gegenstand zu dem lautern Schallen beiträgt, weil er in dem Augenblicke, wenn unsere Lippen von einander abspringen, noch nicht weit genug entfernt ist, folglich der eindringenden Kraft noch im Wege steht, so, daß sie sich zwischen dem küssenden und geküßten Körper durchzwängen muß, welches dem Schalle eine noch größere Lebhaftigkeit gibt. Man versuche es, einen Kuß ohne Gegenstand (!) in die freie Luft hinzuwerfen, man wird da zwar auch einen Schall hören, aber er wird nie so lebhaft und hellklatschend sein, wie jener. — Bei dem leisen Küssen ist nur der Unterschied, daß man da die Lippen nicht so fest auf seinen Gegenstand drückt,

und den Athen nicht so gewaltig an sich zieht. Zuweilen fährt man auch hierbei mit dem Kopfe nicht zurück, sondern bleibt mit den Lippen angeschlossen, zieht sie aber etwas von einander, und läßt die Luft auf beiden Seiten eindringen. In welchen Fällen dann auch der Schall nicht mehr so laut ist. — Noch eine Art des Küssens ist, wenn man die Lippen nicht sorgfältig schließt, sondern den offenen Mund auf seinen Gegenstand hinhält. Da wird beim Einziehen der Luft die Haut des Andern wie mit einem Schröpfköpfchen aufgezogen, und wenn man sie auf einmal fahren läßt, so bleibt nicht selten ein nasser Fleck zurück. Allein dieses ist vielmehr ein ekelhafter Schmatz, als ein Kuß, und sein Laut ist eben so unangenehm als dumpf und wässerig. [Ist daher auch bei uns nur noch auf Schützenhöfen gebräuchlich.]





